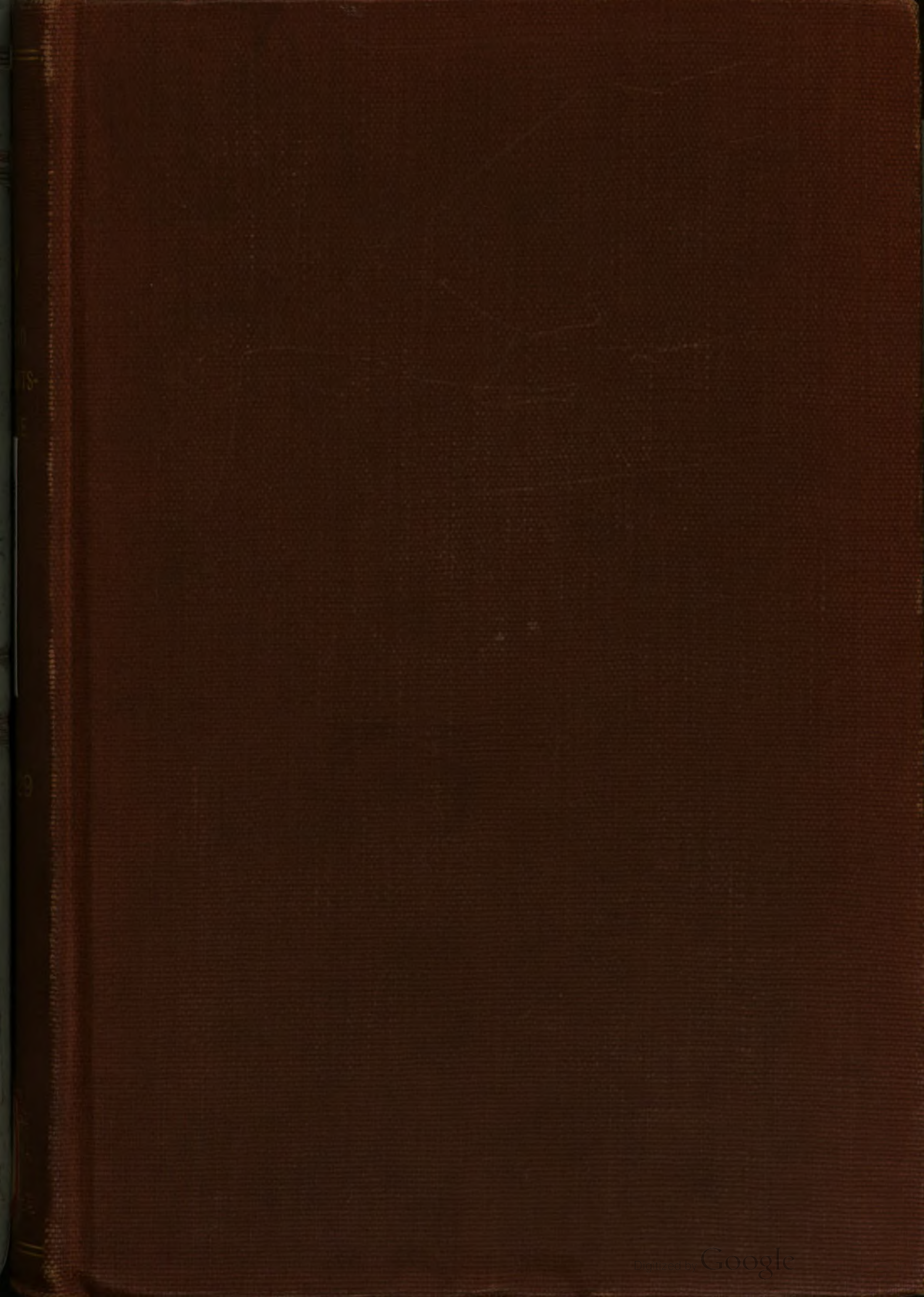
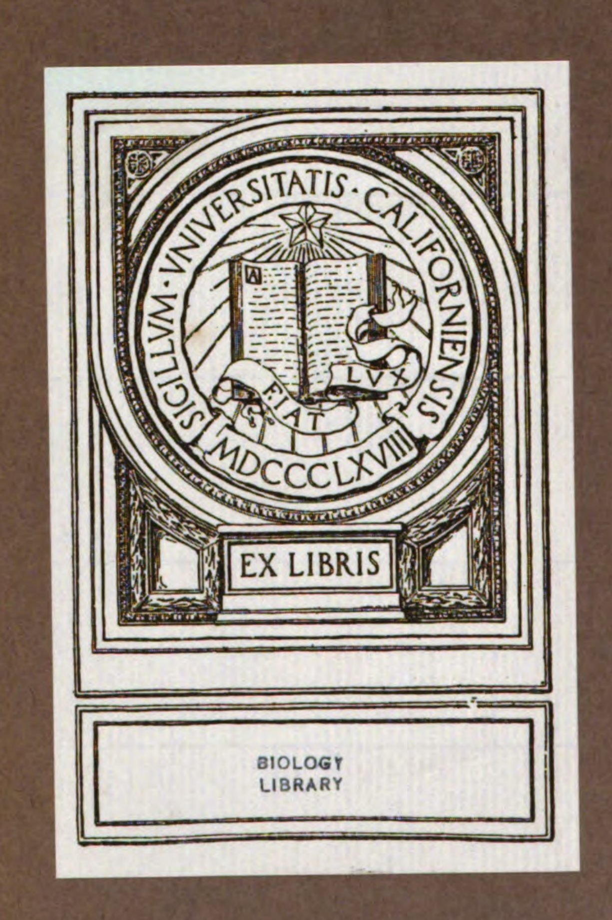
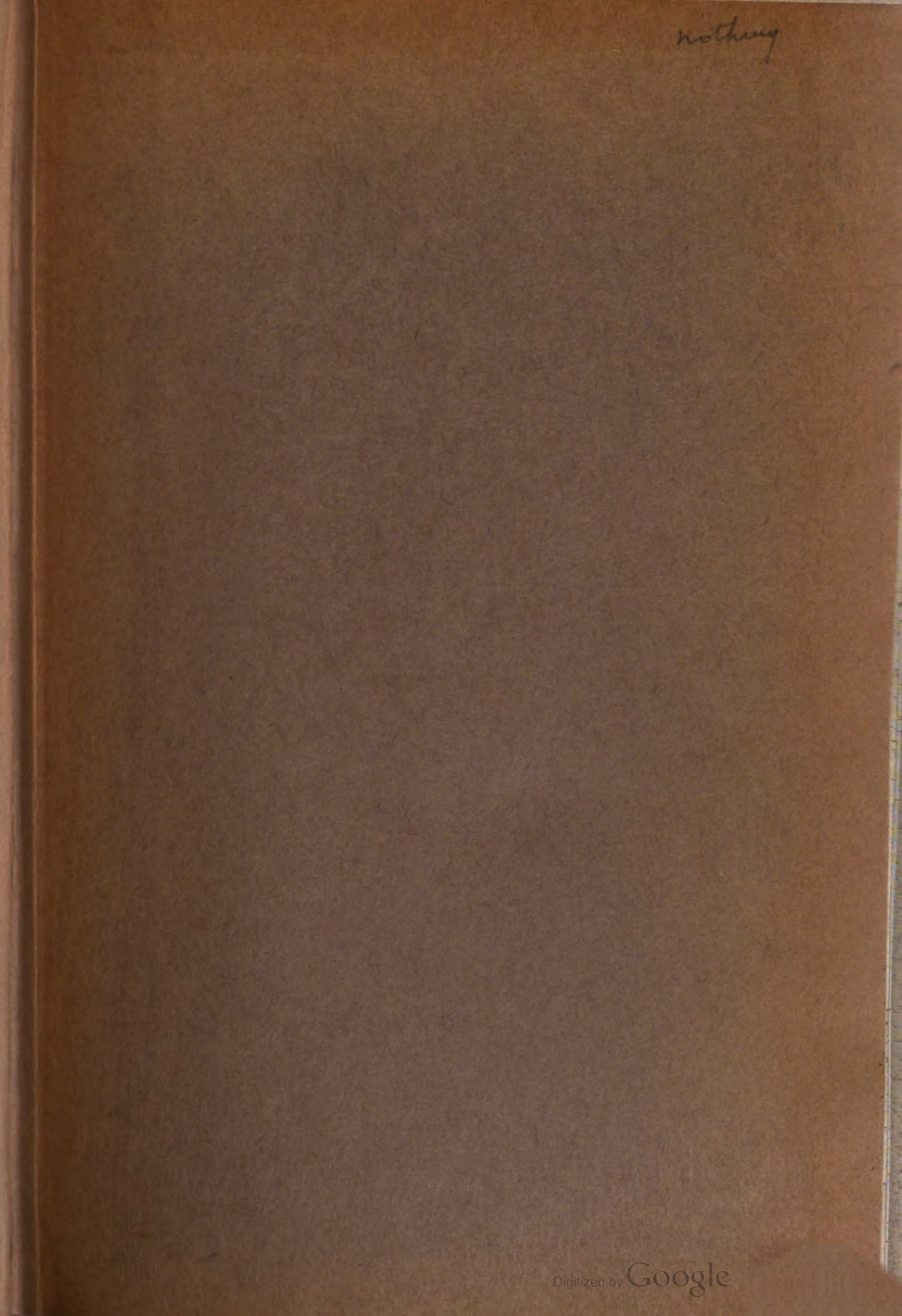

Google




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


nothing

ARCHIV FÜR
RASSEN- UND GESELLSCHAFTS-BIOLOGIE
EINSCHLIESSLICH RASSEN- UND GESELLSCHAFTS-HYGIENE

21. BAND 1929

ARCHIV FÜR RASSEN- UND GESELLSCHAFTS-BIOLOGIE

einschließlich Rassen- und Gesellschaftshygiene

Zeitschrift

für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre

Wissenschaftliches Organ der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

Herausgegeben von

Dr. med. A. Ploetz

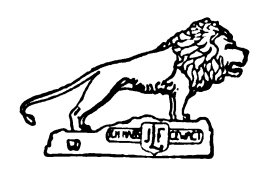
in Verbindung mit Dr. med. Agnes Bluhm, Professor der Anthropologie Dr. E. Fischer, Professor der Rassenhygiene Dr. F. Lenz, Dr. jur. A. Nordenholz, Professor der Zoologie Dr. L. Plate und Professor der Psychiatrie Dr. E. Rüdin

Schriftleitung

Dr. Alfred Ploetz und Prof. Dr. Fritz Lenz

Herrsching bei München

21. Band



J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN 1929

INHALTSVERZEICHNIS

21. BAND

Erstes Heft.

Abhandlungen.

Kleinere Mitteilungen.

Kritische Besprechungen und Referate.

Notizen.

Zweites Heft.

Abhandlungen.

Kritische Besprechungen und Referate.

Notizen.

Diskussionen und Erklärungen.

Drittes Heft.

Abhandlungen.

Kleinere Mitteilungen.

Kritische Besprechungen und Referate.

Notizen.

Viertes Heft.

Abhandlungen.

Kleinere Mitteilungen.

Kritische Besprechungen und Referate.

Notizen.

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE

21. Band

Zeitschrift
für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

1. Heft

Wissenschaftliches Organ der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

Herausgegeben von
Dr. med. A. PLOETZ in Verbindung mit Dr. AGNES BLUHM, Professor der Anthropologie Dr. EUGEN FISCHER, Professor der Rassenhygiene Dr. F. LENZ, Dr. jur. A. NORDENHOLZ, Prof. der Zoologie Dr. L. PLATE und Professor der Psychiatrie Dr. E. RÜDIN

Schriftleitung
Dr. ALFRED PLOETZ und
Prof. Dr. FRITZ LENZ in Herrsching bei München



J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN

Ausgegeben 1. Dezember 1928

INHALTSVERZEICHNIS:

Tafel 1



Abb. 1. Der Alte vom Boronjig Creek.
Typischer Groß-Andamanese. Nr. 1467/3050

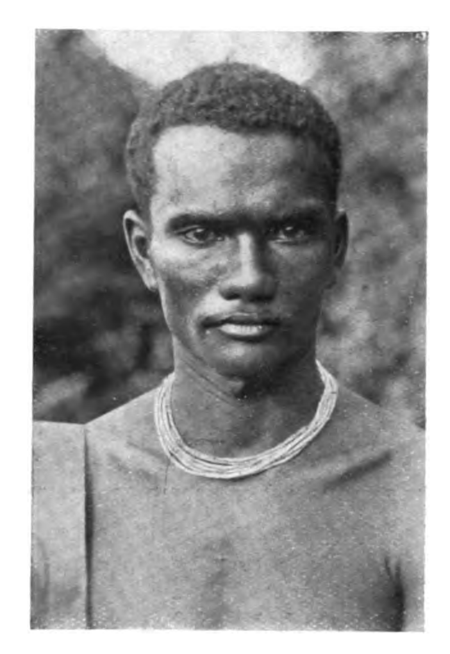


Abb. 2. Loka, der letzte Bálava.
Inder-Mischling. Nr. 1348/2684



Abb. 3. Frau von Stewart Island.
Birmanen-Mischling. Nr. 1488/3120



Abb. 4. Die 3 Kinder in Sound Island:
Inder-Mischling, Negrito, Birmanen-Mischling

Zur Arbeit v. Eickstedt: Ueber das Aussterben der Negritos auf den Andamanen

J. F. Lehmanns Verlag, München

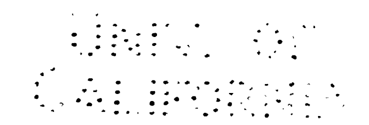


Abb. 5. Das „Andamanese Home"



Abb. 6. Hütten und Weiber von Sound Island

Zur Arbeit v. Eickstedt: Ueber das Aussterben der Negritos auf den Andamanen



Ueber das Aussterben der Negritos auf den Andamanen.

(Mitteilung von der Deutschen Indien-Expedition.)

Von Dr. Egon Freiherrn von Eickstedt.

(Mit 2 Tafeln.)

Die Negrito-Bevölkerung der Andamanen-Inseln zwischen Birma und Indonesien zerfällt sprachlich und kulturell in zwei Hauptgruppen: die groß- und die klein-andamanesischen Stämme. Erstere leben oder, richtiger gesagt, lebten auf der eng beieinanderliegenden Inselkette von Groß-Andaman, die letzteren haben ihre Fischfang- und Jagdgebiete auf der abseits im Süden gelegenen und fast noch unbekannten Insel von Klein-Andaman sowie auf einigen benachbarten Eilanden.

Diese Stämme waren alle bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts schroff fremdenfeindlich, ja noch heute ist es nicht möglich, sich in die Nähe der Jaravas auf North Sentinel Island oder in Süd-Andaman zu begeben, und auch Klein-Andaman gilt zumindest noch als sehr unsicher, nachdem die letzte vor Jahrzehnten stattgefundene Landung wieder einen Mordversuch von seiten der eingeborenen Ongis zur Folge hatte. Teils durch dieses Verhalten, teils durch die große Entlegenheit der kleinen Inselkette entstand eine rassische Isolierung der Andamanesen, die gleich bemerkenswert in ihrer langen Dauer wie durch ihre Vollständigkeit ist, und die dieser primitiven, zwerghaften, einst über große Teile Süd-Asiens verbreiteten Restbevölkerung eine besondere Bedeutung für das Studium rassebildender und rasseabwandelnder Faktoren zuweist.

Bisher lag nur sehr spärliches anthropologisches Material vor. War doch bis vor kurzem das Betreten der Inseln mit der britisch-indischen Strafsiedlung überhaupt verboten. Obwohl gehindert durch das stürmische Wetter des Nordost-Monsuns und das ablehnende Verhalten des obersten Regierungsvertreters — der einzige Fall dieser Art auf unseren Reisen — konnte die Expedition doch unter den Groß-Andamanesen auf Nord-, Süd- und Mittel-Andaman arbeiten und neben rassen- und völkerkundlichen Untersuchungen die Lebensbedingungen dieser Restgruppen studieren sowie endlich auch Klein-Andaman besuchen. So war diesmal ein Anthropologe der erste europäische Forscher, der diese Insel betreten hat. Gearbeitet haben wir besonders im Süden an der sogenannten Westbucht, deren

allerdings falsche Konturen die meisten Karten erkennen lassen, dann an der Nordspitze und schließlich an einem Creek der zweiten Bucht im Nordosten. Zum Andenken an den Leipziger Gelehrten, dem die Expedition ihre Verwirklichung verdankt, haben wir sie als Weule-Bucht und Weule-Creek bezeichnet.

Weiterhin siedelten wir einige Wochen lang in einem Lager der klein-andamanesischen Ongis auf Rutland, also unter Negritos, die noch so gut wie frei von fremden Einflüssen sind, und deren Lebensweise und Lebensbedingungen wir, nachdem gleich anfangs die Polizeibedeckung weggeschickt worden war, ungestört und eingehend beobachten konnten. Als Gesamtergebnis unserer Untersuchungen liegen 706 photographische Aufnahmen und die unter phylogenetisch-deskriptiven und sexual-vergleichenden Gesichtspunkten gewonnenen Körpermessungen von 145 Individuen vor. Dazu treten neben Statistiken, Stammbäumen und Blutuntersuchungen eine anthropologische Sammlung mit Haarproben, Schädeln u. dgl. sowie eine ethnographische Sammlung, die in 204 Nummern u. a. ein vollständiges Bild der Kultur der Klein-Andamanesen gibt. Ueber die gautypischen und rassischen Unterschiede der andamanesischen Negritos sowie über verschiedene ihrer somatischen Besonderheiten, wie Steatopygie, Pfefferkornhaar, geringe Faltenbildung u. dgl. finden sich einige nähere Mitteilungen im Anthropologischen Bericht*).

Der stärkste Eindruck, den wir im Laufe unserer Reisen und Untersuchungen gewannen, ist zweifellos die Tatsache des erschütternd raschen Aussterbens dieser altertümlichen und für den Anthropologen ebenso interessanten wie ehrwürdigen Menschheitsschicht. Als Port Blair 1858 gegründet wurde, lebten auf Groß-Andaman jedenfalls einige tausend Negritos, schon um die Jahrhundertwende waren es nur noch wenige hundert, heute gibt es bestenfalls 70 oder 80 Erwachsene mit 2 oder 3 Dutzend Kindern, von denen noch dazu etwa die Hälfte Mischlinge sind. Sie leben in halbnomadischen Gruppen weitverstreut an den Küsten und Creeks der zahllosen kleinen, dschungelbedeckten Inseln und halten sich unheilvollerweise oft in der Nähe der Forstlager auf, wo von indischen und birmanischen Sträflingen Nutzholz geschlagen und abtransportiert wird.

Am Boronjig-Creek unweit Long Island auf Mittel-Andaman traf ich erstmalig auf eine solche Restsiedlung. Sie bestand aus drei alten Frauen und einem alten Mann (Abb. 1) — kein einziges Kind war vorhanden. Weiter im Norden, auf der Sound-Insel am Stewart Sound leben noch fünf Andamanesen-Familien. Sie hausen in schmutzigen, halbverschlossenen Hütten (Abb. 6), die vor allem billigen europäischen Hausrat aufweisen, und die gesamte Kinderzahl besteht aus drei Buben: einem Inder-

*) Die Negritos der Andamanen. (IV. Anthropol. Bericht der Deutschen Indien-Expedition), Anthropol. Anz., V, 1928.



Mischling, einem Birmanen-Mischling und einem anscheinend noch reinrassigen Negrito (Abb. 4). Gegenüber, im Forstlager auf der Stewart-Insel, leben gleichfalls vier Familien in einer großen Hütte birmanischen Stils. Wie wir kamen, waren die Männer auf Jagd und die in schmutzige Tücher gekleideten Weiber mußten aus den Hütten der Sträflinge herausgeholt werden. Auch hier sind zwei von den Weibern (vgl. Abb. 3) und zwei von den vier Kindern schon Birmanen-Mischlinge. Es liegt bei diesen Verhältnissen auf der Hand, daß die (1878 erstmalig durch einen Sträfling eingeschleppte) Syphilis weitverbreitet ist. Noch mehr Opfer aber erfordert die auch als ihre Folgeerscheinung auftretende Tuberkulose, der — wie bei den Weddas**) — das Wohnen in lichtarmen Hütten und das ungewohnte Tragen schmutziger Kleider Vorschub leistet.

So ist der endgültige Niedergang der Rasse in allerkürzester Zeit zu erwarten. Schon sind die Kol völlig verschwunden. Ebenso sind die Bea ausgestorben. Das Skelett des letzten Bea konnte noch von mir gehoben werden. Einst war dieser Stamm der mächtigste und zahlreichste in Süd-Andaman. Von den Bálava leben noch zwei Individuen, beide sind Inder-Mischlinge: der spitzbübische Loka (Abb. 2) und sein Adoptivsohn, dessen Herkunft überhaupt fraglich ist. Zwischen Rutland und Süd-Andaman treiben noch einige Andamanesen Schildkrötenfang für einen indischen Kontraktor, der sich auch mit Opium und Alkohol dankbar zu erweisen weiß, obwohl beides von der Regierung verboten ist. Diese vier Familien besitzen ein einziges Kind, ein kleines, mit Abszessen bedecktes Mischlingsmädchen. Betrug der Niedergang der Rasse in der ersten Dekade unseres Jahrhunderts etwa 27 %, und steigerte er sich in der folgenden auf 54 %, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der unheilvolle Prozeß mit entsprechend zunehmender Schnelligkeit fortschreiten wird und wir in ein bis zwei Jahrzehnten nur noch eine Handvoll verseuchter Mischlinge als letzte Vertreter der groß-andamanesischen Stämme vor uns haben werden.

Was sind nun die Ursachen dieses rapiden Aussterbens? Zwei Hauptgründe lassen sich dafür anführen. Einmal die Berührung mit den Strafgefangenen, die Syphilis, Opium, Demoralisierung brachte und auf die auch jene furchtbare Masernepidemie von 1877 zurückzuführen ist, von der unter den vorliegenden Verhältnissen ein Erholen nicht mehr möglich war. Sodann die Fehler der Regierung, besonders das Verteilen von Kleidern und Geschenken, und schließlich das sogenannte Andamanese Home (Abb. 5) überhaupt, das geradezu zur Einfallspforte für alle rassenschädigenden Einflüsse wurde. All das soll in seinen weiteren Zusammenhängen und Ursachen aber später ausführlich dargelegt werden.

**) Vgl. von Eickstedt, E.: Sterbendes Urwaldvolk, „Völkerkunde" (Wien) 1927; Rassengeschichte einer singhalesich-weddaischen Adelsfamilie, Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1927, sowie den ersten anthropologischen und ethnographischen Reisebericht im Anthropol. und Ethnol. Anz. 1927.

Auf einen Punkt von besonderem Interesse sei jedoch hier noch hingewiesen: die Klein-Andamanesen, d. h. die Ongis und Jaravas, sind vorläufig von dem Vernichtungsprozeß ausgenommen. Die Ongis werden allerdings sehr bald dem Todesreigen angeschlossen sein. Sie kommen nach Rutland, an und in die Lager der Strafgefangenen, und sie nehmen Geschenke an. Sie sind auch ohnehin schon sehr kinderarm. Und ein größeres Verhängnis naht: auf Klein-Andaman fand sich Nutzholz. Eine Faktorei mit fremden Kulis ist in Kürze zu erwarten. Dann ist bestenfalls noch mit dem Dahinvegetieren einer Generation zu rechnen. Bleiben die Jaravas. Ihr Fall ist besonders bemerkenswert. Sie sind die Todfeinde des Settlements, das noch heute mit ihnen die kleine Süd-Insel teilen muß. Niemand darf ihr Gebiet betreten, jeder Fremde, dessen sie ansichtig werden, wird sofort mit ihren weitreichenden Pfeilen erschossen. Dieser winzige Volksstamm ist vielleicht der erbittertste und hartnäckigste Feind, den die sogenannte Zivilisation je gehabt hat, er bekämpft sie rücksichtslos und ohne Unterbrechung und wird von ihr rücksichtslos und ohne Unterbrechung wiederbekämpft. Kol und Bea, die mit den Fremden Freundschaft hielten, starben aus, in kürzester Zeit werden die übrigen Groß-Andamanesen verschwunden sein, aber die Jaravas, von denen man bis zum heutigen Tage nicht einmal den richtigen Stammesnamen kennt, die bei jeder Gelegenheit niedergemetzelt und erst kürzlich um etwa ein Drittel ihrer Kopfzahl reduziert wurden, sind noch heute ein gesunder, lebenskräftiger Stamm, der sein altes, vor langer Zeit erobertes Siedlungsgebiet voll bewahrt hat. So bringen selbst erbittertste Feindschaft und dauernde Fehde mit der Zivilisation bei einem kleinen Stamm von vermutlich kaum 100 Köpfen nicht das unglückliche Endresultat zuwege, das freundschaftlicher Verkehr bei größeren Stämmen in wenigen Jahrzehnten zur Folge hat.

Die einzige Möglichkeit, um auch für die Zukunft einen kleinen Bruchteil der Negritos am Leben zu erhalten, wäre die Schaffung eines Reservats für die Ongis, mit gleichzeitiger Unterbindung aller schädlichen Beziehungen nach außen, also gewissermaßen eine Art Naturschutzpark. Jedem Gebildeten ist der Gedanke des Schutzes seltener Pflanzen und Tiere vertraut. In viel höherem Maße aber beanspruchen alte Rassenschichten, denen die moderne Entwicklung Lebensspielraum und Lebensmöglichkeit nimmt, das allgemeine Interesse und den Schutz der Kulturvölker. Es besteht jetzt hierfür gewiß die letzte Möglichkeit.

Die Bedeutung der Rasse für die neuzeitliche Volkswirtschaft.

Von Wilhelm Laier, Bayreuth.

I. Abschnitt.

Grundlegende Vorbemerkungen.

1. Aufgabe und Methode.

A. Aufgabe.

Zu den natürlichen Grundlagen der Volkswirtschaft wird die natürliche Veranlagung der Bevölkerung gezählt. Trotz seiner offenbaren Bedeutung hat dieses Gebiet der Volkswirtschaftslehre von sozialökonomischer Seite noch wenig Bearbeitung gefunden. An eingehenden Untersuchungen des Gesamtproblems fehlt es fast ganz (1). Größere volkswirtschaftliche Hand- und Lehrbücher, besonders solche der Vorkriegszeit, bringen zwar kurze Hinweise auf anthropologische Zusammenhänge, zeigen dabei aber eine Uneinheitlichkeit wie auf fast keinem anderen Gebiete der Sozialökonomie.

Große Zurückhaltung gegenüber neuen Theorien ist eine Grundbedingung für ein gefestigtes Lehrgebäude. Diese Zurückhaltung darf aber nicht für alle Teile der Sozialökonomie in gleicher Weise gelten. Zum weiteren Ausbau ist gerade bei der Volkswirtschaftslehre ständige Fühlungnahme mit allen verwandten Gebieten der Wirklichkeit und der Wissenschaft nötig.

Durch die Beschränkung auf Kernprobleme der Sozialökonomie ist in den letzten Jahren die Bearbeitung der sozialökonomischen Grenzgebiete zurückgetreten. Gerade in dieser Zeit hat aber die Erkenntnis vom Wesen der menschlichen Naturanlagen manche Fortschritte gemacht. So erscheint es wissenschaftlich berechtigt, diese neuen Erkenntnisse hinsichtlich ihrer sozialökonomischen Verwertbarkeit einer Prüfung zu unterziehen. Noch ein anderer Umstand ist es jedoch, der zu einer Bearbeitung dieser Probleme ermutigt.

Die Sozialökonomie empfängt neue Anregungen nicht nur durch die Entwicklung der Wissenschaft, sondern auch durch die Anforderungen des Wirtschaftslebens. Es ist die schönste Aufgabe der sozialökonomischen Wissenschaft, eine Insel der Wahrheit zu bilden in der Flut der im Wirtschaftsleben so jäh aufeinanderprallenden Interessengegensätze. Solche Wahrheit tut aber vor allem not, wo Mißverständnisse entstehen hinsicht-

lich der ureigensten Persönlichkeit des Menschen, seiner natürlichen Veranlagung. Der Kampf um die Seele des Arbeiters erfordert gewissenhaftes Eingehen auf seine Eigenart, mehr denn je bedürfen wir einer sorgfältigen Begabtenauslese und Qualitätsverbesserung der Bevölkerung, Rassenprobleme verschiedener Art beunruhigen das wirtschaftliche Leben. Schon diese Fragen zeigen, daß es sich hier um Dinge handelt, die für die Gegenwart von höchstem Interesse geworden sind. Gewiß wird eine Untersuchung dieser Zusammenhänge nach unserem heutigen Wissensstand keine überraschenden Resultate zutage fördern können. Aber schon eine negative Antwort wird in manchen Fällen nicht bedeutungslos sein, in anderen eröffnen sich wenigstens Möglichkeiten und Ausblicke. Auch diese sind wichtig, um vor Irrwegen in der Praxis zu bewahren. So darf es wohl, auch bei noch unvollkommenem Stande der in Frage kommenden Grenzwissenschaften, als nicht ganz zwecklos betrachtet werden, wenn in dieser Abhandlung einige mit der natürlichen Veranlagung der Bevölkerung zusammenhängende, volkswirtschaftlich relevante Probleme etwas näher untersucht werden.

Außerhalb des modernen europäischen Wirtschaftssystems liegende sozialökonomische Beziehungen der geschichtslosen Völker zu bearbeiten, hat die Ethnologie übernommen (2), der Sozialökonomie bleibt es überlassen, sich mit der Einstellung aller Rassen und Bevölkerungsgruppen auf das moderne europäische Wirtschaftssystem zu beschäftigen.

Aufgabe dieser Abhandlung soll es also sein, die Bedeutung der natürlichen Veranlagung der Bevölkerung in der modernen Wirtschaft zu erörtern. Dazu gehört neben einem Vergleich verschiedenartiger wirtschaftlicher Begabungen vor allem auch die Abgrenzung des Anlagenfaktors gegenüber den Umweltfaktoren (einschließlich der Wirtschaftsordnung). Es wird ferner zu prüfen sein, inwieweit durch die moderne Volkswirtschaft eine Einwirkung auf die Veranlagung der Bevölkerung erfolgt, die dann wieder auf die Wirtschaft zurückwirkt.

B. Methode.

Wenn gerade manche besonders produktive Nationalökonomen in der Behandlung unseres Problems große Zurückhaltung zeigten, so konnte der Grund dazu nur sein, daß die Klärung der Zusammenhänge sich nicht allein auf sozialökonomischem Arbeitsfeld herbeiführen ließ. Die Fäden der Erkenntnis greifen hier in das Gebiet der Naturwissenschaften über, insbesondere der Biologie und Anthropologie. Erscheint es somit eigentlich ganz klar, daß wir des Beistands dieser Wissenschaften bei Entwirrung der Zusammenhänge bedürfen, so haben es doch manche Nationalökonomen und Soziologen (3) vorgezogen, scheinbar selbständig vorzugehen. Allerdings nur scheinbar, denn wenn sie Rassen usw. unterscheiden, dann sind eben doch gewisse außerökonomische

Vorstellungen vorhanden, bei denen aber die erhöhte Gefahr von Mißverständnissen und subjektiven Färbungen besteht. Vor allem fehlt ihnen jeder Anhaltspunkt zur Auslösung des Anlagenfaktors aus der kulturellen und sozialen Verknüpfung. Rassenmischungen werden ohne naturwissenschaftliche Grundlage nur zu leicht übersehen. Dagegen lenken die Aufmerksamkeit des Beobachters Sprach- und Volksgemeinschaften auf sich, die mit der natürlichen Veranlagung nur in mittelbarem Zusammenhang stehen (4).

Solche Fehler sollen hier vermieden werden. Wenn wir deshalb biologische und anthropologische Forschungsergebnisse als Ausgangspunkt für unsere Deduktionen nehmen, so brauchen wir darum noch nicht deren absolute Richtigkeit anzuerkennen. Sie dürfen für uns vielmehr zunächst nur Arbeitshypothesen sein, die der Bestätigung in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Wirklichkeit bedürfen. In diesem Bewußtsein halten wir bei Biologie und Anthropologie nach verwertbaren Forschungsergebnissen Umschau.

2. Aus der Dogmengeschichte: Einwirkungen der Naturwissenschaften auf die Sozialökonomie.

Die Einflußnahme der Naturwissenschaften auf die Sozialökonomie läßt sich in drei ineinander übergreifende Abschnitte einteilen, die sich mit folgenden Stichworten kennzeichnen lassen: 1. der Sozialdarwinismus, 2. die spekulative Rassensoziologie, 3. die Rassenhygiene und moderne Sozialanthropologie.

ad 1. Darwinistische Gedankengänge brachte zuerst Herbert Spencer (5) in die Nationalökonomie hinein, indem er den Kampf ums Dasein in der Tierwelt zum Konkurrenzkampf im menschlichen Gesellschaftsleben in Beziehung brachte. Stärkeren Einfluß als diese Lehre gewinnt jedoch in den Gesellschaftswissenschaften zunächst das eigentümliche Bestreben Spencers, eine Analogie zwischen individuellem und sozialem Organismus festzustellen. Glaubte Spencer an eine wirkliche Analogie, so wurde diese von Schäffle (6) nur zur besseren Veranschaulichung sozialer Zusammenhänge benutzt, was zu manchen Mißverständnissen geführt hat (7). Während der Organizismus sich bald überlebte, konnte sich die Lehre vom Kampf ums Dasein länger in ihrer übertriebenen Form halten. Hier ist vor allem Otto Ammon (8) zu nennen, der den modernen Konkurrenzkampf als eine Einrichtung zur Auslese der Besten zu rechtfertigen sucht. Ihm wie auch dem vorsichtigeren Schallmayer (9) ist Tönnies (10) in eingehender Kritik entgegengetreten. Im Zusammenhang mit Ammons „naturwissenschaftlicher Gesellschaftslehre" und dem später nochmals zu erwähnenden Jenenser Preisausschreiben von 1900 haben sich auch noch manche andere Sozialökonomen an grundsätzlichen und kritischen Auseinandersetzungen über den Sozialdarwinismus beteiligt (11)

und die Unmöglichkeit einer ganz naturwissenschaftlich orientierten Gesellschaftslehre dargelegt.

ad 2. Standen Spencer, Schäffle und ihre Zeitgenossen hinsichtlich der Vererbungslehre noch auf Lamarckschem Standpunkt, so neigen seit den 90er Jahren auch die Soziologen meist der Weismannschen Auffassung, nach der erworbene Eigenschaften nicht erblich werden, zu. Die ererbte Verschiedenheit der Menschen muß damit in den Vordergrund des Interesses treten. Die Unterschiede der Menschenrassen hatte bereits Graf Gobineau (12) zum Gegenstand einer historischen Untersuchung gemacht, ohne zunächst Beachtung zu finden. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verleiteten die naturwissenschaftlichen Fortschritte zur spekulativen Verwertung der noch im Entstehen begriffenen Rassenlehre. Eine ganze Reihe soziologischer Schriften datiert aus dieser Zeit (13). Manche von ihnen greifen auch ins Gebiet der Sozialökonomie ein. Die ungenügende Scheidung zwischen Völkerkunde und Anthropologie, welche damals noch bestand, machte sich dabei unangenehm bemerkbar. Man vermochte noch nicht kulturelle Leistung und Befähigung in dem heute möglichen Maße zu scheiden und schloß aus kulturellem Zurückbleiben auf einen Tiefstand der Rasse. So ist es leicht zu erklären, wenn neben Dilettanten auch manche ernste Gelehrte der historischen Schulen zu einer heute nicht mehr zu rechtfertigenden Unterschätzung einzelner Rassen und Völker kamen. Trotzdem muß man auch heute noch den Weitblick bewundern, mit dem Knies manche angeborenen Rasseneigenschaften erkannte (14). Nächst Knies hat vor allem Schmoller der Rassenlehre große Aufmerksamkeit zugewendet (15). Daneben erscheint Schmoller aber auch von Spencer und Ammon beeinflußt, so daß ihn Diehl wenigstens teilweise zu den Sozialdarwinisten rechnet (16). Außer bei Schmoller findet sich auch bei manchen anderen Nationalökonomen der Vorkriegszeit eine vorsichtige Verwertung der anthropologischen Fortschritte, so bei Conrad (17), Sartorius von Waltershausen (18), Julius Wolff (19), Sombart (20).

ad 3. Wird durch das Jenenser Preisausschreiben von 1900 nochmals der Blick auf den schon überwunden gewähnten Darwinismus gelenkt (21), so zeigt sich in seiner Auswirkung bereits der Ansatz zu einer neuen Epoche in dem Ausbau biologischer Ideen. Es hat nicht unwesentlich zur Ausbildung einer neuen besonderen Disziplin, der Rassenhygiene, beigetragen. Die Rassenhygiene oder Eugenik bildet einen Hauptteil der qualitativen Bevölkerungspolitik; so steht heute hauptsächlich auf diesem Gebiet die Biologie in Fühlung mit Sozialökonomie und anderen Gesellschaftswissenschaften. Zugleich orientierte sich die Anthropologie mehr biologisch und soziologisch. Sozialanthropologie nennt nun Eugen Fischer (22) die neue Grenzwissenschaft, welche das im Gesellschaftsleben tätig werdende

menschliche Individuum in seinen natürlichen Bindungen zu untersuchen hat. Die mehr soziologische Seite des Problems fällt dabei nach Ploetz (23) den Gesellschaftswissenschaften zu, die mehr anthropologische den Naturwissenschaften. Daß diese neue Sozialanthropologie sich nicht deckt mit der von Otto Ammon vertretenen, geht schon aus der Stellungnahme namhafter neuerer Sozialökonomen hervor. So hält Diehl den Ausbau dieses Grenzgebiets für durchaus wünschenswert (24). Die neuere nationalökonomische Literatur beschränkt sich in dieser Hinsicht fast nur auf Rezensionen rassenhygienischer und rassenkundlicher Werke. Lediglich auf sozialhygienischem Gebiet wurden die biologischen Forschungsergebnisse verwertet in der Sozialbiologie von Alexander Elster (25), die jedoch durch nicht voll genügende Kenntnis der modernen Biologie und einseitig wertende Einstellung in ihrer Bedeutung beeinträchtigt ist. Fehlen somit neuere Untersuchungen von Nationalökonomen fast ganz, so hat sich um so mehr das Dilettantentum breitgemacht. Der Antisemitismus und das wachsende rassenkundliche Interesse warfen sich auch auf sozialökonomische Probleme, wo gewollte und unabsichtliche Mißverständnisse besonders naheliegen.

3. Stand der biologischen und anthropologischen Forschung.

Was können uns nun die Naturwissenschaften über die menschlichen Naturanlagen sagen? Für die Sozialökonomie ist es vor allem wichtig, Aufschluß zu bekommen 1. über die Naturgesetze, denen die individuelle menschliche Veranlagung unterliegt, 2. über die speziellen Begabungen größerer Menschengruppen. Ohne diese Stützen ist eine umfassende Verfolgung sozialanthropologischer Zusammenhänge in der Volkswirtschaft unmöglich.

a) Menschliche Erblichkeitslehre (26).

Die moderne Erblichkeitslehre bestätigt im allgemeinen die Auffassung, daß die Kinder ihre geistigen und körperlichen Anlagen von ihren Eltern erben. Sie zeigt aber weiter, daß es nur Entfaltungsmöglichkeiten sind, welche der junge Mensch auf den Lebensweg mitbekommt. Der Mensch muß einen langen Wachstumsprozeß durchmachen, bei dem die Reize der Umwelt für die Entfaltung der Anlagen von großer Bedeutung sind. Erscheinen so Erziehung, Ernährungsweise, Erfahrungen usw. durchaus nicht unwichtig, so ist doch diesen Einwirkungen der Umwelt eine Grenze in den Anlagen gesetzt. Einer noch heute bei manchen Sozialpolitikern verbreiteten Auffassung von der Vererbung erworbener Eigenschaften widerspricht die neuere Biologie, indem sie die ererbten Dispositionen als durch Generationen hindurch in hohem Grade konstant erklärt.

Findet der sog. naive Lamarckismus heute unter den Fachgelehrten kaum mehr Anhänger, so wird doch von diesen neben den ebenerwähnten, durch die Umwelt bedingten Modifikationen die Möglichkeit einer Aende-



rung der Erbmasse ins Auge gefaßt (sog. Mutation). Wie und in welchem Ausmaß diese zustande kommt, darüber sind die Meinungen noch sehr geteilt. Für den Volkswirt genügt es vorläufig, zu wissen, daß positive Mutationen, d. h. solche, welche im Sinne einer erhöhten Anpassung an die Lebensbedingungen wirken, als sehr selten vorkommend angenommen werden müssen, daß dagegen eine weitgehende Schädigung der Erbmasse sehr wohl in Betracht zu ziehen ist.

Wenn fast kein Einzelindividuum in seinen Gesamterbanlagen mit einem anderen ganz übereinstimmt, so liegt das in erster Linie an der zweigeschlechtlichen Fortpflanzung, welche für den Menschen ebenso wie für alle höheren Lebewesen gilt. Durch die Entdeckung der Mendelschen Spaltungsgesetze und deren weiteren Ausbau wurde es überhaupt erst möglich, die Mannigfaltigkeit der Einzeltypen in ein System zu bringen. Beide Eltern tragen zu den Anlagen des Kindes bei. Dabei vererben sich die einzelnen Anlagen meist unabhängig voneinander, so daß die mannigfachsten Anlagenkombinationen entstehen können. Die Vererbung wird dabei oft in ihrer Augenfälligkeit beeinträchtigt durch den Umstand, daß manche in der Erbmasse enthaltenen Anlagen nach außen infolge Ueberdeckung durch andere Anlagen nicht zutage treten und erst in späteren Generationen bei anderer Anlagenkombination offenbar werden (dominante und rezessive Anlagen). Eine weitere Komplikation erfolgt durch die besonderen Vererbungsgesetze der geschlechtsgebundenen Anlagen.

Für den Nationalökonomen sind neben dem tatsächlichen Vorhandensein gewisser Begabungen in einer Bevölkerung vor allem von Interesse die im Mengenverhältnis zwischen den verschiedenen Anlagen eintretenden Verschiebungen, wie sie durch die sog. natürliche oder biologische Auslese zustande kommen, d. h. dadurch, daß die einzelnen Individuen eine verschieden große Nachkommenschaft hinterlassen.

In primitiven Verhältnissen ist die natürliche Auslese hauptsächlich abhängig von der Angepaßtheit an die natürliche Umwelt. Die Entstehung der menschlichen Rassen wird heute von den meisten Forschern auf diese Weise erklärt. Isolierte kleine Menschengruppen seien innerhalb langer Zeiträume einer scharfen Auslese durch die dem Menschen noch übermächtig gegenüberstehende Natur ausgesetzt gewesen, und es konnten sich nur die dem Klima usw. am besten angepaßten Typen erhalten. Diese Lehre von der Rassenentstehung besagt nicht, daß die Rassenanlagen ganz scharf umrissen werden können, sie läßt je nach der Stärke und Richtung der urzeitlichen Auslese gewisse Uebergänge zwischen den Rassen und Verschiedenheiten innerhalb derselben Rasse wohl möglich erscheinen. Seit Jahrtausenden vermischen sich in vielen Gegenden der Erde die einzelnen Rassen untereinander, ohne daß dadurch die Anlagen der einzelnen Rassen ausgelöscht würden. Es zeigt sich vielmehr immer wieder eine Aufspaltung

der alten Rassenmerkmale nach den Mendelschen Regeln. Dabei wird die Wiederherstellung der alten Typen gefördert durch eine entsprechend gerichtete Auslese.

Unsere bisherigen Betrachtungen haben gezeigt, daß die Naturwissenschaften heute bereits in der Lage sind, bedeutsame Vorgänge im natürlichen Leben des Menschen in einleuchtender Weise zu erklären, wenn wir uns auch über ihren hypothetischen Charakter klar sein müssen. Auch in ihrer jetzigen Gestalt können uns diese Forschungsergebnisse schon manches sagen. Es ist für die Volkswirtschaft nicht unbedeutsam, wenn die Erziehungsmöglichkeit eine natürliche Grenze findet und somit die natürliche Begabung für die berufliche Auslese von größter Wichtigkeit ist, wenn ferner eine große Konstanz der Erbanlagen besteht. Von besonderem Interesse muß es sein, daß im Zusammenhang mit dieser Konstanz der Erbanlagen das Verhältnis zwischen den einzelnen Begabungsarten durch Verschiebungen in der Nachkommenzahl innerhalb weniger Generationen sich von Grund aus verändern kann.

b) Rassenlehre.

Daß es erblich bedingte körperliche Rassenunterschiede gibt, darüber besteht heute kaum noch ein Zweifel. Größere Meinungsverschiedenheiten sind dagegen hinsichtlich der seelischen Rassenanlagen vorhanden. Hat die urzeitliche Auslese zu einer starken Differenzierung der sichtbaren körperlichen Anlagen geführt, so ist es nur logisch, auch eine Differenzierung der seelischen Anlagen anzunehmen, soweit solche für die Erhaltung des Individuums damals von Bedeutung waren. Manche heute wertvolle Anlagen waren das damals noch nicht. Tatsächlich zeigen gerade solche Anlagen, wie z. B. intellektuelle, oft eine große Variationsbreite innerhalb derselben Bevölkerung. Es müssen aber doch auch viele in der modernen Wirtschaft wichtige seelische Anlagen, besonders solche des Charakters, in Zusammenhang mit der urzeitlichen Auslese gebracht werden.

Die neue Richtung in der Anthropologie hat den Anschluß an die biologische Erblichkeitslehre hergestellt und damit den Grundstock zu einer einheitlichen Erklärung aller im menschlichen Leben erscheinenden natürlichen Bindungen gelegt. Die Beschreibung der Veranlagung großer Menschengruppen gestaltet sich durch diese biologische Fundierung wesentlich komplizierter als sie noch vor wenigen Jahrzehnten erschien. Die Wirkung der Umwelt muß stärkere Berücksichtigung finden; es stellen sich aber auch die einzelnen Menschengruppen viel weniger einheitlich dar, als man früher meinte.

Angriffspunkt der anthropologischen Forschung sind Gestalt und Verhalten des Menschen. Diese lassen direkte Rückschlüsse zu, wenn die Umweltsverhältnisse gleich sind. Wo das nicht der Fall ist, lassen sich vorläufig die Wirkungen von Erbanlage und Umwelt noch nicht scharf scheiden.



Die große Variabilität der Anlagen, die wir innerhalb der einzelnen Bevölkerungen finden, beruht nicht auf einer entsprechend großen Variabilität der Rassen, welche in die Bevölkerung eingegangen sind; es wäre also ein Fehler, wollte man aus dem Uebergreifen der Variationskurven einzelner Anlagen auf eine Bedeutungslosigkeit des Rassenfaktors schließen. Praktisch wirkt die große Variabilität innerhalb der Populationen allerdings sehr erschwerend bei der Verdeutlichung des Rassenfaktors an konkreten Menschengruppen. Die Rassenlehre kann daher nur eine ungefähre Beschreibung von Durchschnittsrasseneigenschaften und von in der Rasse vorkommenden, besonders charakteristischen Typen geben. Erfaßt werden von ihr nur generelle, nicht individuelle Erbeigenschaftskomplexe, an denen die konkreten Bevölkerungselemente in größerem oder geringerem Ausmaß Anteil haben.

Die Anthropologie ist heute bereits dazu gelangt, nicht nur die körperlichen Merkmale homogener Bevölkerungen festzulegen, sondern auch diese in Mischbevölkerungen zu verfolgen. Am weitesten steht noch die Erforschung seelischer Rasseneigenschaften zurück. Aber auch auf diesem Gebiete haben die wissenschaftlichen Vertreter der Rassenlehre bereits die Rassenanlagen wenigstens in großen Zügen zu erfassen gesucht. Bei Verwertung dieser Beschreibungen werden wir freilich vorsichtig sein müssen; sie dürfen noch nicht als feststehende Wahrheiten hingenommen werden, teils wegen der obenerwähnten Beobachtungsschwierigkeiten, teils auch wegen des noch geringen Ausbaues dieses Forschungszweiges.

Daß die Differenzierung zwischen den einzelnen Menschheitsgruppen von der modernen Rassenlehre als ziemlich begrenzt angesehen wird, zeigt die Definition der Rasse als „ein innerhalb der Art ausgelesener Erbeigenschaftskomplex" (27). Am Abstand von den nächstverwandten Tierformen gemessen, ist die Aehnlichkeit zwischen allen Menschenrassen sehr groß. Die Werkzeugbenutzung ist allen Menschen eigen und sie vermögen alle unter sich eine vernünftige Verständigung mittels einer artikulierten Sprache herbeizuführen. Diese Aehnlichkeit läßt aber doch großen Spielraum für Anlagenverschiedenheiten, die zwar innerhalb des gesamten Tierreiches klein, für das menschliche Gesellschaftsleben aber doch höchst bedeutungsvoll erscheinen. Was die moderne Rassenlehre über solche wirtschaftlich wichtige Anlagenverschiedenheiten einzelner Rassen und deren örtliche Verbreitung zu sagen weiß, soll nunmehr kurz zusammengefaßt werden (28).

Als europäide Rassen werden heute die langschädelige nordische und mediterrane Rasse zusammengefaßt, die mit der orientalischen Rasse Südwestasiens zusammen vielleicht eine besondere Gruppe in der Gesamtmenschheit bilden. Neben der körperlichen Aehnlichkeit der drei Rassen sind auch in der seelischen Veranlagung gemeinsame Züge vorhanden, so vor allem die seelische Beweglichkeit. Die Grundlagen sind bei den ein-



zelnen Rassen durch die urzeitliche Auslese in verschiedener Richtung umgezüchtet worden.

Die große, hellpigmentierte nordische Rasse trägt den Stempel Nordeuropas, wo sie auch noch in Teilen Skandinaviens, Nordwestdeutschlands und Englands ziemlich rein sitzt. Als geistige Anlagen der nordischen Rasse werden vor allem bezeichnet „große Tatkraft und Tätigkeitsdrang, reiche Phantasie und große Intelligenz" (29). „Der nordische Mensch ist von allen am wenigsten dem Augenblick hingegeben; er übertrifft alle anderen Rassen an Willensstetigkeit und an sorgender Voraussicht" (30). Mit den nordischen Grundeigenschaften hängt zusammen „Organisationstalent, Neigung zum Grübeln, geringe Suggestibilität und geringe Suggestionskraft" (31). Im Wesen der nordischen Rasse liegt sowohl „der Wille und die Kraft, sich voll einzusetzen für einen bestimmten Plan, für eine Idee", wie auch „starker Individualismus, Eigenbrötelei, eine gewisse Einseitigkeit, Abneigung gegen ruhige, stetige, stille Arbeit" (32).

Die mediterrane Rasse, welche hauptsächlich in den westlichen Mittelmeerländern einschließlich Nordafrikas sitzt, ist bedeutend kleiner als die nordische. „Ihre Lebhaftigkeit und Unbeständigkeit fällt auf." Im Gegensatz zur nordischen Rasse wird ihr „geringe Voraussicht, große Fähigkeit nachzuahmen, aufzunehmen, sich beeinflussen zu lassen" (33) zugesprochen. Ein ausgeprägter Sinn für Gestalt, Linie, Farbe wird hier zur ausgesprochenen Rassenanlage, die auch der Durchschnittsbevölkerung eigen ist.

Als hochbegabt wird die orientalische Rasse bezeichnet. „Sehr intelligent, energisch und zäh, ausdauernd, vorschauend und organisierend", verfügt sie über bedeutende Männer. Die Phantasie steht jedoch hinter der der nordischen Rasse zurück. „Sehr groß ist das Gemeingefühl, die Kunst, sich unter- und einzuordnen, noch größer die Fähigkeit, Fremdes anzunehmen und wiederzugeben, zu suggerieren, auf andere zu wirken" (34). Die Abneigung gegen ruhige, stetige Arbeit ist noch größer als bei der mediterranen Rasse. Vielleicht von Arabien ausgehend, hat die orientalische Rasse Vorderasien durchsetzt, außerdem sind ihre Wanderstämme weit ins Innere von Afrika eingedrungen. In Europa ist sie als wichtiger Bestandteil der Juden von Bedeutung (35).

Stärker noch als die orientalische Rasse greift die sog. vorderasiatische Rasse nach Europa über, die mit ihr nahe verwandte dinarische Rasse macht einen Hauptbestandteil der Bevölkerung Südosteuropas aus. Ueber die durch fremde Rassenelemente stark durchkreuzte dinarische Rasse ist man sich hinsichtlich ihrer seelischen Beschaffenheit noch wenig im Klaren. Eine Aehnlichkeit der Grundveranlagung mit der vorderasiatischen Rasse muß aber angenommen werden. „Die vorderasiatische Rasse verfügt neben einem hohen Grad von Klugheit über eine besondere Fähigkeit, sich in die Seelenregungen anderer Menschen einzufühlen und sich danach zu

richten“ (36). „Besondere Tatkraft und Energie fehlt, Phantasiebegabung tritt auch zurück“ (37). So besteht die Bedeutung der Vorderasiaten mehr im Vermitteln als eigentlichen Schaffen. Die vorderasiatische Rasse bildet den Hauptbestandteil des aschkenazischen Judentums.

Die bisher behandelten europäischen Rassen sind nicht auf ihre Horste in Nord-, Südwest- und Südosteuropa beschränkt; sie zeigen sich in allmählich schwächer werdender Beimischung auch noch bis in die Kerngebiete der anderen Rassen hinein. Die Ausstrahlung erfolgte jedoch nicht gleichmäßig, so daß Südeuropa stärkere nordische Beimischung zeigt als Nordeuropa mediterrane und dinarische. Zu dieser Mischung tritt aber nun noch eine weitere Komponente, die sich noch viel stärker über die einzelnen Rassengebiete ausbreitet, die sog. alpine Rasse. Lediglich Großbritannien macht eine Ausnahme. Neben der nordischen Rasse ist dort nur die mediterrane Rasse von größerer Bedeutung, auch die dinarische Rasse ist kaum vertreten. Auf dem Festlande hat die alpine Rasse ihr Hauptausstrahlungsgebiet im mittleren und westlichen Teil der Alpen und in Zentralfrankreich. Von hier aus nimmt ihre Beimischung gegen Norden und Süden immer mehr ab, aber nicht gleichmäßig, sondern so, daß früher schwer zugängliche Gebiete stärkeren alpinen Einschlag zeigen. In Osteuropa vollzieht sich ohne klare Scheidungsmöglichkeit ein allmählicher Uebergang zum eigentlichen mongolischen Element. Die von Europäern besiedelten Ueberseegebiete weisen ähnliche Rassenverhältnisse wie Europa auf, nur daß hier, besonders im Anfang der Besiedlung, die unternehmungslustigeren Typen stärker vertreten sind. So zeigte sich die Bevölkerung der Oststaaten der Union bis vor wenigen Jahrzehnten als eine nordische Auslese aus den europäischen Bevölkerungen. Durch die verstärkte ost- und südeuropäische Auswanderung hat sich dieses Verhältnis aber inzwischen verschoben.

Die alpine Rasse muß wohl als eine frühe Abzweigung vom mongoliden Menschheitsstamm betrachtet werden. Nicht nur im Körperbau, sondern auch in der seelischen Grundeinstellung zeigt sie manche Uebereinstimmung mit den Mongolen. „Neigung und Fähigkeit zu zäher, stetiger Arbeit, nicht geringe Intelligenz zeichnet sie aus, ebenso gut entwickeltes Gemeinschaftsgefühl. Hoher Phantasieschwung fehlt“, dagegen wird der Erfolg begünstigt durch zähen Fleiß und kluges Ausnützen der Verhältnisse (38).

In Osteuropa tritt das alpine Element bereits zurück gegenüber den eigentlichen Mongolen. Rassenmischungen sind im Gebiet der mongoliden Menschheitsgruppe noch bedeutend weniger erforscht als in Europa, nur in Japan ist man tiefer in diese Probleme eingedrungen. Immerhin kann man aber doch für die ostasiatische Bevölkerung vielfach gemeinsame Züge feststellen, die als charakteristisch mongolisch gelten können. „Bei dem Mongolen sind die auf das gesellige Leben gerichteten Anlagen besonders ent-

wickelt. Im ganzen hat er mehr die Fähigkeit der Nachahmung als der Erfindung. Sein Gedächtnis ist stärker als der kritische Verstand (39)." „Die mongoliden Rassen sind im ganzen sicher weniger wild und kriegerisch als es die eigentlich europäischen sind. Sie unterscheiden sich von diesen seelisch wie körperlich in ähnlicher Richtung wie das Weib vom Manne; sie sind mehr aufnehmend als schöpferisch, dabei genügsam und geduldig. Ihre große Bedürfnislosigkeit und Zähigkeit ermöglicht ihnen das Gedeihen auch in kümmerlichen Lebensverhältnissen, an welche die eigentlich europäischen Rassen sich nicht anzupassen vermögen" (40).

Von einem vermutlich zentralasiatischen Kerngebiet aus haben sich die Mongolen nach verschiedenen Richtungen hin in andersartige Bevölkerungen eingeschoben, vor allem auf den malaiischen Inseln, wo sie mit der dort bereits ansässigen, unter sich auch schon verschiedenen Bevölkerung zu der Mischrasse der Malaien verschmolzen. Ist diese selbst noch wenig erforscht, so weiß man doch heute, daß sie den Grundstock der japanischen Bevölkerung abgegeben hat, zu dem die paläoasiatischen Aino und chinesische und koreanische Elemente hinzukommen (41).

Den dritten großen Menschheitszweig bilden die Negriden. Auch in Afrika haben Rassenmischungen stattgefunden. Mediterrane und orientalische Wanderstämme bildeten vielfach eine Herrenschicht, bis sie allmählich in der selbst wieder aus zwei Schichten (Pygmäen und eigentlichen Negern) gemischten Bevölkerungsmasse aufgingen. „Beim Vergleich mit europäischen Rassen fällt am Neger der Mangel an vorsorglichem Sinn auf. Der Neger ist dem unmittelbaren Sinneseindruck viel stärker hingegeben als der Europäer" (42). „Der Neger ist ganz besonders befähigt, Fremdes aufzunehmen und sich konform umzubilden, allerdings nicht weiterzuentwickeln. Er ist nicht besonders intelligent im eigentlichen Sinn dieses Wortes, vor allem ohne jede geistige Schaffenskraft, phantasiearm . . . Dagegen zeigt er große Anstelligkeit, technisches Geschick, so daß er als gelehrig und geschickt bezeichnet werden muß" (43).

Wenig erfaßt sind bis jetzt die seelischen Anlagen der Bevölkerung der indischen, malaiischen und polynesischen Gebiete. Diese zeigen eine derartige Durcheinanderwürfelung kleiner und großer Rassen, daß es schon schwer fällt, die ursprünglichen körperlichen Rassenmerkmale festzustellen. Besondere Verhältnisse liegen bei der amerikanischen Urbevölkerung vor, wo viele kleinste Gruppen lange Zeit in starker Isolierung gelebt haben und dadurch starke Differenzierungen eintraten.

Die wissenschaftliche Rassenlehre hat noch nicht alle Bevölkerungen gleich stark durchdrungen. Was sie bis jetzt geleistet hat, reicht aber doch schon aus, um einen Anhaltspunkt für das wirtschaftliche Zusammenwirken der menschlichen Rassen zu bieten. Daß heute noch vieles hypothetisch ist, wurde bereits erwähnt.

4. Verwertbarkeit der biologischen und anthropologischen Forschungsergebnisse.

Daß es noch eines jahrzehntelangen Ausbaues durch exakte Untersuchungen bedarf, bis das anthropologische und biologische Gesamtsystem vollständig gesichert dasteht, darf zwar nicht übersehen werden, es haben aber doch auch Teile desselben schon eine bessere Durchforschung erfahren; und was entscheidend ist, diese besser durchforschten Teile — das sind in erster Linie die Grundlagen der menschlichen Erblichkeitslehre — weisen auf Zusammenhänge hin, die bereits für die nächste Zukunft von großer Bedeutung sein müssen. Selbst wenn es sich um bloße Möglichkeiten handeln würde, hätte die Volkswirtschaft allen Anlaß, sich ernstlich damit auseinanderzusetzen.

Wie es den Geisteswissenschaften gestattet ist, beliebige Prämissen zum Ausgangspunkt ihrer Deduktionen zu machen, so wäre es an und für sich auch statthaft, alles, was oben als naturwissenschaftliche Forschungsergebnisse angeführt wurde, ohne weiteres als Prämissen für Schlußfolgerungen in der Wirtschaft zu benützen. Es müßte dann allerdings stets der hypothetische Charakter der Prämissen im Auge behalten werden, und je mehr sich diese von der Wirklichkeit entfernen, also desto problematischer müßten auch die daraus gezogenen Schlußfolgerungen betrachtet werden. Weil unsere Deduktionen der Wirklichkeit dienen sollen, müssen wir darauf bedacht sein, den Prämissen möglichst viel von ihrem hypothetischen Charakter zu nehmen. Es könnte dies geschehen durch eine auf Grund eingehender Kritik erfolgte Auswahl unter den naturwissenschaftlichen Forschungsresultaten. Das ist aber für den Nichtfachmann eine aussichtslose Sache. Auch in der Wissenschaft muß die Arbeitsteilung in Anspruch genommen werden, wo das Wissensgebiet vom einzelnen Menschen nicht überschaut werden kann. So steht uns als einziges Mittel bei der Auswahl unter den naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen der Zug zur Einheit zur Verfügung, der die gefestigte naturwissenschaftliche Theorie kennzeichnet. Bei manchen für uns wichtigen Ergebnissen der menschlichen Erblichkeitslehre ist dieser bereits deutlich zu erkennen (44). Aehnlich liegt es bei den grundlegenden Ansichten in der Rassenbeschreibung (45). Wir werden so alle oben angeführten Forschungsergebnisse, mit Ausnahme der ausdrücklich als umstritten bezeichneten und der Beschreibung der seelischen Rasseneigenschaften, als Voraussetzungen für unsere Untersuchungen verwenden dürfen, ohne mit diesen Prämissen einen allzu unsicheren Boden zu betreten.

Etwas anders als bei den rein naturwissenschaftlichen Forschungsobjekten liegen die Dinge bei den seelischen Anlagen. Der Angriffspunkt der naturwissenschaftlichen Forschung berührt sich hier mit dem der geisteswissenschaftlichen in den geistigen Aeußerungen des Menschen. Auf

die charakteristische Anlagenrichtung einer ganzen Bevölkerungsgruppe kann uns auch hier am besten das geschulte Auge des Anthropologen hinführen; die dabei von diesem in Betracht gezogenen Anlagenäußerungen können aber eine Kontrolle durch Beobachtungen von Nichtanthropologen finden. Wir werden also die oben wiedergegebenen anthropologischen Schilderungen seelischer Rassenanlagen in vorsichtiger Weise, d. h. indem wir sie nicht zu eng auffassen, zum Ausgangspunkt von Deduktionen machen, die gewonnenen Resultate aber stets an denen von Nichtanthropologen, hier besonders von Volkswirtschaftlern, kontrollieren.

Die seelischen Rassen- und Familienanlagen müssen in unsere Betrachtungen mit einbezogen werden, wenn diese nicht eines wichtigen Bindegliedes entbehren sollen. Die seelischen Anlagen als solche bilden dabei aber doch nur einen Teil der zur Verwertung gelangenden naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse. Sie müssen sich einordnen in das komplizierte System natürlicher Bindungen des Menschen, das die moderne Biologie uns aufzeigt. Die Wirksamkeit dieses ganzen Systems in der neuzeitlichen Wirtschaft zu verfolgen, muß unsere Aufgabe sein.

II. Abschnitt.

Die Bedeutung der menschlichen Erbanlagen in der neuzeitlichen europäisch-kapitalistischen Wirtschaft.

Vorbemerkungen.

Nach unserem heutigen Wissensstand läßt sich ein Vergleich der Anlagenäußerungen verschiedenartiger Menschen einigermaßen exakt nur herbeiführen, wenn die Umweltverhältnisse gleich sind. Eine solche Gleichheit ist aber natürlich in der Regel nicht gegeben. Trotzdem braucht eine Beschäftigung mit den speziellen Zusammenhängen unseres Grenzgebietes nicht zwecklos zu sein.

Selbst wo Anlagen und Umweltfaktoren so verschlungen sind, daß sie nur gemeinsam zur Darstellung gebracht werden können, ist die Feststellung der dabei in Erscheinung tretenden Wechselbeziehungen wichtig. Zeigt sich uns doch gerade dabei die ganze Kompliziertheit der Zusammenhänge. Es ist also zum mindesten eine negative Aufgabe, der unsere Untersuchungen dienen können, nämlich durch Darstellung des heute möglichen Erkenntnisstandes auf die Gefährlichkeit einseitiger Uebertreibungen und Verallgemeinerungen hinzuweisen.

Es wird aber auch nicht ganz auf positive Feststellungen verzichtet zu werden brauchen. In der Volkswirtschaftslehre kommt es in erster Linie auf Tendenzen an. Solche wird man auch schon mit Hilfe der heute vorliegenden naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse verfolgen können. Sind auch die Umweltwirkungen noch nicht klar auszuscheiden, so

steht es doch heute fest, daß sie in den meisten Fällen nicht die durch den Anlagenfaktor gegebene Tendenz aufzuheben vermögen (46). So darf der Gewöhnungs- und Erziehungsfaktor nicht überschätzt werden. Er läßt immer noch die Grundveranlagung erkennen. Der Fehler, der durch Beobachtung erzogener Menschen entsteht, ist also nicht allzu groß. Die Herausarbeitung von Tendenzen ist auch trotz des starken Variierens einzelner Anlagen auf Grund des heute erfaßbaren Rassenbildes möglich, denn bereits das Vorherrschen bestimmter Eigenschaften in einer konkreten Bevölkerung muß die Entwicklungsrichtung der Kultur beeinflussen. Auch wo die Umweltverhältnisse uns sehr fremdartig erscheinen, ist eine Vergleichsmöglichkeit mit anderen Bevölkerungen nicht gänzlich ausgeschlossen, wenn nämlich die Traditionsentwicklung einigermaßen klar liegt und eine Anpassung der Bevölkerung an die fremdartigen Umweltverhältnisse durch natürliche Auslese in Betracht kommt.

Es darf so immerhin erwartet werden, daß im allgemeinen eine Herausarbeitung von sozialanthropologischen Tendenzen in der modernen Wirtschaft gelingt. Bei der Bewertung dieser Untersuchungsresultate muß allerdings immer daran gedacht werden, daß sie auf den als hypothetisch zu betrachtenden naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen aufbauen, also selbst nur Hypothesen darstellen.

Die Aufgabe dieses Abschnitts wird es nun sein, unter Berücksichtigung der im Stande der Forschung liegenden Grenzen ein Bild der in der neuzeitlichen europäisch-kapitalistischen Wirtschaft vorhandenen sozialanthropologischen Zusammenhänge (47) zu geben. Wenn dabei notwendigerweise eine Wertung unter dem Gesichtspunkt der europäisch-kapitalistischen Wirtschaft vorgenommen werden muß, so bedarf das noch einer kurzen Erläuterung. Vom sozialökonomischen Standpunkt ist gegen diese Bewertung nichts einzuwenden, ist es doch eine Hauptaufgabe der Volkswirtschaftslehre, die Bedeutung eines Mittels für die Erreichung des in der Entfaltung der modernen Volkswirtschaft gegebenen Zieles zu prüfen. Wenn wir dennoch bei diesem Punkte verweilen, so geschieht dies wegen der bei Rassenbewertungen häufig anzutreffenden subjektiven Einschätzungen. Gerade mit Rücksicht auf seine eigene Wirtschaftskultur pflegt der Europäer fremde Rassen gering zu achten. Ein solcher Standpunkt kann natürlich nicht als wissenschaftlich begründet gelten. Welche Rolle den einzelnen Rassen und innerhalb derselben den einzelnen Begabungsgruppen bei der Erfüllung letzter Menschheitsziele zukommt, darüber kann sich kein Mensch ein Urteil erlauben. Mit dem absoluten Wert der einzelnen Menschengruppen hat es nichts zu tun, wenn wir im folgenden deren Verwendbarkeit für die Zwecke der europäisch-kapitalistischen Wirtschaftskultur in Betracht ziehen. Es wird dabei weder unsere Wirtschaftsordnung als das allein erstrebenswerte Ideal betrachtet, noch soll damit

etwas über den Wert der einzelnen Rassen für die Entwicklung der Gesamtmenschheit ausgesagt sein.

Eine Auswahl unter den Einzelproblemen des Gesamtgebietes erscheint bereits durch unseren heutigen Wissensstand bedingt, es können aber auch im Rahmen dieser Abhandlung nicht alle einschlägigen Fragen zur Besprechung gelangen. Die großen Zusammenhänge und wichtige Einzelprobleme müssen im folgenden herangezogen werden, auch wenn die naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse noch nicht genügend zu ihrer Erklärung beitragen können, denn hier ist auch schon die Feststellung unseres beschränkten Erkenntnisstandes wichtig. Kurz kann dagegen über Spezialgebiete weggegangen werden, die schon eingehender bearbeitet sind. Im übrigen wird versucht werden, das Gesamtbild, soweit es der Forschungsstand zuläßt, möglichst abzurunden.

Die kennzeichnendsten Erscheinungen der modernen Wirtschaft sind die Industrialisierung und Kommerzialisierung. Es werden deshalb nur diese Gebiete eingehendere Bearbeitung finden. Eine weitere Spezialisierung des Untersuchungsgebietes kann erfolgen, indem die Sondereinwirkungen der weiblichen Psyche auf die Wirtschaft unberücksichtigt bleiben. Durch die beiden angeführten Beschränkungen können die für die Einordnung in das europäisch-kapitalistische Wirtschaftssystem charakteristischen sozialanthropologischen Erscheinungen mit verstärkter Deutlichkeit hervortreten. Dagegen würde die Aufdeckung der Zusammenhänge ganz wesentlich erschwert werden, wenn wir unsere Betrachtungen auf einzelne Funktionen der modernen Wirtschaft beschränken wollten. Eine Untersuchung von Bevölkerungsqualitäten muß auch die in der Nachkommenschaft möglich erscheinenden Verschiebungen in der Gesamtwirtschaft berücksichtigen. Es erscheint außerdem schon vom rein sozialökonomischen Standpunkt aus eine Vernachlässigung der Erfinder- und Unternehmerfunktion nicht gerechtfertigt.

Auf Grund der vorstehenden Erwägungen gelangen wir zu folgender Unterteilung des behandelten Stoffes:

1. Einwirkung ganzer Bevölkerungen auf den Ausbau der neuzeitlichen europäisch-kapitalistischen Wirtschaftskultur,

2. Anpassung der Rassen und kleinerer Bevölkerungsgruppen an das Bedarfsdeckungs- und Arbeitssystem der modernen Wirtschaft.

Beim erstgenannten Gebiet kann es sich nur um eine rohe Skizzierung der großen Zusammenhänge handeln. Es sollen zunächst die persönlichen und sachlichen Entwicklungsfaktoren in ihrer engen Verkettung betrachtet werden unter möglichster Herausarbeitung des Anlagefaktors. Dieser erste Unterabschnitt muß als Rahmen für die Untersuchungen des zweiten Unterabschnittes über die Einordnung in einzelne volkswirtschaftliche Funktionen dienen. Auch bei diesem Teil sind vorläufig noch keine endgültigen

Resultate möglich. Die Ausführungen werden sich vielmehr hauptsächlich auf zuverlässige Einzelbeobachtungen stützen. Die Auswahl dieser Beobachtungsergebnisse erfolgt dabei unter dem Gesichtspunkt der im ersten Abschnitt angeführten anthropologischen und biologischen Forschungen. Damit findet auch gleichzeitig eine Kontrolle der letzteren statt. Im Bereich Nordwesteuropas werden über die rassische Anlagenscheidung hinaus außerdem charakteristische Einzeltypen der Bevölkerung in die Untersuchungen einbezogen werden können. Auch bei den Einzeluntersuchungen des zweiten Unterabschnittes wird nur der große Gesichtspunkt der Gesamtwirtschaft maßgebend sein dürfen. Es ergeben sich so auch aus der Einordnung der Rassen und Bevölkerungsgruppen in die einzelnen Funktionen der modernen Volkswirtschaft Tendenzen für die Entwicklung der Gesamtwirtschaft. Wo diese ungünstig erscheinen, wird ferner die Möglichkeit ihrer Ausschaltung durch Gegentendenzen in Betracht zu ziehen sein.

I. Unterabschnitt.

Einwirkung verschiedenartiger Bevölkerungen auf den Ausbau der neuzeitlichen europäischen Wirtschaftskultur.

1. Gesetzmäßigkeit der sozialökonomischen Entwicklung.

Der besonders in Laienkreisen häufig anzutreffenden Meinung, daß die kapitalistische Wirtschaftsordnung eine Erfindung bestimmter Menschengruppen sei, steht als entgegengesetztes Extrem die Annahme weitestgehender Abhängigkeit des Menschen von sozialökonomischen „Naturgesetzen“ gegenüber. Das Richtige liegt wohl auch hier in der Mitte.

Alle Aeußerungen menschlicher Anlagen sind an ein Objekt gebunden, und durch dieses Objekt ist die Entfaltungsmöglichkeit der Anlagen begrenzt. Das gilt auch für die sozialökonomischen Beziehungen. Ist in irgendeiner menschlichen Gemeinschaft eine den natürlichen Nahrungsspielraum übersteigende Menschenmenge vorhanden und sind die einfacheren technischen Hilfsmöglichkeiten erschöpft, dann kann ohne autoritäre Regelung eine Fortentwicklung des wirtschaftlichen Wohlstandes nur stattfinden unter Zuhilfenahme des Marktsystems. Der Durchbruch dieses Systems erfolgt zwar bei den einzelnen Völkern in sehr verschiedenem Maße, je nach ihrer besonderen Veranlagung und der Eigenart ihrer sozialen Zustände und Traditionen, aber es gibt schlechthin für sie keine andere Möglichkeit, es sei denn, daß sie ihre Bedürfnisse aufs äußerste einschränken und die überschüssigen Individuen zugrunde gehen oder auswandern und damit wieder auf die ursprünglichen Lebensmöglichkeiten zurückgegriffen wird. Wir kommen also zu dem Schluß, daß das Marktsystem als solches keiner bestimmten Rasse zugeschrieben werden kann und dieser Punkt für die Untersuchung der aktiven Anteilnahme der einzelnen Rassen an der Entwicklung der europäischen Wirtschaftskultur nicht entscheidend ist.

Die Marktorganisation ist aber nur das Gerippe der modernen Wirtschaft. Die Eigenart der europäisch-kapitalistischen Wirtschaft besteht in der Anwendung des Marktsystems auf die Arbeitsorganisation und in der besonders ausgeprägten Verwendung technischer Hilfsmittel. Auch hier liegt eine Notwendigkeit der Entwicklung zugrunde. Nur auf diesem Wege ist erhöhte Marktproduktion möglich und erlangt das Marktsystem seine volle Entfaltung. Aber die Voraussetzungen einer Ueberschreitung dieser Entwicklungsschwelle müssen doch als viel komplizierter angenommen werden als beim Zustandekommen erster Preisbildungsvorgänge. Eigenartige soziale Beziehungen, ein günstiges natürliches Milieu und eine besondere Tradition mußten sich mit vielseitigen Anlagen verbinden bei Schaffung der modernen europäischen Wirtschaftskultur.

War es nur eine Verkettung besonders glücklicher Umstände, die den europäischen Vorsprung zustande brachte, oder liegt ein wesentlicher Unterschied in den Entwicklungsbedingungen, insbesondere im Anlagefaktor, gegenüber fremden Bevölkerungen vor? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns zunächst noch etwas mit dem Wesen der schöpferischen Begabung beschäftigen.

2. Die schöpferische Begabung und ihr Betätigungsfeld in der modernen Wirtschaft.

Die Erforschung der genialen Begabung hat bisher nur in geringem Umfang zu sicheren Resultaten geführt, obwohl die Leistungen ihrer Träger der Beobachtung der Mitmenschen von jeher besonders ausgesetzt waren. Man ist heute geneigt, das Zustandekommen des Genies auf eine besonders günstige Anlagenkombination zurückzuführen, ohne eine Mitwirkung anderer biologischer Vorgänge, wie Mutationen, als notwendig anzunehmen (48). Immerhin ist auf diese Weise eine Beziehung zu den Gesamtanlagen einer größeren Bevölkerungsgruppe herstellbar, und es kann angenommen werden, daß besonders bedeutsame Anlagen der einzelnen Rassen auch in ihren höchsten Vertretern zum Ausdruck kommen (49).

Besteht ein Zusammenhang zwischen der genialen Begabung und den Durchschnittsanlagen einer anthropologischen Rasse, so darf daraus nicht gefolgert werden, daß es nur diese eine Rasse ist, deren Anlagen für das Zustandekommen des Genies von Bedeutung sind. Es ist sehr wohl möglich, daß die günstige Anlagenkombination in manchen Fällen gerade auf einer Entlehnung von einzelnen Anlagen aus anderen Rassen beruht (50).

Man wird auch nicht ohne weiteres einer Rasse mit niedriger Durchschnittsbegabung die Hervorbringung genialer Menschen absprechen können, sofern überhaupt — wenn auch vereinzelt — günstige Anlagen in dieser vorhanden sind, denn dafür, daß Genies überhaupt vorkommen, ist nur die Höhe der Begabungspyramide maßgebend, die sich über der Variationsbreite der Rassenanlagen als Basis erhebt. Die wahrscheinliche



Häufigkeit ihres Vorhandenseins wird dagegen durch den Gesamtaufbau der Pyramide bestimmt.

Diese Wahrscheinlichkeitsrechnung über das Vorkommen von Genies scheint in Widerspruch zu stehen zu der Tatsache, daß bedeutende Männer zu gewissen Zeiten gehäuft vorkommen, zu anderen der nämlichen Bevölkerung ganz fehlen. Das macht uns darauf aufmerksam, daß auch das Genie nur unter ganz bestimmten Bedingungen gedeihen kann, d. h., daß die geniale Begabung nur hervortreten kann, wenn sie das geeignete Objekt findet.

Welches ist nun das Betätigungsfeld, das sich dem Genie in der modernen Wirtschaft bietet? „Schöpferische Ideen von volkswirtschaftlicher Tragweite können in neuen kaufmännischen Prinzipien und Organisationen ebensowohl wie in technischen Erfindungen oder besseren Verfassungen der Arbeitsgemeinschaft, die der Großbetrieb darstellt, an den Tag treten“ (51). Der schöpferischen Arbeit ist so reichlicher Spielraum auch in der neuzeitlichen Wirtschaft gelassen, die Anforderungen sind dabei aber so kompliziert, daß nur ganz besondere Anlagenkombinationen in Frage kommen. So erscheint es wenig wahrscheinlich, daß von den Spitzenbegabungen der einzelnen Rassen ein gleicher Prozentsatz für die schöpferische Tätigkeit in der Wirtschaft in Betracht kommt.

Vom naturbeobachtenden und grüblerischen Durchschnittsvertreter der nordischen Rasse läßt sich leichter eine Verbindung zum technischen Erfinder herstellen, als vom phantasiearmen, mehr aufs Psychische eingestellten Vorderasiaten. Dieser wird dagegen durch seine Rassenanlagen für manche marktorganisatorische Neuerungen besser ausgestattet sein. Rassen, die, wie die Europäiden, zum Herrentum neigen, erscheinen besonders geeignet zum Hervorbringen großer Organisatoren. Nicht bei allen Rassen sind so ausgesprochene Temperamente vorhanden, es sind aber auch vielfach die Entfaltungsbedingungen ungünstiger. Leichter ist das Vorhandensein solcher Fähigkeiten in der alten Einflußsphäre der abendländischen Kultur festzustellen, schwerer bei denjenigen Rassen, die erst in den letzten Jahrzehnten in enge Berührung zum Abendland getreten sind. Der augenblickliche Entwicklungszustand kann hier nur mit großer Vorsicht als Beweismittel verwendet werden. Im übrigen können uns nur Analogieschlüsse aus dem europäischen Kulturkreis einen gewissen Fingerzeig geben.

3. Sozialanthropologische Grundlagen der nordwesteuropäischen Wirtschaftskultur.

A. Schöpferische Geister.

Die moderne europäische Wirtschaftskultur hat ihren Hauptsitz in den Gebieten Nordwesteuropas (52), welche unter den europäischen den stärksten Anteil an der nordischen Rasse haben, und in dem ähnlich

gearteten Nordamerika. Die meisten Erfindungen der letzten 200 Jahre, die auf die Wirtschaft revolutionierend gewirkt haben, sind in diesen Ländern gemacht worden. Aber auch die Organisation der Arbeit ist hier besonders rasch und weit vorgeschritten.

Mit dieser Feststellung ist aber noch nicht bewiesen, daß es ausschließlich die nordischen Rassenanlagen sind, welche diesen Erfolg erzielten. So suchte Sombart den Uebergang der Führung in der Wirtschaft von den romanischen auf die germanischen Völker mit der Abwanderung der Juden in diese Gebiete zu erklären (53). Es wäre an und für sich nicht ausgeschlossen, daß eine kleine fremde Minderheit die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes entscheidend beeinflußt. Im vorliegenden Falle trifft das aber nicht zu. Von bedeutenden Wirtschaftshistorikern wurde nachgewiesen, daß Sombarts geschichtliche Beweisführung vielfach nicht mit den Tatsachen übereinstimmt (54). Die wirtschaftshistorische Bedeutung der Juden liegt auch nach Sombart in der starken Betonung des Erwerbsstrebens. Sie wirken dadurch anregend auf den schwerfälligeren Nordeuropäer. Daß diese Anregung so prompte Reaktion findet, zeigt aber, daß höchstens die Entwicklung etwas beschleunigt wurde, bei etwas stärkerem Drucke der Verhältnisse hätte sich wohl die moderne europäisch-kapitalistische Wirtschaft auch ohne die Juden herausgebildet mit ihrer charakteristischen Arbeitsorganisation und Technifizierung.

Suchen wir nun in der eingesessenen nordeuropäischen Bevölkerung nach schöpferischen Geistern der Wirtschaft, so treten uns Schwierigkeiten entgegen, die bereits im vorhergehenden Kapitel erörtert wurden. Wie weit bei den einzelnen Erfindern und Organisatoren die Anlagen bestimmter Rassen vorwiegen, läßt sich nicht genau feststellen. Die wissenschaftliche Rassenlehre warnt davor, nach der äußeren Erscheinung ein Urteil über die rassenmäßige Zugehörigkeit einzelner Personen zu fällen (55). Bei Nebeneinanderstellung ganzer Bilderserien wird die durch die Unsichtbarkeit der seelischen und auch mancher körperlicher Anlagen hervorgerufene Fehlerquelle kleiner, und es ist wahrscheinlich, daß einem Hinneigen der meisten Bilder zu einem bestimmten Typus auch ein Vorwalten der unsichtbaren Anlagen entspricht. Bilder berühmter Erfinder und Organisatoren zeigen in Nordwesteuropa selten einen alpinen Typ, dagegen finden sich am Schädel und Gesicht in gehäuftem Maße nordische Merkmale. Vielleicht kann man den Eindruck bekommen, daß sich bei Heerführern und Staatsmännern nordische Kennzeichen noch gehäufter finden, man darf aber wohl annehmen, daß in der nordwesteuropäischen Bevölkerung auch die schöpferischen Geister der Technik und Wirtschaft ein Großteil ihres Genies den nordischen Rassenanlagen verdanken. Jedenfalls läßt sich sagen, daß eine Bevölkerung von starkem nordischen Einschlag, wie die Nordwesteuropas, zur Hervorbringung technischer und wirtschaft-

licher Genies bisher besonders geeignet erschien, darüber hinaus können wir vorläufig nur Vermutungen anstellen.

Das Vorhandensein einzelner schöpferisch veranlagter Menschen in einer Bevölkerung genügt noch nicht zur Erklärung der europäischen Wirtschaftskultur. Bei jedem kulturellen Fortschritt wirken Anlage und Umwelt zusammen. Das gilt schon für die schöpferische Arbeit selbst. Erst in den letzten 200 Jahren haben sich soziale Verhältnisse und Tradition so entwickelt, daß Erfinderanlagen voll zur Entfaltung kommen konnten. Anreizend auf den Erfindergeist wirkt besonders die Aufnahme der Ideen bei den für die Gesamtwirtschaft maßgebenden Bevölkerungsschichten. Erst die wirtschaftliche Verwertung läßt die meisten technischen und organisatorischen Ideen zu praktischer Wirksamkeit kommen. Damit wird aber die Veranlagung der Gesamtbevölkerung und das auf sie einwirkende natürliche und soziale Milieu von Bedeutung für den Ausbau der modernen Wirtschaftskultur. Wir müssen alle diese in gegenseitiger Abhängigkeit befindlichen Faktoren wenigstens einer kurzen Betrachtung unterziehen, wenn wir ein anschauliches Bild von den persönlichen Grundlagen der europäischen Wirtschaftskultur gewinnen wollen, das als Ausgangspunkt für den Vergleich mit der wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeit anderer Bevölkerungen dienen kann.

B. Bedeutung der natürlichen Umwelt.

Die Natur bietet in Nordwesteuropa dem nichtarbeitenden Menschen nur kärgliche Gaben dar, die natürlichen Bedürfnisse sind demgegenüber durch die Ungunst des Klimas viel höhere als in südlichen Landstrichen. Ist so der Mensch gezwungen zu arbeiten, so reicht ihm die Natur dabei doch auch wieder die Hand, indem sie, abgesehen von den Gefahren des Meeres, das Menschenwerk verhältnismäßig wenig durch Naturkatastrophen gefährdet und indem sie sich leichter einer allmählichen Dienstbarmachung zugänglich zeigt. Sind die einzelnen Menschenrassen auch auf verschiedenartige Klimate eingestellt, so bietet doch nur die gemäßigte Zone höhere Arbeitsfähigkeit für den menschlichen Organismus. Alle diese Naturbedingungen sind auch heute noch für Nordwesteuropa von großer Bedeutung, wenn sie auch immer mehr ausgeglichen werden durch die Beherrschung der Naturkräfte durch den Menschen, der in der sozialen Gemeinschaft, Werkzeugen und Tradition über hervorragende Hilfsmittel verfügt.

C. Veranlagung der Gesamtbevölkerung.

Für eine hochentwickelte soziale Gemeinschaft ist eine wichtige Voraussetzung das Vorhandensein verschiedenartiger Anlagentypen. In Nordwesteuropa besteht eine starke Variabilität der Bevölkerung, die ihrerseits zum großen Teil auf Rassenmischung beruht. Damit ist eine natürliche Voraussetzung für eine weitgehende Arbeitsteilung gegeben. Es kommt aber



nicht nur auf die Differenzierung als solche an, sondern auch auf die Art der dabei vertretenen Anlagentypen (56).

Die Hauptkomponente der nordwesteuropäischen Bevölkerung bildet die nordische Rasse. Kritischer Verstand, intuitive Phantasie, Organisationstalent sind besonders bei den hochstehenden Individuen reichlich vorhanden. Das wertvollste Gut der nordwesteuropäischen Bevölkerung sind ihre Charakteranlagen, welche sich bei keiner anderen Bevölkerung in dieser Kombination und Häufigkeit finden. Das Gefühl der Unzulänglichkeit alles Tatsächlichen, auch der eigenen Person, die ewige Sehnsucht nach dem Höheren wird bei den höchststehenden Menschen dieses Gebietes zu einer starken Triebfeder des Schaffens. Der Tatendrang verleitet jedoch nur selten zum blinden Vorwärtsstürmen, denn er paart sich mit Bedachtsamkeit. Die vorsorgliche Sinnesart ist bis in die untersten Bevölkerungsschichten wirksam, sofern sie nordisches Gepräge zeigen. Die Ziele, welche seine Vorsorglichkeit und der Drang nach vorwärts dem nordischen Menschen stecken, werden erreichbar durch eine zähe Energie und die innerliche Hingabe an eine Idee. Redlichkeit und Ordnungssinn befähigen zu Vertrauensposten. Diese hohen moralischen Eigenschaften der nordischen Rasse können allerdings auch zu Uebertreibungen führen. Die Arbeit wird Askese, mit der sich der Nordeuropäer ein freudloses Dasein schafft. Auch in das Leben seiner Mitmenschen greift er dabei ein. Was ihm selbst Ideal ist, verlangt er auch von anderen, und so sehr er dem Fremdartigen Gerechtigkeit zukommen lassen will, kann er wie gegen sich auch gegen seine Mitarbeiter hart sein. Es fehlt der nordischen Rasse das Einfühlungsvermögen der Vorderasiaten. Auch die Aufopferung für Ideale, die bei der nordischen Rasse häufig anzutreffen ist, liegt oft nicht im Interesse der Gesamtwirtschaft. Es bedarf dann des Zusatzes anderer Rassenanlagen, um den nordischen Träumer vor Selbstvernichtung zu bewahren.

Auch in der alpinen Rasse gibt es sicher große Begabungsabstufungen. Wie für die intellektuellen so darf aber auch für die Charakteranlagen bei ihr wohl größere Gleichmäßigkeit angenommen werden. Auch für den nach allgemeinen Grundtypen vorgehenden Charakterologen verkörpert der schlanke Wuchs und der Langschädel das unruhige, der untersetzte Wuchs und der Rundschädel das beharrliche Element. Mit nüchternem Verstande strebt der Alpine ein nahegestecktes Ziel an, dieses verfolgt er aber mit großer Zähigkeit. Sein großer Fleiß und seine Genügsamkeit macht den Alpinen auf wirtschaftlichem Gebiet besonders dann wertvoll, wenn seine Ersparnisse als Produktivkapital Verwertung finden. Eine wichtige alpine Eigenschaft ist auch die große Geduld. Die nordisch-alpine Mischung liefert so eine tüchtige Industriearbeiterschaft.

Wenden wir uns nun noch anderen in der nordwesteuropäischen Bevölkerung vorkommenden Rassenelementen zu, so kann wohl die Wirkung



mediterraner und mongolischer Beimischungen als wenig wichtig übergangen werden. Bedeutsamer scheinen für die wirtschaftliche Betätigung Beimengungen dinarischer Rassenanlagen zu sein, die in Süddeutschland, und besonders im Alpengebiet, der Bevölkerung etwas von dem größeren Anpassungs- und Einfühlungsvermögen vermitteln, das die mit ihr verwandte vorderasiatische Rasse auszeichnet.

Die vorderasiatische Rasse selbst kommt in der eingesessenen Bevölkerung Nordwesteuropas nur wenig in Frage. Dagegen bildet sie den Hauptbestandteil des jüdischen Volkes, das, wie oben festgestellt wurde, zwar nicht als Schöpfer der modernen europäischen Wirtschaft angesprochen werden darf, das aber doch in dieser eine sehr bedeutsame Rolle spielt und kaum aus ihr weggedacht werden kann. Mit den sephardischen Juden nimmt auch die orientalische Rasse an der nordwesteuropäischen Wirtschaft Anteil (57).

D. Auslesevorgänge.

Die kurze Betrachtung der Rassenanlagen der nordwesteuropäischen Bevölkerung hat gezeigt, daß ein reichhaltiges Anlagenmaterial für die wirtschaftliche Betätigung zur Verfügung steht. Zu hoch entwickelten Gesellschaftsformen konnte dieses aber nur führen, indem durch Auslesevorgänge eine allmähliche Anpassung dieser Grundanlagen an die natürliche Umwelt und an die Anforderungen des sozialen Lebens erfolgte. Die Rassen sind ja, wie schon öfters betont wurde, hinsichtlich der Anlagen der Einzelindividuen in sich durchaus nicht einheitlich, und es ist deshalb beim Vergleich zweier hochstehender Rassen die Beobachtung der Ausleserichtung oft wichtiger als die Feststellung der überhaupt vorhandenen Rassenanlagen. Auch hier weist Nordwesteuropa ganz besondere Verhältnisse auf. Die hochbegabte nordische Rasse genoß verhältnismäßig lange unvermischt die Erziehung einer rauhen Natur, ohne mit höheren Kulturen in stärkere Berührung zu geraten. Wo die alpine und mediterrane Rasse mit ihr gemeinsam siedelte, spielte sie meist die Rolle der geführten und es wird ihre Anpassung an die nordische Rasse durch Auslese herbeigeführt. Diese Anpassung wurde weiter begünstigt durch fortschreitende Beimischung von nordischem Herren- und Sklavenblut. War die Isolierung der Nordeuropäer auch groß, so verhinderte sie doch nicht den Austausch grundlegender Kulturerrungenschaften mit benachbarten Völkern, mit denen man in den verhältnismäßig engen Räumen Europas leicht in Berührung kam. So bestand bereits eine urwüchsige Kultur, als stärkere Einflüsse vom Süden heraufdrangen. Sie war stark genug, um das geistige Erbe Roms, wenn auch nach großen Erschütterungen, aufzunehmen und darauf weiterzubauen. Erfahrungen, die nur im Süden zu machen waren, kamen so zu den Nordvölkern, die in der ihnen angepaßten Natur in ihrer Jugendfrische erhalten blieben und aus dieser Natur immer neue Kraft

zogen. Die wirtschaftlichen und politischen Katastrophen des Mittelalters und der frühkapitalistischen Zeit haben auch dazu beigetragen, in Nordwesteuropa eine einzigartige Kraftreserve aufzuspeichern. Es fehlte nicht an Anreizen zur Entfaltung einer hohen Wirtschaftsblüte, aber sobald die Entwicklung eine die Anpassung der Bevölkerung gefährdende Schnelligkeit anzunehmen drohte, erfolgte durch außerwirtschaftliche Einflüsse ein Rückschlag, der ein langsames Verdauen der rasch gewonnenen kulturellen Fortschritte ermöglichte. Durch Kriege und Seuchen wurde besonders in der Ritterzeit die Qualität der Bevölkerung stark geschädigt. In der Zeit des 30jährigen Krieges erfolgte durch die Seuchen andererseits eine Auslese der lebensfähigsten Familien (58). Die Tätigkeit weiser und schlechter Staatsoberhäupter half endlich noch dazu, die zähen Bevölkerungselemente der nordwesteuropäischen Länder zum Nährboden einer hohen Wirtschaftskultur zusammenzuhämmern. Durch die lange Vorbereitungszeit hat die nordwesteuropäische Bevölkerung eine einzigartige Stoßkraft erhalten, die sie nicht nur ein neues Zeitalter heraufführen ließ, sondern ihr auch über die schlimmsten Jahrzehnte der Uebergangszeit hinweghalf. Ob freilich diese Stoßkraft noch lange anhalten wird, ist mindestens zweifelhaft. Für den Vergleich mit fremden Bevölkerungen genügt es uns vorläufig, die Harmonie der Entwicklungsfaktoren, die den Uebergang zur modernen Wirtschaftskultur bewerkstelligte, festzustellen.

E. Beteiligung der einzelnen Rassen an der sozialen Gliederung.

Ist der natürlichen Auslese auch eine hohe kulturelle Bedeutung beizumessen, so ist sie doch auch wieder durch das vorhandene Anlagenmaterial begrenzt. Für diese Begrenzung der Auslese wie auch die an einzelnen Rassenhorsten beobachtete Konstanz charakteristischer Rassenanlagen würde es ein zuverlässiges Beweismittel bedeuten, wenn trotz des jahrhundertelangen Anpassungs- und Vermischungsprozesses sich eine deutliche Vorliebe der einzelnen Rassenelemente für bestimmte Berufe nachweisen ließe.

Von einer durch ererbten Sachgutbesitz bedingten Vormacht einer Rasse kann höchstens noch bei Teilen des Adels gesprochen werden. Für die treibenden Kräfte der Wirtschaft kommt dieses Moment kaum mehr in Frage. Sind doch die wenigsten der Männer, die heute an maßgebender Stelle in der Wirtschaft stehen, Nachkommen der vor 200 Jahren führenden Familien. Kommt es auch heute nur noch selten vor, daß in einer Generation die höchsten Stufen der Gesellschaft erklommen werden, so findet doch dauernd eine Ergänzung der führenden Gesellschaftsschichten durch den Aufstieg von unten statt. Dieser Aufstieg steht allen einheimischen Rassenelementen in gleicher Weise zur Verfügung, es kann also nicht be-

hauptet werden, daß heute noch für die einzelnen Rassen Nordwesteuropas eine verschiedenartige Ausstattung mit Sachgutbesitz, als den Aufstieg hemmend, in Frage kommt.

Wie steht es nun mit der sozialen Auslese der verschieden gearteten Rassenelemente? Wir haben es mit Mischbevölkerungen zu tun, die soziale Auslese bestimmter Rasseneigenschaften muß sich also in dem verhältnismäßig stärkeren Hinneigen einer sozialen Gruppe zu einem bestimmten Rassentypus äußern (59). Auch die neue Intelligenz zeigt stärkeres Hinneigen zum nordischen Typus als der Bevölkerungsdurchschnitt, dagegen findet man im Kleinbürger- und Bauerntum ziemlich häufig Leute mit überwiegend alpinem Aussehen, dazu paßt auch, daß in diesen Klassen die besten Eigenschaften der alpinen Rasse, der Fleiß und die Sparsamkeit, am klarsten zum Ausdruck kommen. Daß die einzelnen Volksschichten keine gleiche rassische Zusammensetzung zeigen, tut sich jedem aufmerksamen Beobachter kund. Wenn es demgegenüber bis jetzt nur mangelhaft gelungen ist, diese Erscheinungen statistisch zu erfassen (60), so liegt das vor allem an den Schwierigkeiten, die sich statistischen Beobachtungsmethoden hier entgegenstellen (61). So viel läßt sich jedenfalls sagen, daß sich keinerlei ernste Einwände gegen die Bedeutung konstant verschiedener Rassenanlagen aus ihrem Zusammenleben in der nordwesteuropäischen Wirtschaft ableiten lassen, während sich manche Anhaltspunkte für eine solche Verschiedenheit ergeben.

Eine wertvolle Ergänzung finden die Beobachtungen an der alteingesessenen nordwesteuropäischen Bevölkerung durch die leichter zu erfassende jüdische Berufswahl (62). Freilich sind dabei die Umweltvoraussetzungen einem Vergleiche weniger günstig; es besteht noch das Bewußtsein der Rassenverschiedenheit. Außerdem ist auch zu berücksichtigen, daß die Juden eine Mischung aus verschiedenen Rassen darstellen, bei der trotz Ausleseerscheinungen Außenseiter auftreten müssen. Dennoch weisen die Anlagen der vorderasiatischen Rasse den Großteil auch der emanzipierten Juden eine ganz charakteristische Bahn, die sich von der des Durchschnittsnordeuropäers wesentlich unterscheidet. In viel stärkerem Maße als die übrige Intelligenz nehmen die Juden Berufe ein, bei denen es auf Beeinflussung der menschlichen Psyche ankommt. Technische Berufe sind dagegen auch heute noch wenig beliebt. Die geringe Gabe zur Naturbeobachtung, der Mangel an intuitiver Phantasie ist auch heute noch charakteristisch für den Durchschnittsjuden. Wenn er trotzdem seinen Tätigkeitsbereich bedeutend vergrößern konnte, so liegt das nicht an einer Aenderung seiner Fähigkeiten, sondern am stärkeren Hervortreten abstrakter Denkarbeit auf vielen Gebieten des geistigen Lebens. Für diese Tätigkeit ist er aber wieder im allgemeinen günstiger veranlagt als der Durchschnittsnordeuropäer.



4. Sozialanthropologische Gründe des Zurückbleibens der Mittelmeerländer.

Die neben der nordischen Rasse an der nordwesteuropäischen Wirtschaft beteiligten Rassen finden sich auch in anderen Gegenden Europas und den angrenzenden Gebieten. Warum konnte sich dort nicht eine ähnliche Wirtschaftskultur entfalten? Die Lösung dieser Frage ist von Bedeutung besonders für das weiter unten noch zu behandelnde Problem der farbigen Rassen, denn hier war es andersrassigen Bevölkerungen möglich, seit längerer Zeit den Einfluß der nordwesteuropäischen Wirtschaftskultur zu genießen und sich dieser anzupassen.

Gewiß darf man nicht übersehen, daß manche Umweltverhältnisse bei den zurückgebliebenen Bevölkerungen Süd- und Osteuropas auch auf nordrassische Bevölkerungen hemmend wirken müßten, so die z. B. oft geringe Bevölkerungsdichte (die aber auch wieder eine Rückwirkung der Veranlagung der Bevölkerung sein kann). Die Natur verlangt ferner dort nur geringe Kraftanspannung zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse. Man könnte auch für die neueste Zeit die politische Macht als wichtiges Moment anführen. Es wird immer schwerer, auf dem Weltmarkt als neuer Konkurrent aufzutreten.

Die Unterschiede nord- und südeuropäischer Wirtschaft halten sich aber nicht nur an politische Grenzen, sie finden sich auch innerhalb einzelner Länder. Dem industriereichen nordisch-alpinen Norditalien steht das mediterrane Süditalien nach. Die französische Industrie hat ihren Hauptsitz im großenteils nordischen Nordfrankreich, am weitesten zurückgeblieben sind die überwiegend alpinen Gebiete Mittel- und Südwestfrankreichs, der mediterrane Süden zeigt bei hoher Kultur doch nicht eine der nordwesteuropäischen vergleichbare Wirtschaft. Gewiß bestehen auch zwischen den einzelnen Regionen Frankreichs und Italiens manche natürlichen Unterschiede, aber es ist doch auffallend, daß die Gebiete mit geringster nordischer Beimischung am weitesten zurückstehen.

Daß nicht nur die Umweltverhältnisse für das Zurückbleiben Südeuropas verantwortlich zu machen sind, darauf deuten vor allem manche sozialanthropologische Unterschiede zwischen Süd- und Nordeuropa hin. Die südeuropäischen Bevölkerungen zeigen eine geringere Differenzierung der Einzelindividuen. Die Wahrscheinlichkeit des Vorkommens von Spitzenbegabungen ist geringer als in Nordeuropa, weil die südeuropäischen Bevölkerungen beim Verfall der alten Mittelmeerkulturen eine furchtbare Gegenauslese durchgemacht haben. Die schöpferische Begabung der alten Aegypter, Babylonier, Griechen und Römer kann nicht mehr in Anspruch genommen werden für die heutigen Bewohner dieser Gebiete. Wenn in der Renaissancezeit nochmals eine kurze Blütezeit für die südeuropäischen Länder eintrat, so wird damit nicht das Gegenteil bewiesen. In Italien hatte die Renaissance ihren Hauptsitz im nördlichen Teil, wo auch heute noch



der nordische Einschlag deutlich erkennbar und eine geringe mediterrane Beimischung vorhanden ist. Die Blütezeit Südspaniens war vorüber nach Verdrängung der Araberherrschaft. Auch der Ausdehnungsdrang von Spanien und Portugal kann mit dem Nachwirken des germanischen Erobererblutes in Zusammenhang gebracht werden. Keine Renaissance haben die östlichen Mittelmeerländer hervorgebracht, die eine Ansässigmachung größerer germanischer Heerscharen nicht zu verzeichnen hatten. Man muß so annehmen, daß nach dem Versiegen des fremden Blutzustromes die geistige Sterilität der Restbevölkerungen der alten Mittelmeerkulturen wieder stärker hervortrat und heute noch nachwirkt.

Wie Südeuropa hinsichtlich des Vorkommens hoher Begabungen zurücksteht, so finden sich hier auch nicht verschiedenartige Rassentypen in gleich glücklicher Weise zusammen wie in Nordeuropa. Den handelsbegabten Vorderasiaten fehlte zur Herausbildung einer hochentwickelten Industrie die technisch begabte nordische Rasse und die arbeitsame alpinnordische Mischung. Wo in Frankreich das alpine Element besonders stark auftritt, zeigt sich im Rentnerideal der Einfluß alpiner Genügsamkeit. Die Apenninen- und Pyrenäenhalbinsel weist größere Gebiete ziemlich reiner mediterraner Rasse auf und hat dadurch ungünstigere Vorbedingungen für eine natürliche Arbeitsteilung.

Aber auch, wo die mediterrane Rasse mit der alpinen vermengt sitzt, wirkt sie auf diese nicht gleich anregend wie die nordische. Die mediterranen Bevölkerungen Südeuropas, wie sie heute sind, bedürfen vielmehr selbst nordischer Beeinflussung, um zu bedeutenden Leistungen zu gelangen. Ihr fehlen die zu zäher Industriearbeit zwingenden Charaktereigenschaften des Nordeuropäers. Der bei den Südeuropäern selbst in den untersten Volksschichten vorhandene Sinn für Farbe und Gestalt muß zwar die kunstgewerbliche Tätigkeit begünstigen, die selbständige Organisation einer Großindustrie wird dadurch aber eher aufgehalten.

Die rauhe Schule, welche die nordeuropäische Bevölkerung durch Jahrhunderte hindurch auf ihre Aufgabe vorbereitete, kann auch nur teilweise für Südeuropa angenommen werden. Die Beweglichkeit und Beeinflußbarkeit des Südländers wiegt zwar das Fehlen eines ähnlichen Erziehungsprozesses wie beim Nordeuropäer teilweise auf. Eine derartige Anpassungsfähigkeit kann aber doch nicht eine so nachhaltige Kraft zum Fortschritt verleihen, wie sie die Nordeuropäer gerade wegen ihrer geringen Beeinflußbarkeit besitzen.

Das Zurückbleiben Südeuropas findet eine Parallele in dem Gegensatz zwischen Lateinamerika und Nordamerika. Manche der Entwicklung ungünstige Umweltverhältnisse treffen in Süd- und Mittelamerika nicht zu. So kann man annehmen, daß diese auch in Südeuropa nicht von ausschlaggebender Bedeutung sind. Bis jetzt spricht jedenfalls nichts dagegen, daß

die Anlagen der südeuropäischen Rassen eine Ursache des wirtschaftlichen Zurückbleibens Südeuropas seien. Die gute Auffassungsgabe, die Geschicklichkeit, der Geschmack des Mediterranen, das Einfühlungsvermögen des Vorderasiaten sichern der südeuropäischen Bevölkerung genügende Lebensmöglichkeiten in der modernen Wirtschaft. Die starke Beeinflußbarkeit kann sie sogar bei geeignetem Anreiz zu hohen Leistungen bringen. Das zähe, rastlose Vorwärtsdrängen des Nordeuropäers fehlt dagegen auch heute noch, und damit die Berufung zur Führerschaft in der modernen europäischen Wirtschaftskultur.

5. Fortsetzung der europäischen Wirtschaftskultur durch farbige Rassen?

Farbigenprobleme der Wirtschaft werden meist nur unter dem Gesichtspunkt der Einordnung in das bestehende Wirtschaftssystem behandelt. Hier handelt es sich um die Möglichkeit einer selbständigen Fortsetzung der europäischen Wirtschaftskultur durch farbige Rassen.

Offenkundige Beweise eines unabhängigen Weiterbaues auf den Errungenschaften der europäischen Kultur sind bei farbigen Rassen noch nicht vorhanden und sie können auch noch gar nicht vorhanden sein, sind doch erst einige Jahrzehnte seit der Erschließung Japans und Chinas und seit Aufhebung der Sklaverei vergangen. Läßt sich so vorläufig kein abschließendes Urteil fällen, so dürfte es doch nicht ganz wertlos sein, festzustellen, welche Aussichten sich für die weitere Entwicklung aus dem Vergleiche sozialanthropologischer Zusammenhänge bei europäischen und außereuropäischen Bevölkerungen ergeben.

A. Neger.

Die Negerfrage hat zurzeit in dem hier gemeinten Sinn wenig aktuelle Bedeutung. Sie kann jedoch einmal akut werden, wenn die Ausnützung der Sonnenenergie die Ansiedlung großer Industrien in den heißesten Ländern nötig macht. Der Neger hat dann vor dem Europäer seine Angepaßtheit an das heiße Klima voraus, die vorläufig nur in knechtischer Plantagenarbeit zum Ausdruck kommt. Dieses Eingestelltsein auf die Tropen ist aber mit manchen in der modernen Wirtschaft wenig förderlichen Eigenschaften verbunden.

Es wäre an sich wohl denkbar, daß mit der Zeit eine menschliche Rasse gezüchtet würde, die im heißen Klima ebenso arbeitsfähig wäre wie wir im gemäßigten. Für die Neger dürfen wir das im allgemeinen nicht annehmen, weil die auslösende Wirkung des Arbeitszwanges fehlte. Es konnte nicht spurlos an der afrikanischen Urbevölkerung vorübergehen, daß die Natur den notwendigsten Lebensunterhalt mit reichen Händen darbot und dadurch kein Anreiz zur Arbeit vorhanden war.

Arbeit erschien aber auch vielfach überhaupt zwecklos, wo, wie im tropischen Urwald, die Natur dem primitiven Menschen unüberwindliche

Hindernisse in den Weg legte. Die Anpassung an die unmittelbar gegebene Natur findet sich deshalb beim Neger wie bei anderen primitiven Rassen besonders ausgeprägt. In der modernen Wirtschaft äußert sich diese urzeitliche Anpassung des Negers in geringer Vorsorglichkeit, wenig Ausdauer, Fehlen des Gefühls für Verantwortlichkeit usw. (63), es fehlen also gerade die Eigenschaften, welche für die europäische Kultur besonders wichtig sind. Wohl wird die ungünstige Wirkung dieser Mängel teilweise ausgeglichen durch die große Gutmütigkeit, den Lebensmut und die Gelehrigkeit der Schwarzen (64), was dabei unter fremdem Druck zustande kommt, reicht aber noch nicht einmal aus, höhere Stellungen in der europäischen Wirtschaft einzunehmen, geschweige denn selbständig kulturfördernd zu wirken.

Man hat auf das Vorkommen einzelner bedeutender Neger hingewiesen (65). Es wurde bereits weiter oben gezeigt, daß dies nicht im Gegensatz stehen würde zu einer mäßigen Durchschnittsbegabung. Es muß aber ferner auch noch berücksichtigt werden, daß in den meisten Gegenden Afrikas, nicht nur im Sudan, seit vielen Jahrhunderten eine Beimischung mediterranen und orientalischen Blutes erfolgt ist, die sehr wohl in diesen einzelnen höherstehenden Individuen nachwirken kann (66). Mancherorts sind die mediterranen und orientalischen Wanderstämme auch heute noch verhältnismäßig rein erhalten geblieben. Wenn solche Gebiete wie Ruanda oder Senegambien (67) oft eine Art Rittertum aufweisen, so darf das also nicht als Beweis dafür betrachtet werden, daß die eigentlichen Neger im Begriffe waren, eine ähnliche Entwicklungsstufe wie die Europäiden zu durchlaufen.

Wenn trotz der europäiden Beimischungen eine niedrige Durchschnittsbegabung der Neger angenommen werden muß, so liegt das mit an der Vernichtung gerade der begabtesten Familien in den afrikanischen Despotien und durch die Sklavenjagden. Sicher haben diese Jahrhunderte andauernden Zustände dazu geführt, den Hang zur Unterwürfigkeit bei dem Großteil der Neger bedeutend zu verstärken und gerade die selbstbewußten Charaktere auszutilgen.

Bei den sozialen Verhältnissen der afrikanischen Despotien konnte natürlich auch von einem harmonischen Aufbau der Bevölkerung aus differenzierten, aber aufeinander abgestimmten Individuen überhaupt nicht die Rede sein (68). Und so mußten die wenigen nach europäischem Muster errichteten Negerstaaten trotz der Anlehnungsmöglichkeit an die Europäer zu Karikaturen der europäischen Kultur werden. Die außerordentliche Lebensfähigkeit der Negerrasse darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie im allgemeinen am meisten von den großen Rassen der Eigenschaften entbehrt, die den Europäer zum Herrn der Erde gemacht haben.

B. Drawidas, Malaien und Polynesier.

Bevor man die Vermischung mit Negern als einzige Erhaltungsmöglichkeit einer teilweise europäischen Bevölkerung in den Tropen bezeichnen

kann, müssen erst noch die Menschenmassen Indiens und des malaiischen Archipels genauer durchforscht werden, das um so mehr, weil sowohl bei Drawidas (Tamilen) wie Malaien und Polynesiern eine gewisse Verwandtschaft mit den Europäern angenommen werden muß (69). Es würde vielleicht ein erfolgreicheres Experiment als die Bemühungen um die Neger abgeben, wenn man die Tamilen vom Drucke ihrer sozialen Verhältnisse erlösen würde und in europäische Erziehung brächte. Berücksichtigt muß zwar auch hier werden, daß der soziale Druck nicht ohne Folgen für die Auslese gewesen ist, daß ferner durch dauernde Unterernährung die Lebenskraft der Individuen unter dem ihrer Rassenveranlagung nach möglichen Durchschnitt bleibt. Es ist aber auch möglich, daß bei der durch die religiöse Erziehung geförderten Selbstbezwingung ehrgeiziger Triebe die Anlage zu höherer geistiger Betätigung latent erhalten blieb und daß die bei der Auslese begünstigte Religiosität in einer arbeitsfreundlicheren Religion praktische Erfolge zeitigen würde.

Geistig höher befähigt als die Neger dürften auch die Malaien sein. Die Malaien stellen keine selbständige Rasse dar, sondern eine Mischung verschiedener Rassenelemente der Südsee mit Mongolen. Diese nichtmongolische Urbevölkerung scheint mit den Tamilen und Polynesiern in Beziehung zu stehen (70). Wo sich die letzteren auf den polynesischen Inselgruppen rein erhalten haben, unterscheiden sie sich nicht nur in ihrem Aeußeren von anderen Südseerassen, sondern auch in ihrer Kultur (71). Sie haben es aus Eigenem sowohl zu rationellen Pflanzungsmethoden wie zu einer entwickelten Seeschiffahrt gebracht.

Daß die Malaien mit Tamilen und Polynesiern in Verbindung gebracht werden können, ist für uns vor allem deshalb wichtig, weil nach den neuesten Forschungen zur Entstehung der japanischen Bevölkerung in erster Linie der Bevölkerungszustrom von den südlichen Inselgruppen her beigetragen hat (72).

C. Japaner.

Was die Japaner von den Chinesen unterscheidet, haben sie aus ihrer südlicheren Urheimat mitgebracht. Auch die japanische Feudalherrschaft weist auf Zusammenhänge mit kriegerischen Südseestämmen hin (73). Neben bestimmten Eigenschaften der Herrenschicht ist die Feudalherrschaft bedingt durch das Vorhandensein andersartiger unterworfener Bevölkerungen. In beiden Punkten zeigt Japan von allen Ländern Asiens am meisten Aehnlichkeit mit europäischen Verhältnissen, und diesem Umstand ist wohl auch eine rasche Anpassung an die europäische Wirtschaft zu danken.

Die gesellschaftliche Tradition und soziale Auslese baute sich auch in Japan auf Lehenstreue und sonstigen kriegerischen Tugenden auf (74). Wie beim Nordeuropäer liegt so die Stärke des Japaners nicht in seiner Handelsbegabung. Aber der alte Kriegerstand lieferte große Staatsmänner und die

hervorragenden Eigenschaften der Samurai ließen manche Schwierigkeiten der jungen Verkehrswirtschaft überwinden (75). Dem raschen Fortschritt des Landes kam es dabei besonders zugute, daß ihre ganze Tätigkeit uneigennützig in den Dienst der Allgemeinheit gestellt war.

Eine Parallele zwischen Japan und Nordwesteuropa läßt sich auch hinsichtlich der Differenzierung der Bevölkerung ziehen (76). Ist auch in den oberen Gesellschaftsschichten Japans der südliche Einschlag stärker, so hat doch eine weitgehende Durchmischung der ganzen japanischen Bevölkerung stattgefunden. Die Differenzierung der Individuen wird weiter begünstigt durch die Zuwanderung von Chinesen und Koreanern sowie durch das Durchschlagen der vormongolischen Bevölkerung (Aino). Diese verschiedenen Bevölkerungselemente standen wenigstens bis vor kurzem noch unter sich und zur japanischen Natur und Tradition in einem Verhältnis großartigster Angepaßtheit (77).

Der schnelle Ruck nach vorwärts (im europäischen Sinne), den Japan in den letzten Jahrzehnten machte, steht nicht mit der Annahme in Widerspruch, daß für einen weiteren gediegenen Ausbau der japanischen Wirtschaft die Bevölkerungsverhältnisse wesentlich ungünstiger liegen. War schon in der malaiischen Bevölkerungskomponente ein starker mongolischer Einschlag vorhanden, so ist er durch die rein mongolischen Zuwanderer noch verstärkt worden. In der Befähigung zu schöpferischer Arbeit in der Wirtschaft dürfte sich der Japaner dadurch wenig vom Chinesen unterscheiden (78). Aber selbst, wenn man diese für nicht gering einschätzt, ist doch ein gleich systematisches Vorgehen wie in Nordwesteuropa in Frage gestellt durch die andersartige moralische Einstellung des Japaners. Der Samurai-Geist war nur zur Bewerkstelligung des Anschlusses an die moderne europäische Wirtschaftsordnung besonders geeignet, jetzt machen sich manche Schwächen geltend. Der Mangel an Gründlichkeit und Ausdauer (79), der große Eigendünkel (80), sind sowohl einer wirksamen Erfinder- wie Unternehmertätigkeit abträglich. Die Hingebung an die Staatsgemeinschaft fand nicht, wie in Nordeuropa, eine Grenze in einem starken Individualismus. Nach Wegfall der staatlichen Förderung muß sich das in der freien Verkehrswirtschaft in Scheu vor selbstverantwortlicher Tätigkeit auswirken.

Stimmt schon der Samurai-Geist nur teilweise mit der nordeuropäischen Geisteseinstellung überein, so zeigt sich Japan noch viel stärker zu Ostasien gehörig, wo der alte Kriegergeist wenig Bedeutung hatte. In Europa stellte seit alters der erwerbstätige Bürger eine Auslese dar, die in ihrer Rassenzugehörigkeit und in ihren Traditionen dem Adel kaum etwas nachgab. In Japan dagegen wurde gerade das Gewerbe besonders von eingewanderten Chinesen und Koreanern gepflegt. So ist es nicht zu ver-

wundern, wenn die Lohnarbeit wie auch das sonstige Wirtschaftsleben große Aehnlichkeiten mit China aufweist.

Die Grundlagen der Wirtschaft bildeten in eigenartiger Weise nur einige wenige Kulturgüter, welche die Japaner von Süden mitgebracht hatten, insbesondere das leichte Haus mit seinen Matten und die Reiskultur. Diese Grundelemente wurden nicht nur der japanischen Landschaft möglichst angepaßt, sie bildeten auch die Grundlage für die weitgehende Rationalisierung des Konsums (81) und damit die Grundlage des ganzen Gesellschaftsgefüges. Von dieser eigenartigen japanischen Kultur läßt sich schwer ein Anschluß an die moderne europäische Wirtschaftsordnung finden. Es besteht die Gefahr, daß der ganze japanische Bevölkerungsaufbau in der Uebergangszeit zur modernen Industriearbeit bedeutende Störungen erleidet (82). Das altjapanische Haus und die Parzellenwirtschaft waren den häufigen Erdbeben und der Zerrissenheit der japanischen Gebirgslandschaft viel besser angepaßt als Industriestädte nach europäischer Art und europäische Getreidewirtschaft. Abgesehen von den großen Kapitalverlusten, muß es nunmehr eine starke Beeinträchtigung der japanischen Arbeitsfreude bedeuten, wenn immer wieder das Menschenwerk durch Erdbeben und Springfluten zerstört wird. Die altjapanische Bodenreform hat in einem zahlreichen Kleinbauernstand dem japanischen Volke eine hervorragende Kraftquelle geschaffen (83). Heute können sich die kleinen Reisbauern wegen der billigen ausländischen Konkurrenzware schon vielfach nicht mehr halten (84). Eine Ueberführung zum Großbetrieb erscheint aber in dieser intensiven Terrassenwirtschaft sehr erschwert. Auch in den Anfangszeiten der europäischen Industriewirtschaft gab es manche schwere Krisen und Beschäftigungslosigkeit der Arbeiterschaft. Wenn heute in Japan ähnliche Erscheinungen auftreten, so handelt es sich doch nicht um ganz analoge Vorgänge. Das Experimentieren der werdenden europäischen Industriewirtschaft bleibt Japan erspart, es kann sich aus der reichen Fülle der europäischen Erfahrungen das Passendste aussuchen. Wenn, trotzdem erst ein kleiner Teil der japanischen Wirtschaft sich europäischen Arbeitsmethoden zugewendet hat, sich bereits die Schwierigkeiten für das Gedeihen des japanischen Staates häufen, so muß als ein Hauptgrund dafür die Fremdartigkeit der altjapanischen Wirtschaft betrachtet werden, die einen viel größeren Sprung nötig macht als den vom mittelalterlichen Handwerk Europas zur Industriearbeit.

D. Chinesen.

Nächst Japan bereitet vor allem das chinesische Menschenreservoir den Europäern Sorge. Trotz des übermäßigen Bevölkerungsdrucks ist in China keine kapitalistische Wirtschaftsordnung entstanden. Lag dies an den Rassenanlagen oder hat hier die Tradition in eine Sackgasse geführt, aus der nun neue Anregungen von außen heraushelfen können?

Die versteinerte Tradition stand ohne Zweifel in den letzten Jahrhunderten einem Fortschritt in der Beherrschung der Naturkräfte im Wege. Sie beeinflußte die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts und ließ dieses immer wieder in die Fußstapfen der Eltern treten. Es wäre aber doch falsch, ohne weiteres anzunehmen, daß es nur einer Beseitigung dieser Tradition bedürfte, um China zu gleicher wirtschaftlicher Bedeutung wie Nordeuropa zu bringen. Die starre chinesische Tradition ist hauptsächlich als Geistesprodukt der Chinesen selbst zu betrachten, sie steht also in direkter Beziehung zu den chinesischen Rassenanlagen. Außerdem muß aber auch noch in Rücksicht gezogen werden, daß die jahrtausendelange Verwendung dieser Tradition insbesondere der chinesischen Ethik eine durchgreifende biologische Auslese zustande gebracht haben muß (85). Es ist deshalb diese Tradition heute erst recht als mit dem Wesen des Chinesen verwachsen anzusehen. Dem Ansturm der europäischen Wirtschaft kann freilich auch diese nicht standhalten. Die Besten des chinesischen Volkes wünschen nun, daß es ihnen gelingen möge, das wirklich Gute der europäischen Kultur mit dem der chinesischen zu einem neuen Ganzen zu vereinen (86). Dazu bedarf es vor allem großer Geister, die den europäischen Wirtschaftsführern und Erfindern gewachsen sind.

Die chinesische Kultur begünstigte weder die Züchtung großer Organisatoren noch Erfinder. Die Einzelpersönlichkeit, die vom europäischen Genie nicht zu trennen ist, trat dort stets zurück. Das Besondere, von der Allgemeinheit Abstechende, wurde ausgetilgt, dafür Familiensinn und Nachahmungsfähigkeit gezüchtet. Eine ähnliche Oberschicht wie Japan besitzt China nicht. Im Vergleich zu europäischen Bevölkerungen stellen die Chinesen eine ziemlich homogene Masse dar. In der Anlagenrichtung des Bevölkerungsdurchschnitts muß sich so ein getreues Spiegelbild auch der Spitzenbegabungen finden. Auch für die chinesische Intelligenz gelten als hervorstechende Eigenschaften die große Aufnahmefähigkeit, das ausgezeichnete Gedächtnis (87), die ethisierende Beschaulichkeit (88). Sollte sich die chinesische Begabung innerhalb kurzer Zeit nun ganz anders gestalten können? Die Chinesen müßten geradezu als Uebermenschen betrachtet werden, wenn zu ihren bereits stark ausgeprägten geistigen Eigenschaften auch noch Erfindergabe, Organisationstalent und Schaffensdrang sich in größerem Ausmaß einstellen würden. Tatsächlich glauben auch Nichtanthropologen, den Chinesen wenig Begabung zu technischen Erfindungen zusprechen zu müssen (89). Bei den Verehrern Chinas ist es aber vorläufig nur ein frommer Wunsch, daß Unternehmungsgeist und schöpferische Begabung die Chinesen ein neues Zeitalter heraufführen lassen mögen (90). So lange die moderne Wirtschaft noch ähnliche Anforderungen an den technischen und organisatorischen Fortschritt stellt wie heute, ist nach unserem derzeitigen anthropologischen und biologischen Wissen kaum zu

befürchten, daß die chinesische Intelligenz der europäischen den Rang ablaufen wird.

Auch die sonstigen Bevölkerungsverhältnisse sind in China einem selbständigen Ausbau der Wirtschaft nach europäischem Muster nicht durchaus günstig. Eine Harmonie zwischen Natur und Bevölkerung und zwischen den einzelnen Bevölkerungselementen besteht auch hier. Aber sie führte weniger wie in Japan und Europa zu einer Ergänzung verschiedenartiger Individuen mit einer gutgegliederten gesellschaftlichen Spitze, sondern mehr zu einem Nebeneinanderleben von gleichartigen Familiengemeinschaften. Nordische Rasse und Mongolen unterscheiden sich am meisten durch die Art der Anpassung an die Natur. Die nordische Rasse wurde durch ihre geringe natürliche Anpassungsfähigkeit gezwungen, ihre Anlagen zu einer Einwirkung auf die Umwelt zu verwerten. Die Mongolen passen sich stärker an die Natur an und helfen dieser Angepaßtheit durch ihren Verstand weiter nach. Dieser Unterschied zeigt sich am deutlichsten beim verschiedenen Verhalten von Germanen und Lappen gegenüber der Nordlandsnatur. Aber nicht nur die Lappen sicherten sich durch höchste Bedürfnislosigkeit ihre Existenz. Eine ganz ähnliche Reaktion erfolgte im reichen China gegenüber dem starken Bevölkerungsdruck. Mögen auch unter dem Einfluß der europäischen Wirtschaft neue Bedürfnisse suggeriert werden können, für die selbständige Fortsetzung der europäischen Wirtschaftskultur muß die natürliche Genügsamkeit als hemmend angesehen werden.

Ein günstiges Moment bedeutet für die Ostasiaten ihre Einstellung zur Arbeit, und zwar weist diese manche Vorzüge gerade für die mechanisierte Arbeit auf, so die große Geduld, der Fleiß, die Genügsamkeit und Fingerfertigkeit (91). Die abhängige Arbeit allein kann aber wirtschaftliche Großtaten nicht vollbringen. Fehlen Unternehmungsgeist und wirtschaftlich schöpferische Fähigkeit, dann kann sie wohl die Einordnung in das bestehende Wirtschaftssystem ermöglichen, nicht aber ein selbständiges Weiterbauen.

E. Ergebnis.

Nordwesteuropa und Nordamerika weisen auch jetzt noch die günstigsten Bevölkerungsverhältnisse zur Erzielung wirtschaftlicher Fortschritte auf. Damit erscheint aber die Entwicklung für die Zukunft durchaus noch nicht gesichert. Die europäische Ueberlegenheit stützt sich auf die Angepaßtheit der Bevölkerung an die natürlichen, sozialen und traditionellen Voraussetzungen der heutigen europäischen Wirtschaftskultur. Diese Angepaßtheit kann verschwinden durch eine Aenderung dieser Voraussetzungen oder der Begabungsverhältnisse.

Die Mongolen können einmal eine viel gefährlichere Konkurrenz werden, wenn die Wirtschaft in ein stationäres Stadium gelangt, was nach



der rasch aufeinanderfolgenden Indienststellung der meisten angreifbaren Naturkräfte gar nicht in so weite Ferne gerückt ist. Die Ostasiaten werden ferner durch eine sozialistische Gesellschaftsordnung begünstigt werden, nachdem ihre Intelligenzschicht viel weniger individualistisch als die europäische eingestellt ist (92).

Größere Gefahr als von einer Aenderung der Umwelt, um die der Mensch kämpfen kann, droht dem Europäertum durch den Verlust von zur Führerschaft befähigenden Begabungen. Bedenkliche Anzeichen in dieser Hinsicht sind zahlreich vorhanden. Sie weisen auf ein Zurückbleiben der Geburtenzahl einerseits der Begabten gegenüber den Unbegabten in der europäischen Bevölkerung (93), andererseits der Europäer gegenüber den Mongolen hin (94). Wird auf diesem Wege einmal die europäische Intelligenz von ihrer beherrschenden Stellung verdrängt, dann erscheint es wohl möglich, daß die Mongolen, vom europäischen Drucke befreit, den europäischen Kapitalismus rück- und umbilden zu einem asiatischen, der, nach den vorhandenen Anzeichen zu schließen, weniger Wert auf die Technik legen wird und auch der Arbeit eine andere Stellung anweist.

Ob ein solcher asiatischer Kapitalismus für die Entwicklung der Menschheit günstiger sein wird als der heutige europäische, das muß die Zukunft lehren. Für uns handelt es sich hier nur um die europäische Wirtschaftskultur. Wir haben gesehen, daß bis jetzt zu ihrer Weiterführung hauptsächlich nur die nordwesteuropäisch-nordamerikanische Bevölkerung in Frage kommt. Daß diese nicht an der Erfüllung ihrer kulturellen Aufgabe durch fremde Rassen oder Verschlechterung der Bevölkerungsqualität gehindert wird, muß deshalb ein leitender Gesichtspunkt bei den folgenden Betrachtungen über die Einordnung in einzelne Funktionen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung sein.

2. Unterabschnitt.

Anpassung an die einzelnen Einrichtungen der modernen kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

1. Die Anpassung an die moderne Wirtschaftsordnung im allgemeinen.

Wenn bis jetzt keine andere Bevölkerung der nordwesteuropäischen beim Ausbau der europäischen Wirtschaftskultur gleichkommt, so ist damit noch nicht gesagt, daß diese Bevölkerung auch allen einzelnen volkswirtschaftlichen Funktionen, die sich aus dem Gesamtwirtschaftssystem ergeben, gleich gewachsen ist. Der europäische Bevölkerungsaufbau lieferte einen geeigneten Ausgangspunkt für die moderne Wirtschaft. Die Entwicklung der Technik ist dann aber so rasch und stoßweise erfolgt, daß von einem großen Teil der europäischen Bevölkerung nur noch eine mangelhafte Anpassung an die augenblicklichen Lebensverhältnisse erwartet werden kann, andererseits besteht die Möglichkeit, daß nunmehr anders gear-

tete Bevölkerungen gewisse Teilfunktionen in der modernen Wirtschaft besser auszufüllen vermögen. Die bessere Eignung wäre leicht festzustellen, wenn die erweiterte Existenzmöglichkeit darüber Aufschluß geben könnte. Diese zeigt aber zunächst nur die Lebensmöglichkeiten der betreffenden Typen an, nicht den Nutzen für die Volkswirtschaft, denn es sind nur gewisse Spezialanlagen, nach denen vielfach in der stark arbeitsteiligen Wirtschaft die soziale Auslese erfolgt, es ist aber der ganze Mensch, der sich im Wirtschaftsleben auswirkt. Wollen wir also die tatsächliche Angepaßtheit an die Erfordernisse der Volkswirtschaft feststellen, so muß die Einwirkung der Gesamtanlagen der betreffenden Bevölkerungsgruppe auf die Volkswirtschaft Berücksichtigung finden, es sei denn, daß sie durch irgendwelche Gegenkräfte kompensiert werden.

Die individuelle Anpassung besteht darin, daß der Mensch seine natürlichen Anlagen in ein möglichst günstiges Verhältnis zur Umwelt zu bringen sucht. In der modernen Verkehrswirtschaft tritt ihm das Wirtschaftssystem als überragender Umweltfaktor entgegen, der die Entfaltung mancher Anlagen fördert und die anderer hemmt. Der Selbsterhaltungstrieb bringt aber in den meisten Fällen auch hier eine Anpassung zuwege, die das, wenn auch kümmerliche Fortexistieren des Individuums gestattet. In einem solchen Falle wird man aber nur bedingt von Angepaßtheit sprechen dürfen, es handelt sich nur um einen Uebergangszustand, der entweder die Tendenz zur Aenderung der Umweltverhältnisse oder zum Verschwinden der also benachteiligten Typen in sich trägt.

Eine weitgehende Anpassung kann nur in der Jugend erreicht werden. Bei ihr wird durch die von der Umwelt empfangenen Eindrücke die Entfaltung der Anlagen von vornherein in ein anderes Fahrwasser geleitet. Bewußt erfolgt diese Beeinflussung durch die Erziehung. Auch sie ist bei den Untersuchungen über die moderne Wirtschaft zu berücksichtigen. Freilich hat diese Gewöhnung und Erziehung nur begrenzte Möglichkeiten. Dann gibt es nur noch eine Anpassung durch Auslese oder Aenderung der Umweltverhältnisse.

Die natürliche Auslese, die unter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung vor sich geht, muß auf die Wirtschaft ungünstig zurückwirken, wenn sie eine Aenderung in der Qualität der Bevölkerung in der Richtung herbeiführt, daß diese neuen volkswirtschaftlichen Aufgaben nicht mehr gewachsen ist. In der modernen Wirtschaft ist diese Gefahr infolge der sprunghaften Entwicklung der Technik besonders groß. Wie in diesem Punkte, so läßt sich auch sonst keine scharfe Scheidung zwischen dem Ausbau des Wirtschaftssystems und der Anpassung an dieses herbeiführen. Es muß vielmehr versucht werden, auch bei den Anpassungsvorgängen, die sich bei einzelnen volkswirtschaftlichen Funktionen ergeben, den Zusammenhang mit den großen Entwicklungslinien der Wirtschaft darzulegen.

Der Mensch ist einerseits Ziel der Wirtschaft durch seinen Güterbedarf, er ist aber auch zugleich der wichtigste Faktor bei der Bereitstellung der Güter. In der modernen Volkswirtschaft ergeben sich daraus als wichtigste Anpassungsprobleme: Die Massenbedarfsdeckung, die Regelung des Luxusbedarfes, die Einordnung in das kapitalistische Arbeitssystem, welche für die großen Massen in der Verrichtung stark mechanisierter Tätigkeiten besteht, eine ziemlich kleine Mittelschicht zuläßt und nur wenigen ein dafür um so verantwortungsvolleres selbständiges Betätigungsfeld einräumt.

2. Anpassung an das Bedarfsdeckungssystem.

a) Anpassung an die Massenbedarfsdeckung.

Um eine reichlichere Bedarfsdeckung herbeizuführen, muß in der modernen Verkehrswirtschaft eine Anpassung des individuellen Bedarfes an die Produktion erfolgen. Die Möglichkeiten der Bedarfsdeckung wurden durch die Massenproduktion um ein Vielfaches gesteigert. Diese erfordert einmal Gleichartigkeit des Bedarfes und außerdem seine häufige und gleichmäßige Wiederkehr. Verlangt die Massenproduktion eine gewisse Mindestanpassung der Käufer, so läßt sie doch einen großen Spielraum für eine verschiedenartige Einstellung der Bevölkerung und je nach der Art dieser Stellungnahme ist die Weiterwirkung durch das ganze Wirtschaftsleben hindurch verschieden.

Für das Gedeihen der Gesamtwirtschaft ist es wichtig, daß die normalisierten Bedürfnisse zum richtigen Zeitpunkt und im richtigen Ausmaße geltend gemacht werden, nicht daß überhaupt ein großer normalisierter Bedarf vorhanden ist. Eine Richtlinie für die rechtzeitige Anmeldung des Massenbedarfes gibt die Preisbewegung. Der bei der Konsumentenbevölkerung vorhandene Sinn für Wirtschaftlichkeit ist daher von größter Bedeutung. Der Preisregulator hinkt aber doch hinter dem Beginn neuer Produktionsumwege nach. Eine größere Stetigkeit tritt im Kreislauf der Wirtschaft ein, wenn die rationalistisch eingestellte, bedürfnisreiche Bevölkerung sich für Massensuggestion wenig empfänglich zeigt und wenig zur Nachahmungssucht neigt, denn die Nachfrage kann sich hier viel besser auf längere Abschnitte verteilen. Das rechte Ausmaß der Massenbedarfsdeckung werden am besten Bevölkerungsschichten treffen können, die bei gut entwickeltem Wirtschaftlichkeitssinn doch genügend Kultur besitzen, um die Qualität des Erzeugnisses nicht über der Billigkeit außer acht zu lassen.

Es erhebt sich nun die Frage: Kann einer Bevölkerung die richtige Einstellung zu diesen Anforderungen der neuzeitlichen Wirtschaft anerzogen werden oder ist hier die besondere Veranlagung der Bevölkerung von ausschlaggebender Wichtigkeit? Die Weckung immer neuer Bedürfnisse darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß hinsichtlich der Regulierung dieser

Bedürfnisse auch innerhalb der Kulturvölker viel schwerer Fortschritte erzielt werden können. Die Weckung neuer Bedürfnisse setzt nur eine große Suggestibilität voraus, also eine ziemlich inferiore Veranlagung, Wirtschaftlichkeit verlangt dagegen das Zusammenwirken verschiedener, höher zu bewertender Anlagen. Die Aeußerung des Sinnes für Wirtschaftlichkeit ist an so viele Voraussetzungen gebunden, daß sie nicht mit einer bestimmten Veranlagung allein begründet werden kann. Durch das Hinzutreten neuer Bedürfnisse wird aber ein wirtschaftliches Handeln nur dann ausgelöst, wenn die dafür nötigen Anlagen vorhanden sind, was bei dem Fehlen eines inneren Zusammenhanges zwischen Suggestibilität und Wirtschaftlichkeitssinn durchaus nicht immer der Fall zu sein braucht. Die Anerziehung von neuen Bedürfnissen erscheint so viel einfacher als die von Wirtschaftlichkeit. Damit muß aber auch der speziellen Veranlagung der Bevölkerung in letzterem Falle eine größere Bedeutung zukommen.

Für den nur an seinen augenblicklichen Gewinn denkenden Fabrikanten und Händler ist das bequemste Publikum die große Masse bei den Kulturvölkern und manche unzivilisierten Rassen. Sie haben gemeinsam geringen kritischen Verstand, große Suggestibilität, Nachahmungssucht. Was der Neger sieht, will er haben, es werden ihm leicht die unsinnigsten Dinge aufgeschwätzt (95). Die Massen wollen es den oberen Gesellschaftsschichten gleichtun und fallen deshalb auf billige Surrogate herein. Der Mangel an Kritik bei diesen Käuferschichten muß zu einer Verminderung der Qualität der Ware führen, die sich wegen der Konkurrenzfähigkeit und des Zusammenhanges der Preise auch auf andere Teile der Wirtschaft überträgt. Wegen ihres geringen Sinnes für Wirtschaftlichkeit sind diese Käuferschichten auch meist arm und können sich Anschaffungen nur leisten, wenn die steigende Konjunktur ihnen höhere Löhne verschafft. Sie tragen dadurch wesentlich zu einer Ueberschätzung der Absatzverhältnisse bei. Die kritiklosen Bevölkerungsschichten und Rassen erscheinen so auch für die Massenproduktion nicht als ein Käuferpublikum, wie es volkswirtschaftlich eigentlich wünschenswert wäre.

Ein ganz anderes Verhalten als der Neger zeigt der Mongole. Er bildet für den Händler einen viel schwierigeren Verhandlungsgegner. Die Rationalisierung des Konsums ist in den beiden großen Kulturen Ostasiens in bewundernswerter Weise durchgeführt (96). Das Ideal der Wirtschaftlichkeit im Sinne der europäischen Wirtschaftskultur zeigt aber auch der Mongole nicht, denn die Rationalisierung des Konsums ging Hand in Hand mit Züchtung von Bedürfnislosigkeit (97).

Anders bei den typischen Vertretern der nordischen Rasse. Infolge ihres beweglichen Geistes haben sie immer neue Bedürfnisse. Um diese befriedigen zu können, suchen sie für die anderen Bedürfnisse weniger aufwenden zu müssen. Dabei behalten aber doch die alten Bedürfnisse einen Grad von

Intensität, der an die Qualität große Anforderungen stellt. Ein derartiger Wirtschafter fällt nicht auf die Auswüchse der Reklame und persönlichen Beeinflussung hinein, er wird in seinen Dispositionen nicht durch massenpsychologische Einwirkungen bestimmt, sondern durch kühl überlegte Zweckmäßigkeit. Wo solche Leute Einfluß auf die Produktion gewinnen, da kann sich Billigkeit mit Qualität vereinen, ohne daß die Massenproduktion ein zu großes Risiko hinsichtlich plötzlicher Konjunkturumschwünge eingeht. Da bleibt aber auch die Massenproduktion auf einen nicht zu großen Anteil an der Gesamtproduktion beschränkt und es wird dadurch die organische Weiterentwicklung der Wirtschaft aus anderen augenblicklich weniger rentablen Gebieten heraus möglich. Vor allem aber bleibt in Handwerk und Qualitätsindustrie ein Nährboden für wirtschaftlich wertvolle sittliche und geistige Anlagen erhalten, der sich nicht in gleichem Maße bei der eigentlichen Massenproduktion findet.

Eine Einschränkung der Massenproduktion muß stattfinden, wo die Individualität des Bedürfnisses nicht durch die Aussicht auf Befriedigung anderer Bedürfnisse kompensiert werden kann. Vielfach findet dabei ein Kompromiß zwischen beiden Gesichtspunkten statt, wenn z. B. die Geschmacksrichtung einer größeren Bevölkerungsgruppe immerhin noch eine teilweise Massenproduktion zuläßt. Außer durch die Geschmacksrichtung wird die Massenproduktion eingeschränkt durch die physiologische Beschaffenheit der Menschen. Häufig wird dabei aber auch wenigstens eine geringe Menge gleichartigen Bedarfes auftreten, soferne es sich um ganze Menschengruppen handelt.

Das gilt besonders für die Massenherstellung von Bekleidungsstücken. Im Zusammenhang mit Begabungstheorien wird gerne die verschiedene Größe der Hutnummer bei Lang- und Kurzköpfen, oberen und unteren Bevölkerungsschichten erwähnt (98). Für die Kleiderkonfektion ist vor allem wichtig, ob in einer Bevölkerung viele gleichartige Typen, „Normalfiguren" vorhanden sind. Bei stark vermischten und stark variablen Bevölkerungen ist auch bei den normalen Individuen die Kombination der einzelnen Körpermaße viel weniger gleichartig als bei der durchgezüchteten, rassenmäßig einheitlichen Bevölkerung. Der Erfolg der Massenproduktion wird so durch unpassenden Schnitt, vielfache Abänderungen in Frage gestellt.

Weniger Hindernisse als bei der Bekleidung bestehen bei der Ernährung durch die Veranlagung der Bevölkerung. Die Eigenartigkeit der Ernährungsweise einer Bevölkerung scheint größtenteils durch die Gewöhnung während der Aufwuchsperiode bedingt zu sein. Eine gewisse ererbte Verschiedenheit ist aber doch auch in dieser Hinsicht anzunehmen. So beruht der Unterschied zwischen der norddeutschen und der süddeutschen Kost wohl nicht nur auf Tradition und Gewöhnung.

Läßt sich die physiologische Verschiedenheit der Menschen auf dem Gebiet der Bekleidung und Ernährung nicht allzu schwer berücksichtigen, so liegen beim Wohnungsbedarf ganz besondere Verhältnisse vor. Die entwickelte Innenwanderung und die durch die Produktionsweise hervorgerufene Zusammenballung der Bevölkerung machen die Bereithaltung von vermietbaren Unterkunftsmöglichkeiten für die städtischen Massen nötig. Bei der Dringlichkeit des Wohnungsbedürfnisses und der Kostspieligkeit einer anderweitigen Beschaffung wird es den Massen fast unmöglich, auf die Deckung des Wohnungsbedarfes reformierend einzuwirken. Erst der Umweg über die öffentliche Meinung und gemeinnützige Gesellschaften kann hier zu einer besseren Anpassung an den natürlichen Wohnungsbedarf führen. Unter dem Wohnungselend haben sicher alle Menschen zu leiden, gegenüber seinen weniger ausgeprägten Formen, wie überhaupt dem Leben in der Stadt scheinen dagegen die einzelnen Rassen nicht gleiche Widerstandskraft zu besitzen. Der Mongole wie auch der Neger zeigt sich durch enges Zusammenleben nicht bedrückt, ganz anders dagegen der Indianer und der Angehörige gewisser Naturvölker. Auch die nordische Rasse gedeiht nur schlecht in der Stadt. Dabei erscheint sie auch physiologisch wenig an ein enges Zusammenwohnen angepaßt zu sein. Als Beweis dafür, daß das Leben in der Stadt nicht notwendig zum Tod der Rasse führen muß, werden vielfach die Juden angeführt, die seit Jahrhunderten Stadtbewohner sind. Was die physiologischen Existenzbedingungen anbelangt, trifft das sicher zu. An die psychischen Einwirkungen der modernen Großstadt zeigen sich dagegen auch die Juden nicht genügend angepaßt, was sich in der sehr geringen Kinderzahl großstädtischer Judenfamilien äußert (99).

b) Anpassung des Luxusbedarfes an die Marktverhältnisse.

Es wurde oben ausgeführt, daß das bloße Vorhandensein von Massenbedarf noch nicht den Idealzustand der modernen Verkehrswirtschaft darstellt, daß es auch auf den rechten Zeitpunkt und das richtige Ausmaß ankommt. Das gilt ganz besonders auch für eine zweckmäßige Gestaltung des Luxusbedarfes. Ob Luxus schädlich oder nützlich wirkt, hängt ganz davon ab, wann er hervortritt und in welcher Form und in welchem Ausmaß.

Das Wort Luxus wird in sehr verschiedener Bedeutung verwendet. So kann man als Luxus alles bezeichnen, was über die physiologischen Existenzbedingungen hinausgeht. Im regelmäßigen Gang der modernen Wirtschaft gewinnt eine solche Auffassung des Luxus wenig praktische Bedeutung. Anders in außerordentlichen Zeiten. Wenn die deutsche Wirtschaft in der Kriegs- und Inflationszeit nicht zugrunde ging, so ist es denjenigen Bevölkerungsschichten zu danken, welche die sittliche Kraft aufbrachten, ihre Bedürfnisse auf ein Minimum zu beschränken. Gewiß ist

diese Einschränkung vielfach unter starkem Druck erfolgt; auch das geduldige Sichfügen der unteren Klassen war eine große Leistung. In manchen kaufkräftigen Schichten, so bei der höheren Beamtenschaft, darf man aber wohl auch von einem freiwilligen Verzicht sprechen. Hervorragende Beispiele von Selbstdisziplin hat auch die englische Wirtschaft gezeigt, wo ja bekanntlich die bloße Betonung der Volksfeindlichkeit die Inanspruchnahme der Notenbareinlösung verhinderte. Man darf wohl sagen, daß es auf beiden Seiten im Weltkrieg das nordische Element war, das die erstaunliche Elastizität der Bedürfnisse zustande brachte.

Wie bei dem extremen Falle äußerster Bedürfniseinschränkung im Weltkrieg, so ist auch bei manchen sonstigen Kürzungen der Bedürfnisbefriedigung im Interesse der Gesamtwirtschaft der Sinn der Bevölkerung für gesellschaftliche Notwendigkeiten, für Rechtlichkeit und Anständigkeit von großer Bedeutung. Wieder sind es die nordischen Gebiete, die hinsichtlich der Steuermoral am besten abschneiden, so vor allem England und die Union. Wenn Deutschland heutzutage in dieser Hinsicht mit den Angelsachsen nicht rivalisieren kann, so liegt das vor allem an der übermäßigen Höhe der Steuer und an der Verärgerung über ungleichmäßige Lastenverteilung und nicht nur an geringerem Vorhandensein ähnlich veranlagter Bevölkerungsteile.

In der im Aufstieg begriffenen Volkswirtschaft kommt weniger als die soeben behandelte Zurückschraubung der Bedürfnisse ihr zweckmäßiger Ausbau in Frage. In diesem Sinne gehört zum Existenzbedarf alles, was zur Behauptung der innegehabten Stellung in der Gesellschaft nötig ist. Der Luxus bestände also in der Befriedigung aller Bedürfnisse, die zu dem bisherigen hinzukommen. S o m b a r t hat ausgeführt, daß die ganze moderne Wirtschaft sich aus dem Luxus der führenden Schichten entwickelt habe (100). Auch heute noch sind die oberen Schichten der europäischen Völker wichtig bei Einführung neuer Konsumgüter, denn wenn auch jetzt der Geschmack des Fabrikanten das Muster entwirft, so bildet doch der Ankauf durch die oberen Gesellschaftsschichten das Zeichen für die Nachahmung durch die Menge. Um Umfang und Richtung der neuen Bedarfsausgestaltung zweckmäßig zu wählen, müssen die kaufkräftigsten Gesellschaftsschichten entweder selbst eine hohe Kultur besitzen oder sich von anderen Leuten mit feinem Geschmack und Verständnis für die Entwicklung der Gesamtkultur beraten lassen. Sie müssen dabei aber auch genügend Wirtschaftlichkeitssinn aufweisen, um auf Preisbewegungen zu reagieren. Ist außerdem noch ein überindividuelles Interesse am Gedeihen der Volkswirtschaft vorhanden, so wird die günstige Wirkung noch erhöht.

Die zweckmäßige Auswahl neuer Bedürfnisse ist auch für den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft von großer Bedeutung. Daß in Deutschland durch die Inflationszeit so große Verschiebungen in den Vermögen



stattfanden, hat sich recht wenig erfreulich ausgewirkt. Das Protzentum war stolz darauf, gerade die Funktion des Preisregulators zu mißachten. Zwar geht dabei das Geld dann meist in würdigere Hände über, aber wenn z. B. Arbeitskräfte und Baustoffe in Zeiten der Hochkonjunktur zum Bau einer Luxusvilla beansprucht werden, so müssen diese Kräfte an anderen Stellen der Wirtschaft, wo sie zur Schaffung produktiver Werte, z. B. von Arbeiterwohnungen benötigt werden, fehlen. Aehnlich liegt es bei anderen Luxusanschaffungen. Die Verarmung der alten, geistig hochstehenden Käuferschichten (von vorwiegend nordischem Gepräge) spürt vor allem die Buchdruckerei, das Kunsthandwerk, die Künstlerschaft. Ausgaben für derartige Luxusbedürfnisse wären auch zur Zeit von Deutschlands größter Verarmung zu rechtfertigen gewesen, weil sie zur Hebung der kulturellen Kraft des Volkes beitragen und damit auch zum Wiederaufstieg der Wirtschaft. Das kann man nicht behaupten von vielen Luxusausgaben der neuen Reichen.

Außer durch das Geltungsbedürfnis und die Genußsucht wurde die Steigerung des Luxusbedarfes in der Nachkriegszeit durch die Flucht in die Sachwerte verursacht. Auch nach der Stabilisierung konnte der hohe Zinsfuß manche Leute nicht veranlassen, ihre Ueberschüsse bei Banken anzulegen und damit der Wirtschaft das so nötige Betriebskapital zu schaffen. Die Furcht vor neuer Inflation und scharfer Besteuerung ließ sie sich im Uebermaß dem Konsum- und Gebrauchsgütermarkt zuwenden. Hätte das ganze Volk so gedacht, so wäre es zum mindesten zu einer ungesunden Verschiebung in der Produktion gekommen. Glücklicherweise waren jedoch genügend Bevölkerungselemente vorhanden, deren natürliche Veranlagung bereits wieder zum Sparen drängte, als das Gefahrenmoment noch keineswegs überwunden war. Aus dem nämlichen Geist ist das Rentenmarkwunder erwachsen.

In außergewöhnlichen Zeiten zerreißt der Schleier, den Sitte und Gewohnheit über die wahre Natur der Menschen breiten. So mußte in diesen Zeiten sich auch in der Wirtschaft die natürliche Veranlagung der Bevölkerung am stärksten geltend machen. Im normalen Kreislauf der Wirtschaft tritt sie bei der Befriedigung des Bedarfes weniger hervor, ist aber auch dann sehr bedeutsam. So ist es stets sehr wesentlich für die Entwicklung der Volkswirtschaft, daß die Bevölkerung in richtiger Weise zu sparen versteht. Allzu große Einschränkung der Bedürfnisse ist der entwickelten Verkehrswirtschaft ebenso abträglich wie sorgloses Indentaghineinleben. Es muß Kapital beschafft werden zur Herstellung der Produktionsumwege, es müssen aber auch diese Produktivgüter beschäftigt werden können. Den Mongolen, vor allem den Chinesen, wird große Sparsamkeit zugesprochen, die vielfach in Geiz ausartet (101). Die gleichzeitig vorhandene Bedürfnislosigkeit ist jedoch der Entfaltung der Wirtschaft nicht förderlich (102). —

In den Tag hinein leben die Neger und manche andere primitive Rassen. Einen hochentwickelten Sparsinn wird man von den Negern nach ihrer ganzen Veranlagung wohl kaum erwarten dürfen; ihr Besitzinteresse (103) läßt aber immerhin die Anerziehung eines größeren Grades von Vorsorglichkeit, als er heute besteht, möglich erscheinen. — Auf die Aeußerung des Sparsinnes haben mancherlei traditionelle Verschiedenheiten, natürliche und soziale Umweltverhältnisse Einfluß. Es dürfen deshalb Spareinlagen-Statistiken nicht ohne weiteres als Beweis für den höheren oder geringeren Sparsinn der Bevölkerung angenommen werden. Das wird man jedoch sagen können, daß die nordwesteuropäische Bevölkerung vor allem in ihrer guten Mittelschicht zahlreiche Individuen aufweist, die ein harmonisches Verhältnis zwischen Sparen und Luxus begünstigen.

3. Einordnung in das kapitalistische Arbeitssystem.

a) Die industrielle Handarbeit.

Die kapitalistische Produktion hat in der Organisation der Arbeit große Veränderungen hervorgerufen. Die Entwicklung zum Großbetrieb schränkt die Zahl der wirtschaftlich selbständigen Existenzen ein, dafür werden um so mehr Kräfte bei der abhängigen Handarbeit benötigt. Die Umstellung der Bevölkerung auf die Industriearbeit muß als das wichtigste Anpassungsproblem in der modernen Wirtschaft bezeichnet werden; denn es können sich dabei Fernwirkungen ergeben, welche die ganze Zukunft des kapitalistischen Wirtschaftssystems, ja der Gesamtmenschheit, gefährden. Hinter dem Produktionsfaktor Arbeit steht nicht nur das einzelne Individuum, sondern auch dessen Nachkommenschaft. Diese Nachkommenschaft ist aber zum Teil berufen, die in den führenden Gesellschaftsschichten entstehenden Lücken auszufüllen. Die Anpassung an die moderne Industriearbeit wird so vor allem auch unter dem Gesichtspunkt der Einwirkung auf die Qualität der Gesamtbevölkerung zu betrachten sein.

Eine Voraussetzung für eine günstige natürliche Auslese ist das Vorhandensein geeigneter Lebensmöglichkeiten für eine begabte Bevölkerung. Es bedeutet in dieser Hinsicht einen Fortschritt, daß die neueste Entwicklung wieder ein stärkeres Hervortreten qualifizierter Tätigkeiten zeigt. Freilich sind diese von anderer Art als beim alten Handwerk, aber sie lassen manche Charaktereigenschaften noch stärker in Erscheinung treten als bei jenem (104). Die Bedienung der komplizierten Maschinenaggregate verlangt viel Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit. Auch ein gewisser Grad von Intelligenz ist nötig. Noch ist aber auch für wenig qualifizierte, geisttötende Tätigkeiten reichlicher Raum in der Wirtschaft vorhanden, und es besteht die Gefahr, daß durch billige, unqualifizierte Arbeitskräfte die weitere Anpassung der Arbeitsanforderungen an die Begabung geistig höherstehender Arbeiter hintangehalten wird. Die Verschiebung in der Qualität der Gesamtarbeiterschaft kann sowohl geschehen durch Ueberhandnehmen der

Unbegabten innerhalb der einheimischen Bevölkerung, wie durch das Eindrängen fremder Rassenelemente.

A. Bedeutung der Rassenanlagen.

Wir wenden uns zunächst einer Betrachtung der Bedeutung der Rassenanlagen für die industrielle Handarbeit zu. Sind auch innerhalb der Rassen große Abstufungen in der Arbeitsfähigkeit vorhanden, so darf doch die Anlagenrichtung der Rasse nicht als unwesentlich bei der Eignung für die moderne Industriearbeit betrachtet werden. Diese Eignung kann freilich nur in seltenen Fällen an der tatsächlichen Arbeitsleistung gemessen werden, da die Umwelt oft recht verschieden ist. Werden diese Verschiedenheiten genügend in Rücksicht gezogen, so läßt sich aber doch ein anschauliches, wenn auch nicht in allen Einzelheiten deutliches Bild von der bei einzelnen Rassen vorhandenen industriellen Arbeitsfähigkeit gewinnen.

Eine unbestrittene Domäne der farbigen Rassen muß die Arbeit in den Tropen bleiben, die zwar vorläufig wenig für die eigentliche Industrie, um so mehr aber für die Gewinnung industrieller Rohstoffe im Plantagenbau in Frage kommt. Einer erzwungenen Arbeitsleistung im Dienste der Europäer zeigten sich dabei die einzelnen Rassen verschieden gewachsen. Viele Naturvölker erwiesen sich nicht verwendbar. Sie gingen nicht nur körperlich, sondern auch seelisch zugrunde, so vor allem die Indianer. Es wäre aber unbegründet, diese oder auch die Malaien, Polynesier, Papuas darum für minderwertig zu halten. Diese freiheitsdurstigen, ehrliebenden Rassen taugten nur nicht zur Sklavenarbeit, so wenig wie die Durchschnittseuropäer. Besonders die nordamerikanischen Indianer weisen manche hohen, sittlichen Eigenschaften auf, die auch für die Wirtschaft nicht bedeutungslos sind, wenn es gelingt, ihre Träger mehr mit der europäischen Wirtschaft vertraut zu machen.

Am wenigsten wurde durch die Sklavenarbeit die Negerrasse geschädigt. Die Neger sind nicht zum Sklaven geboren, wie manche Verteidiger der Sklaverei behaupteten. Die Sklavenarbeit ist bei allen menschlichen Rassen unrationell und unwürdig. Aber die Neger zeichnen sich durch verschiedene Eigenschaften aus, die sie die Sklaverei leichter überstehen ließen. So besitzen sie eine große Lebensfähigkeit, sind gutmütig und nicht nachträgerisch (105). Die schwer zu bezwingende afrikanische Natur hat ihnen eine große Anpassungsfähigkeit angezüchtet. Der Neger findet sich so in alle Lebensverhältnisse (106). Im Vergleich mit anderen tropischen Rassen zeigt der Neger große Körperkraft und gegenüber ungesunden Arbeitsverhältnissen starke physiologische Widerstandsfähigkeit (107). Besonders gilt dies für die amerikanischen Neger, bei denen durch die Sklaverei eine Auslese der Kräftigsten stattfand.

Ein Vergleich des schwarzen mit dem weißen Arbeiter ist nicht ohne weiteres möglich, weil die Umwelt zu verschieden ist. Wenn viele Neger in

der Sklaverei höher qualifizierte Arbeit leisteten als heute (108), so ist das nur zum Teil auf ihre Unselbständigkeit zurückzuführen. Gewiß ist der Neger einer sorgfältigen Anleitung sehr bedürftig, aber das trifft auch für viele Weiße zu. Der weiße Arbeiter wird in die Arbeit hineingeboren, er weiß es nicht anders, als daß er arbeiten muß. Beim Neger hat sich aus der Sklavenzeit ein großer Abscheu gegen die Arbeit überliefert (109), dazu kommt noch der Druck des weißen Proletariats (110).

Die Negerarbeit ist nicht unverbesserlich, durch richtige Erziehung kann manches erreicht werden (111). Schon aus dem Mangel an Tradition und aus der gesellschaftlichen Isolierung, aber auch aus der ganzen Anlagenrichtung des Negers ergibt sich, daß diese Erziehung eine andere sein muß als die des Weißen (112). Seit dieser Grundsatz beachtet wurde, hat man recht zufriedenstellende Erfolge mit der Erziehung von Schwarzen zu verzeichnen, und es haben sich die kulturfeindlichen Anlagen des Negers so weit beeinflußbar gezeigt, daß man für die Zukunft wenigstens seine Hebung auf den Stand der untersten Klassen der europäischen Kulturvölker erwarten darf (113).

Dafür, daß die Negerarbeit nicht zu gering zu werten ist, sprechen auch die Erfahrungen, die in der nordamerikanischen Kriegsindustrie gemacht wurden. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, daß die Mulatten als Farbige gezählt werden, auch dürfte es sich um eine Auslese der brauchbarsten Elemente handeln.

Die Mulatten werden allgemein als intelligenter wie die Neger geschildert, über ihre sittlichen Eigenschaften ist man sich weniger einig (114). Körperlich sind besonders die Nordeuropäer-Neger-Mischlinge weniger widerstandsfähig als die reinen Neger (115). Für die Wirtschaft erscheinen die Mulatten weniger bedeutsam als andere Rassenmischungen, weil ihr Wirtschaftlichkeitssinn nicht höher ist als der der Neger (116).

Der Neger wird mancherorts durch indische Kulis (Tamilen) verdrängt. So haben die Engländer es seit einiger Zeit in den südafrikanischen Bergwerken mit solchen versucht und dabei gute Erfolge erzielt. Auch in Westindien wurden sie verwendet (117). Diese Tamilen zeigten große Fügsamkeit und Fleiß, dabei größere Geschicklichkeit als die Neger. Was die indische Arbeit bisher als minderwertig erscheinen ließ, war die geringe physische Arbeitskraft (118). Die körperliche Schwäche dieser Leute hat sich aber als großenteils durch Unterernährung bedingt erwiesen, so daß eine Hebung der Arbeitskraft wohl möglich erscheint.

Kommen Neger und Tamilen in erster Linie für die Arbeit in der tropischen und subtropischen Zone in Betracht, so zeigt sich der Chinese infolge seiner Unempfindlichkeit gegen Klimaunterschiede sowohl zur Verwendung in den Tropen wie in höheren Breitegraden geeignet (119). Infolge dieser Anpassungsfähigkeit findet er vielfach als Schiffsheizer und Matrose

Verwendung. Als Plantagenarbeiter sind Chinesen im Südseegebiet reichlich anzutreffen (120). Wie als Hafenkuli in allen Randländern des Stillen Ozeans, so zeigt sich auch bei der Plantagenarbeit der Chinese als fleißig, ausdauernd, genügsam und billig. In der Fähigkeit, schwere Lasten zu tragen, übertrifft er nicht nur die Inder und Malaien, sondern auch die Europäer (121).

Außer der Kuliarbeit kommt für den Chinesen die Industriearbeit in der gemäßigten Zone in Frage. Eigentliche Fabrikarbeit ist in China bis jetzt erst in kleinem Umfange vorhanden. Es wäre deshalb falsch, auf Grund der Fähigkeiten der dort beschäftigten Arbeiterschaft ein Urteil über die Eignung aller Chinesen zur modernen Industriearbeit zu fällen. Die heute möglichen Beobachtungen gewinnen jedoch an Zuverlässigkeit durch Rückschlüsse aus handwerklichen Tätigkeiten oder auch durch die Feststellung ähnlicher Erscheinungen bei anderen mongolischen Bevölkerungen.

Für manche Zweige der Industriearbeit, besonders der Weberei, ist es wichtig, daß der Ostasiate dem Europäer im allgemeinen an Fingerfertigkeit überlegen ist. Die Geschicklichkeit des chinesischen Handwerkers wird gerühmt (122). In Frankreich hatten die Anamiten während des Krieges Gelegenheit, ihre Fingerfertigkeit in der Munitionsfabrikation zu beweisen (123). Auch die Japaner lernten viel schneller mit dem europäischen Webstuhl umzugehen als die schwerfälligeren Nordeuropäer (124). Was dagegen die Körperkraft anbelangt, so sind sowohl Anamiten wie Japaner von bedeutend schwächerem Körperbau als die Europäer, während die Nordchinesen diesen nur wenig nachstehen (125). Berücksichtigt muß dabei allerdings die Unterernährung werden, unter der große Teile der ostasiatischen Bevölkerung leiden. Für die Industrien des Ostens ist im allgemeinen wichtiger als die Muskelkraft die Fähigkeit, eine lange Arbeitszeit zu ertragen. Der Ostasiate kennt nicht den intensiven Arbeitseinsatz, der besonders die nordische Rasse charakterisiert, dafür kommt es ihm aber nicht auf Kürzung der Arbeitszeit an, die Hauptsache ist ihm gemächliches Arbeiten (126).

Die andersgeartete Arbeitsweise findet ihren Niederschlag in den geringen Arbeitsleistungen, die für chinesische und japanische Fabriken festgestellt wurden. Es wäre aber falsch, hier ohne weiteres europäische und ostasiatische Zahlen nebeneinanderzustellen. Die Vergleichsbedingungen sind zu verschieden. So bietet der geringe Lohn wenig Anreiz, die Arbeitszeit ist oft auch für asiatische Verhältnisse übermäßig lang. Die Betriebe sind technisch nicht auf der Höhe, so daß z. B. auf eine Spinnerin schon deshalb eine viel geringere Spindelzahl kommt als in Europa (127).

Wo chinesische Arbeiter in geordnete europäische Verhältnisse kamen, wie in der französischen Kriegsindustrie, werden sie geradezu als die Idealarbeiter geschildert (128). Diese günstige Beurteilung verdankt der Chinese

seinem Fleiß, seiner Geduld, Genügsamkeit und Billigkeit. Die chinesische Genügsamkeit liegt so sehr in den mongolischen Rassenanlagen begründet und in der Richtung der in China stattgehabten natürlichen Auslese, daß man sie nicht nur als vorübergehende Erscheinung betrachten kann. Der Chinese eignet sich so für manche Tätigkeiten in der modernen Wirtschaft besser als der durchschnittliche europäische Arbeiter.

Schlechte Eigenschaften sind freilich auch beim Chinesen vorhanden. So wird seine Unreinlichkeit und geringe Sorgfalt getadelt (129). In diesem Punkte erscheint aber eine Erziehung wohl möglich. Auch die große Abfallmenge und starke Maschinenabnützung in der ostasiatischen Industrie (130) kann nicht als Dauererscheinung betrachtet werden. Sie entspringt der geringen Liebe zum neuen Arbeitsinstrument, das den Ostasiaten nun eine als Zwang empfundene Arbeitsweise diktiert.

Wenn der Ostasiate sich überraschend gut in die mechanisierte Arbeit einfindet, so stellt doch auch bei ihm diese nicht die günstigste Entfaltungsmöglichkeit seiner Anlagen dar. Zur eigentlichen Maschinenkultur ist er wenig geeignet. Es fehlen ihm die Gründlichkeit, der intensive Arbeitseinsatz, die Zuverlässigkeit der nordeuropäischen Arbeiterelite (131). Seine Veranlagung kann so nur in der geschmackvollen individuellen Handarbeit zu hoher kultureller Entfaltung kommen; was in der heutigen Maschinenkultur von seinen Anlagen Verwendung findet, macht ihn dagegen zum verhaßtesten Lohndrücker der modernen Wirtschaft.

Wird schon vom Chinesen die europäische Arbeitsweise als lästig empfunden, so gilt dies in erhöhtem Maße vom Japaner (132). Die eigenartige Mischung aus den unruhigen Südseestämmen und den genügsamen Mongolen kommt auch hier zum Ausdruck. Bei der Handarbeit, die er nach eigenem Geschmack gestalten kann, zeigt der Japaner große Sorgfalt. In der Industriearbeit tritt dagegen seine Oberflächlichkeit und sein Eigensinn hervor. Nur wenn er das Gefühl hat, für die Staatsgemeinschaft zu arbeiten, spornt er seine Kräfte zum höchsten an, dann aber zeigt er Zielbewußtsein und Energie (133).

Zur „Gelben Gefahr" wird die ostasiatische Arbeitskonkurrenz durch den bereits vorhandenen Bevölkerungsdruck in China und Japan und die anhaltend hohe Geburtenziffer dieser Länder. Auch Nordeuropa hatte eine rasche Bevölkerungsvermehrung zu verzeichnen. Sie ist aber doch ihrem Wesen nach anders als die ostasiatische zu beurteilen. Der typische Europäer, besonders der nordischer Rasse, braucht Ellenbogenfreiheit. Dazu gebietet die große Vorsorglichkeit, die Geburtenzahl schon angesichts einer dunklen Zukunft einzuschränken. Anders beim Mongolen. Infolge seiner Genügsamkeit und seiner geringeren Vorsorglichkeit reagiert er auf jede Erweiterung des Lebensraumes viel schneller als der Durchschnittseuropäer mit Geburtenvermehrung (134). Mag sich der Gegensatz unter dem Einfluß

der europäischen Kultur auch etwas vermindern, besonders durch Lockerung der die Geburtenziffer günstig beeinflussenden chinesischen Tradition, so macht doch die Verschiedenheit der Rassenanlagen auch in der Zukunft ein verschiedenartiges Verhalten von Mongolen und Europäiden in der Geburtenfrage wahrscheinlich. Jedenfalls ist für die nächsten Jahrzehnte noch keine wesentliche Aenderung zu erwarten, diese Zeit genügt aber schon, um eine katastrophale Verschiebung der Bevölkerungszahlen herbeizuführen.

Es kann nicht ohne schwere Rückwirkungen auf die Entwicklung der europäischen Wirtschaft bleiben, wenn eine so anders geartete und unter so anderen Entwicklungsbedingungen entfaltete Bevölkerung in ihren Arbeitsorganismus eingefügt wird zu einer Zeit, wo ein vollständiges Gleichgewicht zwischen Technik und Anlagen der europäischen Bevölkerung noch nicht erzielt ist. Der chinesische Kuli bildet das idealste Hilfsmittel einer stark mechanisierten und mammonisierten Wirtschaftsordnung. Die industrielle Reservearmee, die infolge seiner dauernd sich vermehrenden Bevölkerungsmenge China stellen kann, muß lohndrückend wirken. Geringer Lohn bedeutet aber geringen Anreiz zu technischen Vervollkommnungen und damit eintönige, geisttötende Arbeit. Auch die Sozialpolitik muß unter dieser Arbeitskonkurrenz leiden, schon deshalb, weil der Chinese infolge seiner großen Geduld und Genügsamkeit in dieser Beziehung nur geringe Ansprüche stellt.

Die Rückwirkung des Arbeitsüberangebotes auf die Technik ist in Ostasien deutlich festzustellen. Die „Gelbe Gefahr“ muß aber noch viel stärker hervortreten, wo in Industrieländern mit europäischer Bevölkerung chinesische Arbeiter sich ausbreiten, denn dann kommt erst der Kampf der Geburten voll zur Geltung.

Verdrängt der Mongole durch seine zweifellos vorhandenen tüchtigen Eigenschaften den Weißen, dann bedeutet infolge der verschiedenartigen Reaktion auf den Lebensraum dies nicht nur den Ersatz eines Arbeiters durch einen anderen, sondern den Anfang eines lawinenartigen Anschwellens der mongolischen Arbeiterschaft bei gleichzeitigem Zusammenschrumpfen der europäiden. An die Stelle von geistiger und materieller Hebung der Arbeiterschaft würde ein Hinvegetieren nahe den Grenzen des physiologischen Existenzminimums treten. Die Schrecken des Malthusschen Bevölkerungsgesetzes, das für die Chinesen in vollem Umfang gilt (135), würden auch für die Europäer dadurch nähergerückt werden.

Eine weitgehende Verwendung der Ostasiaten in der Fabrikarbeit würde nicht nur eine weitere Anpassung der Umweltverhältnisse an die Natur des europäischen Arbeiters hintanhalten, sondern sogar das bereits Errungene gefährden. Damit wird aber nicht nur die europäische Arbeiterschaft selbst geschädigt, sondern die Volkswirtschaft überhaupt. Denn die

kulturtragenden europäischen Gesellschaftsschichten sind auf eine Ergänzung aus den unteren Schichten angewiesen und dazu ist es nötig, daß die Lebensbedingungen in der Arbeiterschaft der Erhaltung begabter Elemente möglichst günstig sind.

Das Wohl der europäischen Wirtschaftskultur, ja der Gesamtmenschheit, erfordert eine Eindämmung der mongolischen Arbeiterflut. Bloße Absperrungsmaßnahmen können dabei aber nur vorübergehenden Wert haben. Auf die Dauer bildet das beste Mittel gegen diese „Gelbe Gefahr" ein rascher Ausbau der Technik und der Arbeitsbedingungen in einer den hochwertigsten europäischen Arbeiterkategorien möglichst angepaßten Weise. Hohen Anforderungen an Aufmerksamkeit, Zuverlässigkeit und Konzentration zeigt sich bis jetzt und, nach der ganzen Anlagenrichtung zu schließen, wohl auch in Zukunft der mongolische Arbeiter viel weniger gewachsen als der nordeuropäische.

Am Beispiel der Ostasiaten zeigt es sich, daß die Arbeit der farbigen Rassen nur eine Ergänzung des europäischen Arbeitsmarktes darstellen darf, wenn sie eine günstige Einwirkung auf die Entwicklung der Wirtschaft der Gesamtmenschheit ausüben soll. So lange nichts dafür spricht, daß die farbigen Rassen über gleiche schöpferische Kräfte verfügen wie die Nordeuropäer, muß der europäischen Arbeiterelite eine Sonderstellung am Arbeitsmarkt bewahrt bleiben, die es ihr ermöglicht, als biologische Kraftquelle der in der Wirtschaft führenden Schichten zu dienen.

Die europäische Arbeiterschaft wurde, wie überhaupt die ganze europäische Bevölkerung, bisher von nationalökonomischer Seite meist unter dem Gesichtspunkt der Volksgemeinschaft betrachtet, wobei man unter Volk sich so etwas wie eine Unterrasse dachte. Die Anthropologen haben aber festgestellt, daß alle europäischen Völker im wesentlichen aus den gleichen Rassen zusammengesetzt sind. Was sie rassenmäßig unterscheidet, ist hauptsächlich nur das Anteilverhältnis der einzelnen Rassen. Dieses ist allerdings in den einzelnen Gegenden Europas sehr verschieden. Dabei ergeben sich aber doch nur lose Beziehungen zu einem bestimmten Volke. Es ist wohl möglich, daß in einzelnen Ländern sich ein Typus besonders ausgeprägt findet. Diesen charakteristischen Typus trägt aber nur ein Teil der Bevölkerung und er zeigt sich auch in einzelnen Individuen anderer Länder. Lokale Varianten der Rassen sind sicher vorhanden, sie stehen aber auch nicht in festem Zusammenhang mit bestimmten Völkern.

In den letzten 50 Jahren ist zwar auch in England das nordische Element zurückgegangen, die Arbeiterelite weist aber auch jetzt noch ganz charakteristische Eigenschaften auf, die für die moderne Industrie von ausschlaggebender Bedeutung sind. So fällt am englischen Arbeiter vor allem sein technisches Interesse auf. Nirgends werden so viele Fachzeitschriften gehalten wie dort (136). Für die Begabung des englischen Arbeiters ist es



auch bezeichnend, daß in der englischen Industrie die meisten technischen Fortschritte auf Vorschläge der Arbeiterschaft zurückzuführen sind und der Aufstieg vom einfachen Arbeiter zum Unternehmer keineswegs selten ist. An Intensität des Arbeitseinsatzes wetteifert der englische Arbeiter mit seinem Vetter in den Vereinigten Staaten von Amerika. Eigenartig ist auch die Stellung des englischen Qualitätsarbeiters zur Gemeinschaft. In keinem anderen Land hat sich eine derart charakteristische Arbeiteraristokratie ausgebildet, was vielleicht auch teilweise auf die nordischen Rassenanlagen zurückzuführen sein dürfte.

Für ganz Mitteleuropa (einschließlich Norditalien und Nordfrankreich) ist die Vermischung nordischer und alpiner Rassenelemente charakteristisch, wobei in der Tiefebene des Nordens das nordische Element überwiegt. Zu dieser Mischung kommt im Osten ein leichter mongolischer Einschlag, im Südosten ein stärkerer dinarischer, im Westen und Süden greift die mediterrane Rasse nach Mitteleuropa über. Trotz vorhandener lokaler Abweichungen zeigen die mitteleuropäischen Arbeiterschaften durch die nordisch-alpine Mischung große Aehnlichkeit. Wo sich in dieser Mischung eine Abstufung des nordischen Blutanteils ergibt, folgt diese nicht den Volksgrenzen, sondern durchschneidet sie. Der norddeutsche und der nordfranzösische Arbeiter gehören noch dem Gebiete vorwiegend nordischer Rasse an, während die alpine Rassenkomponente sowohl in manchen Gegenden Süddeutschlands wie in Mittelfrankreich besonders hervortritt. Wird hier vom Vorwiegen eines bestimmten Rassenbestandteiles gesprochen, so kann sich diese Feststellung natürlich nur auf die Gesamtbevölkerung beziehen, nicht auf die einzelnen Individuen. Diese zeigen vielmehr die verschiedenartigsten Kombinationen der Anlagen beider Rassen. So werden die Anlagen der mitteleuropäischen Arbeiterbevölkerung, und damit auch der deutschen, am besten geschildert werden können, indem mehrere charakteristische Typen, wie sie sich in der deutschen Arbeiterschaft finden, herausgegriffen werden.

Beim überwiegend nordischen Qualitätsarbeiter, wie er besonders im Ruhrgebiet anzutreffen ist, fällt neben der bedeutenden Intelligenz die große Arbeitsenergie auf. Für ihn gibt es eine Arbeitsehre, sein hervorragendes Pflichtbewußtsein erleichtert ihm die Eingliederung in das große Räderwerk der Gesamtwirtschaft, Konzentrationsfähigkeit und Zuverlässigkeit sowie seine große Körperkraft und Gewandtheit machen ihn für Arbeiten in der Schwer- und Maschinenindustrie besonders geeignet. Ein solcher Arbeiter ist sich aber auch seines Wertes bewußt, er verlangt individuelle Behandlung und Würdigung seiner Verdienste. Er fühlt sich auch nicht eins mit der ungelernten Masse der Arbeiterschaft. Er unterscheidet sich von ihr nicht nur durch seine Berufsorganisation, sondern auch durch

seine ganze Lebensweise und die Erziehung seiner Kinder. Hier zeigt er gleiche Vorsorglichkeit wie die bürgerlichen Gesellschaftsschichten.

Bei stärkerer alpiner Beimischung entsteht der weitverbreitete Durchschnittsarbeitertyp. Verständnis paart sich mit Geduld, Zuverlässigkeit mit Fleiß. Die Ansprüche an die Art der Bedürfnisbefriedigung und der Arbeit sind nicht so hoch wie beim vorwiegend nordischen englischen oder amerikanischen Arbeiter. Dafür steht aber auch die Arbeitsenergie nicht auf gleicher Höhe, sie wird jedoch durch größere Ausdauer ersetzt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man einen großen Teil der deutschen Industrieerfolge einer im Durchschnittsarbeiter zutage tretenden günstigen Mischung alpiner und nordischer Rassenanlagen zuschreibt.

Nicht immer ist aber die Anlagenzusammensetzung so günstig wie in den beiden bisher geschilderten Fällen. Wo bei einem mongolischen Einschlag der nordische Blutbeisatz fast ganz fehlt, sind oft Typen anzutreffen, die vor den unteren Schichten Osteuropas, ja primitiven Rassen nichts voraushaben. Vielleicht kann man solche Erscheinungen auch unter den Begriff der Entartung bringen. Offenbar wird diese, wo unharmonische Veranlagung die Anlagenträger in die untersten Schichten der Bevölkerung drückt, oder wo Anormalitäten einen sozialen Aufstieg nicht gestatten. In der modernen Wirtschaft besteht für diese unbegabten Elemente Verwendung bei rein körperlichen, unqualifizierten Arbeiten. In den letzten Jahrzehnten ist diese Möglichkeit aber zurückgegangen durch die Uebertragung dieser Arbeiten auf außereuropäische Rassen und intensivere Maschinenverwendung. Die Unbegabten bilden so mehr und mehr einen Ballast für die europäische und auch die deutsche Wirtschaft.

Wir wenden uns nunmehr noch kurz der Arbeitsveranlagung derjenigen europäischen Rassen zu, welche hauptsächlich außerhalb Mitteleuropas siedeln. Da ist vor allem die mediterrane Rasse zu nennen, die in Südfrankreich, Süditalien und Spanien besonders hervortritt. Für die Geschmacksindustrie Frankreichs ist sie unentbehrlich (137). Ein hervorragender Sinn für Form und Farbe ist beim Mediterranen geradezu als Rassenanlage anzusprechen. Kunstgewerbliche Arbeiten werden auch in Italien von einfachen Arbeitern mit großem Geschmack hergestellt. In der Hinneigung zum Kunstgewerbe tun sich auch manche sonstige Eigenschaften des Mediterranen kund. An Fingerfertigkeit, Raschheit der Auffassung übertrifft er den Nordeuropäer (138). Die vorwiegende Beschäftigung mit der vollendeten Form läßt ihn aber auch mehr am Aeußerlichen haften. Er ist oberflächlicher als der Nordeuropäer, leicht von der Arbeit abzulenken (139), leichter aufbrausend, freilich auch wieder verträglicher.

Weniger noch als die mediterrane hat die vorderasiatische und dinarische Rasse Gelegenheit gehabt, sich an der modernen Industriearbeit zu beteiligen. Einen gewissen Anhaltspunkt können Versuche, die während

des Krieges in Frankreich gemacht wurden, geben. Unter den fremden Arbeiterschaften schnitten mit am besten die vorwiegend mediterranen Marokkaner ab, am schlechtesten die dinarisch-vorderasiatischen Griechen (140). Daß Ostjuden, Armenier und Griechen sich ungern körperlicher Arbeit zuwenden, während sie auf anderen Gebieten, besonders im Handel, sehr geschäftig sein können, scheint die geringe Eignung der Vorderasiaten zur industriellen Arbeit zu bestätigen. Tatsächlich haben sich von den Balkanvölkern am arbeitsamsten diejenigen mit reichlichen fremden Blutbeimischungen gezeigt, so die Slowenen und Bulgaren.

Fleißige und genügsame Arbeiter liefert die mongolisch durchsetzte Bevölkerung Rußlands und Polens. Die beim nordwesteuropäischen Qualitätsarbeiter besonders zutage tretenden Eigenschaften haben sich jedoch bis jetzt nicht gezeigt und ihr Vorhandensein ist auch nicht wahrscheinlich. Was für die Nordamerikaner und Australier die chinesische Zuwanderung ist, das ist für Westeuropa die osteuropäische. Es handelt sich bei letzterer zwar nicht um rein mongolische Elemente, dafür aber um Bevölkerungen, die das dumpf-beharrliche Temperament des Mongolen besonders ausgeprägt zeigen, dagegen die hohe geistige und sittliche Befähigung der ostasiatischen Kulturvölker vermissen lassen. Der östliche Wanderarbeiter treibt nicht nur durch seine Lohnunterbietung die befähigteren westeuropäischen Landarbeiter in den Moloch der Großstadt, wo er im Wirtslande seßhaft wird, rückt er auch in die industrielle Arbeit ein und verstärkt durch seinen Kinderreichtum die unbegabte Masse.

B. Individuelle Veranlagung.

Die Rassenanlagen können nur die Eignung eines nicht scharf abgegrenzten Bevölkerungsdurchschnitts für einen wenig spezialisierten Aufgabenkreis darlegen. Der modernen Wirtschaft ist aber vor allem daran gelegen, spezielle Begabungen der einzelnen Individiuen exakt zu erfassen. Die Psychotechnik hat es sich zur Aufgabe gemacht, vorhandene Spezialanlagen für die Wirtschaft nutzbar zu machen, und hat dabei bereits reiche Arbeit geleistet. Hier seien nur einige Probleme der individuellen Arbeitsbegabung kurz gestreift, die sich aus dem Zusammenhang derselben mit Familienanlagen ergeben.

Die Berufsberatung vermag die experimentelle Feststellung einzelner Spezialanlagen durch die Psychotechnik erst dann mit größerem Erfolg zur Verwertung zu bringen, wenn es gelingt, die sittliche und intellektuelle Veranlagung klarer zu erfassen. Die der Berufsberatung zugeführten jungen Leute sind noch lange nicht zu voller Reife gelangt und stehen noch stark unter dem Eindruck von Schule und Elternhaus. Nur Vermutungen lassen sich über ihre weitere Anlagenentfaltung anstellen, selbst wenn, wie angestrebt wird, eine längere Beobachtung durch die Lehrerschaft der Berufsberatung vorausgeht. Diese Vermutungen können aber eine greif-

barere Gestalt annehmen, wenn sie in Familienanlagen Bestätigung finden. Oberflächliche Beobachtungen genügen dabei allerdings nicht, sie könnten mehr verderben als nützen. Es wurde bereits oben näher ausgeführt, wie kompliziert der menschliche Vererbungsmechanismus arbeitet. Die Anlagen des einen Elters können nicht nur bei den Kindern fehlen, sie können auch in günstigerer oder ungünstigerer Kombination mit anderen Anlagen erscheinen. Immerhin ist, wo bei den Eltern und Großeltern keinerlei Anzeichen für gewisse seltenere Anlagen vorhanden sind, die Wahrscheinlichkeit gering, daß solche bei den Kindern vorkommen.

Das Vorhandensein einzelner wertvoller Anlagen bei einzelnen Verwandten des Beratenen wird dagegen nur mit Vorsicht verwertet werden dürfen. Da die Veranlagung des Kindes aus der beider Eltern stammt, ist die Wahrscheinlichkeit harmonisch begabter Nachkommenschaft auch dann ziemlich gering, wenn sich einzelne höherbegabte Elemente in der Ahnenreihe befinden. Auf höhere Begabung wird bei der Gattenwahl im Arbeiterstand im allgemeinen viel weniger Wert gelegt als in den intellektuellen Bevölkerungsschichten. Die Heranziehung der Erblichkeitslehre zur Berufsberatung wird so vorläufig von geringer Bedeutung sein für das Auffinden besonderer Begabungen, dagegen ist sie bereits von höchster Wichtigkeit bei der Beratung des Bodensatzes der Bevölkerung, in dem sich Schwachsinn und andere minderwertige Anlagen geistiger und körperlicher Art häufen. Hier muß der als Rassenhygieniker ausgebildete Arzt den entscheidenden Rat geben dürfen.

C. Anpassung durch Erziehung.

Die einfache Gewöhnung genügt meist nicht zur Herbeiführung eines Zustandes vollständiger Anpassung an die Anforderungen der industriellen Handarbeit. Es muß deshalb in der modernen Wirtschaft die Frage von Wichtigkeit sein, wieweit durch Erziehung oder Auslese ein Zustand erhöhter Anpassung herbeigeführt wird (141). Die moderne Biologie verkennt nicht die Bedeutung der Erziehung, sie will sie aber vernünftig durchgeführt wissen. Voraussetzung der Erziehungsmöglichkeit ist das Vorhandensein von entfaltungsfähigen Anlagen. Auch Erziehung ist nur Gewöhnung, sie unterscheidet sich von der unbewußten Gewöhnung nur durch die Auswahl der Umweltreize. Nur bei einem Teil der menschlichen Anlagen hat die Gewöhnung auch noch beim Erwachsenen nennenswerten Erfolg, so vor allem bei manchen körperlichen Anlagen. Der Bedeutung des Uebungsfaktors für die industrielle Handarbeit wurde bereits reichliche Beachtung geschenkt, so daß hier nicht näher auf sie eingegangen zu werden braucht. Wir wenden uns gleich der geistigen Erziehung zu. Für sie kommt bei der Masse der Arbeiterschaft fast nur das Entwicklungsalter in Frage.

Die Volksschule kann für weite Kreise der Bevölkerung nur eine mühsame Abrichtung erreichen. Das liegt vor allem an der einseitigen Einstellung auf die intellektuelle Bildung und die Ueberhäufung des Gedächtnisses. Wichtiger jedoch als diese ist die Ausbildung sittlicher Eigenschaften. Gewöhnung an Arbeit und Pflichterfüllung muß nach den Erziehungsbiologen das höchste Ziel der Schule sein (142).

Am halbwüchsigen Arbeiter kann noch viel Erziehungsarbeit vollbracht werden, ja es ist heute mehr denn je in dieser Hinsicht zu tun. Keine höhere Kultur kann ohne weitgehende Beeinflussung der sittlichen Entwicklung der Einzelindividuen auskommen. Dabei erscheint gerade der mitteleuropäische Durchschnittsarbeiter in sittlicher Beziehung recht bildungsfähig. An den Individuen, die in Fürsorgeanstalten gebracht werden, ist freilich größtenteils Hopfen und Malz verloren (143), der Durchschnittsmensch, wie er sich doch im Großteil der Arbeiterschaft verkörpert, ist dagegen den Einflüssen der Erziehung am meisten zugänglich.

Erziehungsarbeit ist besonders auch nötig, um in der Arbeiterschaft die Verdrängung sittlich und geistig wertvoller Individuen durch die Begabungslosen hintanzuhalten. Eine vielleicht nicht wünschenswerte Anpassung durch Auslese kann am besten vermieden werden durch äußerste Steigerung des Pflichtgefühls und Gemeinsinns beim tüchtigen Teil der Arbeiterschaft, die wenigstens so lange eine Einordnung höherbegabter Individuen in die kapitalistische Arbeitsmaschine gestattet, bis die Entwicklung zu einer besseren Anpassung der Arbeitsbedingungen an ihre Veranlagung geführt hat.

D. Anpassung durch natürliche Auslese.

Die Anpassung durch Erziehung hat in erster Linie Gegenwartsinteresse, ohne sie ist die Erhaltung der Gesellschaft und Wirtschaft ständig gefährdet. Die fernere Zukunft wird daneben durch die natürliche Auslese bestimmt, d. h. durch die Nachkommenzahl, welche die einzelnen in der gegenwärtigen Wirtschaft tätigen Individuen hinterlassen.

Daß die lamarckistische Auffassung von einer Vererbung erworbener Eigenschaften heute in ihrer naiven Form als erledigt betrachtet werden muß, kann einerseits beruhigend wirken, insofern als spätere Generationen nicht mit allem Irrtum vergangener Zeiten belastet zu sein brauchen. Es ergibt sich aber auch andererseits aus der Tatsache der individuellen Unverbesserlichkeit der Erbmasse eine ungeheure Gefahr für die qualitative Entwicklung der Bevölkerung, indem nach Aussterben der begabten Erbstämme keine Erziehung das Verlorene zurückbringen kann.

Die natürliche Auslese wirkt zweifellos dort günstig für die moderne Wirtschaft, wo sie eine erhöhte Anpassung der Bevölkerung an das kulturelle Leben durch Ausschaltung der allerunbrauchbarsten Elemente herbeiführt. Vorsichtiger wird man bei der Beurteilung einer natürlichen

Auslese sein müssen, welche der Anpassung einer Normalbevölkerung an die Anforderungen des kapitalistischen Arbeitssystems dient. Ob eine solche als nützlich oder schädlich bezeichnet werden kann, richtet sich danach, inwieweit die Erfüllung künftiger volkswirtschaftlicher Aufgaben durch die erfolgte Auslese gefördert oder verhindert wird. Wie die Auslese zur Entfaltungszeit der modernen Wirtschaft gewirkt hat, läßt sich heute bereits einigermaßen überschauen. Ein kurzer Rückblick auf diese Zeit läßt uns zugleich die Besonderheit der Begleitumstände erkennen, durch welche die biologische Auslese dieser Zeit gekennzeichnet ist, es sind dies vor allem die plötzliche Erweiterung des Lebensraumes und die rasche Umstellung der Arbeitsanforderungen.

In England wurden durch die plötzliche Einführung der Maschinen Hunderttausende von tüchtigen Hausindustriearbeitern brotlos, das Heer der Arbeitslosen wurde dabei dauernd vermehrt durch die überschüssige Landbevölkerung, selbst die Brauchbarsten konnten sich so in den nächsten Jahrzehnten nur notdürftig halten. Die Elemente aber, welche die Armenhäuser des Merkantilismus großgezogen haben, wurden zurückgedrängt. Als dann die Kinderjahre der modernen Industriewirtschaft überwunden waren und sich vermehrte Nachfrage nach Arbeitskraft einstellte, waren immer noch große Arbeitsreserven vorhanden. Außerdem ließ der Druck der organisierten Facharbeiterschaft die Ungelernten nicht hochkommen.

In Deutschland trat durch die rasche Entwicklung der Industrie ein reichlicher Arbeiterbedarf ein, für den nur in wenigen Gegenden ähnliche Deckungsmöglichkeiten wie in England vorhanden waren. Wohl bestand auch in Deutschland vielfach ein reichlicher Bevölkerungsüberschuß. Aber die weltwirtschaftliche Verflechtung war inzwischen stark vorgeschritten. Die überschüssigen begabten Elemente waren nun viel weniger als früher in England gezwungen, sich in das neue Arbeitssystem einzufügen, sie konnten dem sozialen Drucke durch Auswanderung ausweichen. Dafür boten sich nun Begabungsklassen, die bisher knapp ihr eigenes Leben fristen konnten, bessere Existenzmöglichkeiten und Gelegenheit zur Familiengründung. Die Nachwirkung in der heutigen Zeit bildet eine industrielle Reservearmee, die tatsächlich keine ist, weil sie den durchschnittlichen Arbeitsanforderungen nicht entspricht.

In den letzten Jahrzehnten dürfte sich der Vorsprung Englands wieder großenteils ausgeglichen haben durch starke Auswanderung gerade der tüchtigsten Arbeiter, durch die Ansammlung eines Hafenproletariats und die niedrige Geburtenziffer der Qualitätsarbeiter. Heute stehen in ganz Mittel- und Westeuropa die Ungelernten und Gelegenheitsarbeiter hinsichtlich ihres Kinderreichtums an der Spitze (144), und die Gefahr einer Begabungsverschlechterung der Gesamtarbeiterschaft ist dadurch offen-

bar (145). Diese Verschiebung in der Veranlagung der Arbeiterschaft wird weiter begünstigt durch die Zuwanderung osteuropäischer Arbeiter, die den Platz der aufgestiegenen begabten Elemente einnehmen oder diese zur Auswanderung veranlassen.

Abgesehen von der später zu behandelnden Auffrischung der führenden Schichten erscheint diese Begabungsverschlechterung schon deshalb bedenklich, weil sich eine fortschreitende Tendenz zu einer Vermehrung der qualifizierten Arbeit und Verminderung der Handlangertätigkeit geltend macht. Man weiß gar nicht, wie sich noch endlich die moderne Wirtschaftskultur auswirken wird. Wenn sie einmal in noch größerem Maße als jetzt eine geistig, sittlich und körperlich tüchtige Arbeiterbevölkerung benötigt und nur noch eine entartete Pariabevölkerung da ist, wird man da nicht der Zeit fluchen, die diese gezüchtet hat?

Man wird der Natur weniger ins Handwerk pfuschen, wenn man die von einer naturgemäßen Entwicklung verliehene Anlagenharmonie gegen die offenbar sich schnell verändernden Umwelteinwirkungen schützt, als wenn man die Treibhauszuchten der modernen Wirtschaft an ihre Stelle treten läßt. Bei einer Bevölkerung, in welcher der soziale Aufstieg den Abstieg überwiegt, ist die zukünftige Entwicklung besonders abhängig von der Qualität der Gesamtbevölkerung. Daß die natürliche Auslese die Kluft zwischen der Veranlagung der Arbeiterschaft und den bürgerlichen Gesellschaftsschichten nicht zu groß werden läßt, muß so ein Hauptziel einer wahren Sozialpolitik sein.

b) Der Mittelstand der modernen Verkehrswirtschaft.

Auch die moderne Wirtschaft bedarf eines Bindegliedes zwischen der rein exekutiven, vorwiegend körperlichen Arbeit des Großteils der Bevölkerung und der Wirtschaftsführung weniger großer Unternehmer. Nicht alle Bevölkerungen zeigen einen derart günstigen Aufbau, daß dieser neue Mittelstand richtig besetzt werden kann. Bei den farbigen Rassen sind naturgemäß die Erfahrungen für mittlere Stellungen in der modernen Wirtschaft viel geringer als bei der oft erzwungenen untergeordneten Arbeit. Einen Anhaltspunkt für derartige Fähigkeiten kann uns aber oft ihre eigene Handwerker- und Handelstätigkeit geben.

Wenn der Neger in den Vereinigten Staaten fast gar nicht als Bureauangestellter und in ähnlichen gehobenen Stellungen anzutreffen ist, so muß berücksichtigt werden, daß die weiße Bevölkerung ihn in solche Berufe nicht hineinläßt (146). Bei der Lernfähigkeit des Negers wäre er in seinen begabteren Vertretern sicher imstande, Bureauarbeiten zu verrichten. Es dürfen aber doch auch seine sittlichen Eigenschaften nicht ganz vergessen werden. Im Vergleiche mit der nordischen Rasse oder den Indianern erscheint der Neger für einen Vertrauensposten, bei dem er mit Geld zu tun hat, wenig geeignet. Der beim Durchschnittsneger vorhandene

Hang zum Stehlen (147) und Lügen (148), die Begehrlichkeit und Hemmungslosigkeit (149) der Rasse erhöhen das Risiko, das bei der Verwendung auch von gebildeten Schwarzen in Vertrauensstellungen eingegangen wird. Auch im modernen Handwerk und im Detailhandel sind die Aussichten des Negers nicht günstig. So ist er aus Handwerken, die er ursprünglich fast monopolisiert hatte, nach der Einstellung auf die kapitalistische Betriebsweise fast ganz verschwunden (150). In seiner afrikanischen Heimat spielt zwar beim Neger der Markt eine große Rolle, aber diese primitive Handelstätigkeit, die mehr zur Unterhaltung als zum Erwerbe dient (151), hat nichts mit dem modernen Handel zu tun. Am besten scheint sich der Neger zum Aufseher zu eignen. Treue und Anhänglichkeit an seinen Herrn sind seine schönsten Eigenschaften (152). Es bedeutete einen Beweis für die Erfolge der neuen Negererziehung, daß die deutsche Kolonialverwaltung in Togo Zöglinge dieser Schulen als Eingeborenenlehrer und Aufseher im Baumwollbau engagierte (153).

Einen ernster zu nehmenden Konkurrenten als im Neger findet der europäische Händler und Handwerker im Ostasiaten und im Inder. Der chinesische Kaufmann ist an den ganzen Gestaden des Großen Ozeans geschätzt wegen seiner Billigkeit, seiner Höflichkeit und seiner Geschäftsmoral (154). Im Klein- und Hausierhandel ist der Chinese pfiffiger als jeder andere. Der chinesische Handwerker ist auf einigen Gebieten geradezu unübertrefflich (155). Auch das japanische Handwerk kann hinsichtlich des feinen Geschmacks der Arbeiten als Vorbild dienen (156). Im Gegensatz zu China verfügte dagegen Japan bis in die neueste Zeit über eine sehr fragwürdige Händlerschaft, eine Folgeerscheinung der geringen Achtung, die man dem Kaufmannsberuf in der Samurai-Zeit zusprach (157). Der ostasiatische Händler stand seit alters schon in Verbindung mit dem indischen Kaufmann, der gleich dem persischen von jeher großes Ansehen genoß (158). Erscheint das Geschäftsgebaren von Indern und Persern auch noch recht patriarchalisch, so sind bei ihnen doch hervorragende Kaufmannstugenden vorhanden, die auch in der modernen Wirtschaft von Bedeutung sein können. Wie in China so konnten auch in Indien viele europäische Handelsfirmen einheimische Kräfte in ihren Niederlassungen als Angestellte verwenden (159).

Auch der nahe Orient, die asiatischen und afrikanischen Randgebiete des Mittelmeeres schneiden bei Betrachtung höherqualifizierter Tätigkeiten besser ab als bei der strafforganisierten Industriearbeit. Es gibt auf diesem alten Kulturboden nicht nur eine würdevolle patriarchalische Großkaufmannschaft, es sind auch tüchtige Handwerker vorhanden und geschäftige Händler. Das gemächlichere Arbeiten des Orients wirkt bei handwerksartigen Tätigkeiten weniger hinderlich als in der Industriearbeit. Zum persönlichen Verkehr mit den Kunden macht die Lebhaftigkeit, die größere

Anpassungsfähigkeit, insbesondere aber das Einfühlungsvermögen der um das Mittelmeer siedelnden Rassen besser geeignet als das zurückhaltende, nach innen gekehrte Wesen des Nordeuropäers.

Die Händlerfähigkeiten treten besonders hervor bei der vorderasiatischen Rasse. Sie bildet den Hauptbestandteil der Ostjuden, aber auch der kleinasiatischen Griechen und der Armenier. Finden diese Völkerschaften bei ihresgleichen wenig Möglichkeit zur Entfaltung ihrer speziellen Begabung, so können sie um so reichlicheren Nutzen aus ihr ziehen unter Bevölkerungen, die selbst zur Händlertätigkeit weniger geeignet sind. Das sind aber gerade die auf höchster wirtschaftlicher Entwicklungsstufe stehenden Nordwesteuropäer. Viel weniger trifft die Entfaltungsmöglichkeit im europäischen Osten zu, denn der halbmongolische Russe treibt mit Vorliebe Handel (160).

Im Vergleich zu anderen Bevölkerungen muß man die Nordwesteuropäer als wenig handelsfreundlich bezeichnen. Die Abneigung gilt jedoch nicht jeder Handelstätigkeit. Der Großkaufmann war zu allen Zeiten sehr geehrt, aber auch der mittelalterliche Krämer galt als ehrlicher Bürger. Die nordischen Völker wenden sich nur gegen die übermäßige Anbiederung, den Kundenfang und die zu starke Betonung des Handels. Die Veranlagung insbesondere der nordischen Rasse kann das Einfühlungsvermögen der südlichen Rassen nicht verstehen, es erscheint ihr würdelos.

Hat das Fehlen eines konkurrenzfähigen Händlertums vielen Juden eine volkswirtschaftlich durchaus nicht nützliche Auswucherung der Bauern und Kleinbürger ermöglicht, so muß doch auch anerkannt werden, daß die Juden in den nordeuropäischen Detailhandel einen flotteren Zug brachten, den Absatz belebten und die Abstoßung unfähiger Kleinkaufleute beschleunigten. In manchen Branchen, wie dem Konfektionsgeschäft, ist das Judentum heute kaum mehr wegzudenken, denn die tüchtige christliche Kaufmannschaft neigt mehr zum Ausbau von Spezialgeschäften mit technischem Einschlag, wo die Kundenbedienung gegenüber den Anforderungen an die Qualität des Produktes zurücktritt.

Neben dem selbständigen kommt heute dem unselbständigen Mittelstand eine wachsende Bedeutung im Handel zu. Nur das hohe Pflichtbewußtsein, die Zuverlässigkeit und Energie, der Ordnungssinn und Fleiß des nordeuropäischen Angestellten ermöglichten den Ausbau des Handels- und Kreditsystems zu seiner heutigen Gestalt. Die kaufmännische Tätigkeit ist am meisten den nordischen Rassenanlagen angepaßt, wo sie das nordische Organisationstalent zur Anwendung gelangen läßt. Noch mehr kann dieses beim technischen Angestellten in Erscheinung treten. Die ausgesprochene Vorliebe der Nordeuropäer für technische Berufe läßt sich nur durch die nordischen Rassenanlagen erklären. Wenn der Jude seinen

sozialen Aufstieg als Geschäftsreisender beginnt, so tut dies der Nordeuropäer mehr als Techniker (161). Der deutsche und der englische Ingenieur sind in allen Ländern anzutreffen und gesucht. Weder die Ostasiaten, noch die Vorderasiaten, Mediterranen und Orientalen haben ihm bis jetzt Gleichwertiges entgegensetzen können. Das technische Geschick des Nordeuropäers zeigt sich auch im modernen Handwerk. Ohne auf seine Individualität zu verzichten, hat es sich den neuzeitlichen Anforderungen angepaßt und bildet eine zweckmäßige Ergänzung der Großindustrie.

Aus Beamtentum, kaufmännischen und technischen Angestellten hat sich ein neuer gesunder städtischer Mittelstand gebildet, der wohl geeignet ist, auch bevölkerungspolitisch den alten städtischen Mittelstand zu ersetzen. Trotz der ihm innewohnenden Kraft können aber Verhältnisse eintreten, wo seine Erhaltung aus eigenen Mitteln gefährdet erscheint. Der neue Mittelstand ist mehr als der alte von der Gesamtwirtschaft abhängig, Wirtschaftskrisen müssen ihn besonders schwer treffen. Seine Aktivität neigt wohl dazu, diesem Druck durch Ausweichen ins Ausland zu begegnen; der Wirtschaft ist damit aber nicht geholfen, denn sie verliert für künftige Konjunkturen gerade ihre tüchtigsten Mitarbeiter. Ein über den gewöhnlichen Preismechanismus hinausgehendes Entgegenkommen ist so volkswirtschaftlich notwendig. Dieses macht sich um so mehr bezahlt, als der Mittelstand zugleich die biologische Kraftquelle bildet für die Seele der modernen Wirtschaft, das Unternehmertum.

c) Die Unternehmertätigkeit.

A. Bedeutung der Unternehmereigenschaften im allgemeinen.

In der modernen Verkehrswirtschaft ist es Aufgabe des Unternehmers, volkswirtschaftlich notwendige Beziehungen zwischen den persönlichen und sachlichen Kräften der Wirtschaft herzustellen, soweit sich solche nicht schon durch einfachere Formen des sozialen Verkehrs ergeben. Muß dabei der Unternehmer vor allem den Kontakt mit der Gesamtwirtschaft durch Beachtung des Preises als Regulators aufrechterhalten, so ist der Weg, den der Unternehmer zu gehen hat, durch die augenblickliche Marktpreisbildung doch nur ungenau vorgezeigt, und den persönlichen Anlagen ist so reichlicher Spielraum gelassen. An den Eigenschaften der Unternehmer ist es großenteils gelegen, ob sich eine Volkswirtschaft von einem Preiszusammenbruch zum andern schleppt, oder ob sie bei nur mäßigen Konjunkturbewegungen sich in dauerndem Aufstieg befindet.

Die Reaktion auf den Marktpreis wird bedingt durch das Gewinninteresse des Unternehmers. Dieses veranlaßt ihn zu einem sorgfältigen Abwägen der sich aus dem Wirtschaftsablauf ergebenden Friktions- und Gewinnmöglichkeiten. Es übersteigt Menschenkraft, alle diese Möglichkeiten rein verstandesmäßig zu überblicken. Aber selbst wenn dies möglich



wäre, ist noch nicht gesagt, daß privatwirtschaftliches Erwerbsinteresse und volkswirtschaftliche Zweckmäßigkeit übereinstimmen. Das könnte nur bei gleichartigem Vorgehen der Einzelwirtschaften zutreffen. Nachdem eine solche Gleichartigkeit nicht besteht, ist ein dauernd parasitäres Verhalten einer Minderheit wohl möglich, ohne daß diese selbst dabei geschädigt wird. Die heutige Weltwirtschaft fördert diese Entwicklung durch die Möglichkeit eines Ausweichens von einer Volkswirtschaft zur andern. Außerdem muß auch stets der Gegensatz zwischen Kurzlebigkeit des Individuums und Langlebigkeit der Volkswirtschaft berücksichtigt werden.

Die gröbsten Auswüchse des rein privatwirtschaftlichen Vorgehens werden durch die Gesetzgebung beseitigt. Zweckmäßiger für die Volkswirtschaft ist es aber, wenn die Unternehmerschaft eines solchen Eingriffs überhaupt nicht bedarf. Das kann aber nur geschehen, wenn überindividuelle Gesichtspunkte neben dem individuellen Erwerbsinteresse das Tun der Unternehmerschaft bestimmen.

Mannigfach sind die Abstufungen, welche durch solche Momente in der Unternehmerschaft entstehen. Das Wichtigste für die Entwicklung der Volkswirtschaft ist dabei der Schaffensgeist, der die höchsten Wirtschaftsführer beseelt (162). Der Erwerbssinn muß beim großen Unternehmer zurücktreten. Das Streben, überall, wo sich in seinem Arbeitsbereich Unvollkommenheiten zeigen, diese unter Berücksichtigung des ökonomischen Prinzips zu beseitigen, läßt ihn das Rechte für die Gesamtwirtschaft treffen und zugleich sein Unternehmen fördern. Es veranlaßt ihn, neue Erfindungen auszuprobieren, sich um seine Arbeiter zu kümmern, für vermehrten Absatz seiner Produkte zu sorgen. Weil das Erwerbsstreben bei ihm nicht überragt, ist er weniger auf Extragewinn als stete Entwicklung bedacht, er hilft die Konjunktur abschwächen, indem er seinen Betrieb weder überhastet erweitert, noch plötzlich stillstehen läßt. Er ist der Kern der Wirtschaft, der den Nur-Erwerbsmännern ein volkswirtschaftlich zweckmäßiges Verhalten aufzwingt durch seine Konkurrenz vor allem auf dem Arbeitsmarkt.

B. Bedeutung von Rassenanlagen.

Die höchste Stufe des europäischen Unternehmertums ist noch lange nicht erreicht, wenn die Wirtschaft sich notdürftig nach nordeuropäischem Muster organisiert hat. Das muß man sich besonders vor Augen halten bei der Betrachtung der Unternehmereigenschaften fremder Rassen.

In den Vereinigten Staaten fehlt es nicht gänzlich an farbigen Betriebsleitern. Sie treten allerdings nur vereinzelt auf und lassen deshalb keinen Rückschluß auf das Gros der Neger zu. Teilweise kann das seltene Vorkommen von Negern in höheren Stellungen auf die geringe Aufstiegsmöglichkeit zurückgeführt werden (163). Die Neger wurden meist ohne jede Produktionsmittel aus der Sklaverei entlassen (164). Danach konnten

sie sich unter dem Druck der Weißen schwer auf eine Stufe mit höherem Einkommen schwingen, es bleiben ihnen zum Aufstieg nur die wenigen von Schwarzen geleiteten Betriebe (165). Auch für den schwarzen Fabrik- und Plantagenbesitzer bestehen erschwerte Existenzmöglichkeiten, weil er keine weißen Arbeitskräfte bekommt und seine Erzeugnisse häufig keinen Absatz finden (166). Wenn so die Entfaltungsmöglichkeiten für den Schwarzen nicht günstig sind, so darf darüber doch auch nicht übersehen werden, daß sich der Durchschnittsneger recht wenig zu höheren Stellungen in der Wirtschaft eignet. Seine Lernbegierde und sein Wunsch, einen höheren Beruf zu bekleiden, dürfte vielfach mit dem auch bei unseren untersten Volksschichten anzutreffenden Wahn zusammenhängen, dann ein angenehmes Leben führen zu können (167). Vor allem fehlt es dem Neger an Initiative, an Zähigkeit und Ausdauer (168). Ohne diese Eigenschaften können aber große wirtschaftliche Erfolge nicht erzielt werden.

Von der farbigen Unternehmerschaft müssen am meisten die Ostasiaten unser Interesse in Anspruch nehmen. Ob in Ostasien eine der europäischen Wirtschaft wirklich gefährliche Konkurrenz entsteht, hängt vor allem von dieser ab, nachdem die sonstigen Entwicklungsbedingungen dort nicht ungünstig sind. Der moderne Unternehmergeist ist in Europa so plötzlich auf ganz andersartige Anschauungen gefolgt, daß man leicht zu einem Analogieschluß für Ostasien verleitet wird. Die anthropologische Betrachtungsweise gebietet ein vorsichtigeres Vorgehen. Die seelische Unruhe der nordischen Rasse (und ähnlich auch der orientalischen) hat sich zu allen Zeiten kundgetan, sei es als kriegerischer Sinn, als Begeisterung für religiöse Ideen, als Antrieb zu künstlerischen Höchstleistungen, als Wanderlust oder, wenn die Enge der Verhältnisse nichts weiter übrig ließ, als Hang zum Träumen. Es wurde nur das Objekt gewechselt, als die moderne Wirtschaft erstand (169).

In China ist bis jetzt der richtige Unternehmergeist nicht vorhanden. Trotz ihres Talents für den Handel wird den Chinesen die Eignung für leitende Tätigkeit in den modernen Industriegesellschaften abgesprochen (170). Bedarf es nun nur einer Hinlenkung auf das neue Objekt, um den nötigen Unternehmungsgeist in China zum Durchbruch kommen zu lassen? Das ganze chinesische Temperament, die Veranlagung zum Beharrlichen, zur sich bescheidenen Anpassung, macht es unwahrscheinlich, daß sich in China ein ähnlicher Unternehmungsgeist wie in Europa entfalten wird. Können vom chinesischen Unternehmertum kaum Höchstleistungen erwartet werden, so ist es doch bei dem gesunden Nützlichkeitssinn des Chinesen, seinem nicht geringen Besitzinteresse und seinem guten Auffassungsvermögen durchaus nicht unmöglich, daß in Anlehnung und unter dem Druck der europäischen Wirtschaft der Chinese einen guten Durchschnittsunternehmer, insbesondere Händler, abgeben wird.

Etwas andere Verhältnisse als in China liegen in Japan durch den malaiischen Rasseneinschlag und die andersgerichtete Auslese vor. Hier ist mehr von dem ungestümen Vorwärtsdrängen des Europäers anzutreffen. Das Umschwenken des Kriegeradels auf das wirtschaftliche Gebiet hat ein waghalsiges Unternehmertum geschaffen (171). Dabei fehlen aber die ausgeprägten Individualitäten Europas (172). Im japanischen Kriegerstand war die Einstellung auf die Gemeinschaft viel stärker als bei den führenden europäischen Klassen. Neben dem Kapitalmangel bildet so die Scheu vor dem persönlichen Hervortreten den Hauptgrund für die rasche Ausdehnung der Aktiengesellschaften in Japan. Wenn heute das japanische Unternehmertum und die japanischen Unternehmen manche Mängel zeigen, so sind diese wohl großenteils als Uebergangserscheinung zu betrachten. Es tun sich dabei aber doch manche Eigenschaften des japanischen Unternehmers kund, welche auf die Dauer ein Zurückstehen gegenüber dem Europäer vermuten lassen. Es fehlt an Gründlichkeit und Organisationstalent (173). Vor allem aber haben sich noch keine großen Persönlichkeiten in der Wirtschaft gezeigt, die der europäischen Industrie zur ernstlichen Gefahr werden könnten (174).

Das außereuropäische Unternehmertum kann bis jetzt nur bestehen in Anlehnung an die europäische Unternehmerschaft. Auch die rückständigen Randgebiete Europas zeigen ähnliche Verhältnisse. So erscheint es zweifelhaft, ob der mediterrane Unternehmer Südeuropas ein ähnliches Maß von Energie aufwenden würde, wenn seine nordeuropäische Konkurrenz nicht bestände.

Das Herz der Weltwirtschaft, Nordwesteuropa und Nordamerika, zeigt heute so zahlreiche Abstufungen der Unternehmertypen, daß eine Gruppierung schwer fällt. Blicken wir zurück auf die Entfaltungszeit der europäischen Wirtschaft, so lassen sich jedoch auch im heutigen Unternehmertum noch die Grundtypen erkennen, welche in gegenseitiger Befruchtung hauptsächlich zu dem ungeheuren Aufschwung der europäischen Wirtschaft beigetragen haben. Die technische und organisatorische Begabung der überwiegend nordischen Germanen und die Händlerbegabung der Juden sind dabei die zwei Gegenpole (175).

Aus dem Handwerkerstande und technischen Berufen sind die meisten großen Industrieführer des 19. Jahrhunderts hervorgegangen. Auch heute ist diese Art von Unternehmern noch zahlreich, besonders in der Qualitätsproduktion und in England (176). Ihr Hauptaugenmerk ist auf die Ausstattung ihres Werks gerichtet, ihr Kampfmittel gegenüber der Konkurrenz ist die Qualität ihrer Erzeugnisse. Ohne diese solide Grundlage wäre die heutige Wirtschaftskultur unmöglich. So bilden die nordische Gründlichkeit und Energie, die Werkfreudigkeit und das Interesse für die Ausnüt-

zung der Naturkräfte besonders wichtige Eigenschaften des europäischen Unternehmertums.

Aber so sympathisch diese Art des Unternehmertums erscheint, so trägt sie ohne gewisse von außen kommende Anreize doch die Gefahr der Verknöcherung in sich. Verschwinden die energischen Naturen und tritt das mehr zur Erhaltung als zum weiteren Ausbau befähigte alpine Element stärker hervor, so kann es leicht zu einer übersättigten, stationären Wirtschaft kommen. Aber auch wo kein Stillstand eintritt, besteht die Gefahr, daß die sich weiter ausbauende technische Seite des Betriebs den Leiter immer mehr in Anspruch nimmt und damit der Kontakt mit der Gesamtwirtschaft verlorengeht.

Da bedeutet es eine günstige Ergänzung der nordischen Eigenart, daß die besondere Begabung anderer Rassen dieser Einseitigkeit entgegenarbeitet. Die Stärke des Juden, besonders des Ostjuden, ist die persönliche Bearbeitung des Käufers, die ihm durch sein Einfühlungsvermögen erleichtert wird. Wie im Kleinverkauf weiß er auch bei großen Lieferungen seiner Firma Aufträge zuzuwenden weniger durch Qualitäts- als Suggestionskonkurrenz. Für die Volkswirtschaft kann die Suggestionskonkurrenz in verschiedener Hinsicht günstige Folgen haben. So werden auf diesem Wege rascher neue Absatzwege eröffnet. Außerdem werden durch die mit dem Kundenfang zusammenhängenden Preisunterbietungen die anderen, mehr technisch eingestellten Produzenten gezwungen, auf immer neue technische Verbesserungen zu sinnen, um konkurrenzfähig zu bleiben.

Freilich darf diese Einwirkung der Suggestionskonkurrenz nicht zu weit gehen. Man hat die Juden die Väter des Surrogats genannt (177). Wird dieses zur Schleuder- und Schundware, dann kann das jüdische Geschäftsgebaren zu Unsicherheit und Verlusten der Volkswirtschaft führen. Die Suggestionskonkurrenz muß immer durch ein urteilsfähiges Publikum und eine wachsame Qualitätsproduktion im Zaum gehalten werden. Eine Entwicklung ohne Suggestionskonkurrenz und Surrogate wäre wohl denkbar, nicht aber ohne Qualitätsarbeit und Qualitätskonkurrenz.

Wird auch heute die Suggestionskonkurrenz nicht mehr allein von den Juden angewendet und haben die Juden ihrerseits nordeuropäische Praktiken angenommen, so tritt die besondere Handelsbegabung der Juden trotz der großen Differenzierung und Rassengemischtheit der mitteleuropäischen Bevölkerung immer wieder hervor. Heute ist es dabei vor allem die Fähigkeit zu abstraktem Denken, welche die Juden zur Tätigkeit im modernen Geldverkehr und Börsengeschäft besonders geeignet macht.

Die die Allgemeinheit schädigende Betätigung einzelner Juden hat dem Antisemitismus reichliche Nahrung verschafft. Es ist für die Volkswirtschaft nicht unwichtig, zu prüfen, ob die antisemitischen Verallgemeinerungen einen Rückhalt in der Rassenlehre haben oder nicht. Die Anthropologie kann heute einige sich

scheinbar widersprechende Ansichten über die jüdische Veranlagung in ein einheitliches Ganzes bringen. Es seien deshalb die im jüdischen Volke vorhandenen Anlagentypen noch einer kurzen Betrachtung unterzogen.

Sowohl die vorderasiatische wie die orientalische Rassenkomponente lassen das jüdische Volk in seiner wirtschaftlichen Betätigung von den Nordeuropäern verschieden erscheinen. Aber weil beide Rassenelemente besondere Eignung zum Handel bedingen, dürfen doch nicht die zahlreichen Unterschiede übersehen werden, die zwischen den einzelnen Gruppen des jüdischen Volkes bestehen. Bei einem Volke, das, wie kein anderes, aus den verschiedensten Rassenbestandteilen zusammengesetzt ist, nach einem gründlichen Verschmelzungsprozeß unter verschieden geartete Völker zerstreut wurde, um mit diesen auf friedlichem Wege Handel zu treiben, müssen sich neben Gemeinsamkeiten des Gesamtvolkes charakteristische Entmischungs- und Anpassungsprozesse ergeben.

Da ist zunächst der Gegensatz zwischen alteingesessenen und zugewanderten Juden. Die Anpassung der ersteren ist nicht nur eine persönliche, unter dem Druck des Wirtsvolkes muß auch eine kräftige Anpassung durch Auslese stattfinden. Tatsächlich zeigen die langansässigen Judenfamilien immer ein Hinneigen zum Typus des Wirtsvolkes, das keineswegs nur auf Vermischung zurückgeführt werden muß. Die Anpassung durch Auslese ist besonders wichtig hinsichtlich der sittlichen Einstellung zur Gesamtwirtschaft. Unter den alteingesessenen Juden ist der Stolz auf ein solides Geschäft gar nicht selten. Eine solche Einstellung muß aber vor den schädlichen Extremen der Surrogatbenutzung und Suggestionskonkurrenz bewahren, ohne auf die wirklich anregende Wirkung einer gesunden Preisunterbietung zu verzichten.

Was dagegen in den letzten Jahren an Juden aus Osteuropa bei uns eingewandert ist, hat nicht nur des jahrhundertelangen Erziehungsdruckes der mitteleuropäischen Bevölkerung entbehrt, es kommt auch noch das soziale Moment des Fremdseins dazu. Es bedeutet immer eine große Gefahr für eine Volkswirtschaft, wenn eine wichtige volkswirtschaftliche Funktion, für die sich die einheimische Bevölkerung wenig eignet, wahllos fremden Elementen preisgegeben wird, denn alle die Gefühlsmomente, die beim Einheimischen auf Solidität des Geschäftsgebarens hinwirken, sind beim Fremden viel weniger anzunehmen.

Außer einer Gruppierung durch verschiedene Anpassung kommt beim Judentum noch die alte Gliederung in Sephardim (Südjuden) und Aschkenasim (Ostjuden, oft auch deutsche Juden genannt) in Frage. Beide Gruppen zeigen eine wesentlich verschiedene Rassenmischung. Es kann hier keine eingehende Untersuchung über den Gegensatz zwischen beiden Stämmen des Judentums erfolgen. Es zeigt sich jedoch schon bei flüchtiger Betrachtung, daß die Wirkung auf die Wirtschaft vor allem hinsichtlich deren geschichtlicher Entwicklung eine recht verschiedene war. Die industriellen Berater Friedrichs II., die Erbauer der brasilianischen Zuckerplantagen, die Hauptträger der maurischen Wirtschaftskultur, die Organisatoren der Seidenindustrie in Saloniki waren sephardische Juden, vor allem Spaniolen. Wie sie äußerlich vorwiegend orientalischen Typus tragen, so sind sie auch in ihrer seelischen Einstellung von den Aschkenasim verschieden. An die Stelle lebhaften Gestikulierens tritt feierliche Ruhe (178). Von verschiedener Geschäftsmoral führt S o m b a r t Beispiele auf (179). Es ist bezeich-

nend, daß die Sephardim nie ein Getto hatten (180). Einfühlungsvermögen ist wie überhaupt bei den um das Mittelländische Meer siedelnden Rassen auch bei den sephardischen Juden vorhanden, es gewinnt aber keine so überragende Stellung wie bei den Ostjuden. Dafür tritt die hohe Veranlagung zu abstraktem Denken um so reiner hervor. Die westeuropäischen Sephardim sind vor allem Finanzleute. Als solche haben sie auch die Organisation des modernen Kredit- und Geldwesens bereichern helfen. Zahlenmäßig sind die Sephardim in Nordwesteuropa nicht stark vertreten. Nur ein Teil der englischen, französischen und holländischen Juden ist ihnen zuzuzählen. Die Masse, besonders der deutschen Juden, liefern die Aschkenasim.

Infolge ihrer geringeren Durchzüchtung und ihrer vielseitigen Rassenmischung zeigen sich die Ostjuden viel weniger einheitlich als die Südjuden. Neben wenig nützlichen Elementen findet sich eine gute Mittelschicht, wie sie in dem überwiegenden Teil unserer langansässigen Judenfamilien gezeichnet wurde. Endlich können aus der ostjüdischen Mischung auch sehr wohl recht günstige Anlagenkombinationen hervorgehen. Durch abgetrennte sephardische Juden ist der orientalische Einschlag in dieser verstärkt worden, vor allem hat aber das Ostjudentum auch eine nicht geringe nordische Rassenkomponente. In der Tat zeigen ja auch in Deutschland bedeutende Juden viel weniger als der Durchschnitt die als charakteristisch bezeichneten jüdischen Merkmale, oft sind sie kaum von der übrigen Bevölkerung zu unterscheiden. Wir kommen zu dem Schluß, daß das Judentum nicht in seiner Gesamtheit als volkswirtschaftlich schädlich oder nützlich bezeichnet werden kann, es kommt auch hier auf die Einzelpersönlichkeit an, wie ja auch bei anderen aus verschiedenen Rassen zusammengesetzten Völkern es schwer hält, einen einheitlichen Anlagencharakter zu konstruieren.

Die jüngste Entwicklung des Wirtschaftslebens zeigt, daß das auf der Basis der freien Konkurrenz erfolgende Zusammenwirken von einzelnen Produzenten- und Händlerunternehmern für eine gedeihliche Weiterentwicklung nicht mehr genügt. Der große Wirtschaftsführer und Organisator tritt immer stärker hervor und beseitigt die Zersplitterung und Unsicherheit, die leicht bei übertriebener Betonung der Einzelkonkurrenz entsteht. Der jüdische Wirtschaftsführer hat vor allem als Finanzmann die Fäden der Wirtschaft in der Hand. Aber auch der vorwiegend nordische Amerikaner schlägt einen ähnlichen Weg ein, um die Führung ganzer Unternehmungsgruppen in seine Hand zu bekommen. Es ist wohl die modernste Erscheinung des nordischen Herrenmenschen, die in dieser Gewaltkonkurrenz zum Ausdruck kommt.

In Europa erhebt zum Wirtschaftsführer weniger die eigene Machtentfaltung als das Vertrauen der Unternehmerschaft. Dieser gereicht es dabei zur Ehre, daß sie nicht nur Anwälte ihres Gewinns aufstellt, sondern auch Sachwalter der Volkswirtschaft. So steht denn bei Tagungen der deutschen Industrieverbände usw. das Wohl der Gesamtwirtschaft im Mittelpunkte der Diskussion. Wie die nordischen Rassenanlagen zum obersten Hüter des Staates, der Wehrmacht usw. besonders befähigen, so können

diese Anlagen auch beim modernen Wirtschaftsführer zu höchster Entfaltung gelangen. Verantwortungsgefühl, Schaffensfreude, Voraussicht und Hingabe an das Lebenswerk zeigen sich auch bei diesem besonders ausgeprägt.

C. Individuelle Veranlagung und Führerauslese.

Je hervorragender die Anlagen der Wirtschaftsführer in Erscheinung treten, desto weniger stellen sie die Durchschnittsbegabung der einzelnen Rassen dar. Hohe Begabungen sind nicht Gemeingut aller Rassenangehörigen, sie kommen nur in einzelnen Familien vor. Aber auch in diesen sind es immer nur wenige Personen, bei welchen sich die einzelnen Anlagen in glücklichster Kombination zusammenfinden. Dabei läßt sich aber doch häufiger als auf anderen menschlichen Betätigungsgebieten in der Wirtschaft eine ununterbrochene Reihe bedeutender Männer durch mehrere Generationen hindurch verfolgen. Neben der guten Erziehung, die ein derartiges Elternhaus bieten kann, scheint nicht unwesentlich zu dieser Häufung tüchtiger Männer beigetragen zu haben, daß vielfach die großen Kaufherren und Unternehmer ihre Gattinnen aus ähnlich tüchtigen befreundeten Häusern holten. Es bestand damit immerhin eine große Wahrscheinlichkeit, daß die so gewonnene Gattin ihren Söhnen tüchtige Unternehmeranlagen vererben würde (181).

Spricht auch manches für die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Abkömmlinge alter Unternehmerfamilien, so verlangt doch das Wohl der Gesamtwirtschaft, daß die Unternehmerschaft fortlaufend durch neue Kräfte ergänzt und, was morsch ist, durch die Konkurrenz der Tüchtigen beseitigt wird. Die moderne Wirtschaft braucht allerbeste Kräfte zu ihren Führern, es muß deshalb den Begabtesten der Gesamtbevölkerung der Aufstieg möglich sein.

Das Problem der Führerauslese stößt in der heutigen Wirtschaft auf manche Schwierigkeiten. Der naheliegendste Weg ist der der Selbsthilfe, welcher im vorigen Jahrhundert meist den rechten Mann an den rechten Platz brachte. Heute haben sich in diesem Punkte die Verhältnisse geändert. Wenn es auch immer noch einzelnen gelingt, aus den unteren Bevölkerungsschichten direkt in die Unternehmerschaft aufzusteigen, so ist es doch heute gerade in der Wirtschaft für den Unbemittelten ungleich schwerer vorwärtszukommen als für den Reichen, und daß dabei der rechte Mann an den rechten Platz kommt, ist wenig wahrscheinlich.

Die Einrichtungen des Kredits und der Aktiengesellschaften, die theoretisch den Kapitalbesitz unnötig machen, stehen dem Aufsteigenden nur selten zur Verfügung. Von den kaufmännischen und technischen Angestellten mit einfacher Vorbildung hat nur noch ein ganz kleiner Teil Aussicht, in höhere Stellungen zu gelangen. So muß sich der direkte Aufstieg auch heute meist auf den Weg über den Einzelunternehmer be-

schränken. Dabei liegen aber die Ausleseverhältnisse wenig günstig für die Gesamtwirtschaft.

Unsere derzeitige Wirtschaftsstruktur ermöglicht, abgesehen von einigen Glücksfällen, nur in außergewöhnlichen Zeiten rasche Bereicherung der Vermögensarmen. Solche Zeiten ergeben sich fast nur durch das Unglück der Allgemeinheit und anderer, wie in der Kriegs- und Inflationszeit. Aber auch wenn man von solchen Fällen absieht, ist es eine bekannte Tatsache, daß die aus kleinen Verhältnissen selbstaufgestiegenen Unternehmer infolge ihrer seelischen Härte oft ein geringes Verständnis für die Arbeiterschaft und die Allgemeinheit aufbringen. Die soziale Auslese begünstigt so heute bei direktem Aufstieg in der Wirtschaft in erster Linie einseitig veranlagte Personen, die entweder übertriebenes Erwerbsinteresse oder maßlosen Ehrgeiz zeigen.

Für die Unternehmerschaft stellen die heutigen Emporkömmlinge selten eine Bereicherung dar. Die Volkswirtschaft bedarf harmonischer Persönlichkeiten zu ihren Führern. Wie die Dinge heute liegen, muß es als das Zweckmäßigste betrachtet werden, wenn der Aufstieg zur Unternehmerschaft nicht direkt vor sich geht, sondern allmählich, am besten unter Berührung anderer kulturell interessierter Kreise.

Der Nutzen eines derartigen allmählichen sozialen Aufstieges liegt in der harmonischen Ausgestaltung der Anlagen. In den untersten Gesellschaftsschichten kann diese wohl auch erfolgen, aber die Wahrscheinlichkeit dafür ist geringer, weil viele Anlagen dort als latent betrachtet werden müssen und bei der Gattenwahl nicht ins Gewicht fallen. In den kulturell interessierten und gesellschaftlich exponierten Schichten muß dagegen eine vielseitige Begabung viel mehr hervortreten und kann deshalb auch bei der Gattenwahl mitspielen. Neben der Harmonie der Anlagen selbst ist bei allmählichem sozialen Aufstieg auch das Hineinwachsen in die kulturelle Tradition von Bedeutung, das durch die häusliche Erziehung gefördert wird.

Schafft auch die verschiedene Ausstattung mit Sachgütern bei Reichen und Armen verschiedene Voraussetzungen für die Entfaltung ihrer Anlagen, so ergibt sich doch im ganzen in der heutigen Gesellschaft eine soziale Schichtung, die den Begabungsverhältnissen nicht zuwiderläuft. Durch den Vermögensbesitz wird, abgesehen von wenigen ganz großen Vermögen, nur die bei jeder gesellschaftlichen Schichtung vorhandene Tendenz zur Beharrung noch etwas verstärkt, ohne daß der Ausgleich der Begabung auf die Dauer aufgehalten wird.

D. Nachwuchs der Begabten.

Abgesehen von diesem Ausgleich muß aber ein dauernder Nachschub von unten schon deshalb erfolgen, weil die führenden Gesellschaftsschichten nicht genügend Nachkommen zu ihrer Erhaltung aufbringen. Es ist



eine der betrüblichsten Folgeerscheinungen der europäischen Zivilisation, daß der Wille zur Kinderaufzucht bei den mit ihr am stärksten in Berührung kommenden Schichten in artvernichtender Weise beeinträchtigt wird. Das wäre für die Gesamtbegabung des Volkes nicht schlimm, wenn immer wieder ein genügender Ersatz von unten herauf erfolgen könnte. Daß dieser jedoch begrenzt ist, ergibt sich bereits auf Grund einer einfachen Ueberlegung (182).

Immer wieder werden aus der Kraftreserve der unteren Gesellschaftsschichten und des Bauernstandes die begabtesten Elemente herausgezogen, um sich zunächst noch in beschränktem Maße fortzupflanzen, in wenigen Generationen aber vielfach auszusterben. Das Verschwinden der begabteren Familien macht sich in der Zahl der Gesamtbevölkerung nicht geltend, weil gleichzeitig die Mindestbegabten den freigewordenen Lebensraum durch ihren reichlicheren Nachwuchs einnehmen. Die Gesamtqualität der Bevölkerung wird dadurch noch mehr herabgedrückt, und der dauernde Auftrieb der Begabten aus den unteren Volksschichten muß so schließlich zu gänzlicher Verarmung des Volkes an höherer Begabung führen.

Unser augenblicklicher Ueberfluß an beschäftigungsloser Intelligenz darf nicht zu der Annahme verführen, daß die Erreichung dieses Zustandes noch in weite Ferne gerückt ist. Das Gegenteil ist der Fall. Dem gleichzeitigen Aufwärtsstreben der meisten aktiven Bevölkerungselemente muß eine um so schnellere Erschöpfung folgen.

Sehen wir so die europäische Wirtschaft ihrer Selbstvernichtung entgegeneilen, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob dieses Schicksal unabwendbar ist. Indem der Mensch die Gesetze der ihn umgebenden Natur anwandte, um diese in willkürlicher Weise umzugestalten, hat er seine eigene Anpassung an die Natur verloren. Indem er die in ihm selbst waltenden Naturgesetze erforscht, ist er in der Lage, eine neue Anpassung herbeizuführen. Der zunehmenden Qualitätsverschlechterung der Bevölkerung kann abgeholfen werden durch Vergrößerung des Nachwuchses der Begabten. Es müssen in erster Linie die schädlichen Umwelteinwirkungen kompensiert werden, die den Willen zur Kinderaufzucht beeinträchtigen.

Es soll hier nicht eingegangen werden auf die zahlreichen, beherzigenswerten Vorschläge, die von Rassenhygienikern zur Vermehrung des begabten Nachwuchses gemacht wurden. Durch den Staat und private Gemeinschaften könnte sicher schon heute manches verbessert werden, auch in der Steuergesetzgebung. Einige an sich ideale Vorschläge der Rassenhygieniker, wie die von M. v. Gruber vorgeschlagene Aenderung des Erbrechts (183), müssen freilich vorläufig an der internationalen Ausdehnung des Kapitalmarkts scheitern. Auch dürfte unter solchen Gewalteingriffen die wirtschaftliche Initiative leiden.

Das sicherste und nachhaltigste Mittel gegen die ausleseschädigenden Einwirkungen der modernen Kultur bildet nicht die bloße Abänderung der Umwelt, sondern die Kompensation der schädigenden Umwelteinflüsse durch eine Festigung der sittlichen Kräfte. Der Appell an die Verantwortungsfreude und das Gemeinschaftsgefühl wird gerade bei den sittlich Höchststehenden nicht wirkungslos bleiben. Entsteht aber auf diesem Wege eine neue Intelligenz, dann kann die neomalthusianische Zeitströmung sogar zum Wohle der Menschheit gereichen. Ist doch zu erwarten, daß gerade die Egoistischsten und Emanzipiertesten dem Rufe zu sittlicher Wiedergeburt nicht Folge leisten. Damit bleiben aber den künftigen Generationen solche Mitbürger erspart. Für die Wirtschaft würde sich daraus ein sozial gerichtetes Unternehmertum ergeben, das der Wirtschaft die höchste Vervollkommnung bringen könnte durch eine wahre Arbeitsgemeinschaft mit der ausführenden Handarbeit der minderbemittelten Bevölkerungsschichten.

Literaturverzeichnis.

Ammon, O.: Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. 3. Aufl. Jena 1910.

Baur-Fischer-Lenz: Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. 2. Aufl. München 1923.

Bernays, M.: Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie, dargestellt an den Verhältnissen der Gladbacher Spinnerei und Weberei. Schriften d. Ver. f. Sozialpol. Nr. 133, Leipzig 1910.

Boas, Fr.: Kultur und Rasse. 2. Aufl. Berlin und Leipzig 1922.

Brentano, L.: Der wirtschaftende Mensch in der Geschichte. Leipzig 1923. S. 426 bis 490, „Judentum und Kapitalismus".

Bücher, K.: Die Entstehung der Volkswirtschaft. 9. Aufl., Leipzig 1913, Aufsatz I, II und IX.

Conrad, J.: Grundriß zum Studium der politischen Oekonomie. 1. Bd., 9. Aufl., herausgegeben von A. Hesse. Jena 1920. §§ 10—14, 18.

Diehl, K.: Theoretische Nationalökonomie. Jena 1916, S. 21—34, S. 335—354.

Dietzel, H.: Theoretische Sozialökonomik, 1. Teil, Leipzig 1895.

Dopsch, A.: Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung. Bd. I, Wien 1918.

Eliasberg, W.: Arbeit und Psychologie. Arch. f. Sozialwiss., Bd. 50, S. 87ff.

Elster, A.: Sozialbiologie. Berlin und Leipzig 1923.

Derselbe: Artikel Eugenik und Rassenhygiene im Hdw. d. Stw., 4. Aufl.

Eulenburg, Fr.: Gesellschaft und Natur. Arch. f. Sozialwiss., Bd. 21, S. 519ff.

Feuchtwanger, L.: Die Juden und das Wirtschaftsleben. Schmollers Jahrbuch, 35. Jahrg., S. 1433ff.

Fischer, E.: Spezielle Anthropologie in „Kultur der Gegenwart". Bd. III, 5. Leipzig und Berlin 1923.

Derselbe: Artikel Sozialanthrop. im Hdw. d. Naturwissenschaften.

Giddings, F. H.: Prinzipien der Soziologie, deutsch von H. Seliger. Leipzig 1911.

Gothein, E.: Artikel Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft im Hdw. d. Stw. 3. Aufl.

Graebner, F.: Ethnologie in „Kultur der Gegenwart". Bd. III, 5. Leipzig und Berlin 1923.

Gumplowicz, L.: Der Rassenkampf. 2. Aufl. Innsbruck 1909.

Guttmann, J.: Die Juden und das Wirtschaftsleben. Arch. f. Sozialwiss., Bd. 36, S. 149ff.

Haas, A.: Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika. Volkswirtschaftl. Zeitfragen Nr. 269. Berlin 1912.
Haushofer, K.: Japan und die Japaner. Leipzig und Berlin 1923.
Heber, G. A.: Japanische Industriearbeit. Jena 1912.
Hellpach, W.: Die geophysischen Erscheinungen Wetter, Klima und Landschaft in ihrem Einfluß auf das Seelenleben. Leipzig 1911.
Herkner, H.: Arbeit und Arbeitsteilung im Gr. d. S. II, 1, 2. Aufl., 1923.
Derselbe: Probleme der Arbeiterpsychologie unter besonderer Rücksichtnahme auf Methode und Ergebnisse der Vereinserhebungen. Schr. d. V. f. S., Nr. 138.
Derselbe: Die Arbeiterfrage. 2. Aufl. Berlin 1897. 19. Kapitel.
Hertz, Fr.: Rasse und Kultur. 3. Aufl. Leipzig 1925.
Hesse, A.: Natur und Gesellschaft. Jena 1903.
Hettner, A.: Geographische Bedingungen der Wirtschaft im Gr. d. S. II, 1; 2. Aufl., 1923, §§ 4, 10, 14.
Knies, K.: Die politische Oekonomie vom geschichtlichen Standpunkt. Braunschweig 1883, S. 67—84.
Koppers, P. W.: Die ethnologische Wirtschaftsforschung. Wien 1917.
Le Bon, G.: Psychologische Grundgesetze in der Völkerentwicklung, deutsch von A. Seiffhart. Leipzig 1922.
Lenz, Fr.: Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Bd. II von Baur-Fischer-Lenz, Grundr. d. menschl. Erblichkeitslehre u. Rassenhygiene). 2. Aufl. München 1923.
Derselbe: Ueber die biologischen Grundlagen der Erziehung. 2. Aufl. München 1927.
Michels, R.: Wirtschaft und Rasse im Gr. d. S. II, 1, 2. Aufl., 1923.
Mombert, P.: Bevölkerungslehre im Gr. d. S. II, 1, 2. Aufl., 1923.
Münsterberg, H.: Psychologie und Wirtschaftsleben. Leipzig 1912.
Niceforo, A.: Anthropologie der nichtbesitzenden Klassen, übersetzt von Michels und Köster mit einer Einführung von Michels. Leipzig und Amsterdam 1910.
Oldenberg, K.: Die Konsumtion im Gr. d. S. II, 1, 2. Aufl., 1923.
Philippovich, E. v.: Grundriß d. polit. Oekonomie. 17. Aufl. Tübingen 1921, 1. Buch.
Ploetz, A.: Sozialanthropologie in „Kultur der Gegenwart“, Bd. III, 5. Leipzig und Berlin 1923.
Riedel, J.: Arbeitskunde. Leipzig und Berlin 1925.
Russell, B.: China und das Problem des fernen Ostens. Deutsche Ausgabe. München 1925.
Sartorius von Waltershausen, A.: Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1922, S. 48—62.
Derselbe: Artikel Einwanderung, Kuli, Negerfrage im Hdw. d. Stw., 3. Aufl.; Artikel Auswanderung, Kuli im Hdw. d. Stw., 4. Aufl.
Schallmayer, W.: Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. 1. Aufl. Jena 1903.
Scheidt, W.: Die Stellung der Anthropologie zur Völkerkunde, Geschichte und Urgeschichte. Arch. f. Anthropologie, Neue Folge, Bd. 20, S. 138ff.
Schmidt, M.: Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre. Stuttgart 1920.
Schmoller, G. v.: Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. 1. Teil. 11. und 12. Tausend. München und Leipzig 1919, S. 141—160.
Schultze-Gävernitz, G. v.: „Wirtschaftswissenschaft“ in der Festschrift zu Brentanos 70. Geburtstag.
Sombart, W.: Luxus und Kapitalismus. München und Leipzig 1913.
Derselbe: Der Bourgeois. München und Leipzig 1913.
Derselbe: Die Juden und das Wirtschaftsleben. Leipzig 1911.
Derselbe: Der moderne Kapitalismus. Bd. I, 2. Buch, 2. Aufl. München und Leipzig 1916, 1., 7. und 8. Abschnitt.
Derselbe: Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus. 1. und 2. Halbband. München und Leipzig 1927.
Spann, O.: Artikel Soziologie im Hdw. d. Stw., 4. Aufl.

Strieder, J.: Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. München und Leipzig 1914, 2. Buch.
Süddeutsche Monatshefte: „Die Rassenfrage". 24. Jahrg., 10. Heft.
Rathgen, K.: Die Japaner in der Weltwirtschaft. Leipzig 1911.
Tönnies, F.: Soziologische Studien und Kritiken. Jena 1925, 1. Bd.
Weber, A.: Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit. 3. und 4. Aufl. Tübingen 1921.
Weber, M.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Tübingen 1920. Vorbemerkungen.
Derselbe: Zur Psychophysik der industriellen Arbeit. IV. Arch. f. Sozialwiss., 29. Bd., S. 530ff.
Derselbe: Wirtschaft und Gesellschaft im Gr. d. S. III. Tübingen 1922. Kapitel Ethnische Gemeinschaften.
Wiedenfeld, K.: Das Persönliche im modernen Unternehmertum. Leipzig 1911.
Wilbrandt, R.: Als Nationalökonom um die Welt. Jena 1913.
Wolf, J.: Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. Stuttgart 1892, 4. Abschnitt.
Derselbe: Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft. Leipzig 1912, S. 35—64.
Woltmann, L.: Politische Anthropologie. Eisenach und Leipzig 1903.
Levy, H.: Volkscharakter und Wirtschaft. Leipzig und Berlin 1926.

Anmerkungen.

I. Abschnitt.

1) Von eingehenderen Bearbeitungen durch Nationalökonomen ist neben dem ziemlich veralteten Kapitel: „Rassen und Völker" in Schmollers Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre (11. und 12. Tausend, München-Leipzig 1919, S. 141 bis 160) nur die Studie: „Wirtschaft und Rasse" von Robert Michels (im Gr. d. S. II, 1, 2. Aufl., 1923) zu nennen, auf die noch des öfteren hinzuweisen sein wird.
2) Max Schmidt: Grundriß der ethnologischen Volkswirtschaftslehre. 1920.
3) Das gilt auch für die Studie von Robert Michels.
4) Eugen Fischer in Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre, S. 128: „Die Begriffe Volk und Rasse haben an und für sich nichts miteinander zu tun. Unter Volk versteht man eine Gruppe von Menschen, die durch gemeinsame Kulturgüter vereinigt werden, deren wichtigstes die Sprache ist, während Rassen Träger gleicher Erbanlagen sind."
5) Nach Karl Diehl: Theoretische Nationalökonomie. 1. Bd., Jena 1916, S. 31.
6) Albert Schäffle: Bau und Leben des sozialen Körpers. 2. Aufl. Tübingen 1896.
7) Karl Diehl: Theoretische Nationalökonomie. 1. Bd., S. 352.
8) Otto Ammon: Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. 1. Aufl. Jena 1895.
9) Wilhelm Schallmayer: Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. 1. Aufl. Jena 1903.
10) Ferdinand Tönnies: Ammons Gesellschaftstheorie. Arch. f. Sozialwiss., 19. Bd., S. 88ff. — Derselbe: Zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre. Schmollers Jahrbuch, 29. Bd., S. 27ff., mit vielen Fortsetzungen. — Sämtliche Aufsätze später zusammengefaßt in: Ferdinand Tönnies: Soziologische Studien und Kritiken, 1. Bd., Jena 1925.
11) Franz Eulenburg: Gesellschaft und Natur. Arch. f. Sozialw., 21. Bd., S. 519ff. — Karl Jentsch: Die Sozialauslese. Leipzig 1898. — Heinrich Herkner: Die Arbeiterfrage. 2. Aufl. Berlin 1897, S. 441—467. — Karl Diehl: Theoretische Nationalökonomie. 1. Bd., S. 335—354. — Teilweise auch Albert Hesse: Natur und Gesellschaft. Jena 1904.
12) A. de Gobineau: Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen (1853 bis 1855). Deutsch von Ludwig Schemann. Stuttgart 1898.
13) Neben Otto Ammon sind als bedeutendste Vertreter der „Rassensoziologen" anzusprechen: de Lapouge: Les sélections sociales. Paris 1896. — Derselbe: L'Aryen et son rôle sozial. Paris 1899. — Ludwig Woltmann: Politische

Anthropologie. Eisenach 1903. — Derselbe: Die Germanen und die Renaissance in Italien. Leipzig 1903. — Derselbe: Die Germanen in Frankreich. Jena 1907. — H. St. Chamberlain: Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 1. Aufl. 1899.

14) Karl Knies: Die politische Oekonomie vom geschichtlichen Standpunkte. Braunschweig 1883, S. 67—84.

15) Gustav Schmoller: Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre. 11. und 12. Tausend. München und Leipzig 1919, S. 141—160.

16) Karl Diehl: Theoretische Nationalökonomie. 1. Bd., S. 352.

17) J. Conrad: Grundriß zum Studium der politischen Oekonomie, bearbeitet von A. Hesse. 1. Bd., 9. Aufl. Jena 1920, S. 57, 73—76.

18) A. Sartorius von Waltershausen: Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1922, S. 48—52, 61—62. — Derselbe: Die Chinesen in den Vereinigten Staaten. Zeitschr. f. d. ges. Staatsw. 1883. — Derselbe: Artikel Einwanderung, Kuli und Negerfrage in Handwörterbuch d. Staatswissenschaften. 3. Aufl.

19) Julius Wolf: Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. Stuttgart 1892, S. 401—409. — Derselbe: Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft. Leipzig 1912, S. 48—53. — Als Freund der Rassenhygiene zeigt sich Wolf in: Die Bevölkerungspolitik der Gegenwart. Leipzig 1918.

20) Sozialanthropologische Probleme bringt Werner Sombart vor allem in: Die Juden und das Wirtschaftsleben, Leipzig 1911; Der Bourgeois, Berlin und Leipzig 1912; Der moderne Kapitalismus, Band I, 2. Buch, 2. Aufl., München und Leipzig 1916; Der moderne Kapitalismus, Bd. III, 1. u. 2. Hlbbd., München u. Leipzig 1927.

21) Jenenser Preisausschreiben v. 1. I. 1900. Preisfrage: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?“ Preisrichter waren: J. Conrad, D. Schäfer und H. E. Ziegler.

22) Eugen Fischer: Artikel „Sozialanthropologie“ im Handwörterbuch der Naturwissenschaften.

23) Alfred Ploetz: Sozialanthropologie. Im Sammelwerk „Anthropologie“. Bd. III,5 der Kultur der Gegenwart. Leipzig 1923. S. 589.

24) Karl Diehl: Theoretische Nationalökonomie, 1. Bd., S. 21 ff., S. 354.

25) Alexander Elster: Sozialbiologie. Berlin 1923.

26) Die Darstellung der menschlichen Erblichkeitslehre folgt dem auch von Nationalökonomen als führend anerkannten „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene“ von Baur-Fischer-Lenz. 2. Aufl., München 1923.

27) Walter Scheidt: Die Stellung der Anthropologie zur Völkerkunde, Geschichte und Urgeschichte. Archiv f. Anthropologie. Neue Folge. Bd. XX. S. 141.

28) Die nachstehenden Rassenbeschreibungen sind zusammengezogen aus: Eugen Fischer: Spezielle Anthropologie im Sammelwerke Anthropologie (Kultur der Gegenwart, Leipzig 1923), S. 143—222; Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre, München 1923 (Kapitel „Rassenbeschreibung“ von Eugen Fischer, S. 133—154, Kapitel „Die seelischen Rassenunterschiede der großen Rassen“ von Fritz Lenz, S. 406—433). Wörtlich zitierte Stellen sind besonders gekennzeichnet.

29) Eugen Fischer: Anthropologie. S. 150.

30) Baur-Fischer-Lenz: Erblichkeitslehre. S. 419.

31) Eugen Fischer: Anthropologie. S. 150.

32) Desgleichen, S. 150.

33) Desgleichen, S. 151.

34) Desgleichen, S. 171.

35) Die Juden sind keine Rasse, sondern ein Volk, in dem allerdings durch intensive Vermischung und durch Auslese gewisse gemeinsame Züge in der Veranlagung bestehen. Hinsichtlich der rassischen Zusammensetzung ist zu unterscheiden zwischen den Sephardim (Südjuden) und Aschkenazim (Ostjuden). Bei ersteren bildet die Hauptkomponente die orientalische Rasse, charakteristisch ist hier außerdem eine starke mediterrane Beimischung. Bei den Aschkenazim tritt die vorderasiatische Rassen-

komponente stärker hervor, daneben sind der alpine und nordische Einschlag von Bedeutung.

36) Baur-Fischer-Lenz: Erblichkeitslehre. S. 416.
37) Eugen Fischer: Anthropologie. S. 171.
38) Desgleichen, S. 151.
39) Baur-Fischer-Lenz: Erblichkeitslehre, S. 413.
40) Desgleichen, S. 414.
41) Karl Haushofer: Japan und die Japaner. Leipzig und Berlin 1923. S. 41f.
42) Baur-Fischer-Lenz: Erblichkeitslehre. S. 411.
43) Eugen Fischer: Anthropologie. S. 189.
44) Insbesondere haben sich scheinbare Widersprüche, die sich der experimentellen Erblichkeitsforschung entgegenstellten, schließlich immer wieder mit den Mendelschen Regeln in Einklang bringen lassen.
45) Wenn auch die einzelnen Forscher kleine Abweichungen bei der Spezifizierung der menschlichen Rassen zeigen, so laufen doch immer ihre Resultate auf die nämlichen Grundtypen hinaus. Unterschiede ergeben sich meist nur durch die verschiedenartige Zusammenfassung lokaler Varianten.

II. Abschnitt.

46) Baur-Fischer-Lenz: Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. Bd. I. S. 91, 383—389, Bd. II. S. 78. — Otmar v. Verschuer: Einwirkungen der Umwelt, in dem Heft: „Rassenfrage" der Süddeutschen Monatshefte, 24. Jahrg., S. 256—258.
47) Mit Sozialanthropologie wird in dieser Abhandlung das ganze Grenzgebiet zwischen Anthropologie und Gesellschaftswissenschaften bezeichnet. Es sind also Zusammenhänge darin inbegriffen, die Ploetz als Anthroposoziologie bezeichnet. (Alfred Ploetz, Sozialanthropologie, S. 589.)

1. Unterabschnitt.

48) Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre, S. 372 ff. — In dieser Anlagenkombination scheint oft eine leicht psychopathische Veranlagung von Bedeutung zu sein (Baur-Fischer-Lenz, S. 398 ff.).
49) Baur-Fischer-Lenz: S. 433.
50) Desgleichen, S. 429.
51) Heinrich Herkner: Arbeit und Arbeitsteilung im Gr. d. S. II,1; 2. Aufl. S. 296.
52) Zu Nordwesteuropa wird hier neben sämtlichen germanischen Ländern Nordfrankreich gezählt, ferner hinsichtlich der Veranlagung der Bevölkerung teilweise auch Norditalien.
53) Werner Sombart: Die Juden und das Wirtschaftsleben. Leipzig 1911. — In seinen späteren Werken nimmt Sombart eine weniger einseitige Stellung ein.
54) Lujo Brentano: „Judentum und Kapitalismus" in: Der wirtschaftende Mensch in der Geschichte. Leipzig 1923, S. 426—490. — Julius Guttmann: Die Juden und das Wirtschaftsleben. Arch. f. Sozialwiss. Bd. 36. S. 149 ff. — Ludwig Feuchtwanger: Die Juden und das Wirtschaftsleben. Schmollers Jahrbuch. 35. Jahrg., S. 1433 ff.
55) Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre, S. 409.
56) Nur die für die Eigenart der nordwesteuropäischen Wirtschaftskultur bedeutsamsten Anlagen kommen hier zur Beschreibung. Daß auch viele hemmende Momente, besonders durch übertriebenen Individualismus, vorhanden sind, wird nicht verkannt.

Die Beschreibungen der in der nordwesteuropäischen Bevölkerung vertretenen Anlagenkomponenten richten sich nach den im I. Abschnitt angeführten Rassenbeschreibungen von Eugen Fischer und Fritz Lenz. Durch die Unterscheidung von nordischen und alpinen Anlagen soll lediglich eine Rekonstruktion der heute vielfach vermischten Grundtypen, nicht eine Klassifizierung der konkreten Bevölkerungselemente herbeigeführt werden.

57) Ueber die Juden s. auch das Kapitel Unternehmertätigkeit.



58) Fritz Lenz: Menschliche Auslese und Rassenhygiene, S. 53.
59) Dieses Hinneigen kann sich natürlich nur auf Anlagen beziehen, die entweder direkt zu gewissen sozialen Funktionen geeignet machen oder mit sozial wichtigen Anlagen in engerer Verbindung stehen. So kann innerhalb von Rassengemischen die Pigmentierung der Einzelindividuen nur bei stärkeren Rassengegensätzen zwischen den einzelnen Bevölkerungsschichten als Vergleichsmaßstab herangezogen werden. Mehr Anhaltspunkte bieten Körpergröße, Kopf- und Gesichtsform.
60) Versuche von Ammon, de Lapouge, Röse werden nicht als beweisend betrachtet. (Lenz: Rassenhygiene, S. 86.)
61) Teilerhebungen, bei denen eine eingehendere Beobachtung der einzelnen Individuen erfolgen könnte, sind von geringer Bedeutung, weil die Gefahr, daß es sich um ausgelesenes Material handelt, sehr naheliegt. Vor allem ist auch die größere Wanderbewegung unter der Intelligenz zu berücksichtigen. Es können also nur Beobachtungen an großen Massen ein sicheres Resultat herbeiführen. Für diese bildet die Unmöglichkeit einer Erfassung der hier in Frage kommenden Unterschiede durch wenige, leicht erkennbare Merkmale ein großes Hindernis. Nur eine riesige, durch Fachleute durchgeführte Bestandsaufnahme der Bevölkerung kann die vorhandenen Schwierigkeiten überwinden.
62) Fritz Lenz: Rassenhygiene, S. 89. — Die jüdische Religion bedeutet für die Massenstatistik ein leicht zugängliches Merkmal. Das jüdische Volk bildet deshalb ein besonders brauchbares Beobachtungsobjekt für Anthropologie und Biologie.
63) Albert Haas: Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika. Volkswirtschaftliche Zeitfragen Nr. 269, Berlin 1912, S. 15. — Robert Michels: Wirtschaft und Rasse, S. 151.
64) Haas, S. 31. — Michels, S. 182.
65) Friedrich Hertz: Rasse und Kultur. 3. Aufl. Leipzig 1925. S. 97, 314. — Franz Boas: Rasse und Kultur. 2. Aufl., Berlin und Leipzig 1922. S. 16.
66) Durch die alten Rassenmischungen und solche während der Sklaverei, verbunden mit Auslesevorgängen, läßt es sich auch recht wohl erklären, daß, wie Friedrich Hertz anführt (S. 311), sich der physische Typus der Neger dem europäischen nähert. Es dürfte also bei Hertz eine pseudolamarckistische Vorstellung zugrunde liegen.
67) Leo Frobenius: Der schwarze Dekamerone, zitiert nach Friedrich Hertz, S. 305.
68) Albert Haas: Die Negerfrage, S. 6.
69) Eugen Fischer: Anthropologie, S. 204.
70) Desgleichen, S. 200, 204.
71) Desgleichen, S. 210.
72) Karl Haushofer: Japan und die Japaner. Leipzig und Berlin 1923. S. 10, 41.
73) Desgleichen, S. 10.
74) Desgleichen, S. 52. — Karl Rathgen: Die Japaner in der Weltwirtschaft. Leipzig 1911. S. 11.
75) Haushofer, S. 53, 123, 137, 151. — Rathgen, S. 18, 22, 137. — Robert Wilbrandt: Als Nationalökonom um die Welt. Jena 1913. S. 35.
76) Haushofer, S. 41. — Rathgen, S. 10.
77) Haushofer, S. 105: „In der Schöpfung dieser einzigartigen Einheit von Erdraum und Volksseele, dieser Harmonie zwischen geographischen und geschichtlichen Leitmotiven, besteht wohl der originale Beitrag der Japaner zur Weltkultur."
78) Karl Rathgen bezweifelt, daß große, selbständige Erfindertalente in Japan zum Vorschein kommen (S. 118).
79) Robert Michels: Wirtschaft und Rasse. S. 136, 137.
80) Haushofer, S. 123, 151. — Rathgen, S. 12.
81) Haushofer, S. 53, 55.
82) Desgleichen, S. 54, 133, 138.
83) Desgleichen, S. 38, 137.
84) G. A. Heber: Japanische Industriearbeit. Jena 1912. S. 26, 201.

85) Eine bedeutende Wirksamkeit der natürlichen Auslese muß in China auch noch für die geschichtliche Zeit angenommen werden, nachdem sich die Bevölkerung bereits seit Jahrhunderten an den Grenzen des Nahrungsspielraumes bewegte und so Hungersnöte und Seuchen besonders häufig waren.
86) Bertrand Russels: China und das Problem des fernen Ostens. München 1925. S. 63, 181, 193.
87) Michels, S. 135. — Hertz, S. 327. — Russell, S. 58, 63.
88) Russell, S. 65: „Die Naturwissenschaft ist es, die unsere intellektuelle Anschauung von der chinesischen Intelligenz unterscheidet. Die Chinesen, selbst die modernen, suchen bei den meisten Nationen, besonders bei Amerika, nach Moralprinzipien, durch welche sie die des Confucius ersetzen können.“ — Ferner Russell, S. 169.
89) A. Sartorius v. Waltershausen: Die Chinesen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, zitiert nach Julius Wolf: Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. S. 404. — Julius Wolf: Die Volkswirtschaft der Gegenwart und Zukunft. S. 50. — Gustav Schmoller: Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. 1. Teil, S. 153.
90) Bertrand Russell: China und das Problem des fernen Ostens. S. 167, 206.
91) S. S. 49.
92) Russell, S. 193. — Haushofer, S. 123, 151.
93) S. S. 71.
94) S. S. 50 u. 55.

2. Unterabschnitt.

95) Albert Haas: Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten. S. 25.
96) Robert Wilbrandt: Als Nationalökonom um die Welt. S. 19, 45. — Karl Haushofer: Japan und die Japaner. S. 52.
97) S. S. 37.
98) Fritz Lenz: Menschliche Auslese und Rassenhygiene. S. 69. — Julius Wolf: Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. S. 403.
99) F. A. Theilhaber: Der Untergang der deutschen Juden. 1911. — A. Ruppin: Die Juden der Gegenwart. Berlin 1904. Zitiert nach Fritz Lenz: Menschliche Auslese und Rassenhygiene. S. 142.)
100) Werner Sombart: Luxus und Kapitalismus. München und Leipzig 1913.
101) Russell, S. 182. — Schmoller, S. 152. — Geringer Sparsinn wird vielfach von den Japanern gemeldet. Ob es sich dabei um eine Dauererscheinung handelt, kann heute noch nicht entschieden werden.
102) S. S. 37.
103) Schmoller, S. 152.
104) Adolf Weber: Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit. 3. und 4. Aufl. Tübingen 1921. S. 7.
105) Haas, S. 3, 31. — Michels, S. 182.
106) Haas, S. 4.
107) Michels, S. 156.
108) Haas, S. 10. — Michels, S. 151.
109) Michels, S. 150, 151.
110) Desgleichen, S. 162, 163.
111) Haas, S. 28.
112) Desgleichen, S. 31, 28.
113) Desgleichen, S. 30, 31.
114) Michels, S. 165. — Haas, S. 22. — Daß an der sittlichen Minderwertigkeit der Mulatten nicht nur die Rassenvermischung als solche, sondern auch Umweltverhältnisse und die Minderwertigkeit der Mischlingseltern schuld ist, wird ziemlich allgemein angenommen. (Baur-Fischer-Lenz, S. 128, 429.)
115) Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblichkeitslehre. S. 128.
116) Haas, S. 22. — Die Mischlinge zwischen Holländern und Malaien sowie Spaniern und Indianern gelten als wirtschaftlich höherwertig als die reingebliebenen Far-

bigen, ebenso die Mischlinge zwischen Chinesen und Malaien in Singapore und Indochina. (Michels, S. 164.)
117) Michels, S. 150, 153.
118) Desgleichen, S. 156.
119) Desgleichen, S. 130.
120) Desgleichen, S. 135.
121) Desgleichen, S. 135.
122) Desgleichen, S. 181.
123) Desgleichen, S. 160.
124) Desgleichen, S. 178.
125) Desgleichen, S. 156. — Haushofer, S. 148. — G. A. Heber: Japanische Industriearbeit. S. 179.
126) Heber, S. 178, 204. — Michels, S. 173.
127) Heber, S. 165. — Michels, S. 141. — Wilbrandt, S. 50. — Russell, S. 206, 60. — Rathgen, S. 120.
128) Michels, S. 182.
129) Desgleichen, S. 136.
130) Heber, S. 163, 177, 178. — Michels, S. 174. — Rathgen, S. 120. — Wilbrandt, S. 50.
131) Heber, S. 204, 252, 253. — Michels, S. 137, 171. — Rathgen, S. 15. — Wilbrandt, S. 53.
132) Heber, S. 102, 204, 252. — Haushofer, S. 148.
133) Heber, S. 104.
134) Russell, S. 58.
135) Desgleichen, S. 58.
136) Michels, S. 160.
137) Vgl. Michels, S. 132.
138) Desgleichen, S. 131.
139) Desgleichen, S. 131, 136.
140) Desgleichen, S. 180.
141) Die Probleme der Erziehung und Auslese können hier nur ganz kurz gestreift werden, die nachfolgenden Ausführungen sollen lediglich eine gewisse Abrundung des Gesamtbildes herbeiführen.
142) Fritz Lenz: Menschliche Auslese und Rassenhygiene. S. 248, 249. — Derselbe: Ueber die biologischen Grundlagen der Erziehung. S. 31, 32.
143) Fritz Lenz: Ueber die biologischen Grundlagen der Erziehung. S. 17.
144) Zahlreiche Belege bei Fritz Lenz: Menschliche Auslese und Rassenhygiene, S. 96 ff.
145) Dafür, daß die Familien der Ungelernten den wenigst begabten Nachwuchs innerhalb der Arbeiterschaft haben, und andererseits die unbegabtesten Familien im Durchschnitt die größte Nachkommenschaft besitzen, sprechen viele an Volks- und Hilfsschulen vorgenommene Intelligenzprüfungen. (Fritz Lenz: Ueber die biologischen Grundlagen. der Erziehung. S. 22 ff.)
146) Michels, S. 162.
147) Haas, S. 9.
148) Schmoller, S. 151.
149) Haas, S. 15.
150) Haas, S. 11. — Michels, S. 152.
151) Schmoller, S. 151.
152) Michels, S. 183.
153) Desgleichen, S. 156.
154) Desgleichen, S. 181.
155) Schmoller, S. 152.
156) Heber, S. 133, 271.
157) Rathgen, S. 14. — Michels, S. 179.
158) Michels, S. 179.

159) Wilbrandt, S. 54.
160) Schmoller, S. 155.
161) Werner Sombart: Die Juden und das Wirtschaftsleben. S. 134.
162) Adolf Weber: Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit. S. 362.
163) Michels, S. 162.
164) Desgleichen, S. 154.
165) Desgleichen, S. 162.
166) Desgleichen, S. 153.
167) Haas, S. 12.
168) Desgleichen, S. 15.
169) Vgl. Werner Sombart: Der moderne Kapitalismus, I, 2. Buch, S. 327. — Jakob Strieder: Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. S. 55 ff.
170) Russell, S. 208.
171) Haushofer, S. 151. — Rathgen, S. 14, 117.
172) Rathgen, S. 12. — Haushofer, S. 151.
173) Rathgen, S. 117.
174) Desgleichen, S. 118.
175) Vgl. Werner Sombart: Die Wirtschaft im Zeitalter des Hochkapitalismus. S. 15—19.
176) Kurt Wiedenfeld: Das Persönliche im modernen Unternehmertum. Leipzig 1911. S. 35—39.
177) Werner Sombart: Die Juden und das Wirtschaftsleben. S. 172.
178) Desgleichen, S. 323.
179) Desgleichen, S. 154.
180) Desgleichen, S. 430, 431.
181) Es ist mehr als Zufall, daß sowohl die Mutter Jakob Fuggers wie Alfred Krupps durch ungewöhnliche Tatkraft sich auszeichnete.
182) Von vielen Bevölkerungspolitikern (so auch P. Mombert: Bevölkerungslehre im Gr. d. S. II,1) wird den Rassenhygienikern vorgeworfen, daß ihre Beweisführung über eine Begabungsverschlechterung der Bevölkerung noch nicht genügend überzeugend sei. In dieser Abhandlung handelt es sich nur um Möglichkeiten, es soll deshalb zu dieser Frage nicht näher Stellung genommen werden. Jedenfalls läßt sich aber sagen, daß, wenn die Grundlehren der Erblichkeitsforschung in vollem Umfange zutreffen, auch schon die heutigen Beobachtungen der Rassenhygieniker das Vorhandensein einer Gegenauslese sehr wahrscheinlich machen. Ihr tatsächliches Ausmaß wird sich allerdings vorerst noch nicht exakt feststellen lassen.
183) Fritz Lenz: Menschliche Auslese und Rassenhygiene. S. 223.

Familienbeihilfen durch eine Familienstiftung.

Von Reichsgerichtsrat A. Zeiler, Leipzig.

I.

Seit Jahren verfolge ich den Gedanken einer planmäßigen Gewährung von Familienbeihilfen. Im Jahre 1916 habe ich in meiner bei Heß in Stuttgart veröffentlichten Schrift „Gesetzliche Zulagen für jeden Haushalt" auf der Grundlage von Zahlenstoff aus dem Leben gezeigt, wie eine allgemeine, volkumfassende Familienbeihilfenordnung zu gestalten wäre.

Nicht auf die Erzielung einer gesteigerten Geburtenzahl ist es dabei abgesehen. Es handelt sich vielmehr um einen Teilausgleich der so verschieden schweren Familienlasten. Es ist eine unbestreitbare Erscheinung, daß innerhalb jeder Gesellschaftsschicht, fast auf jeder Einkommenstufe, die mit Kindern gesegnete Familie wirtschaftlich beengt ist gegenüber dem Unverheirateten und der kinderlosen Ehe, die über dasselbe Einkommen verfügen. Es ist ein weiter Kreis von Volksgenossen, bei denen es diese Erscheinung ist, die dazu führt, die Kinderzahl in einer dem Volkswohl schädlichen Weise einzuschränken. Es ist vor allem der für das Gemeinwohl wertvolle Mittelstand, der hierdurch verhängnisvoll getroffen wird. Das Ziel einer Familienbeihilfenordnung ist, der Familie die Möglichkeit des wirtschaftlichen Bestandes zu sichern oder, richtiger gesagt, sie ihr wiederzugeben.

Die Einsicht in die Notwendigkeit einer solchen volkumfassenden Maßnahme reift langsam. Wann die Einsicht so weit sein wird, daß einst der Plan zur Ausführung kommt, ist ungewiß.

Inzwischen bestünde die Möglichkeit, den Gedanken innerhalb eines engeren Kreises von Standesgenossen durchzuführen. Ich habe das, wieder auf Zahlenstoff aus dem Leben gestützt, in einem Aufsatz in der Deutschen Richterzeitung dargelegt (1926, S. 121). Es ist schwer zu beurteilen, ob es bei dem umfassenderen oder bei dem engeren Plane leichter sein wird, die Widerstände der Eigensucht und jenes Beharrungsvermögens zu beseitigen, das sich gegen alles Neue sperrt.

Bei Plänen solcher Art bedarf es der Mitwirkung der maßgebenden Persönlichkeiten. Das erschwert ihre Ausführung. Daneben aber besteht für viele die Möglichkeit, als einzelne, innerhalb ihrer eigenen Familie, den von ihnen als richtig erkannten Gedanken einer Fürsorge für den Nachwuchs auch späterer Geschlechtsfolgen zu verwirklichen.

II.

Wer über Vermögen verfügt, kann dieses auf verschiedene Weisen dazu verwenden, den Bestand der Familie zu sichern. Die gewöhnliche, vom Gesetz als Regel vorgesehene Weise ist die einer Vererbung der Vermögensmasse auf die Nachkommen, sei es auf Grund letztwilliger Verfügung oder nach der gesetzlichen Erbfolge. Eine andere Möglichkeit ist die, nicht den unmittelbaren Abkömmlingen das Vermögen selbst zuzuwenden, sondern dieses als Ganzes gesondert zu verwalten und nur die Renten dem Unterhalt der Familie zu widmen. Bis zu einem gewissen Grade lassen sich dann auch beide Verwendungsweisen verbinden. Das wird in dem folgenden Beispiel einer Familienstiftung versucht.

III.

Das wichtigste ist, die Erzielung einer tüchtigen Nachkommenschaft zu sichern. Hierauf ist also die Stiftung vor allem gerichtet. Sind die verfügbaren Mittel mäßig, so werden sie am besten in ihrer vollen Höhe in solcher Weise verwendet. Dann bedarf es aber eines Verzichts der unmittelbaren Erben auf ihren Pflichtteil, soweit ihnen ein solcher zusteht. Bei reicherer Vermögenslage empfiehlt es sich, wenigstens einen Teil für jenen Zweck abzuzweigen und so für die überall bestehende Möglichkeit einer oft unerwartet eintretenden ungünstigen Vermögensentwicklung der Gesamtfamilie oder eines Teils ein gewisses bescheidenes Maß der Kinderaufzucht kommender Geschlechter zu gewährleisten. Sollten Bezugsberechtigte in einer so günstigen Vermögenslage sein, daß sie auf die Beihilfen, die ihnen aus der Stiftung gewährt werden können, kein Gewicht legen, so mögen sie darauf zugunsten anderer Abkömmlinge verzichten. Das wird im Sinne des Stifters liegen und einen löblichen Familiensinn bekunden. Grundsätzlich aber soll die Beihilfengewährung nach Art und Höhe unabhängig sein von der Verschiedenheit der Vermögensverhältnisse — schon darum, weil sonst der Familienfriede gefährdet würde —, aber auch unabhängig davon, ob etwa, sei es allgemein oder für einzelne Abkömmlinge, Beihilfen oder sonstige Unterhaltsrenten aus irgendwelchen Quellen fließen.

Eine solche Stiftung könnte jahrzehnte- und selbst jahrhundertelang Nutzen stiften. Die Erfahrungen der Inflationszeit möchten freilich manchen

abschrecken. Der Möglichkeit, daß so das Stiftungsvermögen verlorengehen kann, wird man sich bewußt sein müssen. Aber demselben Schicksal würde Familienvermögen auch ausgesetzt sein, wenn es nicht stiftungsmäßig gebunden wird.

IV.

Die Art der Durchführung zeigt der nachstehende Entwurf für eine Familienstiftung.

Beispiel einer Satzung.

§ 1. Wir errichten hiermit die

. . . . Familienstiftung

mit dem Sitze in . . .

Ihr Vorstand sind jeweils die in den §§ 3—5 bezeichneten Personen.

§ 2. Als Stiftungsvermögen bestimmen wir den Betrag von 50 000 RM. Eine Zuweisung weiterer Beträge bleibt vorbehalten.

Das Vermögen ist stets in geeigneter Weise sicherzustellen, jedoch ohne Bindung an eine Anlage in „mündelsicheren“ Werten.

§ 3. Die Stiftung werden wir bis auf weiteres selbst verwalten, nach dem Tode eines von uns der überlebende Teil. Dabei behalten wir uns vor, über Teile des Stiftungsvermögens und der Reinerträgnisse, je bis zur Hälfte, frei zu verfügen.

§ 4. Nach unserm Tode, oder von einem frühern Zeitpunkte an, den wir bezeichnen werden, obliegt die Verwaltung unseren Abkömmlingen nach folgenden Bestimmungen.

§ 5. Zur Verwaltung sind nur solche Abkömmlinge berufen, die Kinder haben oder gehabt haben. Sie obliegt jeweils den zwei ältesten von ihnen. Von diesen ist jeder berechtigt, an seiner Statt eine andere Person mit der Verwaltung zu beauftragen. Erwünscht ist, daß dies ein Abkömmling sei.

§ 6. Ueber Anträge, aus besonderen Gründen die Verwaltung in anderer Weise zu regeln, als die Satzung bestimmt, sowie über Streitigkeiten, die bei der Verwaltung entstehen, entscheidet endgültig ein Schiedsrichter. Der Präsident des Landgerichts . . . ., erforderlichenfalls des Oberlandesgerichts . . . ., ist darum anzugehen, jeweils auf drei Jahre einen Schiedsrichter zu bezeichnen sowie die Vergütung des Schiedsrichters festzusetzen oder diese Anordnungen durch einen andern Richter treffen zu lassen. Erwünscht ist, daß ein Berufsrichter als Schiedsrichter bestellt werde.

Wer sich durch eine Maßnahme der Verwaltung beeinträchtigt glaubt, kann Beschwerde zum Schiedsrichter einlegen.

Die durch sein Eingreifen entstandenen Kosten kann der Schiedsrichter dem Beschwerdeführer oder dem Stiftungsvermögen auferlegen oder angemessen verteilen.



§ 7. Ergeben sich Zweifelsfragen, so soll die Satzung ausgelegt werden im Sinne des Aufsatzes von A. Zeiler über „Familienbeihilfen durch eine Familienstiftung".

§ 8. Von den jährlichen Reinerträgnissen des Stiftungsvermögens sind jeweils zwei Fünftel dem Vermögen zuzuschlagen. Die anderen drei Fünftel sind für den Stiftungszweck verfügbar.

§ 9. Die für den Zweck verfügbaren Mittel sollen in erster Linie der Aufziehung eines tüchtigen Nachwuchses dienen. Demgemäß werden auf die Zeit ihrer Erziehungsbedürftigkeit für alle Nachkommen Erziehungsbeihilfen gewährt, jeweils nach Bestimmung des Vorstandes in jährlichen, vierteljährlichen oder monatlichen Beträgen. Im Bedarfsfalle kann der Vorstand eine besondere Anordnung darüber treffen, an wen die anfallenden Beihilfenbeträge auszuzahlen sind.

Die rechnerische Grundlage der Betragsbemessung bildet die „Einheit der Beihilfen". Deren Höhe bestimmt sich nach dem Maße der verfügbaren Mittel und dem Maße des jeweiligen Erziehungsbedarfs nach Zahl, Alter und Erziehungsweise. Sie soll 1,2 Hundertel dessen nicht übersteigen, was den Beamten, die derzeit in der Gruppe 2c des Reichsbesoldungsgesetzes vom 16. Dezember 1927 zusammengefaßt sind, jeweils als Jahresgesamtbezüge im zehnten Dienstjahr dieser Gruppe in der Ortsklasse A zusteht.

§ 10. Die auf jeden Berechtigten treffende Zahl der Einheiten wird wie folgt bestimmt:

Gewährt werden

1. Kinderzuschläge, und zwar

für Kinder bis zum vollendeten 6. Jahr	3	Einheiten
für Kinder über 6 bis zum vollendeten 14. Jahr . . .	4	„
wenn sie eine höhere Unterrichtsanstalt besuchen .	5	„
wenn sie eine solche Anstalt außerhalb des Wohnorts der Eltern besuchen	7	„
für Kinder über 14 Jahre		
bis zum vollendeten 18. Jahr	5	„
wenn sie eine höhere Unterrichtsanstalt besuchen .	6	„
wenn sie eine solche Anstalt außerhalb des Wohnorts der Eltern besuchen	8	„
wenn sie eine Hochschule besuchen	8	„
wenn sie eine solche außerhalb des Wohnorts der Eltern besuchen	10	„
2. einmalige Geburtsbeihilfen	4	„
3. einmalige Ausstattungsbeihilfen für heiratende Töchter	50	„

Die Gewährung von Erziehungsbeihilfen für den Besuch einer höheren Unterrichtsanstalt oder einer Hochschule endet in der Regel mit Ablauf der Zeit, in der eine solche Vorbildung gewöhnlich abgeschlossen wird. Die für den Fall des Schulbesuchs bestimmten Erziehungsbeihilfen werden auch für solche Zeiträume der Ausbildung gewährt, die in ihrem Wesen einem Schulbesuche gleichzuachten sind, sowie für die unvermeidliche Wartezeit vor der Erlangung einer Berufsstellung.

§ 11. Die zu Anfang jedes Jahres zu berechnende Höhe der Einheit bleibt für das Jahr auch dann maßgebend, wenn im Laufe des Jahres Beihilfen wegfallen oder neue hinzutreten, oder wenn die Einheitenzahl für einen Berechtigten steigt oder sinkt.

§ 12. Die Beihilfen nach § 10 Nr. 2 und 3 werden dem Stiftungsvermögen entnommen. Dieses ist in den folgenden Jahren durch entsprechende Kürzung des Einheitensatzes wieder aufzufüllen, in der Weise, daß nach Gewährung einer Geburtenbeihilfe vier Jahre lang je eine Einheit, nach Gewährung einer Ausstattungsbeihilfe 25 Jahre lang je zwei Einheiten in die Berechnung eingestellt werden.

§ 13. Der Vorstand soll, um stärkere Schwankungen zu vermeiden, auch sonst einen Ausgleich von der im § 12 vorgesehenen Weise herbeiführen, z. B. namentlich dann, wenn der Wegfall einer höheren Beihilfe bevorsteht.

§ 14. Für die ersten dreißig Jahre des Bestehens der Stiftung ist der Berechnung des Einheitensatzes eine Mindestzahl von dreißig Einheiten zugrunde zu legen. Die sich dadurch ergebende Rücklage an Einheiten ist später heranzuziehen, wenn trotz einer Vornahme des im § 13 vorgesehenen Ausgleichs der Einheitenbedarf eines Jahres über 35 steigen sollte, mag der Anlaß hierzu innerhalb der dreißig Jahre oder später eintreten.

§ 15. Der jährliche Bericht über den Stand der Gesamtfamilie und die Zusammensetzung des Vorstands nebst der Abrechnung über das abgelaufene und der Berechnung des Einheitensatzes für das neue Jahr ist allen Abkömmlingen alsbald mitzuteilen und der Aufsichtstelle einzureichen.

§ 16. Bei besonderer Sachlage können an Abkömmlinge auch außerhalb der Fälle des § 10 Beihilfen aus den für den Stiftungszweck verfügbaren Mitteln gewährt werden oder gegebenenfalls auch aus dem Stiftungsvermögen selbst. Das kann notwendig werden bei Krankheit oder Erwerbslosigkeit. Eine Auszahlung aus dem Stiftungsvermögen selbst kann in Frage kommen zur Erwerbung einer lebenslangen Rente oder zum Einkauf in eine Versorgungsanstalt.

Die für diese Zwecke aufzuwendenden Beträge dürfen, soweit sie aus den Erträgnissen geschehen — gegebenenfalls zusammen mit Beihilfen an Abkömmlinge des Bedürftigen —, den Anteil nicht übersteigen, der im Falle einer Erbauseinandersetzung nach den gegenwärtig geltenden Bestimmungen des BGB. auf den Bedürftigen treffen würde. Geschieht die Zuwendung

aus dem Stiftungsvermögen, so darf sie zwei Drittel dieses Anteils nicht übersteigen.

Eine Beihilfe aus dem Stiftungsvermögen selbst soll nur dann gewährt werden, wenn von dem Bedürftigen beihilfenberechtigte Abkömmlinge nicht vorhanden und nicht mehr zu erwarten sind. Ist aber eine solche Beihilfe gewährt worden, so dürfen nicht darum Abkömmlinge des Bedürftigen in der Höhe der fernerhin anfallenden Beihilfen gegenüber unseren anderen Abkömmlingen gekürzt werden.

§ 17. Die Anlage des Stiftungsvermögens obliegt dem Vorstand. Dieser soll Wünsche von Abkömmlingen auf Gewährung von Darlehen berücksichtigen, wenn für diese eine volle Sicherheit durch Verpfändung, Bürgschaft oder in sonstiger Weise geleistet wird.

§ 18. Ergibt sich durch eine Veränderung der Verhältnisse dauernd oder vorübergehend die Notwendigkeit einer von den vorstehenden Bestimmungen abweichenden oder sie ergänzenden Regelung, so ist diese vom Schiedsrichter zu treffen. Eine für die Dauer bestimmte Abänderung ist auf Beschwerde von der zur Aufsicht über Stiftungen berufenen Stelle nachzuprüfen.

§ 19. Mit dem Aussterben unseres Stammes erlischt die Stiftung.

Tritt dies vor dem 1. Januar 2030 ein, so fällt das Vermögen an den . . . . Staat zur Errichtung einer Stiftung. Diese soll nach den Grundsätzen der vorliegenden Familienstiftung aufgebaut sein. Bezugsberechtigt sollen sein die Abkömmlinge unserer Geschwister . . . ., in der Weise, wie wenn die Stämme unserer Geschwister alle dasselbe Ahnenpaar hätten, also einen einheitlichen Stamm bildeten.

Liegen die Voraussetzungen für eine Stiftung im Sinne des Abs. 2 nicht vor oder erlischt die nach Abs. 2 errichtete Stiftung mit dem Wegfalle von Bezugsberechtigten, so fällt das Vermögen je zur Hälfte an den . . . . . Staat und an unsere Vaterstadt . . . . Wir sprechen hierzu aber den Wunsch aus, das Vermögen möchte im Sinne dieser Stiftung verwendet und es möchten hierzu Einrichtungen gehört werden wie etwa der Reichsbund der Kinderreichen, die Gesellschaft für Rassenhygiene oder die Arbeitsgemeinschaft für Volksgesundung in Berlin.

Ort- und Zeitangabe. Unterschriften.

V.

Einige Bemerkungen mögen noch einer besseren Veranschaulichung dienen.

1. Ein Teil der jährlichen Reinerträge soll jeweils dem Stammvermögen zugeschlagen werden. Damit wird einerseits der übeln Wirkung der erfahrungsmäßig erheblichen Kaufkraftminderung vorgebeugt, die das Geld im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte immer wieder erfahren hat. Vgl. hierüber meine Aufsätze in Schmollers Jahrbuch 1909,



S. 343ff. Jener Gefahr kann allerdings auch dadurch vorgebeugt werden, daß das Stammvermögen unter Kaufkraftsicherung angelegt wird. Vgl. hierzu meinen Aufsatz „Ein neues Sparen" im „Deutschen Sparer", Leipzig, Nr. 23 vom 7. Juni 1925. Die Stiftungsverwaltung soll daher darauf bedacht sein, wo sich diese Anlagemöglichkeit bietet, davon Gebrauch zu machen.

2. Andererseits wird durch die genannte Maßnahme bis zu einem gewissen Grade eine Anreicherung des Vermögens und so mittelbar der Jahreserträge erreicht, um allmählich höhere Beihilfen gewähren zu können oder bei einem Anwachsen der Familie ein zu starkes Sinken der Beihilfenhöhe zu verhüten. Diesem Zweck dient auch die Begrenzung der Einheitenhöhe auf 1,2 Hundertel eines gewissen Beamtengehalts (§ 9 Abs. 2 der Satzung); diese Vorschrift wird bedeutsam, wenn einmal vorübergehend die Zahl der Bezugsberechtigten gering sein sollte.

(Bei einem Verfahren, wie es der Entwurf vorsieht, wird das Stiftungsvermögen in ungefähr einem halben Jahrhundert zahlenmäßig — freilich sehr wahrscheinlich nicht auch an Kaufkraft — verdoppelt.)

3. Darüber, daß die uneheliche Geburt der ehelichen gleichstehen muß, vgl. „Gesetzliche Zulagen" S. 11.

4. Nur in zweiter Linie ist neben der Sorge für einen tüchtigen Nachwuchs auch für den Fall Vorsorge zu treffen, daß erwachsene Abkömmlinge in wirtschaftliche Bedrängnis geraten, die es notwendig macht, ihnen Zuwendungen aus den Erträgnissen oder sogar aus dem Stammvermögen selbst zu machen. Durch solche Zuwendungen darf aber nicht der Hauptzweck der Stiftung gefährdet werden (§ 16 der Satzung).

5. Leicht können Sachlagen derart eintreten, daß es als hart empfunden würde, wenn ein Nachkomme des Stifters über den Vermögensbetrag, der ihm ohne das Bestehen der Stiftung zu freiem Eigentum zugefallen wäre, nicht im Erwerbsleben verfügen kann. Einer solchen freien Verfügung steht der Stiftungszweck entgegen. Aber jener Uebelstand wird zum mindesten in starkem Grade gemildert durch eine Vermögensverwaltung im Sinne von § 17 Satz 2 der Satzung.

6. Die zahlenmäßige wirtschaftliche Wirkung der Stiftung ist aus der beigegebenen Berechnung zu ersehen, die an einem schematischen Beispiel einer Familiengeschichte durchgeführt ist.

Sie zeigt trotz der im § 12 vorgesehenen Verteilung des Beihilfenbedarfs eine störende Stärke der Schwankungen in der jährlichen Zahl der erforderlichen Einheiten. Dieser Uebelstand kann durch weitere Anwendung des im § 12 ausgedrückten Gedankens merklich gemildert werden. Der Bedarf der künftigen Jahre läßt sich jeweils im voraus ziemlich genau überblicken. So ergibt sich die Möglichkeit, auf eine größere Stetigkeit der Einheitenzahl hinzuwirken. Insbesondere läßt sich der Zeitpunkt annähernd sicher voraussehen, wann größere Einheitenzahlen wegfallen werden, etwa

wann das Hochschulstudium eines Abkömmlings enden wird. Statt dann für dieses im Verlaufe von sechs Jahren 10, 10, 10, 0, 0, 0 Einheiten anzusetzen, würde es sich empfehlen, etwa 10, 8, 6, 4, 2, 0 zu nehmen. In der beigegegebenen schematischen Darstellung ist absichtlich, um nicht zu verwirren, von dieser Möglichkeit abgesehen worden. Würde hier aber bezüglich der Abkömmlinge *A* und später *F* so verfahren, so wäre die Zahlenreihe des der Berechnung der Beihilfen zugrunde liegenden Einheitenbedarfs im Laufe der zwölf Jahre diese:

29—28—28—30—28—30—28—29—28—27—29—27

statt wie in der mitgeteilten Berechnung so:

29—30—32—26—26—30—24—29—25—29—33—23

7. Die Vorschrift des § 14 ist dadurch veranlaßt, daß die Stiftung alsbald nach ihrer Genehmigung in Wirksamkeit treten soll und etwa bisher nur ein Teil der Kinder des Stifters verheiratet ist oder Kinder hat. Nach Ablauf von dreißig Jahren möchte der Beharrungszustand erreicht sein. Für diesen wird eine Einheitenzahl von ungefähr dreißig mit einiger Wahrscheinlichkeit erwartet werden können.

8. Neben der zahlenmäßigen wirtschaftlichen Wirkung soll eine andere, nicht minder wertvolle, erreicht werden: eine Hebung des Familiensinnes, eine Erhaltung des Gefühls der Zusammengehörigkeit unter den Abkömmlingen des Stammes, vielleicht weit über die Geschlechtsfolgen hinaus, innerhalb deren sich ohne eine solche Maßnahme auch nur ein Bewußtsein von dem Zusammenhange des Bluts zu erhalten pflegt.

9. Der Zweck der Stiftung ist der Schutz und die Förderung der Familie an sich. Nicht auf eine Ausbildung zu gelehrten Berufen ist es abgesehen. Darum sollen nicht in erster Linie (oder gar ausschließlich) Studienstipendien erteilt werden. Aber auch nicht an die Voraussetzung einer Bedürftigkeit der Abkömmlinge sollen die Beihilfen geknüpft werden. Jede Form der Bevorzugung einzelner wäre eine Quelle der Eifersucht und des Zanks innerhalb der Familie. So würde namentlich auch das zweite Ziel der Familienstiftung gestört: das einer Pflege und Förderung des Gefühls der Zusammengehörigkeit und des Familiensinnes.

10. Die Einrichtung der Stiftung — Vorstand, Anpassung an veränderte Verhältnisse, Schlichtung entstehender Streitigkeiten — suchte ich so zu gestalten, daß Umständlichkeiten möglichst vermieden würden.

11. Nicht übersehen werden darf bei der Stiftung die Frage der Steuerpflicht. Es ist eine Gestaltung zu wählen, bei der nicht ein unnötigerweise hoher Satz der Erbschaftssteuer anfällt. Eine Regelung, wonach beim Aussterben der unmittelbar Bedachten das Stiftungsvermögen an ferne Verwandte oder gar an Nichtverwandte fiele, würde den Anfall eines hohen Steuersatzes begründen. Deshalb wird die Regelung des § 19 empfohlen. Durch sie würde das einmal dem öffentlichen Wohl gewidmete



Sondervermögen ihm dauernd erhalten und doch zugleich für jetzt die Heranziehung zu der hohen Steuer der Klasse V vermieden. Für alle Fälle muß denen, die eine Familienstiftung der vorgeschlagenen Art zu errichten gedenken, empfohlen werden, sich auch über die Steuerfrage beraten zu lassen.

VI.

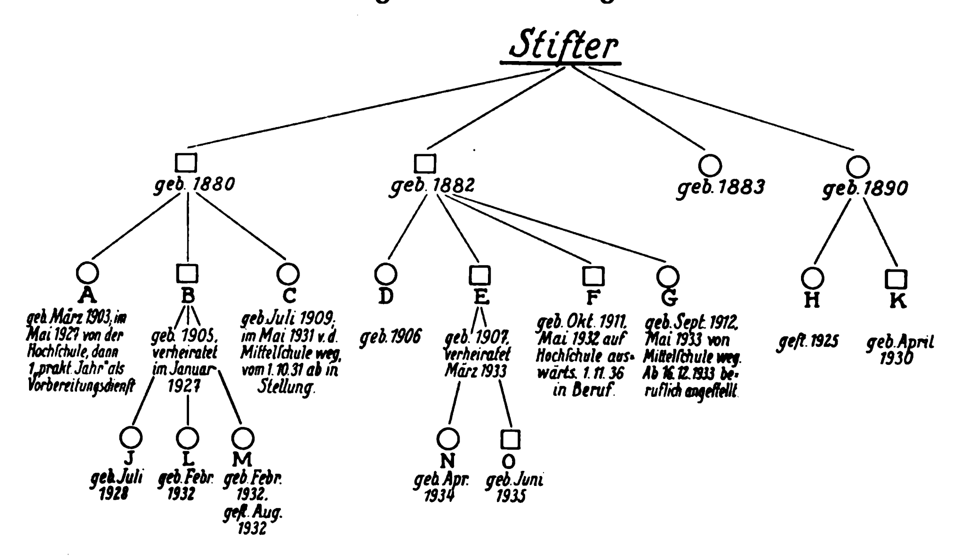
Es wäre erfreulich, wenn der Vorschlag, der im vorstehenden dargelegt worden ist, einige Beachtung fände. Wer den Grundgedanken des Planes billigt, wird die Mühe nicht scheuen, über die Ausführungsmöglichkeit nachzudenken. Das mitgeteilte Beispiel einer Satzung und die schematische Berechnung wird, hoffe ich, dem Verständnis keine großen Schwierigkeiten machen. Was in dem Satzungsbeispiel vorgesehen ist, wird dann freilich nicht für alle Verhältnisse passen und nicht jedem zusagen. Es wird aber danach nicht schwierig sein, für den einzelnen Fall die Satzung so zu gestalten, wie jeder es für notwendig hält oder wünscht.

Errichtet werden kann die Stiftung durch letztwillige Verfügung. Dann sind die für eine solche erforderlichen Formen zu wahren. Sie kann auch durch Rechtsgeschäft unter Lebenden errichtet werden und bedarf dann der bloßen Schriftform; eine Beurkundung durch Gericht oder Notar ist nicht geboten. In allen Fällen aber ist zur Entstehung der Stiftung die Genehmigung des Landes erforderlich, in dessen Gebiet die Stiftung ihren Sitz haben soll.

Die förmliche Behandlung solcher Gesuche ist Sache der landesrechtlichen Regelung. In Preußen bedarf es nur eines Antrages an das Amtsgericht, unter Einreichung der Stiftungsurkunde. In anderen Ländern ist der Weg umständlicher. Da und dort mögen dabei noch verwaltungsmäßige Bedenken gegen die Erteilung der staatlichen Genehmigung bestehen. So wird in Bayern das Vorliegen eines gemeinnützigen oder Wohlfahrtszweckes gefordert, eine Stiftung für „reine Privatzwecke“ nicht genehmigt. Dem in solchen Familienstiftungen sich ausdrückenden Gedanken eines Schutzes und einer Förderung der Familie wird hier noch nicht die Bedeutung beigemessen, die ihr zukommt. Es wird verkannt, daß durch die Stiftung gerade die rein privatwirtschaftliche Regelung der gewöhnlichen Erbfolge ausgeschlossen, und daß nur einem Teil der Nachkommen die Nutzung des Stiftungsvermögens zugewendet wird um jenes Zieles willen, dem Volkswohl zu dienen, indem jeder Abkömmling aus der Stiftung in dem Maße Nutzen ziehen soll, wie er durch die Zahl und die Art seiner Nachkommen das gemeine Wohl fördern wird. Es ist wohl zu hoffen, daß sich auch hier schließlich das Bedenken wird überwinden lassen. Inzwischen entsteht hier für die Sache kein Nachteil, da die Errichtung einer Familienstiftung nicht an das Land gebunden ist, dem der Stifter angehört oder in dem er wohnt. Man wird sich zweckmäßig dahin wenden, wo der Errichtung einer solchen Stiftung keine Schwierigkeiten bereitet werden.



Schematische Berechnung nach einem frei gewählten Stammbaum.



	Zahl der Einheiten		Höhe der Einheit	Beihilfenbeträge		Abrechnung für Jahresschluß
	Vermögen 50000 M. — Zinsen 1500 + 1000 M.					
Jahr 1926						
A 22 J.	Hochschule ausw.	10	1500 : 29 = 51		510	Vermögen 50000
B über 18 J.	Haustochter	0				+ Zinsen 1000
C 16 J.	Mittelschule	6			306	+ Uebersch. 10
D über 18 J.	in Stellung	0				51010
E über 18 J.	Haustochter	0				
F 14 J.	Mittelschule ausw.	8			408	
G 13 J.	Mittelschule	5		9 Mon. 5mal	189	
		29		3 „ 6mal	77	
					1490	
				Ueberschuß	10	
					1500	
	Vermögen 51010 M. — Zinsen 1530 + 1020 M.					
Jahr 1927						
A 23 J.	Hochschule ausw.	10	1530 : 30 = 51		510	Vermögen 51010
C 17 J.	Mittelschule	6			306	+ Zinsen 1020
F 15 J.	Mittelschule ausw.	8			408	52030
G 14 J.	Mittelschule	6			306	ab Fehlbetr. 2550
		30		B Heiratsbeih.	2550	49480
					4080	
				Fehlbetrag	2550	
					1530	

	Zahl der Einheiten		Höhe der Einheit	Beihilfenbeträge		Abrechnung für Jahresschluß	
Jahr 1928	Vermögen 49480 M. — Zinsen 1484 + 989 M.						
A 24 J.	Prakt. Jahr	10	1484 : 32 = **46**	5 Monate	192	Vermögen	49480
C 18 J.	Mittelschule	6			276	+ Zinsen	989
F 16 J.	Mittelschule ausw.	8			368	+ von B	92
G 15 J.	Mittelschule	6			276	+ Uebersch.	27
B	(Heiratsbeihilfe)	2			92		50588
		32		J Geburtenbeih.	184		
				J Kinderbeih.	69	(6 Mon.)	
					1457		
				Ueberschuß	27		
					1484		
Jahr 1929	Vermögen 50588 M. — Zinsen 1517 + 1011 M.						
C 19 J.	Mittelschule	6	1517 : 26 = **58**		348	Vermögen	50588
F 17 J.	Mittelschule ausw.	8			464	+ Zinsen	1011
G 16 J.	Mittelschule	6			348	+ von B	116
J Säugling		3			174	+ von J	58
B	(Heiratsbeihilfe)	2			116	Ueberschuß	9
J	(Geburtenbeihilfe)	1			58		51782
		26			1508		
				Ueberschuß	9		
					1517		
Jahr 1930	Vermögen 51782 M. — Zinsen 1533 + 1035 M.						
C 20 J.	Mittelschule	6	1553 : 26 = **59**		354	Vermögen	51782
F 18 J.	Mittelschule ausw.	8			472	+ Zinsen	1035
G 17 J.	Mittelschule	6			354	+ von B	118
J 1 J.		3			177	+ von J	59
B	(Heiratsbeihilfe)	2			118		52994
J.	(Geburtenbeihilfe)	1			59	ab Fehlbetr.	350
		26		K Geburtenbeih.	236		52644
				K Kinderbeih.	133	(9 Mon.)	
					1903		
				Fehlbetrag	350		
					1553		
Jahr 1931	Vermögen 52644 M. — Zinsen 1579 + 1052 M.						
C 21 J.	Mittelschule	6	1579 : 30 = **52**	9 Monate	234	Vermögen	52644
F 19 J.	Mittelschule ausw.	8			416.	+ Zinsen	1052
G 18 J.	Mittelschule	6			312	+ von B	104
J 2 J.		3			156	+ von J	52
K Säugling		3			156	+ von K	52
B	(Heiratsbeihilfe)	2			104	+ Ueberech.	97
J	(Geburtenbeihilfe)	1			52		54001
K	(„)	1			52		
		30			1482		
				Ueberschuß	97		
					1579		

	Zahl der Einheiten		Höhe der Einheit	Beihilfenbeträge		Abrechnung für Jahresschluß	
	Vermögen 54001 M. — Zinsen 1620 + 1080 M.						
Jahr 1932							
F 20 J.	Mittelschule ausw.	8	1620 : 24 = 67	4 Mon. 8mal 8 „ 10mal	179 447	Vermögen	54001
G 19 J.	Mittelschule	6			402	+ Zinsen	1080
J 3 J.		3			201	+ von B	134
K. 1 J.		3			201	+ von J	67
B	(Heiratsbeihilfe)	2			134	+ von K	67
J	(Geburtenbeihilfe)	1			67		55349
K	„	1			67	ab Fehlbetr.	657
		24		L.u.M.Geb.-Beih.	268		54692
				L. Kinderbeih.	184	(11 Monate)	
				M „	117	(7 Monate)	
					2267		
				Fehlbetrag	657		
					1620		
	Vermögen 54692 M. — Zinsen 1640 + 1095 M.						
Jahr 1933							
F 21 J.	Hochschule ausw.	10	1640 : 29 = 56		560	Vermögen	54692
G 20 J.	Mittelschule	6			336	+ Zinsen	1095
J 4 J.		3			168	+ von B	112
K 2 J.		3			168	+ von K	56
L Säugling		3			168	+ von L u. M	56
B	(Heiratsbeihilfe)	2			112		56011
K	(Geburtenbeihilfe)	1			56	ab Fehlbetr.	2784
L u. M	„	1			56		53227
					56		
				E Heiratsbeih.	2800		
					4424		
				Fehlbetrag	2784		
					1640		
	Vermögen 53227 M. — Zinsen 1596 + 1064 M.						
Jahr 1934							
F 22 J.	Hochschule ausw.	10	1596 : 25 = 63		630	Vermögen	53227
J 5 J.		3		6 Mon. 3mal 6 Mon. 4 „	95 126	+ Zinsen	1064
K 3 J.		3			189	+ von B	126
L 1 J.		3			189	+ von K	63
B	(Heiratsbeihilfe)	2			126	+ von L u. M	63
K	(Geburtenbeihilfe)	1			63	+ von E	126
L u. M	„	1			63		54669
E	(Heiratsbeihilfe)	2			126	ab Fehlbetr.	405
		25		N Geburtenbeih.	252		54264
				N Kinderbeih.	142	(9 Mon.)	
					2001		
				Fehlbetrag	405		
					1596		

Vermögen 54264 M. — Zinsen 1627 + 1085 M.

	Zahl der Einheiten	Höhe der Einheit	Beihilfenbeträge	Abrechnung für Jahresschluß
Jahr 1935				
F 23 J.	Hochschule ausw. 10	1627 : 29 = **56**	560	Vermögen 54264
J 6 J.	4		224	+ Zinsen 1085
K 4 J.	3		168	+ von B 112
L 2 J.	3		168	+ von L u. M 56
N Säugling	3		168	+ von E 112
B	(Heiratsbeihilfe) 2		112	+ von N 56
L u. M	(Geburtenbeihilfe) 1		56	55685
E	(Heiratsbeihilfe) 2		112	ab Fehlbetr. 319
N	(Geburtenbeihilfe) 1		56	55366
	29		O Geburtenbeih. 224	
			O Kinderbeih. 98	(7 Mon.)
			1946	
			Fehlbetrag 319	
			1627	

Vermögen 55366 M. — Zinsen 1660 + 1107 M.

	Zahl der Einheiten	Höhe der Einheit	Beihilfenbeträge	Abrechnung für Jahresschluß
Jahr 1936				
F 24 J.	Hochschule ausw. 10	1660 : 33 = **50**	(10 Monate) 417	Vermögen 55366
J 7 J.	4		200	+ Zinsen 1107
K 5 J.	3		3 Mon. 3 mal 38 9 Mon. 4 mal 150	+ von B 100
L 3 J.	3		150	+ v. L u. M 50
N 1 J.	3		150	+ v. E 100
O Säugling	3		150	+ von N 50
B	(Heiratsbeihilfe) 2		100	+ von O 50
L u. M	(Geburtenbeihilfe) 1		50	+ Uebersch. 55
E	(Heiratsbeihilfe) 2		100	56878
N	(Geburtenbeihilfe) 1		50	
O	„ 1		50	
	33		1605	
			Ueberschuß 55	
			1660	

Vermögen 56878 M. — Zinsen 1706 + 1137 M.

	Zahl der Einheiten	Höhe der Einheit	Beihilfenbeträge	Abrechnung für Jahresschluß
Jahr 1937				
J 8 J.	4	1706 : 23 = **74**	296	Vermögen 56878
K 6 J.	4	(Angenommen der Höchstbetrag werde hiemit nicht überschritten)	296	+ Zinsen 1137
L 4 J.	3		222	+ von B 148
N 2 J.	3		222	+ von E 148
O 1 J.	3		222	+ von N 74
B	(Heiratsbeihilfe) 2		148	+ von O 74
E	„ 2		148	+ Ueberschuß 4
N	(Geburtenbeihilfe) 1		74	58463
O	„ 1		74	
	23		1702	
			Ueberschuß 4	
			1706	

Kleinere Mitteilungen.

Bericht über die Ehe- und Sexualberatungsstelle Dresden für 1927.

Von Prof. Dr. R. Fetscher, Dresden.

Im Berichtsjahre wurden Personen in folgenden Fällen beraten:

Heiratsberatung	252
Beratungen in der Ehe	117
Sexualberatungen	203
Zusammen	572

Unter „Heiratsberatung" sind alle Fälle zusammengefaßt, in denen Personen vor einer Eheschließung Beurteilung ihrer Ehetauglichkeit wünschten. Darunter wurden gefunden:

Gegenwärtig eheuntauglich waren drei Personen wegen Lungentuberkulose, vier wegen Syphilis, sechs wegen Tripper, zwei Männer wegen Phimose, die zu operativer Behandlung veranlaßt wurden. Die relativ geringe Zahl von Geschlechtskranken erklärt sich daraus, daß die wissentlich Geschlechtskranken an die Beratungsstelle für Geschlechtskranke weitergesandt wurden, also hier nicht angeführt sind, so daß nur die Fälle übrig blieben, in denen eine dem Träger unbekannte Geschlechtskrankheit im Laufe der Untersuchung gefunden wurde. Dafür scheinen mir die Zahlen ziemlich hoch und ein Hinweis darauf, daß auf die Wassermannsche Reaktion unter keinen Umständen verzichtet werden darf.

Dauernd allgemein eheuntauglich waren insgesamt acht Fälle, darunter zwei wegen Schwachsinn, drei wegen genuiner Epilepsie, einer wegen Schizophrenie, zwei wegen schwerer sexueller Konstitutionsanomalien. In einem Falle wurde der Ehe zweier erblich Taubstummer unter der Bedingung des Verzichtes auf Kinder zugestimmt. Sterilisierung des Mannes war leider nicht möglich, da sich keine Stelle zur Kostendeckung bereitfand*).

Beschränkt ehetauglich sind die äußerlich gesunden Abkömmlinge und Geschwister von Personen, die an schweren Erbleiden erkrankt sind. Diese müssen Verwandtenehen und Heirat in gleichbelastete Familien vermeiden. Es waren vier derartige Fälle, in denen von der Eheschließung abgeraten wurde, in drei weiteren wurde der Ehe unter der Bedingung der Kinderlosigkeit zugestimmt.

Bezieht man sich auf die erwähnten Fälle und nimmt an, daß nur in zehn von ihnen der Rat befolgt wurde, so dürfte die Annahme, daß mindestens die Entstehung von zehn erbkranken Kindern verhütet wurde, wohl nicht

*) Anmerkung bei der Korrektur: Nunmehr hat sich die Ortskrankenkasse Dresden bereit erklärt, die Kosten für Sterilisierung zu übernehmen.



übertrieben sein. Jedes dieser Kinder würde, gering gerechnet, einen öffentlichen Aufwand von 1000 Mark verursacht haben (ein Hilfsschulkind kostet dem Staat in acht Schuljahren etwa 2000 Mark!). Damit hätte die Beratungsstelle in einem Jahre wenigstens 10 000 Mark an Unkosten der Allgemeinheit erspart. Die Summe erscheint zunächst nicht sonderlich hoch, wird sich aber mit Ausdehnung der Beratungstätigkeit steigern lassen und muß vor allem mit den Unkosten der Beratung verglichen werden, die noch nicht ein Zehntel, also knapp 1000 Mark, betrugen.

Die Rechnung würde noch günstiger ausfallen, könnte zahlenmäßig der Wert jener Fälle erfaßt werden, in denen Rat wegen bisheriger Kinderlosigkeit der Ehe bei erbgesunden Personen erteilt wurde. In zwei Fällen hatte der Rat im Laufe des Berichtsjahres Erfolg. Endlich wären noch jene hinzuzuzählen, in denen im Laufe einer Sexualberatung, also ohne daß unmittelbar eine Heirat geplant gewesen wäre, von jeder Verehelichung abgeraten wurde, nämlich einem Masochisten, einem Sadisten aus schwer belasteten Familien, drei Bisexuellen mit schweren degenerativen Stigmen, zwei ebenfalls stark belasteten Fetischisten, wobei jedoch die Frage offengelassen wurde, ob unter bestimmten Voraussetzungen und nach erfolgter Sterilisierung noch eine Ehe in Betracht käme.

Als eugenischen Gewinn möchte ich ferner eine Reihe von Fällen verbuchen, in denen bei Ehepaaren Schwangerschaftsverhütung empfohlen bzw. auch die entsprechenden Mittel verschafft wurden. Das Einlegen von Okklusivpessaren wurde in zwei Fällen bei Trinkerfrauen veranlaßt usw. Erwünscht scheint mir auch die kostenlose Abgabe entsprechender Mittel an Männer, da nur so halbwegs Sicherheit zu erlangen ist, daß sie auch tatsächlich benützt werden, obgleich natürlich Sterilisierung in der Regel vorzuziehen wäre.

Die kurzen Angaben lassen wohl erkennen, daß Ehe- und Sexualberatungsstellen sehr wohl in der Lage sind, verbessernd auf den Erbwert des Nachwuchses zu wirken. Man darf sich natürlich nicht der Illusion hingeben, daß die Eheberatung in der Lage wäre, in kurzer Frist fühlbaren Wandel zu schaffen. Dazu steckt die Bewegung noch zu sehr in den Anfängen. Es kommt vielmehr gegenwärtig darauf an, den Nachweis zu führen, daß Erfolge möglich sind, um so für umfassendere Einrichtungen den Weg zu ebnen.

Kaufkraft und Geburten.

Von Dipl.-Volkswirt H. Sperling, Halle a. S.

Wer je in die Praxis der Lohnbildung Einblick gewonnen hat, wird die Beobachtung gemacht haben, daß die Höhe der Selbstkosten im Zusammenhang mit unbefriedigendem Warenabsatz immer wieder von Arbeitgeberseite als Argument für die Unmöglichkeit der Bewilligung höherer Löhne vorgebracht wird, während die Arbeitnehmer ihre Forderungen mit der ungenügenden Kaufkraft der bestehenden Löhne, die ihnen nur eine beschränkte Bedürfnisbefriedigung ermögliche, begründen. Der Augenschein lehrt, daß tatsächlich ein Mißverhältnis zwischen Preis und Lohn besteht, das seine Beseitigung nur entweder in der Senkung der Preise oder in der Angleichung der Arbeitsentgelte an den derzeitigen Preisstand statt-

finden kann. Die Mittel und Wege, die sich mir nach eingehender Ueberlegung als Problem der Güterverteilung, nicht der Gütererzeugung darstellen, worüber noch an anderer Stelle zu handeln sein wird, hier näher zu erörtern, ist nicht meine Absicht. Man faßt das Lohnproblem meist nur als eine bessere Magenfrage auf und vernachlässigt aus diesem Grunde die Bedeutung, die ihr für die nationale Zukunft zukommt. Es ist hier nicht gedacht an eine Gefährdung des Staates durch unbefriedigte Elemente, sondern an die Auswirkungen, die eine unzweckmäßige Verteilung des Nationalproduktes in bevölkerungspolitischer Hinsicht zeitigt. Diese Auswirkungen zu zeigen, ist an dieser Stelle mein Bestreben.

Bereits vor etwa vier Jahren habe ich unter diesem Gesichtspunkt in einer arbeitsrechtlichen Zeitschrift zum Lohnproblem Stellung genommen[1]). Es war damals weniger die absolute Lohnhöhe als das Verhältnis des Arbeitseinkommens der biologisch hochwertigeren Gruppen zu dem der restlichen, dem meine Aufmerksamkeit galt. Eine Wiederholung der Ergebnisse jener Untersuchung möchte ich hier im Interesse der Raumersparnis vermeiden. Ganz kurz gesagt lief die Untersuchung darauf hinaus, daß die Lohn- und Gehaltsnivellierung der Nachkriegszeit sich im Sinne einer Verminderung der Fortpflanzung der wertvolleren Bevölkerungsgruppen auswirkte. Hier handelt es sich um die Auswirkung von Einkommen und Möglichkeit der Bedürfnisbefriedigung auf die Fortpflanzung. Den Anstoß zu dieser Darstellung gibt mir eine statistische Erhebung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes über die Lebensführung des Kaufmannsgehilfen[2]), die mir kürzlich zur Besprechung zuging. Ihr liegen die Daten der Haushaltsführung von 290 verheirateten Kaufmannsgehilfen in Stellung und 14 stellungslosen zugrunde. Die Ergebnisse sind, vom bevölkerungspolitischen Standpunkt betrachtet, erschütternd.

Während das Gehalt des Mannes im Durchschnittsbudget der erfaßten Masse 90,11 %, sein Nebenverdienst 1,88 % und dasjenige der Ehefrau 1,10 % des Gesamteinkommens ausmacht, figuriert die Unterstützung durch Eltern und Verwandte mit 1,50 %, das Darlehen mit 1,13 %, die Einnahme aus Vermietung mit 0,40 % auf der Einnahmeseite[3]). Unter Darlehen sind nur langfristigere Kredite zu verstehen. Die monatliche Vorschußnahme mit durchschnittlich 160,35 M. pro Jahr und Familie ist in diesem Posten nicht enthalten, aber für die wirtschaftliche Lage der kaufmännischen Angestellten mindestens ebenso kennzeichnend wie die Tatsache, daß die Darlehensnahme im Erhebungsjahr die Schuldentilgung überschritt, so daß die Verschuldung während der Erhebungszeit zunahm[4]). Der große Posten der Unterstützungen durch Eltern und Verwandte redet weiterhin eine eindringliche Sprache. Diese Wirtschaftslage ist aber nicht durch leichtsinnige Wirtschaftsführung herbeigeführt, sondern besteht trotz vorsichtigster Einteilung des Einkommens. So machen im Durchschnittsbudget die Bestreitung der Ernährung 33,10 %, Kleidung, Wäsche und Schuhwerk 11,81 %, Miete 10,19 %, Heizung und Beleuchtung 3,92 %, Hauseinrichtung 4,76 % der Gesamtausgaben aus, während

---

[1]) Das Schlichtungswesen, 1924, S. 192 ff.

[2]) Der Haushalt des Kaufmannsgehilfen. 2. Schriftenreihe des DHV., Nr. 14, Hamburg 1927.

[3]) a. a. O. S. 14.

[4]) a. a. O. S. 15.

36,22 % auf den sonstigen Bedarf entfallen[5]). Dieser Ausgabenposten umfaßt insbesondere die Ausgaben für Versicherungen, einschließlich Kranken-, Angestellten- und Arbeitslosenversicherung mit 8,54 %, die Steuern mit 4,82 %, geistige und gesellige Bedürfnisse mit 6,7 % (Zeitung, Bücher, Beiträge für die Gewerkschaft, für politische und gesellige Vereine, Rundfunkgebühr, Telephonbenutzung, Porti, Schreibmaterial, Spielsachen, Grabpflege usw.), Erholung (Urlaubsausgaben, Schwimmbad u. dgl.), Arzt und Medizin mit 3,4 %, Schulgeld und Lernmittel mit 1,74 %, Dienstboten (Waschfrau usw.) mit 1,17 %, Ersparnisse mit 1,34 %, Unterstützungen an Eltern und Verwandte mit 1,87 %, Abtragung alter Schulden mit 0,98 % der Gesamtausgaben[6]). Man ist unter diesen Umständen vielleicht davon überrascht, daß die Einnahmen aus Vermietung von Wohnräumen nur 0,40 % der Gesamteinnahmen ausmachen. Dies erklärt sich daraus, „daß die meisten Familien mit einem Einkommen von bis 3000 RM.“, die also Nebeneinnahmen am ehesten benötigen, „Ein- und Zwei-Zimmerwohnungen (ausschließlich der Küche) bewohnen[7])“. Unter diesen Umständen erscheint der Prozentsatz dieser Einnahmequelle noch als relativ hoch.

Aus diesen Tatsachen geht hervor, daß die ökonomische Möglichkeit zur Ernährung und Erziehung von Kindern minimal ist. So geht denn auch aus den Aufstellungen hervor, daß sich mit steigender Kopfzahl der Familie die Ernährungsweise zu ihren Ungunsten verändert, das Kleidungsbedürfnis nur schwer ausreichend befriedigt werden kann, sich eine starke Einschränkung bei der Instandhaltung und Erneuerung des Hausrats bemerkbar macht und ähnliche starke Beschränkungen in anderen Posten zu finden sind[8]). Demgegenüber steht auf der Einnahmeseite insbesondere ein Wachsen der Beiträge der Eltern und Verwandten, des Nebenverdienstes des Mannes und der Nebeneinnahmen aus Acker und Garten[9]). Es entspricht nur der Vernunft, wenn bei derart begrenzten Lebensmöglichkeiten die Zahl der Kinder auf ein Minimum beschränkt wird. Daß dieser Mangel an Bewegungsfreiheit die Ursache der Beschränkung der Kinderzahl ist, scheint mir besonders deutlich daraus hervorzugehen, daß die größere Kopfzahl der Familie mit dem größeren Einkommen zusammenfällt[10]). So ist es denn weiter nicht verwunderlich, daß die Untersuchung eine Kinderzahl von 1,4 für den Haushalt ergibt[11]). Dieses Ergebnis erscheint darum noch als zu günstig, weil aus der Untersuchung die unverheirateten Kaufmannsgehilfen im heiratsfähigen Alter ausgeschieden wurden. Nach einer für meine erwähnte Abhandlung vorgenommenen Erhebung an 185 Angestellten einer Großbankfiliale[12]) entfielen auf die Erhebungsmasse 120 Angestellte im heiratsfähigen Alter. Auf diese 120 entfielen 82 Ehen mit insgesamt 80 Kindern. Nach einer Sonderaufstellung waren von 20 Ehen zehn kinderlos.

---

5) a. a. O. S. 18.
6) a. a. O. S. 23ff.
7) a. a. O. S. 34; ebendort nähere Daten.
8) a. a. O. S. 47ff.
9) a. a. O. S. 46 f.
10) a. a. O. S. 46 und Tab. IV w—c.
11) a. a. O. S. 45.
12) a. a. O. S. 194.

Wenn man vielleicht auch nicht sagen kann, daß die Zahl der Eheschließungen gegenüber der Vorkriegszeit gesunken ist[13]), gestiegen ist zweifellos die Zahl der kinderlosen Ehen. Lenz prägte einmal den Satz: „Je höher die Bildung und soziale Stellung und, wie man schließen darf, je höher die geistige Begabung, desto geringer ist die Zahl der Nachkommen[14]).“ Es unterliegt keinem Zweifel, daß die kaufmännische Angestelltenschaft innerhalb der Arbeitnehmerschaft hinsichtlich ihrer Erbanlagen eine wertvollere Gruppe darstellt als manche andere. Man kann sich dies an den hohen geistigen und Nervenanforderungen, die in Industrie und Handel an den Angestellten heute gestellt werden und denen er genügt, vergegenwärtigen. Näheren Aufschluß vermögen Prüfungsergebnisse der psychotechnischen Institute zu geben, sofern man nur die Zahl als zwingenden Beweis anerkennen will. Alle die Eigenschaften, die man immer als kennzeichnend heranzuziehen pflegt, wie Voraussicht, Verantwortungsgefühl, Charakterfestigkeit und ein gewisses geistiges Niveau, prägen sich auch in den Ergebnissen der angezogenen Untersuchung ab. Gleichwohl zeigt die wirtschaftlich und schließlich aus diesem Grunde bis zu einem gewissen Grade auch sozial besser gestellte Gruppe eine größere Kinderzahl als die Gruppen mit geringerem Einkommen. Daraus ist zu schließen, daß auch bei letzteren sich die Kinderzahl dann erhöhen würde, wenn sich das Gehaltsniveau hebt oder die Kaufkraft der gegebenen Gehälter steigt. Dieses Moment ist besonders beachtlich, wenn man berücksichtigt, daß in anderen Kreisen die Tendenz gegen die Kinderaufzucht gerichtet ist. Die vorhandenen statistischen Angaben lassen sich zum Beleg dieser Behauptung schlecht verwerten, da sie in der Regel auf die Gesamtbevölkerung abgestellt sind. Daß sie aber vorhanden ist, zeigt einmal die auf umfassenden Untersuchungen beruhende angezogene Folgerung von Lenz, ferner die Angabe, daß von sämtlich bekannt werdenden Fehlgeburten etwa 90 % kriminell oder von 480 000 Aborten 400 000 künstlich herbeigeführt sind[15]), ganz abgesehen von der noch viel größeren, aber unerfaßbaren Zahl der Verhütungen. Gerade darum ist es notwendig, bei denjenigen sozial wertvollen Gruppen den Willen zur Kinderaufzucht zu unterstützen und zu erhalten, wo er noch vorhanden und nur durch wirtschaftliche Verhältnisse eingeschränkt ist. Man überlege, daß die Ziffer für kaufmännische Angestellte unter derjenigen für die nach dem statistischen Jahrbuch für Frankreich von 1906 wenigstzeugende Gruppe der Aerzte und Apotheker (1,9) und erheblich unter der Ziffer für die mittleren Beamten nach der Erhebung über die Beamten des deutschen Post- und Telegraphenwesens von 1912 (2,6) liegt.

Jetzt scheint der Zeugungswille in der Kaufmannsgehilfenschaft noch lebendig zu sein. Die Tendenz der Ausgleichung des Ueberangebotes an Arbeitskräften durch Geburteneinschränkung macht aber immer mehr Schule. So zweckmäßig sie an und für sich vielleicht auch sein mag, reißt sie aber auch den biologisch wertvolleren Teil der Arbeitnehmerschaft in ihre Einflußsphäre, so daß das von Lenz erstrebte Ziel des Ueberwiegens des tüchtigen Rasseelementes über das mindertüchtige mit der Folge zunehmender Durchschnittsbegabung der Bevölke-

[13]) Genaue Vergleichszahlen liegen mir in dieser Richtung im Augenblick nicht vor.

[14]) Baur-Fischer-Lenz: Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, Bd. II: Menschliche Auslese und Rassenhygiene, S. 73.

[15]) Francé in Telos III, 1, S. 25.

rung[16]) nicht mehr die mindeste Aussicht auf Erreichung hat, ganz abgesehen davon, daß die Geburteneinschränkung kaum im Sinne des Neumalthusianismus vor sich gehen dürfte und mithin demoralisierend wirken würde.

Gerade das, was Lenz für verderblich erachtet, der zunehmende soziale Aufstieg, würde eintreten. Die Ursache ist aber die beschränkte Lebensmöglichkeit der Mehrheit der Verbraucherschaft, deren Ursachen wiederum meines Erachtens in einer fehlerhaften Organisation des Güterverteilungsprozesses zu suchen sind, ohne daß ich an dieser Stelle näher diese Meinung begründen kann. Jedenfalls läßt sich das Problem der Beseitigung der Diskrepanz zwischen Lohn und Preis nicht ohne weiteres unter das bequeme Schema des Kampfes zwischen Kapital und Arbeit bringen. Das war aber auch nicht der Gegenstand dieser Ausführungen. Während ich in meinem seinerzeitigen Aufsatz bestrebt war, die Aufmerksamkeit der an der Lohngestaltung direkt beteiligten Kreise auf den Faktor der qualitativen Bevölkerungspolitik zu lenken, wollte ich heute die rassenhygienisch und im Sinne qualitativer Bevölkerungspolitik orientierten Kreise auf die Auswirkungen des herrschenden Mißverhältnisses zwischen Preis und Lohn hinweisen.

Kritische Besprechungen und Referate.

Goldschmidt, Prof. Dr. Richard, Einführung in die Vererbungswissenschaft. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. 568 S. Mit 177 Abbildungen. Berlin 1928. J. Springer. Geb. 32,40 M.

Die fünfte Auflage des bekannten Goldschmidtschen Lehrbuches weist gegenüber der im Jahre 1923 im Verlage Engelmann erschienenen viele und wesentliche Verbesserungen auf. Neu ist ein besonderes Kapitel über die Chromosomentheorie und ein weiteres über die entwicklungsphysiologische Wirkung der Gene. Ausführlicher als in der vorigen Auflage sind auch der Austausch der Gene, die letalen Gene, die multiple Allelomorphie, die Inzucht, die Bedeutung des Plasmas und die Mutation dargestellt. Das Kapitel über menschliche Erblichkeitslehre, das die vierte Auflage enthielt, ist mit der Begründung weggelassen worden, daß es jetzt viele (?) eigene Lehrbücher darüber gebe. Im ganzen kann man sagen, daß Goldschmidts Lehrbuch nun wieder durchaus auf der Höhe der Zeit steht.

Einige Punkte, in denen ich abweichender Meinung bin, möchte ich hier kurz diskutieren. Goldschmidt sagt auf S. 444, daß „multiple Allelomorphe in einer quantitativen Aenderung eines Gens beruhen“, und auf S. 510, „daß multiple Allelomorphe verschiedene Quantitäten des gleichen Gens darstellen“. Die Tatsachen über Intersexualität beim Schwammspinner, auf die Goldschmidt sich stützt, beweisen indessen keineswegs, daß es sich nur um quantitative Unterschiede handelt. Im Gegenteil, wenn das der Fall wäre, würden die Gene aus einer Kreuzung nicht wieder in demselben Verhältnis der Quantitäten herausmendeln, in dem sie in die Kreuzung eingetreten sind. Ich habe das schon in meiner Arbeit über Intersexualität von 1922 auseinandergesetzt; und ich werde es so oft wiederholen, bis Goldschmidt entweder seine Ansicht ändert oder

[16]) a. a. O. S. 90.

zu meinen Einwänden Stellung nimmt. Allgemein gilt Goldschmidts Satz, daß multiple Allelomorphe verschiedene Quantitäten des gleichen Gens darstellen, sicher nicht. So gibt es bei dem Schmetterling *Aglia tau* zwei melanistische Mutationen, *ferenigra* und *melaina*, die einander allelomorph sind. Doppeltes Vorhandensein jeder dieser Anlagen bedingt im Vergleich mit dem einfachen Vorhandensein nur eine geringe Verstärkung der schwarzen Farbe. Wenn aber beide Anlagen zusammentreffen, ist Schwärzung des ganzen Tieres die Folge, und, was besonders wichtig ist, jede dieser beiden Erbanlagen bedingt Schwärzung an anderen Stellen. Diese Tatsache verträgt sich absolut nicht mit Goldschmidts Hypothese, daß allelomorphe Gene nur quantitativ verschieden seien. Zu der allelomorphen Reihe bei *Aglia tau* scheinen noch mehrere andere in der Natur vorkommende Gene zu gehören. Ich hoffe, darüber in absehbarer Zeit Genaueres veröffentlichen zu können unter besonderer Berücksichtigung von Goldschmidts Hypothese. Selbst wenn übrigens ein Gen in doppelter oder dreifacher Zahl doppelt bzw. dreifach so stark wirken würde wie in Einzahl, so würde daraus immer noch nicht folgen, daß ein Gen auch rein quantitative Aenderungen erfahren könnte. Goldschmidt vertritt in dieser Auflage zwar nicht mehr klar ausgesprochen die Ansicht, daß die Gene mit bestimmten Enzymen identisch seien; doch liegt diese meines Erachtens unhaltbare Vorstellung manchen Aeußerungen immer noch zugrunde, z. B. jener auf S. 522, „daß das Gen ein winziges Substanzteilchen, vielleicht nur wenige Moleküle, darstellt".

Die Frage, ob es außer der durch die Gene des Kerns bedingten (Mendelschen) Vererbung auch noch eine Vererbung durch das Plasma bzw. eine rein mütterliche Vererbung gebe, erklärt Goldschmidt als auf einem Mißverständnis beruhend. „Das Problem lautet also nicht Kern (bzw. Gene) oder Plasma, auch nicht, ob außer dem Kern (durch seine Gene) auch noch das Plasma eine Rolle bei der Vererbung spielt, sondern: wie arbeiten die Gene im Kern — und nur solche kennen wir bisher — mit dem Plasma in dem gesamten jeweilig vorhandenen System (Eizelle, Keim) zusammen, um in Reihenfolge und Lokalisation geordnete, typische Entwicklung zu erzeugen?" (S. 508). Meines Erachtens unterscheidet Goldschmidt hier (wie auch sonst) nicht genügend zwischen der entwicklungsphysiologischen und der vererbungswissenschaftlichen Seite der Frage. Es wäre doch wenigstens möglich, daß durch das Plasma gewisse Eigenschaften ganz analog wie andere durch den Kern übertragen würden. Winkler hat einer solchen Vererbung durch das Plasma große Bedeutung zugeschrieben, F. v. Wettstein und seine Schüler glauben experimentelle Belege für ihr Vorkommen beigebracht zu haben. Wenn das Plasma nur entwicklungsphysiologische Bedeutung hätte, so würde sein Einfluß sich nur auf die nächste Generation erstrecken, wenn es aber eine wirkliche Bedeutung für die Erblichkeit hätte, würde sein Einfluß sich über unbegrenzte Generationen verfolgen lassen müssen. Mindestens hypothetisch ist die Frage einer Vererbung durch das Plasma also offenbar doch berechtigt. Tatsächlich habe ich mich bisher allerdings auch nicht überzeugen können, daß durch das Plasma eine echte Vererbung von Eigenschaften erfolgt. Meine Ergebnisse mit reziproken Schmetterlingsbastarden sprechen stark dagegen. Goldschmidt sagt auf S. 147, „daß es heute nicht wenige Forscher gibt — und es sind gerade die erfahrensten —, die überzeugt sind, daß

es überhaupt nur eine wichtige Art von Vererbung, die Mendelsche, gebe". Da er sich vermutlich auch zu den erfahrensten Forschern rechnet, darf man das zugleich wohl als seine eigene Meinung ansehen. Dann aber bliebe für eine Vererbung durch das Plasma kein Raum.

Leider entsteht bei Goldschmidt stellenweise der Eindruck, als ob die Mendelsche Vererbung in einem Gegensatz zur Darwinschen Auslesetheorie stehe. Er bespricht den von Fryer mitgeteilten Fall, daß mehrere mimetische Weibchenrassen derselben Schmetterlingsart monomer mendeln; und er sagt dazu: „Das macht aber, wie Punnet im einzelnen zeigt, die Zuchtwahlerklärung des Mimetismus zu einer Unmöglichkeit" (S. 372). Dieser Satz ist zweifellos nicht berechtigt. Das mimetische Kleid eines Schmetterlingsweibchens ist doch nicht nur durch ein einziges Gen, sondern durch eine Vielzahl von Genen bedingt, und ein bestimmtes Gen entscheidet nur darüber, ob das eine oder das andere mimetische Kleid in die Erscheinung tritt. Das bunte Mosaik der Gene selber kann also sehr wohl durch Selektion zahlreicher Kleinmutanten entstanden sein. Die Sache liegt genau so wie bei dem Unterschied der Geschlechter; auch diese unterscheiden sich durch zahlreiche Charaktere, von denen jeder seine besondere Funktion im Leben der Geschlechter und folglich auch Auslesewert hat. Der Umstand, daß die Entscheidung über das Geschlecht auf Grund einfacher Mendelscher Spaltung erfolgt, ändert gar nichts daran, daß das Mosaikbild der beiden Geschlechter durch die Wirksamkeit der natürlichen Auslese gestaltet worden ist. Und ebensowenig wie hinsichtlich des Unterschieds der Geschlechter gibt es hinsichtlich der verschiedenen mimetischen Weibchenformen eine logische Schwierigkeit für die selektionistische Auffassung. Es stimmt also nicht, wenn Goldschmidt auf S. 372 sagt: „Der so für die Mimikry abgeleitete, der Zuchtwahllehre entgegengesetzte Gesichtspunkt folgt aus dem Mendelismus aber ganz allgemein für alle Anpassungen. Faktorenlehre und Mutationslehre erfordern es, daß eine allmähliche Entstehung der Anpassungen durch Zuchtwahl nicht denkbar ist." Es ist zu befürchten, daß solche Sätze von der Sekte der Antidarwinisten aufgegriffen und für ihre Heidenmission ausgeschlachtet werden. Dabei sagt Goldschmidt auf S. 454 aber selber: „Mit anderen Worten, die letzten Entwicklungen des Mendelismus führen wieder auf Darwins Vorstellungen zurück. Es sei nur darauf hingewiesen, daß wir früher schon angeführt haben, daß diese kleinen, artbildenden Veränderungen leichter als Veränderungen in der Quantität der Gene aufgefaßt werden können." Das mit der „Quantität der Gene" stimmt zwar nicht; der Auffassung, die Anpassungen entständen durch selektive Summation kleiner Mutationen, steht aber weder logisch noch empirisch etwas entgegen.

Auf S. 543 geht Goldschmidt auf die Angaben Dürkens über die Beeinflussung der Puppenfärbung des Kohlweißlings *Pieris brassicae* ein. „Wenn diese Tiere während des Verpuppungsvorgangs in orangefarbenem Lichte gehalten werden, entstehen anstatt der normalen schwarz-weißen grünliche Puppen. Von der normal aufgezogenen Nachkommenschaft dieser veränderten Tiere ist aber wieder ein großer Prozentsatz grün." Ich kann dazu aus eigener umfangreicher Erfahrung sagen: „Normal" ist schwarz-weiße Farbe nur für die Wintergeneration der Puppen des Kohlweißlings, die an Bäumen, Mauern usw. hängen. Die Sommergeneration hängt in der Regel an Blättern und ist ohnehin regelmäßig grün.

Auch Nachkommen der schwarz-weißen sind also regelmäßig grün, Nachkommen der grünen schwarz-weiß. Von irgendeiner erblichen Fixierung kann hier gar keine Rede sein. Ich kann also Dürkens Angaben ebensowenig wie jene Kammerers als Belege für eine „Vererbung erworbener Eigenschaften" ansehen, was übrigens auch Goldschmidt nicht tut. Auch die Befunde E. Fischers (Zürich) bei dem Bärenspinner *Arctia caja* und dem kleinen Fuchs *Vanessa urticae*, die Goldschmidt ziemlich ausführlich und mit neuen Originalaufnahmen bringt, haben meines Erachtens keine positive Bedeutung in dieser Richtung. Falter der *V. urticae* mit so kleinen schwarzen Flecken, wie sie Goldschmidt auf S. 547 abbildet, kommen bei uns im Freien gar nicht selten vor; und Falter mit ungewöhnlicher Zeichnung, wie er sie auf S. 546 abbildet, entstehen durch allerhand Hemmungen während der ersten Zeit des Puppenstadiums (Hitze, Kälte, Aether, Chloroform usw.) und brauchen ihre eigenartige Zeichnung und Färbung keineswegs von den Eltern geerbt zu haben, die noch dazu nicht einmal denselben Typus aufwiesen.

Auf S. 483 schreibt Goldschmidt mir irrtümlicherweise die Urheberschaft jener Hypothese zu, daß das Zahlenverhältnis der Geschlechter von gametischen Letalfaktoren abhängig sei. Ich habe vielmehr schon 1912 die Erklärung durch Zertation gegeben. Lenz.

Depdolla, Ph., Die Keimzellenbildung und die Befruchtung bei den Insekten. In: Handbuch der Entomologie, herausgegeben von Christoph Schröder, Bd. I, S. 825—1116, Jena, Gustav Fischer, 1927.

Die Lehre von der Keimzellenbildung der Tiere steht bekanntlich in innigem Zusammenhang mit der Vererbungslehre, und die Lehre von der Keimzellenbildung speziell der Insekten hat zumal zu den Problemen der Geschlechtsbestimmung und des Faktorenaustausches die engsten Beziehungen. Daher lenken wir gern die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den umfangreichen Abschnitt in Schröders Handbuch der Entomologie, in dem Depdolla die Keimzellenbildung und die Befruchtung bei den Insekten zusammenfassend behandelt und in dem wir nun eine sehr übersichtliche und gut geschriebene, aber zugleich auch alle wichtigeren Einzelheiten bringende, gründliche und kritische Darstellung des heutigen Standes dieses Gebietes besitzen. Erfreulicherweise sind der Arbeit sehr zahlreiche Abbildungen (248) beigegeben, unter denen sich auch eine Anzahl originaler Schemata befindet. Der weitaus größte Teil der Arbeit ist der Darstellung der Spermiogenese gewidmet, und zwar schließt sich an einen allgemeinen Teil zunächst die sehr eingehende Behandlung der Spermiogenese der Geradflügler an. Depdolla gibt in diesem Kapitel eine lehrreiche tabellarische Zusammenstellung zu der vieldiskutierten Frage: endweise oder parallele Konjugation der Chromosomen in bezug auf die Orthopteren, die die darauf bezüglichen Angaben von 1902—1924 umfaßt und aus der man ersieht, daß etwa bis zum Jahre 1910 die Mehrzahl der Autoren sich für die Endkonjugation ausspricht, während in der zweiten Zeitspanne, etwa vom Jahre 1912 ab, die meisten Autoren für die Parallelkonjugation eintreten. Der Verfasser erklärt es aber mit Recht für einen „bedenklichen Analogieschluß", wenn man die Angaben über das Vorliegen einer Endkonjugation für alle früher untersuchten Formen nun einfach für falsch würde halten wollen. Er hält vielmehr weitere sorgsame Untersuchungen auf diesem

Gebiete für dringend erwünscht; inzwischen wird die Zytologie „mit ihrem Urteil vorsichtig zurückhalten müssen und sich in ihren morphologischen Feststellungen freihalten von Hypothesen der Genetik. Die gegenseitige Befruchtung beider Wissenszweige wird dann um so klarere Ergebnisse zeitigen". Begrüßenswert ist auch die 5½ Seiten umfassende tabellarische Zusammenstellung über die Chromosomenzahlen und die Heterochromosomen der Geradflügler, die dieses umfangreiche Kapitel beschließt. Die folgenden Kapitel behandeln die Spermiogenese der Halbflügler, Zweiflügler, Schmetterlinge, Hautflügler, Käfer und sonstiger Gruppen; daran schließt sich der zweite Hauptabschnitt, der die Eibildung in gleicher systematischer Reihenfolge behandelt, und der dritte, der die Befruchtung zum Gegenstande hat. Ausführlicher wird dabei im Laufe der Darstellung auf Fragen der Geschlechtsbestimmung und Parthenogenese bei den Insekten, kürzer auf die Frage der chromosomalen Vorgänge beim Faktorenaustausch und auf die Keimbahndetermination eingegangen. Ein nach den systematischen Gruppen untergeteiltes Literaturverzeichnis beschließt die wertvolle Arbeit, von der wir bedauern, daß sie nicht auch gesondert als Buch erschienen ist.

Günther Just, Greifswald.

Bibliographia Genetica. Onder Redactie van J. P. Lotsy en H. N. Kooiman. Deel III. VII und 464 Seiten. Mit Abbildungen. 's Gravenhage, Martinus Nijhoff, 1927. Gebunden: 25 Gulden.

Von diesem auf 10 Bände berechneten Unternehmen, das die Ergebnisse der Genetik bis zum Ende des Jahres 1923 in einer Reihe von Einzeldarstellungen zusammenfassen will und über deren erste beide, 1925 erschienene Bände wir bereits berichteten, liegt nun der III. Band vor, auch dieser wieder durchaus zu begrüßen. Er enthält 7 Einzelabhandlungen, von denen wir in der Annahme, daß auch diesmal wieder jeder dieser Beiträge auch noch einmal gesondert erscheint, im folgenden auch den Umfang mitteilen. Die Erblichkeitsverhältnisse bei der Hauskatze stellt auf 86 Seiten Ruth C. Bamber dar. Der weitaus größte Teil ihres Beitrages ist natürlicherweise den Fragen der Vererbung der Pelzfarbe gewidmet, während die Korrelation zwischen weißer Pelzfärbung, Blauäugigkeit und Taubheit, die Augenfarbe, die übrigen Fellcharaktere, die Polydaktylie und die Variation und Vererbung in bezug auf den Schwanz, speziell der Manx-Katzen, auf immer nur wenigen Seiten abgehandelt werden können. — Die Vererbung beim Rind behandelt auf 54 Seiten J. W. Gowen, und zwar besonders eingehend die ökonomisch wichtige Frage des Milch- und Fettertrages in seiner Beziehung zur Vererbung, eine Frage, über die Gowen selbst eine Reihe eigener Untersuchungen veröffentlicht hat, und die Farbvererbung, nur kurz die Ver erbung der Fleischqualität, der Widerstandsfähigkeit gegen Zecken-Infektion, der Anlage zu Zwillingsgeburten, der Behornung und einiger anderer Charaktere. — Ueber die Ergebnisse der genetischen Weizenforschung berichtet auf 104 Seiten B. Kajanus, der ebenfalls über eine reiche eigene Erfahrung auf diesem Gebiete verfügt. Von besonderem Interesse für die Fragen, deren Behandlung unser Archiv gewidmet ist, sind die Ergebnisse über die Vererbung physiologischer Charaktere, wie Entwicklungszeit (Winter- und Sommertypus) und Entwicklungsdauer (Früh- und Spätreife), Winterfestigkeit und Empfänglichkeit bzw. Widerstandsfähigkeit gegenüber verschiedenen pflanzlichen Krankheits-

erregern. — Eine Monographie über die Erblichkeitsforschungen bei der Reispflanze im Umfange von 68 Seiten liefert S. Ikeno. Diese Arbeit des bekannten japanischen Genetikers, der heute bereits die Siebzig überschritten hat, ist besonders wertvoll und verdienstlich, wie aus seinen folgenden Ausführungen hervorgeht, die wir wörtlich zitieren, weil sie zugleich zeigen, wie schwer bereits heute die vollständige Beherrschung des bislang zutage geförderten Materials selbst auf einem so begrenzten Gebiete wie dem der Genetik einer einzelnen Spezies ist: „Bald nach der Entdeckung der Pisum-Arbeit Mendels, im Jahre 1900, durch Correns, Tschermak und de Vries, beschäftigten sich in Japan viele Forscher mit der Genetik der Reispflanze, unserer wichtigsten Kulturpflanze. Deshalb sind in den letzten 25 Jahren bei uns eine Anzahl diesbezüglicher Arbeiten erschienen und wenn auch die Zahl derselben noch nicht sehr groß ist, so sind doch viele davon in genetischer Hinsicht von nicht geringem Interesse. Leider sind sie teilweise bloß in japanischer Sprache verfaßt worden, nur zum Teil mit einem in einer der europäischen Sprachen geschriebenen Résumé; deshalb sind diese Arbeiten den europäischen oder amerikanischen Forschern nur schwer verständlich, ja bisweilen ganz unzugänglich. (Die zahlreichen Resultate von Prof. Dr. S. Katô, der sich kurz nach der Entdeckung der Mendelschen Arbeit mit der Bastardierung verschiedener japanischer Reissippen beschäftigt hat, sind noch unveröffentlicht. Die in seinem in japanischer Sprache verfaßten Manuskript enthaltenen Angaben kommen in der vorliegenden Monographie zur Publikation.) Weiter wurde die Erblichkeit der Reispflanze nicht nur in Japan, sondern auch in Java und Indien studiert. Wenn auch die in diesen Ländern ausgeführten Untersuchungen in holländischer bzw. englischer Sprache veröffentlicht worden sind und somit den europäischen und amerikanischen Gelehrten leicht verständlich sein mögen, so dürften sie doch wegen den Zeitschriften, in denen sie erschienen sind, ihnen nicht besonders leicht zugänglich sein. (Sie befinden sich in den von den landwirtschaftlichen Versuchsstationen in Buitenzorg und Pusa herausgegebenen Schriften, welche in Batavia bzw. Calcutta erschienen sind.) Zweck der vorliegenden Monographie ist es, den Inhalt aller über die Genetik der Reispflanze gemachten Studien, zumal sämtlicher Arbeiten, welche den abendländischen Kollegen nicht leicht zugänglich sind, kurz zusammenzufassen." Auch Ikenos Monographie bringt ein Kapitel über die Erblichkeit physiologischer Charaktere (Immunität gegen Krankheiten, Blüte- und Reifezeit, Ablösung der Körner von ihren Stielen, Schartigkeit und Vollsterilität). Zum Mutationsproblem steuert die Mais-Genetik eine Anzahl interessanter Tatsachen bei. — Ikeno hat noch einen zweiten Beitrag zu diesem Bande der Bibliographia Genetica, nämlich eine Monographie der Erblichkeitsforschungen an den Plantaginaceen (42 Seiten) geliefert. Sehr eigenartige Verhältnisse von wiederum allgemein-genetischem Interesse erörtert darin einmal das Kapitel über Vorgänge der „Rückmutation", die sich bei der Gattung Plantago Generation für Generation regelmäßig wiederholen, ferner dasjenige über letale Faktoren. — Allgemein-genetischen Inhalts ist auch der Beitrag von R. J. Chittenden über Vegetative Aufspaltung (88 Seiten), der die Erscheinungen der Chimärenbildung, der Knospenvariation, der nicht-mendelnden Buntblätterigkeit und verwandte Erscheinungen bei Pflanzen behandelt. Ein Teil des Abbil-

dungsmaterials stammt aus Batesons Experimenten und war zum Teil noch nicht publiziert. — Unmittelbar in den Arbeitskreis dieses Archivs gehört der Aufsatz, der den Band beschließt und in dem C. B. Davenport auf 22 Seiten die Vererbung der menschlichen Augenfarbe behandelt. Der Ontogenie der Pigmentbildung, der Beziehung zwischen Augen- und Haarfarbe und der Vererbung der Augenfarbe bei anderen Säugetieren sind eigene kleine Abschnitte gewidmet. Günther Just, Greifswald.

Baur, Erwin, **Fischer,** Eugen, **Lenz,** Fritz: Menschliche Erblichkeitslehre. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. XII und 601 Seiten. Mit 172 Textabbildungen und 9 Tafeln mit 54 Rassenbildern. (= Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene von E. Baur, E. Fischer und F. Lenz. Bd. I.) J. F. Lehmanns Verlag, München 1927. Preis: 16.— RM., gebd. 18.— RM.

Wenn der „Baur-Fischer-Lenz", der heute ja nicht bloß in den Fachkreisen der Aerzte und Biologen eine weite Verbreitung als Lehrbuch und Nachschlagewerk gefunden hat, sondern weit darüber hinaus mit Eifer studiert wird, hier als zum dritten Male aufgelegt angezeigt wird, so braucht das Buch nicht erst besonders empfohlen zu werden. Denn es wird kaum einen Leser dieses Archivs geben, der das Werk nicht schon des öfteren zur Hand genommen hätte.

Als im Jahre 1921 die erste Auflage dieses Buches erschien, ein Band von gerade der Hälfte des jetzigen Umfanges, begrüßten wir das Werk als das erste Buch in deutscher Sprache, das sich eine lehrbuchmäßige Darstellung unseres Wissens von der Vererbung beim Menschen zum Ziel gesetzt hatte. Inzwischen hat sich unser Wissen über diese Dinge in extensiver wie in intensiver Beziehung in raschester Folge erweitert, ja die Verfasser „glauben heute schon sagen zu können, daß die späteren Auflagen dieses Buches keine so tiefgreifenden Umgestaltungen mehr zu erfahren brauchen", da auch die menschliche Erblichkeitslehre „einer ähnlichen Stabilisierung", wie sie ja in der Tat für die Grundzüge der allgemeinen Erblichkeitslehre gewonnen ist, entgegengehe. Wenn wir diesem Satz auch nur mit starker Einschränkung zuzustimmen vermögen, so wollen wir doch um so mehr betonen, daß die in den letzten Jahren erfolgte, so große Erweiterung unseres Wissens über die Vererbung beim Menschen zu einem guten Teil auf die sachliche und werbende Leistung der bisherigen beiden Auflagen des vorliegenden Buches zurückgeht, und wir sind überzeugt, daß das Buch auch in Zukunft diese Wirkung weiter entfalten wird.

Der erste Abschnitt des Buches, der Abriß der allgemeinen Variations- und Erblichkeitslehre von Erwin Baur, konnte naturgemäß im wesentlichen unverändert bleiben, und nur hier und da sind daher Einfügungen oder Aenderungen vorgenommen worden. So ist bei der Behandlung der Modifikation der instruktive Fall der Fellfärbung des Russenkaninchens in ihrem Zusammenhang mit der Umwelt-Temperatur des Tieres eingefügt, und eine Anmerkung bringt die Mitteilung, daß der Versuch, durch Haltung der Tiere in hoher Temperatur reine Weißfärbung des Gesamtkörpers zu erzielen, seit der Niederschrift des Textes im Baurschen Institut mit dem erwarteten Erfolg ausgeführt worden ist. Bei der Behandlung der Frage nach den Beziehungen zwischen Idioplasma und Soma werden die ja ebenfalls jetzt in Baurs Institut angestellten Versuche der Implantation eines Ratten-Ovars in den Körper eines Tieres von anderer Rasse

erwähnt. „Man implantiert das Ovar in das Cavum uteri bald nach einer Geburt. Die Einheilung erfolgt meist ohne Schwierigkeiten und das fremde Ovar funktioniert hier völlig normal." „Einer weißen weiblichen Ratte kann man z. B. die Eierstöcke entfernen und zum Ersatz einen Eierstock einer schwarzen Ratte einsetzen. Diese weiße Ratte bekommt nun weiterhin Junge wie die schwarze Ratte." Auf den in Lenz' später zu erwähnender Regel über die Erblichkeit normaler und krankhafter menschlicher Anlagen zum Ausdruck kommenden Zusammenhang weist auch Baur an entsprechender Stelle hin: all die vielfältigen, im Morphologischen und Physiologischen liegenden Unterschiede zwischen den verschiedenen Menschenrassen gehen ebenso, wie das für die „wilden" Tier- und Pflanzenrassen gilt, auf sehr zahlreiche Erbfaktoren zurück. Die Bezeichnung des multiplen Allelomorphismus als „absoluter Koppelung mehrerer Faktoren", die aus der vorigen Auflage übernommen wurde, erscheint uns als mißverständlich und unzweckmäßig. Die Darstellung der Geschlechtsvererbung beginnt jetzt mit der Schilderung des Chromosomen-Mechanismus der Geschlechtsvererbung; dann wird an Hand neuer, sehr instruktiver Schemata die geschlechtsgebundene Vererbung, alles übrigens am Beispiel der dafür ja auch am besten geeigneten Drosophila, behandelt und im unmittelbaren Anschluß daran die Vererbung der Rotgrünblindheit. Beim Kapitel Mutation äußert sich Baur dahin, daß Faktormutationen beim Menschen offenbar sehr häufig seien und wohl der größte Teil der zahlreichen erblichen Mißbildungen mutativen Ursprunges sei; allerdings werde es nur in seltenen Ausnahmefällen möglich sein, eine Mutation beim Menschen mit Sicherheit als solche zu erkennen.

Auch der zweite Abschnitt des Buches, in welchem der jetzt in Berlin wirkende Eugen Fischer die Rassenunterschiede des Menschen behandelt, zeigt gegenüber der vorigen Auflage nur einige Aenderungen. Zunächst erwähnt der Verfasser die von seiner Mitarbeiterin Neubauer ausgeführten Experimente über die Beeinflussung der Schädelform bei Ratten. Durch Vitamin-Mangel (vor und nach der Geburt) konnten von ihr Aenderungen nicht allein in Hinsicht auf die Schädelgröße, sondern auch in Hinsicht auf die Schädelform erzielt werden, und zwar erfolgten diese Abänderungen in der Richtung brachyzephaler Schädelgestaltung. Einen ähnlichen Einfluß haben Thallium-Einspritzungen. Auf der anderen Seite ist allerdings, wie an Hand der neueren hierzu vorliegenden Untersuchungen klargelegt wird, „die Mendelsche Vererbung der Schädelform und damit diese als Rassenmerkmal festgestellt". Sehr begrüßenswert ist die Einfügung einer durch drei Doppelabbildungen illustrierten Darstellung der Konstitutionstypen. Dagegen werden die Ergebnisse der jetzt so eifrig betriebenen Blutgruppenforschung nur kurz angeführt; der Verfasser hält sie für „außerordentlich interessant, aber noch mit größter Vorsicht zu verwerten". Auch die Frage, ob durch ein „Nicht-Zusammenpassen" gewisser Erbanlagen bei den Nachkommen aus einer Kreuzung auch zwischen nahestehenden Rassen konstitutionelle Schäden oder sonstige krankhafte Erscheinungen zustande kommen können, sei noch ungeklärt, ihre positive Beantwortung erscheine aber als möglich. Disharmonie auf geistigem Gebiet dürfte in derartigen Fällen durch ein Nicht-Zusammenpassen geistiger Anlagen bedingt sein, allerdings nur insoweit dafür nicht Umwelteinflüsse in Betracht kämen, an deren mögliches Vorliegen man hier

immer denken müsse. Zu den bisherigen acht Tafeln ausgewählter Rassenbilder, von deren photographischen Aufnahmen zwei durch andere ersetzt worden sind, ist eine neunte hinzugekommen, die zwei Vertreter der nordischen Rasse darstellt.

Weitaus die stärkste Umarbeitung haben die drei aus Fritz Lenz' Feder stammenden Abschnitte erfahren, die die krankhaften Erbanlagen, die Methoden menschlicher Erblichkeitsforschung und die Erblichkeit der geistigen Begabung behandeln, und wenn der Umfang des Buches gegenüber der vorigen Auflage um rund 160 Seiten gewachsen ist, so ist dies fast ausschließlich durch die starke Vergrößerung dieser drei Abschnitte bedingt, die in der ersten Auflage die Hälfte des rund 300 Seiten starken Buches ausmachten, in der zweiten, nicht ganz 450 Seiten starken Auflage schon fast zwei Drittel des Textes für sich in Anspruch nahmen, und die sich diesmal schon einem Dreiviertelanteil an dem Gesamtband genähert haben. In dieser umfassenden Umarbeitung und Stoffvermehrung zeigt sich nicht allein, welchen Zuwachs unsere Kenntnisse von der Erblichkeit beim Menschen in der Zwischenzeit erfahren haben, sondern zugleich auch das fortgesetzte und erfolgreiche Bestreben unseres Autors, dem Buche den Charakter eines vielseitig unterrichtenden und den neuesten Stand der Forschung widerspiegelnden Werkes über alle Fragen der menschlichen Erblichkeitslehre zu erhalten. So ist denn die weit verstreute, allmählich kaum mehr übersehbare Literatur ausgiebigst herangezogen und unter ständiger sorgsamer Kritik verarbeitet worden, so sind zahlreiche Stammbäume und Einzeltatsachen eingefügt und eine Reihe größerer und kleinerer Kapitel eingehender als bisher behandelt worden, vor allem die Zwillingsforschung, die Erblichkeit der geistigen Begabung, die Vererbung der verbrecherischen Veranlagung, die seelischen Unterschiede der großen Rassen, die Entstehung neuer krankhafter Erbanlagen. Die Mißbildungen und die sich im Habitus äußernden Konstitutionsanomalien werden nunmehr in einem gemeinsamen Kapitel als Anomalien der Körperform behandelt. Die erblichen Diathesen andererseits, die bisher mit den Konstitutionsanomalien zusammen behandelt worden waren, geben jetzt gemeinsam mit den Stoffwechselkrankheiten ein eigenes Kapitel. Diese Neubearbeitung gerade der Lenzschen Abschnitte läßt es als wünschenswert, für den tiefer Interessierten geradezu als notwendig erscheinen, sich nicht damit zu begnügen, daß man die vorige Auflage studiert hat, sondern auch die jetzt vorliegende dritte Auflage aufs sorgsamste durchzusehen.

Bei der Weite des Rahmens, innerhalb dessen sich Lenz' Ausführungen bewegen, und bei der unendlichen Verschlungenheit vieler von ihm berührter Fragen — seien es nun solche, die an die letzten biologischen Grundfragen grenzen oder seien es Fragen der Weltanschauung oder schließlich der Lebensgestaltung — ist es natürlich von vornherein nicht möglich, daß der Referent überall die gleichen Anschauungen hätte wie der Autor. Es würde denn auch ein kleines Buch zu schreiben bedeuten, wollten wir zu all den zahlreichen Punkten Stellung nehmen, zu denen wir ergänzend, zustimmend oder widersprechend etwas zu sagen hätten. Wir begnügen uns vielmehr damit, auf eine Anzahl mehr spezieller Dinge kurz einzugehen.

Für die Vererbung krankhafter Erbanlagen im Gegensatz zu normalen hat Lenz die folgende Regel aufgestellt, die eine sehr zweckmäßige Formulierung

eines von der allgemeinen Erblichkeitslehre her ja geläufigen Zusammenhanges darstellt: „Krankhafte erbliche Zustände sind meist durch einzelne Erbanlagen (monomer), normale Eigenschaften durch viele (polymer) bedingt.“

Bei der Besprechung der Erblichkeit des Stars nimmt Lenz im Anschluß an Ausführungen Clausens zur Frage der „Antizipation“ Stellung. Er möchte einer solchen Lehre „mit Zweifel begegnen“, erklärt es aber für sehr wichtig, daß alle Fälle extremer Antizipation in Zukunft genau veröffentlicht würden. Wir möchten hinzufügen: alle Fälle von vermuteter Antizipation überhaupt. Bald nach dem Erscheinen des Buches ist ja bereits durch die Arbeit von Henke und Seeger (Ueber die Vererbung der myotonischen Dystrophie. Genetischer Beitrag zum Problem der Degeneration. Zeitschr. f. Konstitutionslehre, Bd. 13, 1927) das tatsächliche Vorkommen einer Antizipation, die nicht bloß das Kunstprodukt einer übersehenen statistischen Fehlerquelle, sondern der Ausdruck eines biologischen Tatbestandes ist, sehr wahrscheinlich gemacht und damit die Stellung, die in letzter Zeit auch Weitz und der Referent selbst zu diesem Problem eingenommen haben, befestigt worden.

Zur Frage der Vererbung der Farbensinn-Störungen sei zweierlei bemerkt. Was die Bedenken von Lenz gegen die von dem Referenten an Hand des Doederleinschen Stammbaumes begründete Anschauung betrifft, daß normale Farbtüchtigkeit, relative Rotsichtigkeit und Grünblindheit miteinander eine Reihe multipler Allelomorphe bildeten, so sei hier nur darauf hingewiesen, daß eine kürzlich erschienene Arbeit von Waaler (Ueber die Erblichkeitsverhältnisse der verschiedenen Arten von angeborener Rotgrünblindheit, Zeitschrift ind. Abst.- u. V.lehre, Bd. 45, 1927) diese Anschauung des Referenten, die unabhängig von ihm und voneinander auch Fleischer und Wölfflin ausgesprochen haben, nur noch fester begründet hat.

Die Angabe, bis zur Veröffentlichung des Siemensschen Falles seien alle in bezug auf die Farbenblindheitsanlage heterozygoten Frauen als farbtüchtig befunden worden, übersieht die darauf bezüglichen Angaben Fleischers (42. Vers. Dt. Ophthalmol. Ges. Heidelberg 1920), dem es so scheinen will, „wie wenn die gesunden Mütter farbenblinder Söhne nicht gar so selten leichte Farbenschwächen zeigen, in ähnlicher Weise wie auch Nettleship vereinzelt leichte Farbenblindheit, leichten Nystagmus und leichte Hemeralopie bei Konduktoren gefunden hat“. In gleicher Richtung sprechen übrigens auch die von Waaler in seiner eben erwähnten, ja erst nach Lenz' Buch herausgekommenen Arbeit erhobenen Befunde.

Bei der Behandlung der erblichen Ohrenleiden wendet sich Lenz gegen die von Jul. Bauer und C. Stein vorgetragene Anschauung, Taubstummheit, labyrinthäre Schwerhörigkeit und Otosklerose gingen auf wechselnde Kombinationen zweier rezessiver Erbanlagen zurück: „Die biologische Verschiedenheit dieser drei Leiden ist völlig sichergestellt.“

Bei der Frage der Vererbung der Zwillingsschwangerschaft lehnt Lenz den von Peiper mitgeteilten Stammbaum, in welchem eine Frau mit ihrem einen Mann, der selbst eine Zwillingsschwester hatte, neunmal nur Zwillinge — sämtlich ungleichgeschlechtliche — bekam, mit ihrem anderen Manne dagegen unter sechs Schwangerschaften keine einzige Zwillingsschwangerschaft hatte, als ein vermutlich „hysterisches Phantasiegebilde“ der Frau glatt ab, deren

Angaben offenbar auch der Mitteilung Zondeks zugrunde lägen, „und zwar bemerkenswerterweise nicht ganz übereinstimmend".

Bei der Beurteilung von Littles und Baggs Versuchen, durch Röntgenbestrahlung weißer Mäuse Erbänderungen hervorzurufen, sind auch die Mitteilungen der beiden Autoren im Journal of Anatomy, Bd. 33, 1924, und die Bemerkungen von Mohr (Ueber Letalfaktoren, usw., Zeitschr. ind. Abst.- und V.lehre 1926) zu berücksichtigen.

In dem gleichen, die Entstehung neuer krankhafter Erbanlagen behandelnden Kapitel möchte Lenz, wie bereits in der vorigen Auflage, „auch die Möglichkeit einer direkten schädlichen Wirkung übermäßiger geistiger Arbeit auf die Erbmasse nicht ganz in Abrede stellen. Wir wissen eben bisher nichts Sicheres darüber, und vorsichtiger ist es, auch mit der schlimmeren Möglichkeit zu rechnen". An dieser Stelle und überhaupt bei den Ausführungen dieses Kapitels wäre ein Hinweis auch auf die Untersuchungen Stieves erwünscht (vgl. unser Referat über den zusammenhängenden Bericht dieses Autors in einem der nächsten Archivhefte).

Die Mitteilungen über die Chromosomen-Verhältnisse beim Menschen berücksichtigen die Angaben Winiwarters und Ogumas (Arch. de Biologie, Bd. 36, 1926) noch nicht; auch die Messungen menschlicher Spermien durch Parkes (Head length dimorphism of Mammalian spermatozoa. Quart. J. micr. Sci. Bd. 67, 1923) hätten Erwähnung verdient.

Wenn Lenz die phänogenetischen Bestrebungen des inzwischen verstorbenen Hallenser Zoologen Haecker nicht als eine wesentliche Seite der menschlichen Erblichkeitsforschung, ja nicht einmal als vererbungswissenschaftliche Arbeit überhaupt, sondern nur als entwicklungsgeschichtliche ansehen will, so können wir ihm darin keineswegs zustimmen; wir sehen im Gegenteil in derartigen Bestrebungen eine der wichtigsten zukünftigen Aufgaben der menschlichen Erblichkeitsforschung. Natürlich liegt nichts daran, ob man eine solche Vertiefung der vererbungswissenschaftlichen Arbeit durch entwicklungsgeschichtliche Analyse gerade mit Haeckers Terminus als phänogenetische Arbeit bezeichnen will oder nicht, aber daß hier eine wirkliche Vertiefung einer über das rein Formal-Mendelistische hinausstrebenden und zugleich um breiteste praktische Anwendungsmöglichkeiten bemühten menschlichen Erblichkeitsforschung vorliegt, das scheint uns zweifellos zu sein. Innerhalb gewisser Grenzen ist ja denn auch in der Klinik stets Phänogenetik abnormer Gestaltungen und Funktionen getrieben worden, indem beispielsweise versucht wurde, Zusammenhänge zwischen einer erbverdächtigen, erst in höherem Alter ausbrechenden Krankheit einerseits und schon früh feststellbaren Merkmalen — „Stigmata" — andererseits aufzufinden, und so darf auch in der Konstitutionsforschung das Studium des zeitlichen Wandels des Phänotypus — und zwar nach beiden Seiten, nach der Zeugung und nach dem Tode hin — einen bevorzugten Platz beanspruchen. Eine implizite Aufforderung zur phänogenetischen Arbeit liegt doch auch in Lenz' eigenem Satz, daß wir „in vielen Fällen gleichsam die Blindschleichen unter den Krankheiten noch nicht von den Schlangen unterscheiden" könnten, und liegt ebenso, ganz im Sinne des eben zitierten Satzes, in der von N. Timoféeff-Ressovsky und O. Vogt (Die Naturwiss., 14. Jg., 1926) erhobenen Forderung, man müsse „auf die von den einzelnen Familien gezeigten Besonderheiten achten

und durch Zusammenfassung derjenigen Familien, welche die gleichen Besonderheiten zeigen, die Aussonderung einer erblich gleich bedingten Krankheitseinheit anstreben". Klinik und pathologische Anatomie habe „in erster Linie nicht die Aufdeckung des für eine Gruppe von Krankheiten Spezifischen anzustreben, sondern möglichst alle klinischen und pathologisch-anatomischen Merkmale des Einzelfalls aufzudecken und durch Zusammenstellung gleicher Kombinationen die ätiologische Klassifikation anzubahnen". Auch an die fruchtbare Verbindung genetischer und entwicklungsgeschichtlicher Arbeit in den schönen Arbeiten v. Szilys über Distichiasis (Klin. Mon.-Bl. Augenheilk., Bd. 70, 1923) und über die idiotypischen Spaltbildungen des Auges (Zeitschr. Anat. Entwicklungsgesch., Bd. 74, 1924) mag erinnert werden, von den Erfolgen dieser Verbindung auf allgemeingenetischem Gebiete ganz zu schweigen.

Die Reduktionsmethode ist von Weinberg (Auslesewirkungen bei biologisch-statistischen Problemen, Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie 1913) angegeben worden.

Wenn Lenz weiterhin schreibt: „Fälle multipler Allelomorphie werden beim Menschen nicht aufgeklärt werden können, obwohl sie sicher zahlreich vorkommen", so soll das wohl heißen: „nicht leicht". Lenz führt ja auch sogleich die Arbeit Bernsteins an. Im übrigen möchte der Referent auf die Frage des multiplen Allelomorphismus beim Menschen hier nicht näher eingehen, da er diese Frage demnächst in diesem Archiv ausführlicher zu erörtern gedenkt; nur auf das vorhin bei Gelegenheit der Farbensinnstörungen Bemerkte sei hier nochmals verwiesen.

Ebensowenig ist der Nachweis von Koppelungen „beim Menschen praktisch unmöglich"; richtig ist allerdings, daß, wie an einer früheren Stelle des Buches gesagt wird, ein solcher Nachweis „nur sehr schwer zu führen" sein wird. Aber es ist eben hier, wo es sich doch um Fragen von höchster, vor allem auch praktischer Bedeutung handelt, die Aufgabe, entsprechende Methoden auszuarbeiten und zur Auswertung mit diesen Methoden geeignetes Material zusammenzubringen, das Entscheidungen ermöglicht, und erste Versuche in Richtung eines Koppelungsnachweises beim Menschen sind doch nicht nur der Ausdruck daführ, daß die Koppelung — wie andererseits die Blutgruppen — „zur Zeit die große Mode" wäre.

Bei der Besprechung der Korrelation zwischen der Körperlänge der Eltern und derjenigen der Kinder sind zwei kleine Versehen unterlaufen. Es handelt sich in dem angezogenen Beispiel Galtons nicht um 928 Familien, sondern um 928 Kinder. Die Korrelationstabelle S. 450 ist also in der Weise aufgestellt worden, daß die tatsächlich gefundene Körperlänge jedes einzelnen Kindes in Beziehung zu der durchschnittlichen Länge der beiden Eltern gesetzt ist, mit anderen Worten: die X-Reihe der Tabelle ist durch die Elternmittel gegeben, die Y-Reihe durch die empirischen Längenwerte der 928 Kinder, wobei aber die Zahlen 61,2, 62,2, 63,2 usw. nicht die Klassen-Mittelwerte, sondern die Klassen-Grenzen bedeuten*).

Im Schlußabschnitt des Kapitels über Begabung und Psychopathie spricht Lenz seine Ueberzeugung aus, „daß Krankhaftigkeit nicht ein notwendiger Bestandteil genialer Begabung, sondern nur eine Begleiterscheinung der bisheri-

*) Hier ist Just im Irrtum. Vgl. Galton, Natural Inheritance, London 1889. S. 208. Lenz.



gen Bedingungen der Entstehung des Genies sei. . . . Auf dem Wege planmäßiger Rassenhygiene würde es . . . möglich sein, durch Häufung von lauter gesunden Begabungsanlagen eine Rasse hervorzubringen, die den bisherigen Genies an Begabung gewiß nicht nachstehen, an Gesundheit aber unzweifelhaft überlegen sein würde". Das können wir hoffen, aber wir wissen es nicht. Wenn man indessen nicht an die geniale Begabung, sondern nur an die hohe Begabung denkt, so ist der dem eben zitierten sich anschließende Satz von Lenz der wärmsten Zustimmung gewiß: „Diese Synthese von Begabung und Gesundheit ist das Ziel der Rassenhygiene."

Zum Schluß sei erwähnt, daß dieser I. Band diesmal erfreulicherweise ein eigenes Schlagwörter- und Autoren-Verzeichnis erhalten hat. Die Ausstattung des Buches ist gediegen, der Preis durchaus mäßig. Günther Just (Greifswald).

Schmidt, Wilhelm, Rasse und Volk. 67 S. München 1927. Kösel und Pustet.

Der Pater Wilhelm Schmidt, Leiter des päpstlichen Museums für Völkerkunde in Rom, hat sich durch den Ausbau der von Graebner begründeten Lehre von den Kulturkreisen nicht geringe Verdienste um die Völkerkunde und indirekt auch um die Rassenkunde erworben. In der vorliegenden Schrift setzt er sich nun mit neueren Strömungen auf dem Gebiet der Rassenlehre auseinander. Scharf polemisch geht er besonders gegen Günther vor, der übrigens nicht, wie Schmidt meint, ein „junger Gymnasialprofessor", sondern Privatgelehrter ist. Besonders empört ist er über Günthers Beschreibung der „ostischen Rasse", an der dieser „sozusagen jeden Zug verächtlich oder gehässig dargestellt" habe. Die Leser erinnern sich vielleicht, daß auch ich Günthers Lehren in vielen Punkten für fragwürdig, die Schilderung seiner „ostischen Rasse" für ungerecht halte. Pater Schmidt aber spricht den Rassenforschern überhaupt das Recht ab, über seelische Eigenschaften etwas auszusagen. Er will den Begriff der Rasse nur für die körperlichen Eigenheiten gelten lassen. Das habe schon für Linné, Buffon, Blumenbach, Dauberton, Sömmering, White festgestanden. Ich habe nicht die Zeit, diese Behauptung für alle genannten Autoren nachzuprüfen; was Linné betrifft, so entspricht sie jedenfalls nicht der Wahrheit, denn Linné hat die von ihm aufgestellten Menschenrassen ausdrücklich auch seelisch charakterisiert. Von Kant, der vor anderthalb Jahrhunderten doch auch Beachtliches über den Begriff der Rasse und die seelische Eigenart der Rassen gesagt hat, schweigt Schmidt bezeichnenderweise.

Auch mir wirft Schmidt Ueberschreitung der Grenzen meines Gebietes vor, weil ich von seelischen Rasseneigenschaften gesprochen habe. Die „grundlegende Einteilung der Wissenschaften, die besonders in den letzten Jahrzehnten doch immer schärfer wieder herausgearbeitet worden" sei, die in Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften, werde dadurch in gefährlicher (man beachte dieses Wort, d. Ref.) Weise verwischt. Demgegenüber kann ich nur auf die grundlegenden Arbeiten Heinrich Rickerts verweisen, der gerade in den letzten Jahrzehnten gezeigt hat, daß die Einteilung der Wissenschaften in Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften methodologisch verfehlt ist. Die Psychologie, also gerade die Wissenschaft von der Seele, hat sich in dieser Zeit zu einer Naturwissenschaft entwickelt. Pater Schmidt, der den Naturforschern verbietet, etwas über seelische Eigenschaften auszusagen, hält sich seinerseits übrigens keineswegs an die

von ihm aufgerichtete Grenze. Er trägt vielmehr mit großer subjektiver Sicherheit Behauptungen über biologische Gegenstände vor, über die der Fachmann nur den Kopf schütteln kann. Obwohl er sich nicht wenig auf seine historische Methode zugute tut, lassen aber auch seine historischen Angaben sehr an Zuverlässigkeit zu wünschen übrig. Daß er „die genialen Vererbungsforschungen des Augustinerpropstes Gregor Mendel" als Grundlage der modernen Rassenforschung hinstellt, ist zwar verständlich; daß Correns, de Vries und Tschermak (nicht „Czermak") nur Mendels Forschungen wiederentdeckt und bekanntgemacht hätten, ist aber historisch unrichtig; sie haben vielmehr durch selbständige Forschungen dieselben Gesetzmäßigkeiten gefunden. Aus der Reihenfolge der Aufzählung gewinnt der nicht näher eingeweihte Leser den irrigen Eindruck, als ob Galton, Weismann, Ploetz u. a. die bahnbrechenden Erfolge ihrer Forscherarbeit in den Bahnen Mendels erreicht hätten. Weismann und Johannsen sind mit unter jenen Forschern genannt, die ihre Untersuchungen vom sozialhygienischen (?) Standpunkt aus in Angriff genommen hätten. E. Baur wird zu den „eigentlichen Anthropologen" (?) gerechnet.

Schmidt sagt der „neuen Richtung der Anthropologie" (natürlich zu Unrecht) nach, daß sie sich außerstande erkläre, anzugeben, wann und wie eine Rasse entstehe, und daß sie das „Geständnis" abgelegt habe, sie könne „einen festen inneren Unterschied zwischen Paravariationen und Idiovariationen nicht angeben". Schmidt seinerseits meint, wenn es möglich sei, durch „äußere Einwirkungen erbliche Veränderungen hervorzurufen", dann schwinde der feste Unterschied zwischen erblichen und nichterblichen Variationen, „und man sieht wirklich nicht mehr ein, was für ein praktischer und wissenschaftlicher Wert den genannten Unterscheidungen und Benennungen zukommt". Das liegt aber nur daran, daß er über dieses Gebiet der Biologie, über das er hier urteilt, nicht genügend orientiert ist. Nebenbei sei erwähnt, daß aus Fischers Terminus „Peristase" bei Schmidt „Parastase" wird.

Schmidt ist im Grunde in lamarckistischen Vorstellungen befangen. Er will von einer gestaltenden Wirkung der Auslese nichts wissen und sagt: „Da aber die Auslese nur regelnde, nicht schöpferische Funktion ausübt, so bleibt also für letztere nur die Aenderung der Umwelt übrig." Die Wirkung der Umwelt im Sinne lamarckistischer Anpassung soll auch zur Entstehung der Menschenrassen geführt haben und weiter führen. So ist das Kraushaar nach Schmidt „offenbar eine Funktion des warmen Klimas", das Straffhaar eine „Funktion des kalten Klimas". „Damit wäre also erwiesen (?), daß ein Merkmal, das man gern — so auch E. Fischer — als erbliches und also konstantes Rassenmerkmal hinstellt, hervorgegangen ist aus einer entsprechend langen und starken Einwirkung der Umwelt." „Die Fleisch-, Blut- und Milchnahrung der Hamitenhirten hat diese zu schlanken, bis zwei Meter hohen Gestalten heranwachsen lassen, während die größere Quantitäten erfordernde vorwiegend vegetabilische Nahrung der Negerbauern diese zu breiten, untersetzten Gestalten werden ließ." Schmidt weiß offenbar nicht, daß solchen Spekulationen durch die moderne Biologie der Boden entzogen worden ist. Für die Erklärung der erblichen Anpassung der Rassen an ihre Umwelt bleibt vielmehr einzig die Auslese übrig; und diese reicht auch aus dafür.

Der Pater wendet sich dann gegen die Ausführungen, die ich im Hinblick auf die Erblichkeit seelischer Anlagen über das Verhältnis von Körper und Seele gemacht habe. Ich habe gesagt: „Die Frage der gegenseitigen Abhängigkeit des Seelischen und des Körperlichen wird durch die Feststellung der erblichen Bedingtheit der seelischen Anlagen nicht berührt. Irgendwelche Zusammenhänge zwischen Seele und Körper müssen offenbar bestehen, welcher Art sie sind, wissen wir aber nicht. An und für sich ist die Erblichkeit seelischer Anlagen nicht schwerer zu verstehen wie die der körperlichen." Diese meine Ausführungen, welche Schmidt zitiert, lassen meines Erachtens Brücken zu sehr verschiedenen Weltanschauungen offen. Pater Schmidt aber bricht die Brücken schroff ab und erklärt: „Breit und tief und ganz unüberbrückbar wird aber der Unterschied, wenn man daran festhält, daß die Seele, wenn auch lebenspendende und gestaltende Form des Körpers, doch eine eigene selbständige Substanz ist, die ihrerseits nicht nur mit keinem Körper, sondern auch nicht mit einer Seele, auch nicht mit den Seelen der eigenen Eltern in irgendeinem erblichen Zusammenhang steht, sondern jedesmal, für jedes Individuum, neu von Gott geschaffen wird" (S. 15). Eine Kritik erübrigt sich wohl.

Schmidt erklärt die Lehre von der „Blutbedingtheit" der geistigen und kulturellen Entwicklung für verkappten Materialismus. Er muß also z. B. auch Kant, der den Charakter eines Menschen für eine Folge der „Blutmischung" angesehen hat, zu den „verkappten Materialisten" rechnen. Vielleicht wird Schmidt mit Achselzucken antworten: Ja, und wenn? Nun hat aber auch Muckermann, katholischer Theologe wie Schmidt und an biologischer Bildung ihm weit überlegen, kürzlich geschrieben: „Das Seelische wird durch das Körperliche bedingt. Folglich ist es ohne weiteres einleuchtend, daß es seelische Rassenunterschiede geben muß" *). Ist also auch der katholische Theologe Muckermann ein „verkappter Materialist"? Wenn aber nicht, dann lehnen auch wir andern Rassenbiologen diese Charakterisierung ab.

Schmidt kann sich selber der Einsicht nicht verschließen, daß die Seelen der Menschen wesensverschieden sind. Er bespricht in etwas einseitiger moralisierender Beleuchtung vier Möglichkeiten: 1. Eine gute seelische Veranlagung trifft mit einer guten Erbmasse des Körpers zusammen. 2. Eine weniger gute seelische Veranlagung trifft mit einer schlechten Erbmasse des Körpers zusammen. 3. Eine gute seelische Veranlagung trifft mit einer schlechten Erbmasse des Körpers zusammen. 4. Eine weniger gute seelische Veranlagung trifft mit einer guten körperlichen Erbmasse zusammen. Im letzten Fall soll das Endergebnis „voraussichtlich ein noch bedeutend minderwertigeres" sein als das unter 2. Wie kommt das aber zustande? Die Erbmasse ist in diesem Falle nach Schmidt ja gut. Aber der liebe Gott hat eine „weniger gute" Seele dazu geschaffen. Da die Wertungen „gut" und „weniger gut" relativ sind, so kann man statt dessen auch gut und schlecht sagen, und die Folge von Schmidts Annahme wäre, daß Gott auch schlechte Seelen schaffe. Demgegenüber sind wir Rassenhygieniker der Ansicht, daß wir kein Recht haben, die Verantwortung für die ungeheure Quelle des Uebels, die in der minderwertigen Veranlagung nur allzu vieler Menschen liegt, auf die Vorsehung abzuschieben. Wir sollten vielmehr unsere eigene Ver-

*) Rassenforschung und Volk der Zukunft. Berlin und Bonn. 1928. S. 16.

antwortung erkennen und unverdrossen dahin arbeiten, daß es einmal besser werde. So wie Schmidt sich das denkt, geht es freilich nicht. Er meint, wenn durch schlechte Sitten (?) eine Schädigung des Idioplasmas herbeigeführt werde, so werde durch gute Sitten ein geschädigtes Idioplasma wohl auch wieder gut gemacht werden können. Er sucht mir in dieser Frage einen Widerspruch nachzuweisen; es handelt sich aber lediglich um ein Mißverständnis seinerseits. Er meint auf S. 18, ich hätte geleugnet, daß gute Erbanlagen neu entstehen könnten. Natürlich habe ich das nicht getan; ich habe vielmehr verschiedentlich dargelegt, weshalb wir schließen müssen, daß auch günstige Erbänderungen vorkommen können. Nur sind sie nicht so, wie Schmidt sich das denkt, durch „gute Sitten" oder sonst auf dem Wege direkter Anpassung zu erzielen.

Unzutreffend ist es auch, daß ich „sowohl die Neger als die Mongoliden jede als nur eine Rasse mit nur einer seelischen Begabung" hingestellt hätte. Ich weiß natürlich, daß es mancherlei Rassenunterschiede innerhalb dieser großen Hauptrassen gibt, das schließt aber nicht die Berechtigung aus, auch das Gemeinsame jeder der großen Rassengruppen ins Auge zu fassen. Schmidt faßt auch die seelischen Rassenunterschiede lamarckistisch auf. „Unverzeihlich ist es, noch immer von Negerkindern im Lernen ganz die gleichen Resultate erwarten zu wollen wie von europäischen Kindern, die doch so viele Generationen Hochkultur hinter sich haben" (S. 21). Dazu ist zu sagen, daß wir leider allen Anlaß zu der Annahme haben, daß durch diese „Hochkultur" die Begabung im Laufe der Zeit immer weiter heruntergedrückt wird, und zwar auf dem Wege der Gegenauslese. Noch einige Generationen dieser „Hochkultur" und die Begabung der Europäer wird die der Neger im Durchschnitt vielleicht nicht mehr übertreffen.

Unberechtigt ist auch Schmidts Aeußerung, ich hätte mir kein einziges Mal die Frage vorgelegt, ob diese oder jene von mir als erblich angesehene seelische Eigenschaft nicht mit den wirtschaftlichen Verhältnissen zusammenhinge. Tatsächlich habe ich nämlich die seelische Eigenart der Rassen sogar zum guten Teil als Folge der Wirtschaft geschildert, freilich nicht im lamarckistischen Sinne wie Schmidt, sondern als Auslesefolge der Wirtschaft.

Im dritten Kapitel seiner Schrift entwickelt Schmidt die Lehre von den Kulturkreisen; er bespricht die Urkultur mit ihrer Sammelwirtschaft, die totemistische Kultur der höheren Jäger, die mutterrechtliche Kultur der primitiven Hackbauer, die Kultur der Hirtennomaden und schließlich den Mischcharakter der Hochkulturen. Manches davon ist meiner Ansicht nach zwar viel hypothetischer, als Schmidt meint; im wesentlichen habe ich gegen seine Ausführungen in diesem Kapitel aber nichts einzuwenden.

Das vierte Kapitel trägt die Ueberschrift: „Die nordische Rasse." Wenn Schmidt darin die Ansicht vertritt, „daß die nordische Rasse stark gemischt ist", so ist das leider mißverständlich. Er meint offenbar, daß die nordeuropäischen bzw. die germanischen Völker ziemlich stark gemischt seien; und darin hat er natürlich recht. Das, was wir „nordische Rasse" nennen, ist aber nur ein Bestandteil davon, der als solcher durchaus nicht gemischt zu sein braucht. Er ist an und für sich der nordischen Rasse nicht unfreundlich gesinnt. Er hat über die Gegenstände, die er in vorliegender Schrift behandelt, in Vorträgen vor dem „Landesverein katholischer Edelleute Südwestdeutschlands" gesprochen, und er

sagt gegen den Schluß: „Wenn es wahr ist, daß gerade in dieser (d. h. der landbesitzenden) Aristokratie in Deutschland das nordische Element besonders stark vertreten ist, so sieht man leicht, wie eine tiefere Begründung und Förderung derselben zugleich auch eine Förderung des nordischen Rassenelements überhaupt bedeutet, aber keine egoistische, sondern eine solche, die der Gesamtkultur des deutschen Volkes zugute kommt" (S. 65).

Bedauerlich aber ist es, daß seine unrichtigen und irreführenden Angaben über die Rassenbiologie und ihre Vertreter in der katholischen Oeffentlichkeit verbreitet worden sind, ohne daß eine Gelegenheit zur Richtigstellung gegeben war. Die Ausführungen der vorliegenden Schrift sind vorher in der katholischen Zeitschrift „Hochland" erschienen. Eine Anfrage meinerseits bei der Schriftleitung, ob sie mir Gelegenheit zu einer Entgegnung gebe, blieb unbeantwortet. Lenz.

Muckermann, Dr. Hermann, Rassenforschung und Volk der Zukunft. 49 S. Berlin und Bonn 1928. Dümmler.

Es ist sehr zu begrüßen, daß Hermann Muckermann, Leiter der eugenischen (rassenhygienischen) Abteilung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie in Berlin-Dahlem, in dieser Schrift seine biologischen Ansichten gewissermaßen programmatisch dargelegt hat. „Die Wissenschaft der Anthropologie steht im Zeichen einer tiefgreifenden Umbildung." „Die neue Rassenkunde wird immer mehr ein Problem der Erblichkeitsforschung, was durchaus nicht besagen will, daß die Einwirkungen, die von den Lebensbedingungen ausgehen, nicht die allergrößte Beachtung finden."

Im ersten Kapitel gibt Muckermann eine kurze Darstellung der erbbiologischen (genetischen) Grundlage der Rassenkunde. Im zweiten bespricht er die Menschenrassen der Gegenwart. Hier heißt es von der nordischen Rasse: „Keine offenbart so viel schöpferische Initiative, weitausschauende Kombinationsgabe und immer wieder erwachende Energie." Auch die seelische Eigenart der Juden wird unvoreingenommen geschildert. Er kommt dann im dritten und vierten Kapitel auf den Ursprung der Rassenunterschiede zu sprechen. Im Hinblick auf die Ursachen der Rassenbildung und -umbildung bemerkt er vorweg: „Wenn ich dabei Anschauungen vertreten sollte, die manche vielleicht nicht von mir erwarten, so liegt der Grund ausschließlich im Willen zur Objektivität, der sich bemüht, Voreingenommenheit und Leidenschaft in der Erörterung dieser Fragen auszulöschen. Nur die Wahrheit befreit."

„Es ist leicht zu begreifen, daß für die Entstehung von Rassenunterschieden sowohl die Mixovariationen als auch die Idiovariationen in Verbindung mit dem Prinzip der Auslese und Ausmerzung entscheidend sein müssen. Die Paravariationen kommen deshalb nicht in Frage, weil sie als solche nicht aus dem Erbgefüge hervorgehen, sondern dem wechselnden Milieu folgen." Sachlich kann ich dem durchaus zustimmen, in formaler Hinsicht möchte ich nur bemerken, daß die Autoren des Baur-Fischer-Lenz den Gebrauch der Siemensschen Ausdrücke wieder aufgegeben haben und reumütig zu den international gebräuchlichen Ausdrücken Mutation, Modifikation, Kombination zurückgekehrt sind. Erfreulich ist es besonders, daß Muckermann die Auslese als wesentlichen Faktor der Rassenentstehung ins rechte Licht rückt. Er meint: „Jedenfalls ward der Mensch von dem Moment an ein echter Mensch, als der Funke des Geistes in ihm

erwachte." Das kann man grundsätzlich gewiß gelten lassen; nur wird man sich unter diesem „Moment" nicht einen einmaligen und kurzen Augenblick vorstellen dürfen; vielmehr ist die geistige Entwicklung offenbar ebenso allmählich vor sich gegangen wie die körperliche. Muckermann meint zwar: „Wann und wie der Geist erwachte, läßt sich durch die Rassenforschung nicht erschließen." Mir will aber scheinen, daß die Schwierigkeiten nicht grundsätzlich größer als auf körperlichem Gebiete sind. So weit zurück, wie wir Werkzeuge finden — und sie sind aus noch früherer Zeit als Skelettreste erhalten —, dürfen wir auch bewußte Geistestätigkeit annehmen. Ja ich sehe nicht ein, weshalb wir nicht auch z. B. die erstaunlichen Intelligenzleistungen der Schimpansen als geistige Leistungen gelten lassen sollten.

Das fünfte Kapitel trägt die Ueberschrift: „Das Problem der Rassenbeeinflussung." Muckermann sieht der Tatsache der Entartung und dem drohenden Untergang unerschrocken ins Gesicht. Die Entartung entsteht dadurch, „daß die eigentlichen Kulturträger sich weit geringer vermehren als die weniger Begabten." Noch treffender wäre: daß sie sich gar nicht mehr vermehren, sondern an Zahl zurückgehen. Muckermann fährt fort: „Ja, es werden in allen Kulturvölkern die Anlagen, die den gesellschaftlichen Aufstieg ermöglichten, eben durch diesen Aufstieg in ihrer Erhaltung bedroht, da der Aufstieg selbst von einer Verminderung der Kinderzahl begleitet oder gefolgt ist. Allerdings erwächst aus dem Schoß der Landbevölkerung immer wieder ein zum gesellschaftlichen Aufstieg entschlossenes Geschlecht. Allein bei der Ausmerzung, die mit dem Aufstieg in der Kultur der Gegenwart unvermeidlich verbunden zu sein scheint, ist keine Hoffnung, die fortschreitende Entartung aufzuhalten." Selbstverständlich will Muckermann damit keinem unfruchtbaren Fatalismus das Wort reden, sondern nur die Notwendigkeit einer umfassenden Rassenhygiene ins rechte Licht rücken, die er im letzten Kapitel (Erbgrundlage und Eugenik) bespricht.

Er spricht sich hier u. a. für die grundsätzliche Berechtigung „des operativen Auslöschens von Erblinien", d. h. der Sterilisierung aus. Allerdings seien deren Voraussetzungen, „daß ein auf anderem Wege unheilbarer Notstand das Staatswohl bedroht und daß die Kriterien für den Einzelfall mit genügender Sicherheit wissenschaftlich umschrieben und praktisch angewandt werden können. Jeden Eingriff auf private Autorität hin muß man natürlich ablehnen, weil sonst der Mißbrauch fürchterlich wäre. Leider fehlt noch immer der geforderte Nachweis für die eben angegebenen Voraussetzungen." Da bin ich allerdings grundsätzlich anderer Ansicht. Meiner Ansicht nach würdigt Muckermann nicht genügend den Umstand, daß wir es auch nicht verantworten können, die Dinge so weitergehen zu lassen wie bisher. Die Gegner der Sterilisation, zu denen Muckermann nun ja wohl nicht mehr zu rechnen ist, halten sich meines Erachtens nicht genügend die Tatsache vor Augen, daß unsere Rasse in reißendem Niedergang befindlich ist. Wenn das nicht der Fall wäre, dann könnte man freilich zuwarten, bis alle Fragen bis ins einzelne geklärt wären. So wie die Dinge liegen, leistet ein solches Verhalten aber dem Niedergang Vorschub. Ein weiteres Abwarten ist also nicht zu verantworten. Die sittliche Forderung der Stunde ist vielmehr, das zu tun, was mit der größeren Wahrscheinlichkeit das Uebel vermindert; und das ist meines Erachtens die Sterilisation in großem Umfange, auch auf private Autorität

hin. Zwangsweise soll ja niemand sterilisiert werden. Jedenfalls halte ich die Sterilisierung, so wie die Dinge heute liegen, für ganz ungleich wichtiger als „die eugenische Auslese bei der Einleitung neuer Ehen", während Muckermann die umgekehrte Ansicht vertritt.

Muckermann meint, nichts sei heute dringlicher als die Zusammenfassung aller verfügbaren Mittel, um das Wohnungs- und Arbeitsproblem zu lösen, weil sonst keine Möglichkeit bestehe, die Mächte der Entartung zu fesseln und den gesunden Erbanlagen die volle Entfaltung zu sichern. Allerdings bemerkt er selber, er könne über diese Dinge nichts sagen, was nicht schon von den Sachverständigen jener Gebiete immer wieder ausgesprochen worden sei, ohne daß auch nur einer von ihnen eine annehmbare Lösung bieten könnte. Meines Erachtens handelt es sich hier um das Problem der Uebervölkerung. Da wir aber in relativ kurzer Zeit ohnehin mit einem starken Rückgang der Bevölkerungszahl zu rechnen haben, brauchen wir keine besonderen Maßregeln negativer Bevölkerungspolitik dagegen zu ergreifen. Immerhin aber tut man gut, sich über die Zusammenhänge klar zu werden.

Sehr beachtlich ist Muckermanns Stellung zu den Fragen der sozialen Fürsorge. „Das Heer der Fürsorgebedürftigen wächst unübersehbar, und die Zahl der Gesunden wird immer kleiner." Er meint, man dürfe die verfügbaren Mittel nicht mehr in dem Maße wie bisher Menschen zuwenden, die man nicht mehr für Leben und Arbeit zurückgewinnen könne. „Man wende soviel auf, wie die menschenwürdige Aufbewahrung bis zum Tode erheischt, hüte sich jedoch, mehr zu tun, als jemals die Gesunden und sittlich Treuen, die einen oft so mühsamen Kampf ums Dasein führen, erhalten oder in Aussicht haben. Es handelt sich also nicht um eine Verschließung von Hilfsquellen, sondern um eine Verteilung im Sinne einer erleuchteten Nächstenliebe, die um eines Einzelschicksals willen niemals allgemeine Interessen und vielleicht gar das Schicksal des ganzen Volkes gefährdet."

Zum Schluß noch einige Einzelpunkte. Muckermann möchte das „Idioplasma einer Population" Bioplasma nennen. Er meint: „Das Idioplasma einer anthropologischen Rasse umfaßt die Summe der Erblinien, aus denen jene Merkmale erstehen, die bestimmten Gruppen in der Menschheit eigentümlich sind, während das Bioplasma den Gesamtstrom der Erbanlagen bezeichnet, der die Abstammungsgrundlage der einzelnen Menschen, der Familie, des Volkes, der Menschheit durchflutet." Ich sehe, offen gestanden, nicht recht ein, was mit dem nicht einmal bezeichnenden neuen Fremdwort gewonnen sein soll; meines Erachtens ist das Wort Erbmasse dafür bezeichnender. Wenn übrigens Muckermann meint, daß sein „Bioplasma" sich mit der „biologischen Rasse" von Ploetz decke, so ist das jedenfalls nicht die Ansicht von Ploetz, denn dieser hat damit nicht das „Idioplasma einer Population" bezeichnen wollen.

Für wenig glücklich halte ich auch den Ausdruck „Idiokinese der Entartung", der sich mehrfach bei Muckermann findet. Als Gegenstück setzt er offenbar eine Idiokinese der Aufartung voraus. Praktisch führt heute aber alle Idiokinese zur Entartung; für die Zwecke der praktischen Rassenhygiene bedarf es dieser Unterscheidung also nicht; im Gegenteil, sie kann sogar irreführend wirken. Theoretisch aber ist es nicht berechtigt, den Begriff der Idiokinese nach Wertgesichts-

punkten in zwei neue, einen negativ und einen positiv wertbetonten, zu zerlegen. Als ich im Jahre 1912 den Begriff der Idiokinese einführte, war es gerade mein Bestreben, einen wertindifferenten Begriff zu schaffen, der an Stelle des Forelschen negativ wertbetonten Begriffs der „Blastophthorie", des Keimverderbs, der auch sonst nicht frei von Unklarheiten war, treten sollte.

Abgesehen von solchen Kleinigkeiten kann ich Muckermanns Schrift, die ein tapferes Bekenntnis darstellt, warm empfehlen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn er darin meint, die Eugenik sei die berufene Wissenschaft, die das schwere Problem zu lösen habe, wie die Kultur der Gegenwart zu gestalten sei*), um die erbliche Begabung zu behüten und zu vervollkommnen. Lenz.

Engelmann, F., Sterilität und Sterilisation. In Veit-Stöckels Handbuch der Gynäkologie. 3. Band. München 1927, I. F. Bergmann.

Aus dem umfassenden, bei Abschluß der Arbeit im Februar 1926 wohl schlechthin erschöpfend gewesenen Werke Engelmanns können im Rahmen einer Besprechung für dieses Archiv nur einige Ausführungen, Urteile und Gesichtspunkte herausgehoben werden, die das sozial- und rassenbiologische, insbesondere rassenhygienische Interesse unmittelbar angehen. Mittelbar wird es von der Arbeit Engelmanns in weit größerem Umfange betroffen, da der Verfasser bei seiner ganzen Darstellung sehr wesentlich auch von konstitutionsmedizinischen Betrachtungen geleitet wird. So legt E. bei der Schilderung der „allgemeinen Ursachen" besonderen Wert auf die Feststellung, daß „eine große Zahl der sterilen Frauen zu der Klasse der konstitutionell nicht vollwertigen, der geschlechtlich mangelhaft differenzierten gehört, also zu den Frauen, die körperlich und seelisch von dem gesunden Normaltyp mehr oder weniger große Abweichungen aufweisen". Zu diesen konstitutionellen Sterilitätsursachen oder doch -bedingungen stellt E. auch soziale Faktoren in sehr nahe Beziehungen, während er dem neuerdings wiederholten Versuch, das Sterilitätsproblem „auf das psychisch-sexuelle Gebiet zu verschieben" sowie namentlich der Behauptung einer Blastophthorie durch Alkaloide, Lues, gewisse Schwermetalle usw. mit erheblichen Zweifeln begegnet: die schädliche Wirkung dieser Mittel in bezug auf die Fortpflanzung bestehe vielmehr darin, „daß durch sie ein frühzeitiges Absterben der Früchte durch einen Uebergang des Giftes auf diese auf dem Wege des Plazentarblutes zustande kommt". Je höher man die konstitutive Verursachung der Sterilität einschätzt, um so mehr Bedenken wird man gegen ihre Behandlung durch eine künstliche Befruchtung haben müssen; folgerichtig kann für E. dieser Eingriff nur als seltene Ausnahme beim „Zusammentreffen mehrerer sehr gewichtiger Gründe" in Betracht kommen. Welches diese Gründe im einzelnen sind, braucht hier nicht vermerkt zu werden. Moralische Einwände gegen die Methode läßt E. vernünftigerweise nicht gelten, ohne die gefühlsmäßigen Widerstände zu leugnen oder gar zu verachten. Die Sterilisation bespricht E. sowohl unter dem Gesichtspunkt der sozialen Indikation, die er mit Lenz besser: privatwirtschaftliche Indikation genannt wissen will, wie unter dem der eugenischen Indikation. Bezüglich der ersteren erkennt E. den sehr häufigen Tatbestand an, daß „nicht die Krankheit als solche allein, sondern nur in Verbindung mit der sozialen

*) Gesperrt vom Referenten.



Lage der Kranken und ihrer Familie die dem einzelnen Falle richtig angepaßte Indikationsstellung erlaubt", daß hingegen eine „rein soziale Indikation" nur sehr selten in Frage kommt, weil „eine Frau, die in schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen lebt und einen Haufen Kinder hat, derartig reduziert und in ihrer Widerstandskraft herabgesetzt zu sein pflegt, daß ihr Allgemeinzustand der einer Kranken gleichzuachten ist, wenn auch eine ‚eigentliche' Erkrankung nicht vorliegt, so daß, wenn überhaupt, in einem solchen Falle die Indikation zur Sterilität gegeben erscheint". Aber auch gegenüber den Fällen, in denen „der Gesundheitszustand einer Frau mit zahlreichen, schnell aufeinanderfolgenden Kindern noch nicht so gelitten hat, daß in Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand eine Sterilisierung indiziert erscheint, wo man sich aber sagen muß, daß der körperliche und seelische Zusammenbruch der Frau und der wirtschaftliche der Familie erfolgen muß, wenn noch mehrere Kinder folgen" — also auch gegenüber solchen Fällen gehören E.s Sympathien nicht dem Arzte, der streng nur der wissenschaftlichen Indikation, wie sie bis jetzt gültig ist, folgt und so dazu beiträgt, daß die Frau mit der Familie zugrunde geht oder daß sie sich an einen Abtreiber wendet, „vielleicht mit dem gleichen Endeffekt", sondern dem anderen Arzte, „der nicht nur ein warmes Herz, sondern auch ein kühles Urteil über die sozialen Zusammenhänge besitzt". Daß etwa ein solcher Arzt wegen schwerer Körperverletzung, da der Eingriff nicht zu Heilzwecken vorgenommen worden sei, verurteilt werden könnte, glaubt E. aus Vertrauen zur Einsicht der Richter nicht; ebenso bezweifelt er, daß die liberalere Bewertung der sozialen Faktoren bei der Indikationsstellung zum Mißbrauch durch unlautere Elemente führen werde. Ref. ist zwar in beiderlei Hinsicht skeptischer als E., teilt aber dennoch dessen grundsätzliche Anschauungen. Die Erörterung der eugenischen Indikation leitet der Verfasser mit einem Ueberblick über den medizinischen und den juristischen Stand der Frage ein, unter besonderer Berücksichtigung des Vorstoßes von Boeters und der ihm durch den Chirurgen Braun (Zwickau) zuteil gewordenen tätigen Hilfe; es zeige sich hier, was auch schon unter dem geltenden Recht gewagt werden kann. Prinzipiell durchaus positiv zur eugenischen Indikation eingestellt, würdigt E. mit großer Gewissenhaftigkeit die praktischen Schwierigkeiten, die sich in den einzelnen Fällen dem verantwortungsbewußten Arzte entgegenstellen, wenn er sich zur Unfruchtbarmachung einer Frau zwecks Verhütung einer minderwertigen Nachkommenschaft entschließen will, und erwägt mit aller Besonnenheit die Aufgaben und Möglichkeiten der lex ferenda. Gegenüber dem häufig hörbaren Einwande, daß die Anerkennung der eugenischen Indikation der Sterilisierung infolge der Unsicherheit der individuellen Erbprognose auch die Geburt nicht minderwertiger Kinder verhüten könne, ja, daß bei der nahen biologischen Beziehung zwischen erblicher Belastung und Genie auch ein solches gelegentlich ungeboren bleiben werde, weil man seine „Mutter" sterilisierte — beruft sich E. auf den Vorrang des kleineren Uebels und bekennt sich zu dem Standpunkte von Lenz: die Ungunst der Verhältnisse drängt die überdurchschnittlich begabten Schichten in solchem Umfange zur Geburtenbeschränkung, daß hier die Wahrscheinlichkeit eines Ausfalles von Geburten Hochbegabter und Genies viel größer ist. Max Marcuse, Berlin.

Michels, R., Prolegomena zum weltpolitischen Bevölkerungsproblem. Italien und Frankreich. Weltwirtschaftliches Archiv. 26. Bd. S. 168—222.

M. bringt in gedrängter Form eine Fülle interessanten, sonst schwer zugänglichen Stoffes zum Bevölkerungsproblem, aus dem auch der Rassenbiologe reiche Anregung schöpfen kann. Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Auswanderungsfrage, die sich als brennendstes Gegenwartsproblem für Italien ergibt. Seinen gesamten, kaum in nennenswertem Umfang durch Geburtenverhütung gezügelten Bevölkerungsüberschuß muß Italien an das Ausland abgeben. Eine neumalthusianische Lösung der Uebervölkerungsfrage lehnt Italien ab; Mussolini will „gegen derartige Lösungsversuche, wo immer er auf sie stößt, mit Feuer und Schwert vorgehen", wie seine Junggesellenbesteuerung ja bewiesen hat. Da die Innenkolonisation in Italien nicht sehr verheißungsvolle Aussichten bietet, die augenblicklich verfügbaren afrikanischen Kolonien Italiens aber sich zur Ansetzung von Siedlern nicht eignen, treibt Italien heute eine aktive Auswanderungspolitik, die den Auswanderer gut vorbereitet und „valorisiert", aber ihn auch durch tatkräftige Betreuung, Gründung von Auslandsfasci usw. vor der nationalen Aufsaugung durch das Gastland bewahren will. So wird Italien ein Musterbeispiel für den Gegensatz, in den die geburtenreichen Auswanderungsländer zu den („geburtenfaulen") Einwanderungsgebieten gedrängt werden; die italienische Publizistik betont dies mit echt faszistischer Offenheit: „Bei der Ablehnung der neomalthusianischen Lösung sowie der Unmöglichkeit anderer Lösungen bleibe der italienischen Bevölkerung in ihrem Dilemma nur entweder der hoffnungslose Hungertod im Vaterlande, oder der nicht hoffnungslose Tod im offenen Kampfe um die benötigten Futterplätze übrig." So organisiert man heute die Auswanderung, ohne die letztendig imperialistischen Ziele zu verschleiern.

Im Jahre 1871 betrug die Zahl der Italiener, die im Ausland ihr Brot suchen mußten, knapp 450 000. 1924 war sie auf etwa 10 Millionen gewachsen. Seit der Abriegelungspolitik der nordamerikanischen Einwanderungsgesetzgebung und der Ueberfüllung der nördlichen Nachbarländer ergießt sich der Hauptteil der italienischen Kontinentalwanderung nach Frankreich. Daraus ergeben sich bemerkenswerte Einsichten und Fragen, die M. im einzelnen bespricht.

Frankreich wiederum steht bei sinkender Natalität vor der Gefahr der Untervölkerung und Ueberfremdung. M. sieht in einem „stationären Habitus" einer Bevölkerung nicht ein Uebel, sondern eher einen Vorteil auf ökonomischem wie allgemeinsittlichem Gebiete. Er glaubt sogar, daß „das Unterrichtswesen, den für dieses von den Eltern geleisteten Kosten entsprechend, und das Familienleben in Frankreich auf einer beträchtlichen Höhe stehen, reservatis reservandis auf einer höheren als z. B. in England." Wenn er weiter meint, daß daher auch in Frankreich „dem militärischen Imperialismus, der die Massen der Uebererzeugten braucht, kein weiter Spielraum gelassen wird", so klingt das deutschen Ohren denn doch etwas reichlich — erstaunlich.

Man sucht sich in Frankreich auf verschiedenerlei Weise zu helfen. Zum ersten fördert man in bekannter Weise öffentlich, aber auch privat die Kinderreichen. „Große französische Schwerindustrielle und Bergwerksbesitzer haben Mutterschaftskassen errichtet, welche die ehelich wie die unehelich Schwan-

geren unter den Arbeiterinnen davon abhalten sollen, zu abortieren, und sie überhaupt zur Aufsichnahme häufigerer Mutterschaft bestimmen sollen. Die Triebkraft zu dieser Einrichtung ist gegebenermaßen nicht so sehr die Hebung der Sittlichkeit als vielmehr, sich einen erblich qualifizierten Arbeiterstamm zu erhalten bzw. zu schaffen" (S. 178). Da aber diese Maßnahmen nicht allzu großen Erfolg zeigen, bemüht man sich um Heranziehung geeigneter Einwanderer, denen man die Naturalisation erleichtert oder nahelegt (insbesondere den Italienern in Tunis), vor allem, wenn sie kinderreich sind. Man fördert die Einwanderung von Junggesellen, denen man im Falle einer Heirat mit einer Französin wirtschaftliche und soziale Begünstigungen gewährt.

Als besonders wünschenswerte Einwanderer bezeichnet man die Italiener, Polen, Spanier und Belgier; auch für Armenier richtet man besondere Schulen ein; daneben sind auch Deutsche aus dem Rheinland, denen man sich verwandt fühlt, nicht unwillkommen. Angelsachsen dagegen werden als Schwiegersöhne der französischen Nation bezeichnenderweise energisch abgelehnt und als unerwünscht bezeichnet: „Grundverschiedenheiten der Lebensführung und der Weltanschauung trennten die französische von der englischen und der amerikanischen Volksgemeinschaft." Für die Wertung des nordischen Elements im heutigen Frankreich ist übrigens auch eine Stelle aus einem neuerdings im Economiste Français erschienenen und von M. zitierten Aufsatz Berthélemys hervorzuheben, der die Aufnahme von anderen Volksteilen als unschädlich bezeichnet, da die „französische Rasse" ja doch eine Mischbildung sei. „Nehmen Sie die Bretagne und bemerken Sie die Mischung, die sich dort befindet: die großen Bewohner von Léon, hager, geschwätzig und rührig; die unteren Bretonen von kleiner Gestalt infolge Kalkmangels, untersetzt und unbeweglich, kurzschädlig; die großen blonden Langschädler von Guincamp, von skandinavischem Typus, man nennt sie die Schmutzfinken (les culs sales [!]), die mittelländischen Langschädler, die man mit Unrecht Kelten nennt, die Bigoudens, die Kalmückentypus haben .... Wir sind alle Metöken. Was hat der Ursprung der Menschen zu bedeuten? Das einzige, was uns interessiert, ist die Frage nach ihrer Nützlichkeit" (S. 179f.). Ueberhaupt ist (nach M.) der Franzose einer Aufnahme Fremder nicht abgeneigt; der Hauptgrund hierfür liege neben seiner Gastlichkeit in seiner eigenen rassischen Gemischtheit, die ihn die Nachbarvölker nicht als fremd empfinden läßt. Die obenerwähnte Ausnahme wird durch diese Behauptung doppelt beachtlich. Bemerkenswert ist ferner die absolute Unassimilierbarkeit des Arabers; in Algerien findet weder eine eheliche noch eine uneheliche Vermischung zwischen Arabern und Franzosen statt; sogar der Neger sei der französischen Kultur weit zugänglicher als der Araber.

M. hofft auf eine verständnisvolle Ueberbrückung der behandelten französisch-italienischen Gegensätze „viribus latinitatis unitis". K. V. Müller.

Notizen.

„Die neuen Schulgesetze Oesterreichs vom rassenhygienischen Standpunkt aus betrachtet."

(Referat über einen Vortrag von Herrn Staatsrat a. D. und Landtagsabgeordneten Max Pauli in der oberösterreichischen Gesellschaft für Rassenhygiene am 18. November 1927.)

Oesterreich besitzt durch das „Bundesgesetz vom 2. August 1927, betreffend die Regelung des Mittelschulwesens [Mittelschulgesetz]"*) — und jenes vom gleichen Tage, „womit einige Bestimmungen des Reichsvolksschulgesetzes vom 14. Mai 1869, R.G.Bl. Nr. 62, in der Fassung des Gesetzes vom 2. Mai 1883, R.G.Bl. Nr. 53, abgeändert werden [Hauptschulgesetz]"*) die modernsten Schulgesetze Europas. Mit größter Befriedigung können wir Rassenhygieniker konstatieren, daß diese Gesetze in manchen Punkten unseren Forderungen durchaus entsprechen und, nachdem nun die Lehrpläne erschienen sind, auch darin unsere Erwartungen in mancher Hinsicht erfüllen. Diese Tatsachen verdienen um so mehr Beachtung, als es sehr fraglich ist, ob die Schöpfer dieser Gesetze mit den Forderungen der Rassenhygiene bereits vertraut waren. Der § 2 des ersten Gesetzes kommt unserer Forderung nach Verkürzung des Studienlaufes insofern nach, als jetzt der Uebertritt in eine achtklassige Mittelschule bereits mit der erfolgreichen Absolvierung der vierten (bisher fünften) Volksschulstufe erfolgt. Zu betonen ist ferner, daß der fremdsprachige Unterricht, und zwar auch an den Gymnasien, erst in der zweiten Klasse einsetzt; der Unterricht im Griechischen beginnt am Gymnasium erst in der vierten, also ebenfalls um ein Jahr später. An den Realgymnasien und Realschulen setzt der Unterricht einer zweiten Fremdsprache erst mit der fünften Klasse ein, während in der vierten, früher der Beginn des Unterrichts in der zweiten Fremdsprache, der realistische Unterricht verstärkt wird**).

§ 6 bestimmt, daß die Frauenoberschulen ihre Schülerinnen auf den Gebieten der Fürsorge und Volkspflege wie für den häuslichen Wirkungskreis vorzubereiten haben.

Der Auslese ist in beiden Gesetzen weitestgehend Rechnung getragen. Der § 9 des ersten Gesetzes ermöglicht allen begabten Schülern, deren geistige Entwicklung etwa zur Zeit des normalen Uebertrittes in eine Mittelschule noch nicht so weit gereift war, um die Entscheidung für das Mittelschulstudium treffen zu können, nach Zurücklegung der Hauptschule durch sog. Ueberleitungskurse in die

*) Offizielle Gesetzesbezeichnung.

**) Alle diese Bestimmungen haben unter den Philologen begreiflicherweise lautesten Protest hervorgerufen.



fünfte Klasse einer Mittelschule überzutreten. Ja das Gesetz geht noch weiter. Durch Aufbauschulen und Arbeitermittelschulen werden „befähigte Schüler, die erst nach vollendeter Schulpflicht in die Lage kommen, in das Mittelschulstudium einzutreten, in einem besonders eingerichteten fünfjährigen Studiengang zum Bildungsziel der Mittelschule" geführt. Die Arbeitermittelschulen sind mehrjährige, an einzelnen Mittelschulen versuchsweise einzurichtende Kurse, die „Personen, die nach Vollendung einer Volks- und Bürgerschule in das Berufsleben eingetreten sind und ihre Lehrzeit vollendet oder das 17. Lebensjahr zurückgelegt haben, durch einen besonderen Studiengang den Zutritt zu einer Hochschule ermöglichen sollen". Die Institution der Arbeitermittelschulen ist eine Uebergangseinrichtung und, wie Absatz 1 bestimmt, nur innerhalb eines Zeitraumes von 6 Jahren und auch da nur versuchsweise gedacht.

Man sieht, das Gesetz atmet demokratischen Geist. Pessimisten, die mit diesen Institutionen das Mittelschul- und Hochschulstudium diskreditiert glauben, ist entgegenzuhalten, daß infolge verschiedener erschwerender Umstände nur wenige junge Leute die neueröffneten Wege gehen und daß wirklich nur sehr Befähigte das Ziel erreichen werden. Die Neuerung hat eher einen anderen Pferdefuß und das ist die damit geförderte Ueberproduktion an Studierten. Heutzutage wäre es besser, Bestimmungen zu erlassen, die dem Mittelschulstudium energisch entgegenwirken, statt solcher, die als Ermunterung hierzu aufgefaßt werden können. Als Aequivalent hierfür wurde die Hauptschule so eingerichtet, daß sie, soweit dies nicht schon die Volksschule besorgt, durch Verschärfung der Auslese wirklich nur befähigten Schülern das Weiterkommen ermöglicht.

Betreffend die Hauptschule (ehemalige Bürgerschule) ist die im § 17 (beide Gesetze sind fortlaufend paragraphiert) enthaltene Neuerung hervorzuheben, daß sie auch die Aufgabe hat, fähigen Schülern den Uebertritt in die Mittelschule zu ermöglichen. Sehr wesentlich und ganz im Sinne unserer Forderungen ist die Bestimmung des § 18 (1): „Die Hauptschule wird in der Regel" (in größeren Städten, d. Ref.) „in zwei Klassenzügen geführt, die sich, entsprechend der Begabung der Schüler, durch den Umfang des zu vermittelnden Lehrgutes und durch den Lehrvorgang voneinander unterscheiden." (2): „Der Klassenzug, in dem an die Schüler die höheren Anforderungen gestellt werden, wird als erster, der andere als zweiter bezeichnet." § 18a (2): „Wo zwei Klassenzüge bestehen, werden die Schüler auf Grund der Schulnachricht und der Schülerbeschreibung in die Klassenzüge eingereiht." (4): „Hebt sich im Verlaufe der Schulzeit die Leistungsfähigkeit eines in den zweiten Klassenzug eingereihten Schülers derart, daß sein Fortkommen im ersten Klassenzug zu erwarten ist, so ist ihm der Uebertritt in diesen zu ermöglichen. Schüler, die den Anforderungen des ersten Klassenzuges nicht genügen, können in den zweiten versetzt werden." § 18b (1): „Schüler des ersten Klassenzuges der Hauptschule, deren Jahreszeugnis einen mindestens guten Gesamterfolg nachweist und die auch den fremdsprachigen Unterricht mit Erfolg besucht haben, können in die nächsthöhere Klasse der Mittelschule, an der die gleiche Fremdsprache gelehrt wird, ohne Aufnahmeprüfung übertreten."

Man hat mit diesem Gesetz der Begabungsauslese reiche Betätigungsmöglichkeit eingeräumt. Wenn sie auch lediglich der demokratischen Forderung: „Freie Bahn dem Tüchtigen" entsprungen sein dürfte und den Schöpfern, wie schon er-

wähnt, rassenhygienische Leitmotive wahrscheinlich ferngelegen haben, so haben sie damit doch das getroffen, was von den rassenhygienischen Gesellschaften schon seit langem gefordert wurde. Es ist nur zu wünschen, daß der Praxis auch der Erfolg beschieden sein möge, der den Schöpfern dieser Gesetze vorgeschwebt hat. Und damit kommen wir zu dem wundesten Punkt. Es muß unumwunden gesagt werden, daß wir vorläufig nicht über ein Lehrpersonal verfügen, das diesen Anforderungen in jeder Hinsicht gewachsen wäre. Zu sehr auch steht bei uns das politische Bekenntnis bei der Auswahl der Lehrer und Erzieher im Vordergrund. Der Vortragende, der selbst viele Jahre im Lehrfach tätig gewesen ist, betont, daß die beste Auslesemöglichkeit unter den Schülern nicht verwirklicht werden kann, solange man sie bei der Heranbildung der Lehrer ausschaltet. In dieser Erkenntnis hat auch der Minister versprochen, diesem Gesetz in Bälde eines über die Lehrerbildung folgen zu lassen.

Es steht zu hoffen, daß auch dieses Gesetz rassenhygienische Forderungen erfüllen wird. Wir werden darin durch die nun nach einem Jahre erschienenen Lehrpläne insofern bestärkt, als sie beweisen, daß man an den im Gesetz enthaltenen Grundgedanken festhält. Aus Raummangel kann ich mich hier nur mit den den Rassenhygieniker in erster Linie interessierenden Teilen des Lehrplanes befassen. Auch die in der „Anlage zur Verordnung des Bundesministers für Unterricht vom 1. VI. 1928, B.G.Bl. Nr. 137 und 138" unter „Grundsätzliches" bzw. „Allgemeiner Teil" enthaltenen Ausführungen über das Ziel und den Zweck beider Schulgattungen muß ich hier übergehen.

Rassenhygienische Forderungen haben im Lehrplan der „Naturgeschichte" und der „Körperlichen Uebungen" aller Schulgattungen Eingang gefunden. Was die Hauptschulen betrifft, so weist der Lehrplan der Naturgeschichte folgende bemerkenswerte Punkte auf: Knabenhauptschule: 1. Klasse: „Besprechung des Grundbauplanes des menschlichen Körpers." 4. Klasse: „Der Bau des menschlichen Körpers. Funktion der einzelnen Organe im gesunden und kranken menschlichen Körper. Anleitung zur gesunden Lebensführung, auch mit Rücksicht auf das Berufsleben. Erste Hilfeleistung bei plötzlichen Unfällen. Vorsichtsmaßregeln bei ansteckenden Krankheiten." Mädchenhauptschule: Als Zusatz für die 4. Klasse: „Vermittlung der wichtigsten Kenntnisse über Kinder- (Säuglings-) und Krankenpflege (nach Möglichkeit praktische Betätigung).

Der obligate Lehrgegenstand „Körperliche Uebungen", für den in allen vier Hauptschulklassen außer einem Freiluftnachmittag je drei Wochenstunden im Lehrplan vorgesehen sind, enthält unter anderem folgende Absätze: „Erziehung zu Rücksicht und Hilfsbereitschaft, zu Gemeinsinn und Verantwortlichkeit" (gleichlautend für Knaben- und Mädchenhauptschulen). „Gesundheitslehre": Knaben- und Mädchenhauptschule: 1. und 2. Klasse: „Gelegentliche Belehrungen über Reinigung (Haut-, Nagel-, Zahnpflege), über Kleidung, Wohnung (Reinigung, Lüftung). Baderegeln." 3. und 4. Klasse: „Anbahnung des Verständnisses für volksgesundheitliche Fragen." (Zu beachten ist, daß die jungen Menschen mit der vierten Klasse Hauptschule, falls sie nicht von da in eine Mittelschule übertreten, ihre Schulzeit beendigen und ihre „Lehrzeit" beginnen, wo sie dann meist nur mehr durch den Besuch einer fachlichen Fortbildungsschule mit der Schulbank Bekanntschaft machen.)

Der Lehrplan der Mittelschulen wurde auf beiden Gebieten weitgehend modernisiert. „Naturgeschichte" (gleiche Einteilung für alle Gattungen Mittelschulen einschließlich der Frauenoberschulen): 1. und 2. Klasse: „In ständiger Beziehung und nur im Anschluß an den jeweiligen Lehrstoff dieser Klassen ist das Wichtigste über den äußeren und inneren Bau des menschlichen Körpers und über Aufgabe und Tätigkeit seiner wichtigsten Organe in den Grundzügen zu behandeln." 7. Klasse: „Bau und Lebenstätigkeit des menschlichen Körpers; das Wichtigste aus der Gesundheitslehre." 8. Klasse: „Skizze des Werdeganges der Erde und des Lebens. Ausgewählte Abschnitte aus der allgemeinen Lebenslehre (im Zuge der Verdeutschung von Fremdwörtern, die das Gesetz besonders auszeichnet, statt Biologie gebraucht, d. Ref.): Lebenserscheinungen und Lebensbedingungen; die Entwicklungslehre und ihre Grundlagen; Vererbung; Beziehungen der Lebewesen untereinander. Stellung des Menschen im Ganzen der Natur."

Der an allen Mittelschulen mit drei Wochenstunden und für alle Klassen obligat eingeführte Lehrgegenstand „Körperliche Uebungen" enthält die wertvollsten Erweiterungen. Unter anderem wird als Lehrziel erwähnt: „Durch die Pflege der körperlichen Uebungen trachtet die Schule, die Jugend zu voller Leistungsfähigkeit des Körpers bei Wahrung seiner guten Form zu erziehen, zu körperlichem Anstand, zu guter Bewegungsform bei der Arbeit, ferner zu Rücksicht und Hilfsbereitschaft, zu Gemeinsinn und Verantwortlichkeit und zur bewußten Einfügung in die Gemeinschaft." Diesem Ziele zu dienen, ist neben den Leibesübungen der als Gesundheitslehre bezeichnete Unterricht in den einzelnen Klassen berufen worden. Der Lehrplan derselben gliedert sich nun wie folgt: 1. und 2. Klasse: „Gelegentliche Belehrungen über Reinigung (Hautpflege, Nagel- und Zahnpflege), über Kleidung und Atmung. Baderegeln." 3. und 4. Klasse: „Gelegentliche Belehrungen über Wohnung (Reinigung, Lüftung, Belichtung), Arbeit und Ruhe, körperliche Uebungen, Ernährung (Nahrungs- und Genußmittel, Rauschund Rauchgifte). Wanderregeln." 5. und 6. Klasse: „Verstehen und Befolgen der Gesundheitsregeln bei allen körperlichen Uebungen. Anleitung zu gesunder Gestaltung des eigenen Lebens (Nahrung, Körperpflege, Kleidung, Wohnung; Arbeit und Ruhe, Freizeitgestaltung). Anbahnung des Verständnisses für volksgesundheitliche Fragen." 7. und 8. Klasse: „Die Grundtatsachen der Volksgesundheitspflege und der Rassenhygiene und die daraus abzuleitenden Forderungen."

Diese Gliederung gilt uneingeschränkt für alle Gattungen Mittelschulen einschließlich der Frauenoberschulen. Bei letzteren findet sich, was ebenfalls der Beachtung wert ist, im Lehrplan der 7. und 8. Klasse als obligater Lehrgegenstand noch der Unterricht in der „Kinderpflege und Fürsorge", der als erste Einführung in die Aufgaben, Mittel und Formen der sozialen Fürsorge gedacht ist und sich unter anderem auch mit der menschlichen Vererbungslehre befaßt.

Wir können also mit Genugtuung feststellen, daß der Unterricht über Vererbung und Rassenhygiene als obligater Unterrichtsgegenstand in den Lehrplan unserer Mittelschulen Eingang gefunden hat. Das Gesetz ist allerdings den Verhältnissen sehr weit vorausgeeilt, da wir zurzeit wohl kaum über so viele geeignete Lehrer für diese Unterrichtsgegenstände verfügen, um den Unterricht darin sofort aufnehmen zu können. Da aber eine Verordnung bestimmt, daß dieser Lehrplan nur mit dem Aufsteigen der Klassen in Anwendung zu bringen ist, so ist zu

hoffen, daß bis dahin Abhilfe geschaffen sein wird. Jetzt ist endlich auch ein zwingender Grund vorhanden, der Vererbungslehre und Rassenhygiene auf den Hochschulen Lehrkanzeln zu errichten und den Lehramtsanwärtern das Studium beider Wissenschaften vorzuschreiben. Schließlich ist noch zu begrüßen, daß die Gesetzgeber sich nicht, wie es bei ähnlichen offiziellen Anlässen so oft geschieht, für den Ausdruck Eugenik, sondern für Rassenhygiene entschlossen haben.

L. Gschwendtner.

Preisausschreiben.

Die Eugenics Research Association (Gesellschaft für rassenhygienische Forschung) in Amerika hat zwei Preisausschreiben erlassen, eines für amerikanische und ein zweites für europäische Autoren. Letzteres hat in deutscher Uebersetzung folgenden Wortlaut:

„Durch die Eugenics Research Association werden zwei Preise für die besten Arbeiten europäischer Autoren über folgenden Gegenstand ausgeschrieben: Ein Vergleich der rohen Geburtenziffer, der Fruchtbarkeitsziffer (Geburten auf 1000 Frauen zwischen 15 und 45 Jahren) und des „vitalen Index“ $\left(\frac{\text{Geburten} \times 100}{\text{Todesfälle}}\right)$ nordischer und nichtnordischer Völker in Europa. Die Zahlen sollen in getrennten Perioden von nicht früher als 1850 ab bis auf die Gegenwart bzw. auf die letzte Volkszählung oder sonstige amtliche Feststellung betrachtet werden.

Für die Zwecke dieser Untersuchung wird die nordische Rasse dahin umgrenzt, daß sie die skandinavischen Länder ungefähr vom 63. Breitengrad ab südlich, die Niederlande, England, Schottland, Nordirland und die deutschen Staaten Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Hannover und Westfalen bewohne. Jeder andere Teil Europas, jeder Teil Asiens und Afrikas nördlich des Sambesi soll für die Zwecke dieser Untersuchung als „nichtnordisch“ angesehen werden.

Die Preise sind: 1000 Dollar für die beste Arbeit und 200 Dollar für die zweitbeste. Die Arbeit muß in Maschinenschrift in englischer, deutscher oder französischer Sprache geliefert werden. Sie muß bis zum 15. Februar 1929 in Cold Spring Harbor eingelaufen sein. Der Name des Verfassers darf nicht auf der Arbeit stehen, sondern muß mit Adresse in einem versiegelten Umschlag der Arbeit beigelegt sein. Manuskript und Umschlag müssen mit demselben Kennwort versehen sein.

Für den Fall, daß keine den zu stellenden Anforderungen entsprechende Bearbeitung einläuft, behält die Gesellschaft sich das Recht vor, den Preis zurückzuziehen. Sie behält sich auch die Publikation der preisgekrönten Arbeiten vor.

Alle Zuschriften sind zu adressieren: Eugenics Research Association, Cold Spring Harbor, Long Island, New York, U.S.A.“

Entsprechende Preise für amerikanische Autoren sind für die Untersuchung der Fortpflanzungsverhältnisse amerikanischer Einwanderer aus nordischen und nichtnordischen Ländern ausgesetzt. Der Wortlaut ist zum großen Teil derselbe; es erübrigt sich daher, ihn hier ebenfalls ausführlich wiederzugeben.

Wir sehen uns aber veranlaßt, einige kritische Bemerkungen zu dem Preisausschreiben zu machen. Die genannten deutschen Gebiete sind, mit Ausnahme von Mecklenburg, keine Staaten, sondern preußische Provinzen. Folgerichtiger-

weise hätten auch folgende deutschen Staaten, die in dem umgrenzten Gebiet liegen, eingeschlossen werden müssen: Oldenburg, Bremen, Hamburg, Lübeck, Lippe-Detmold und Braunschweig. Ob nicht auch einige weitere deutsche Gebiete ebenso nordisch seien wie die genannten, sei dahingestellt. Zu Zweifeln bietet weiter die Bestimmung Anlaß, daß Afrika nördlich des Sambesi als nichtnordisch anzusehen sei; also scheint es südlich des Sambesi als nordisch angesehen zu werden; natürlich kommt hier nur die Bevölkerung von europäischer Abkunft, nicht die Negerbevölkerung, in Betracht. Wenn aber Südafrika als nordisch angesehen wird, so müßte auch wohl Australien, Neuseeland und Kanada dieser Ehre teilhaftig werden. Das Preisausschreiben ist also leider in gewisser Hinsicht nicht klar. Es wäre zu wünschen, daß diese Dinge in einem Nachtrag noch klargestellt würden und daß der Termin bis zur Ablieferung gleichzeitig um ein Jahr hinausgeschoben würde. Lenz.

Aus der Gesellschaft für Rassenhygiene.

Die Tätigkeit der oberösterreichischen Gesellschaft für Rassenhygiene in der abgelaufenen Arbeitsperiode 1927/28.

Von L. Gschwendtner,

1. Schriftführer und wissenschaftlicher Mitarbeiter des oberösterreichischen Landesmuseums, Linz.

Als eine Notwendigkeit erwies sich die jährliche Abhaltung eines mehrabendlichen Kurses. Diesem Bedürfnis wurde heuer durch einen ausschließlich für Frauen und Mädchen zugänglichen Kurs mit 8 Vortragsabenden nachgekommen. Außer diesen Vorträgen, die von den Herren Primarius Dr. Richard Chiari, Universitätsprofessor Dr. Franz Ertl, Dr. Franz Gruber, L. Gschwendtner und Bruno Zaunmüller bestritten wurden, wurden nachfolgende Vorträge bzw. Veranstaltungen abgehalten:

21. X. 1927: Gedächtnisfeier für den verstorbenen Geheimrat Dr. Max v. Gruber, München. Gedenkrede, gehalten vom 1. Vorsitzenden der Gesellschaft, Primarius Dr. R. Chiari. Vortrag: „Geheimrat Dr. Max v. Gruber als Bevölkerungspolitiker", gehalten vom 2. Vorsitzenden, Universitätsprofessor Dr. Fr. Ertl.

18. XI. 1927: „Die neuen Schulgesetze Oesterreichs vom rassenhygienischen Standpunkt aus betrachtet," Vortrag, gehalten von Herrn Staatsrat a. D. und Landtagsabgeordneten Max Pauli. (Eine Besprechung dieses Vortrags folgt als Anhang.)

9. XII. 1927: Wilhelm Schmidt: „Rasse und Volk." Besprechung des Buches durch Herrn Universitätsprofessor Dr. Fr. Ertl.

2. IV. 1928: „Rassenkunde des deutschen Volkes." Lichtbildervortrag, gehalten von Herrn Dr. Fr. Gruber.

9. V. 1928: „Die Motive der Geburtenverhütung." Vortrag, gehalten von Herrn L. Gschwendtner. (Dieser Vortrag erscheint im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie.)

23. V. 1928: Diskussionsabend zum Vortrag Gschwendtners am 9. V. 1928.

Eine Anzahl Beratungen erforderte der vom Ref. seinerzeit vorgeschlagene und vom Verband der österreichischen Gesellschaften für Rassenhygiene am



12. November 1927 in Linz beschlossene „Schutzverband erbgesunder Familien". Auf den Zweck dieses Verbandes hinzuweisen, fehlt hier der Raum. Diesbezüglich sei auf den Tagungsbericht im 2. Heft, Bd. 20 dieser Zeitschrift, verwiesen. Wenn es auch bisher noch nicht gelungen ist, die damals beschlossenen Ideen in die Tat umzusetzen, so boten die bisher darin unternommenen zahlreichen Schritte doch mancherlei wertvolle Erfahrungen für die Zukunft.

Die Zusammenarbeit mit Vereinen und Gesellschaften verwandter Bestrebungen wurde auch in der vergangenen Arbeitszeit vielfach gepflogen. So gelang es durch die Vermittlung des Herrn Zaunmüller, den Verein für Bodenreform zu bestimmen, in einer Eingabe an das Bundesministerium den Satz aufzunehmen, die Vergebung von Grundstücken möge von dem Nachweis eines Ehetauglichkeitszeugnisses abhängig gemacht werden. Der Arbeitsbund für österreichische Familienforschung wurde durch Ratschläge für die Erstellung von Familienblättern unterstützt. Dem kommunalstatistischen Amt des Magistrats und dem städtischen Jugendamt wurden mehrfache Anregungen für die Ausgestaltung und Verbesserung ihrer Statistiken erteilt, beiden Behörden auf ihren eigenen Wunsch.

Ein besonderes Augenmerk hat der Ausschuß in letzter Zeit der Veranstaltung von Ausstellungen zugewendet. So beteiligte sich die Gesellschaft an der Ausstellung der österreichischen Gesellschaft für Volksgesundheit am 12. Mai 1928 in Linz und des Landesjugendamtes in Braunau am Inn am 28. und 29. Juni, in Gmunden am 3. und 4. Juli und in Bad Ischl am 6. und 7. Juli. Ausgestellt wurden Tafeln und Modelle über die Gesetze der Vererbung, an die sich in geeigneter Weise Folgerungen auf den Menschen anschlossen. Weiter wurden bekannte Stammbäume zur Demonstration der Vererbung von Krankheiten gebracht.

Unterricht über Vererbung und Rassenhygiene wurde an den Mittelschulen der Stadt auch dieses Jahr vor Beendigung des letzten Semesters erteilt, und zwar von Frau Professor Dr. Brunner an der städtischen Mittelschule, Herrn Professor Dr. Hermann Priesner an der Bundesoberrealschule und Herrn Dr. Franz Gruber am Bundesrealgymnasium.

Münchener Druck- und Verlagshaus, G. m. b. H., München, Paul Heysestr. 9 bis 13.

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE

21. Band

Zeitschrift

für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

2. Heft

Wissenschaftliches Organ der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

Herausgegeben von

Dr. med. A. PLOETZ in Verbindung mit Dr. AGNES BLUHM, Professor der Anthropologie Dr. EUGEN FISCHER, Professor der Rassenhygiene Dr. F. LENZ, Dr. jur. A. NORDENHOLZ, Prof. der Zoologie Dr. L. PLATE und Professor der Psychiatrie Dr. E. RÜDIN

Schriftleitung

Dr. ALFRED PLOETZ und

Prof. Dr. FRITZ LENZ in Herrsching bei München



J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN

Ausgegeben 31. Dezember 1928

INHALTSVERZEICHNIS:

Volkstumskundliche Forschungen in deutschen Landgemeinden.

Von Dr. Walter Scheidt,
Professor für Anthropologie an der Universität Hamburg.

(Mit 5 Textabbildungen und 4 Tafeln.)

Die vorliegende Arbeit ist aus Ueberlegungen und Erfahrungen entstanden, welche sich bei der rassenbiologischen Erforschung ländlicher Gemeinden in Deutschland ergaben. Ich habe solche Erhebungen im Sommer des Jahres 1923 in Oberdeutschland begonnen, nicht eben unter günstigen Vorbedingungen, da die Einstellung der Anthropologie damals solchen Untersuchungen entgegenstand. Heute liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Rassenkundliche Forschung im eigenen Land gilt vielfach schon als die vornehmlichste Aufgabe der Anthropologie. Ein großes Verdienst daran kommt dem Gründer und Vorstand der neuen deutschen Forschungsanstalt für Anthropologie, Prof. Eugen Fischer, zu. Er hat seine Autorität für diese Aufgabe eingesetzt und erreicht, daß die Arbeiten, deren Methoden und erste Ergebnisse in meinem mit H. Wriede zusammen veröffentlichten Buch über die Elbinsel Finkenwärder niedergelegt sind, Nachfolge finden können, indem einer etwa kommenden Forschung wenigstens der Kampf mit materiellen Hindernissen weitgehend erspart bleibt.

In eben jene Anfänge rassenkundlicher Forschungsarbeit in Deutschland fällt aber auch eine Krisis der Völkerkunde. Ich hatte den Vorteil, manches davon im Betrieb des schönen Museums für Völkerkunde in Hamburg zu beobachten. Meinen Kollegen an dieser Anstalt, insbesondere auch dem Vorstand des Museums, Herrn Prof. Thilenius, verdanke ich manche Anregung zu kritischen Betrachtungen. Die Lage der Dinge ist im ganzen wohl so, daß die Völkerkunde — auch außerhalb der erheblich „biologischeren" Einstellung von Thilenius und seinen völkerkundlichen Mitarbeitern — immer mehr danach trachtet, Anschluß an die Rassenbiologie zu gewinnen. Namhafte Ethnologen haben dieses Bestreben zum Ausdruck gebracht, so Pater W. Schmidt in einem Büchlein „Rasse und Volk" [München 1927[1])], M. Schmidt in seiner „Allgemeinen Völker-

[1]) Eine Erwiderung habe ich im Anthropos 1928, Bd. 23, veröffentlicht.



kunde" (Berlin 1924), O. Lehmann in einer bedeutsamen Abhandlung über das Bauernhaus in Schleswig-Holstein (Altona 1927) u. a. Völkerkunde bzw. Volkskunde und Rassenkunde werden zwar auch in diesen und ähnlichen Schriften meist noch als durchaus wesensverschiedene Gebiete betrachtet. Es läßt sich aber darin doch nicht verkennen, daß die Völkerkunde mit manchen Zweifeln an der Fruchtbarkeit ihrer eigenen Arbeitsweise — insbesondere in bezug auf die Ermittelung von Gesetzmäßigkeiten — zur Rassenbiologie kommen möchte.

Die Rassenkunde andererseits sieht ihre wichtigsten Aufgaben mehr und mehr in der Erforschung seelischer Rassenunterschiede und in der Ermittelung des lebensgesetzlichen Teils kultureller Erscheinungen. Eine Lösung dieser Aufgaben ist bisher zwar kaum ernstlich in Angriff genommen worden. Was an Schriften darüber gerade in letzter Zeit landläufig geworden ist, zeigt wohl, wie lebhaft das allgemeine Interesse rassenpsychologischen und ähnlichen Erörterungen entgegenkommt; aber sehr viel von diesem Interesse ist doch nur Oberflächlichkeit und Sensationslust und nur wenig davon vermag einem ernsteren Anspruch an die Gedankenarbeit und Urteilskraft der „Interessierten" standzuhalten[2]). Trotzdem wird natürlich die wissenschaftliche Rassenforschung vor diesen Aufgaben nicht haltmachen, und es scheint so, als ob die Zeit beginnender rassenkundlicher Erhebungen in Deutschland und die Zeit einer ziemlich unausbleiblichen Umgestaltung der Völkerkunde bzw. Volkskunde geeignet wäre, einen weiteren Schritt zur Annäherung der unzweckmäßig getrennten Wissenschaften zu versuchen.

Einem solchen Versuch sollen die folgenden Abschnitte dienen. Die allgemeinen Grundlagen der darin enthaltenen Vorschläge sind an anderen Stellen, insbesondere in der Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Museums für Völkerkunde in Hamburg, ausführlich dargelegt worden. Ich beschränke mich deshalb in dem Abschnitt über völkerbiologische Fragestellungen auf eine Wiederholung der wichtigsten Definitionsversuche und Ableitungen. Die Entwürfe zur Methodik einer bevölkerungsbiologischen Forschung und einer Erforschung kultureller Lebenshaltungsäußerungen wollte ich ursprünglich so lange zurückhalten, bis die damit seit zwei Jahren betriebenen ersten Erhebungen zu einem gewissen Abschluß gekommen wären. Da jedoch meine allgemeinen Vorschläge stellenweise über Erwarten lebhaft aufgenommen wurden, hielt ich es für angezeigt, auch einen speziellen Forschungsplan jetzt schon zur Diskussion zu stellen. Eine andere Erfahrung noch hat mich dazu ermutigt: es scheint, daß alle Erklärungen einer Notwendigkeit des Zusammenwirkens und einer gegen-

[2]) Ich habe versucht, einer biologischen Volkstumskunde in der von mir seinerzeit gegründeten Zeitschrift „Volk und Rasse" zu einer Pflegestätte zu verhelfen. Der Versuch ist aber leider gescheitert, nicht zuletzt an den Unterhaltsamkeitsansprüchen der Leser einer wirtschaftlich lebensfähigen Zeitschrift.



seitigen Bereitwilligkeit zu gemeinsamer Arbeit nicht recht vorwärtshelfen, so lange nicht versucht wird, gangbare Wege aufzuzeigen und zu sagen, wie es etwa gemacht und was getan werden könnte. Die Zünftigkeit abgegrenzter Wissenschaften ist solchen Versuchen natürlich nicht eben hold, anscheinend besonders dann nicht, wenn die Grenzen für beide Teile problematisch sind. Aber ich erhoffe von der Veröffentlichung gerade Kritik, allenfalls eine versuchsweise Anwendung des vorgeschlagenen Verfahrens von anderer Seite, wodurch die Bewährung des Brauchbaren und die Ausmerze des Unzweckmäßigen am wirksamsten beschleunigt würde.

I. Volkstumskundliche Fragestellungen.

Ein aufmerksamer Besucher des Museums für Völkerkunde, der sich bald als ein Mann mit gediegener naturwissenschaftlicher Bildung zeigte, fragte mich einmal, welcher Art eigentlich die Arbeitsweise der völkerkundlichen Forschung sei, was man wissenschaftlich mit diesen unzählig vielen wohlgeordneten Gegenständen anfangen könne. Er schien trotz des Reichtums unseres vorbildlich eingerichteten Museums und bei aller Anerkennung der dahinterstehenden großen Arbeitsleistung unbefriedigt davon, daß er „nur gesehen habe, was es in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten alles gibt und gab". Dieses für uns nicht eben schmeichelhafte „nur" schien mir besonders kennzeichnend für das Erkenntnisbedürfnis des biologisch denkenden Menschen, der Lebensäußerungen als „Leben" zu betrachten gewöhnt ist und sie deshalb in die allgemeine Lebenslehre eingestellt sehen will. Nun ist zwar die von jenem Besucher geäußerte Unzufriedenheit sicher zum Teil von ihm selbst verschuldet — denn ein Studium der allgemein-ethnologischen Abteilung hätte ihm nicht wenig von den Gesichtspunkten der völkerkundlichen Forschungsarbeit vermitteln können —, zum Teil ist sie wohl dadurch zustande gekommen, daß die äußeren Schwierigkeiten völkerkundlicher Materialbeschaffung dem Museumsbesucher natürlich gerade nicht gezeigt werden: aber es bleibt doch die Frage, ob der natürliche Zusammenhang zwischen Mensch und Kultur überhaupt noch bewußt werden kann, wenn Mensch und Kultur künstlich mehr oder minder getrennt werden. Das rührt an eine Kernfrage der Völkerkunde.

Die Völkerkunde der gegenwärtigen Abgrenzung sieht, ebenso wie die Kulturgeschichte, „Kulturen", eine biologische Betrachtungsweise sieht Menschen, die sich irgendwie mit ihrer Umwelt auseinandersetzen. Für die Kulturgutlehre — wie man die Völkerkunde bei dieser Einstellung auch nennen könnte — stehen verwirklichte Aeußerungsformen des Lebens (Dinge, Anschauungen, Gesellschaftsformen usw.) im Vordergrund; sie werden gewöhnlich ganz für sich allein betrachtet. In der Biologie dagegen sucht man von der Aeußerung eines Lebewesens (Merkmal, Verhalten usw.) einerseits auf dessen Aeußerungsfähigkeit (Reaktionsfähigkeit), andererseits

auf die Aeußerungsreize der Umwelt zu schließen, so daß die Frage nach dem Lebensvorgang der Anpassung das Wesentliche ausmacht. Man könnte vielleicht meinen, der Unterschied dieser beiden Einstellungen sei nicht so sehr groß, da ja auch die Biologie in einer Lebensäußerung gewissermaßen das Ergebnis eines „Experimentes der Natur" erblickt und verschiedene solche Ergebnisse miteinander vergleicht. Das ist richtig. Aber es handelt sich für die wissenschaftliche Erkenntnis nicht einfach um Kenntnis von verwirklichten Formen, sondern um deren Erklärung, und eine Völkerkunde, welche nur Lebensäußerungen vor sich hat, ohne deren Beziehungen zu den betreffenden Menschen (den Verfertigern oder Benützern der Dinge, den Anhängern von Anschauungen, den Trägern von Gesellschaftsformen usw.) zu kennen, befindet sich mit ihren Deutungsaufgaben oft in derselben Schwierigkeit, wie wenn sie für die Endresultate verschiedener komplizierter Rechnungen angeben sollte, wie diese Resultate zustandegekommen sind.

Eine zweite grundsätzliche Schwierigkeit tut sich auf bei der Frage, welche Lebensäußerungen Gegenstand der völkerkundlichen Forschung sein sollen? Man könnte versucht sein zu sagen: alle. Dann würde man folgerichtig ein „Volk" zu definieren haben als Gruppe von Menschen, welche in allen Lebensäußerungen übereinstimmen, d. h. dann gibt es in Wirklichkeit keine Völker (so, wie es in Wirklichkeit keine reinen Rassen der falschen landläufigen Rassendefinition gibt). Können demnach offensichtlich nicht alle Erscheinungen der Lebenshaltung Gegenstand der Völkerkunde sein, so müssen es wohl (ähnlich wie in der zweckmäßig betriebenen Rassenkunde) typische Lebenshaltungsäußerungen sein. Irgendein Typus der Lebenshaltung läßt sich aber wiederum nicht an den „Aeußerungen" allein, sondern nur unter Berücksichtigung ihrer Träger ermitteln.

Die Betrachtung der einzelnen Lebensäußerung in Hinblick auf das reagierende Lebewesen und die reaktionsauslösende Umwelt und die Betrachtung typischer Lebensäußerungen in Hinblick auf die typisierenden Anpassungsvorgänge sind Aufgaben einer lebensgesetzlichen Forschung. Die Völkerkunde wird also zur Völkerbiologie, wo sie die Lehre von Sach- und Geistesgut als Lehre von dinglichen und geistigen Erscheinungen lebendiger Wechselwirkungen betreibt und an die Stelle einer gewissermaßen historischen Feststellung des ersten Auftretens und des Vorkommens von Sach- und Geistesgut eine Lehre von der Typisierung dinglicher und geistiger Lebenshaltungsäußerungen setzt[3]).

Die Völkerbiologie hat zum Teil rassenkundliche, zum Teil volkstumkundliche Aufgaben. Die rassenbiologische Hälfte soll hier nicht näher beschrieben werden, da sie in anderen

[3]) Näheres zur kritischen Ableitung dieser Anschauung findet sich in der eingangs erwähnten Schrift des Verfassers.



Schriften [„Allgemeine Rassenkunde" (München 1925) und „Rassenforschung" (Leipzig 1927)] ausführlich behandelt wurde. Ihre Fragestellung ist auf die Geschichte erblicher Anlagen gerichtet. Die Fragestellung der Volkstumskunde[4]) betrifft dementsprechend die Geschichte typischer Unterschiede der Lebenshaltungen. Diese Fassung enthält also den Vorschlag, Unterschiede des Volkstums als typische Unterschiede der Lebenshaltung aufzufassen, womit gleichzeitig gesagt wäre, daß die Erscheinungen des Volkstums das „Maß für die Beschaffenheit" (den „Typus") einer Lebenshaltung abgeben.

Es läge nahe, auch für den Begriff „Lebenshaltung" eine näher definierende Angabe zu verlangen. Ich glaube aber, daß hier eine kurze Umschreibung auf Schwierigkeiten stoßen würde. Wenn man das Wesentliche dieser Erscheinungen in einer Wechselwirkung zwischen Mensch und Umwelt sehen muß, so ist andererseits klar, daß bestimmte solche Wechselwirkungen nicht oder nur mittelbar oder nur in einer bestimmten Hinsicht als „kulturelle" Lebenserscheinungen aufgefaßt werden. Der Kern der Schwierigkeiten dürfte darin liegen, daß das Wort „Organismus" nicht bei allen „Beziehungen zwischen Organismus und Umwelt" dasselbe bedeutet: es kann sein, daß nur der somatische[5]) oder daß nur der idioplasmatische „Teil" des Organismus mit der Umwelt reagiert, und gerade diese beiden Arten von Wechselbeziehungen sind es, die (im Fall der Parakinese) der Physiologie oder (im Fall der Idiokinese oder der Auslese) der Genetik als Forschungsaufgabe zufallen und also vom Studium der Volkstumskunde ausgeschlossen sind. Dahingegen kann natürlich auch eine parakinetische Umweltwirkung das eine Glied einer Gegenseitigkeitsbeziehung sein, deren anderes Glied gleichfalls der „Organismus" Mensch, deren Ergebnis aber z. B. eine (abwehrende) Aenderung der Umwelt durch den Menschen darstellt. Die Schwierigkeit dieser Unterscheidungen läßt sich durch Einführung weiterer schwer definierbarer Kriterien wie etwa „Willkürlichkeit" (so bei M. Schmidt) oder „Bewußtsein" u. dgl. nicht beheben. Sie ist aber glücklicherweise mehr von theoretischer als von praktischer Bedeutung, da für die Auffassung völkerbiologischer Grundgedanken störende Mißverständnisse kaum daraus entstehen werden. Vielmehr dürften physiologische Reaktionen und genetische Anpassungen in dem Wort „Lebenshaltung" verständlich genug ausgeschlossen sein.

Von den „Bausteinen" des Volkstums handelt demnach eine Lehre von Sachgut und Geistesgut, welche den dinglichen bzw. äußerungsmäßigen und den organischen Anteil am Erscheinungsbild von Lebenshaltungsäußerungen unterscheidet. Eine nur beschreibende Aufzählung vorkommender Lebenshaltungsäußerungen würde diesen Forderungen also nicht genügen. Die Schilderung von Größe, Form, Farbe usw. eines Gegenstandes würde diesen Gegenstand noch nicht als „Baustein" des Volkstums erfassen; es

[4]) Der Ausdruck stammt bekanntlich von F. L. Jahn.

[5]) Da das Wort „somatisch" schon seit A. Weisman von der Genetik mit Beschlag belegt ist und dort den Unterschied zu „idioplasmatisch" ausdrückt, war die Einführung einer Bezeichnung „somatische Anthropologie" unzweckmäßig. Sie war auch überflüssig, da in diesem Zusammenhang „Somatologie" lediglich eine Lehre von den äußeren Körpermerkmalen bedeutet, was deutsch nicht nur ebensogut, sondern sogar besser auszudrücken war (wie man an den zahlreichen Mißverständnissen in völkerkundlichen Schriften sehen kann). Es ist dabei auch eine Ironie des Schicksals (von Fremdwörtern), daß die Fragestellung der Anthropologie gerade nicht auf somatische, sondern ausschließlich auf idioplasmatische Unterschiede gerichtet ist.



müßten noch Angaben dazu kommen über Material und Herkunft des Materials, Art der Herstellung, Art und Höhe des Wertes in der Umgebung, in welcher der Gegenstand vorkommt, Art und Zweck der Benützung, Grad der Abnutzbarkeit, Zerbrechlichkeit oder sonstigen Verlustmöglichkeit, erforderliche Handfertigkeiten und Kenntnisse, Mittel und Werkzeuge zu seiner Herstellung, Gewinnung, Benützung usw. — kurz alle die Angaben, welche die Beziehungen des Dinges zum Menschen möglichst umfassend festlegen, damit der Gegenstand als Objekt der volkstumskundlichen Forschung „beschrieben" ist. Wo diese Angaben fehlen, gibt die Beschreibung nicht ein Sach-„Gut" wieder, sondern nur ein Ding, nicht ein Geistes-„Gut", sondern nur eine geistige Aeußerung.

Es ist klar, daß diese Forderungen über die einer gewöhnlichen Beschreibung weit hinausgehen. Sie sind auch bisher in der Völkerkunde berücksichtigt worden, soweit wenigstens, als die Art des Materialsammelns es zuließ. Vielfach — so besonders im Museum für Völkerkunde in Hamburg — wird diese besondere Art völkerkundlicher Beschreibung mit Recht auch auf die Ausstellung von Gegenständen der dinglichen Kultur angewandt, indem wenigstens die Nutzung der Gegenstände auf irgendeine Weise anschaulich gemacht wird. Die vollständige Charakterisierung eines Gegenstandes als Lebenshaltungsäußerung ist natürlich bildlich nicht möglich, es wäre denn, daß man auch Eigenschaften wie Abnutzbarkeit, Zerbrechlichkeit, schwere Gewinnbarkeit usw. einschließlich der Herstellung, des Tausch- oder Geldwertes usw. in langen Bilder- und Gegenstands-Serien darstellen würde. Für viele Beziehungsbestimmungen dinglicher Kultur fehlen auch noch ganze Wissensgebiete, so eine umfassende allgemeine Technologie, eine vollständige Lehre vom „Material"-Vorkommen usw., was alles zwar in einer für die Volkstumskunde geeigneten Form nicht Wissenschaft sein könnte, zum wissenschaftlichen Betrieb der Volkstumskunde aber doch sehr nötig ist und in großen Museen m. E. künftig planmäßig betrieben werden sollte. — Die Erfordernisse einer volkstumskundlichen Beschreibung auf dem Gebiete der dinglichen Kultur gelten natürlich ebenso für die Beschreibung geistiger Lebenshaltungsäußerungen. Die Wiedergabe eines Reimes, eines Liedes, einer Redensart wäre volkstumskundlich meist unbrauchbar ohne Angabe darüber, von wem, bei welcher Gelegenheit, zu welchem Zweck, mit welchen Vorstellungen usw. derlei geäußert wird.

Ist die Lehre von den „Bausteinen" des Volkstums zu einem größeren Teil in der Volks- und Völkerkunde schon vorhanden, so gilt dasselbe nicht von einer Lehre der Typisierungsvorgänge. Die Volkskunde klagt viel darüber, daß sich heutigentags bei den meisten deutschen Landbevölkerungen nur noch wenig „altes Volksgut" finde. Aus dieser Klage spricht eine der Typisierungsforschung vielfach ganz entgegengesetzte Einstellung. Man glaubt offenbar, daß es die volkskundliche Forschung vornehmlich oder gar ausschließlich mit „alten" Sachen, „alten" Bräuchen, „altem" Geistesgut zu tun habe[6]). Hört aber Volkstumskunde wirklich da

[6]) Man hat lange Zeit versucht, die Völkerkunde (Ethnologie) auf Völker ohne geschriebene Geschichte zu beschränken. Danach würde Völkerkunde von Europa mit der europäischen Vorgeschichte zusammenfallen. Merkwürdigerweise ist aber die „Volkskunde" — die sich mit den Völkern Europas beschäftigt — im wesentlichen gerade auf (historische) Altertumskunde eingestellt.



auf, wo die Altertumskunde keine ihrer Beachtung würdigen Dinge mehr findet? Kann man — mit anderen Worten — „Volkstum" zweckmäßig als etwas ausschließlich in der Vergangenheit Liegendes auffassen? Diese Frage muß, glaube ich, grundsätzlich verneint werden, so lange man an der näher liegenden Auffassung festhält, daß als „volkstümlich" die in einem Volk gebräuchlichen, für das Volk typischen Lebenshaltungsäußerungen zu gelten haben. Dann wird nämlich klar, wieviel schwieriger es gerade bei alten, überlebenden und meist nicht mehr typischen Kulturgütern ist, zuverlässig anzugeben, ob und wofür die betreffenden Lebenshaltungen typisch (gewesen) sind, und man sieht, daß es aus eben diesem Grund sehr bedenklich sein muß, alles, was „alt" ist, vornehmlich des Alters wegen für „Kultur"-Gut zu halten, alles „Jüngere" aber mit dem Verdacht des „Kulturlosen" (oder Nichtkulturellen oder wie man sonst sagen will) zu umgeben. Bei allen solchen Einstellungen scheint vielmehr eine nicht unbeträchtliche Neigung zum Lob der alten Zeit und zur Rolle des Sitten-, Schönheits- und Zweckmäßigkeitsrichters mitzusprechen. Jedenfalls ist nicht einzusehen, inwiefern das Alter, die Dauer irgendwelcher Lebenshaltungsäußerungen den ausschlaggebenden Maßstab für die „Kultur" abgeben soll, wenn nicht unter Umständen rückständige und überlebte Dinge „kultiviert" sein, in anderen Fällen kurzlebige Perioden hoher Lebenshaltung als kulturarm gelten sollen. Für das, was man Volkstum nennen kann, bietet vielmehr zunächst wohl die Gebräuchlichkeit den einzigen nicht-wertenden Maßstab. Soll der Begriff „Kultur" nicht auch schon eine positive Wertung enthalten, so wird die „Gebräuchlichkeit" auch ein wesentliches Kennzeichen „kultureller" Erscheinungen sein.

Ich halte diese Auffassung für durchaus zweckmäßig, da man herkömmlicherweise von „hoher" und „niedriger" Kultur spricht, also das Wertkriterium noch besonders hinzufügt. Kulturlos wäre dann nur eine Bevölkerung, in der ein Typus der Lebenshaltung nicht vorhanden wäre, also ein Durcheinander der verschiedensten Lebenshaltungen bestände. Auch das trifft wohl mit der geläufigen Vorstellung ebenso zusammen wie die Tatsache, daß man, nach übereinstimmender Ansicht aller Völkerkundler, bei sog. primitiven Völkern keineswegs von „kulturlosen" — auch nicht von kulturarmen — Völkern sprechen kann, weil bei diesen Völkern eben ein Typus der Lebenshaltung deutlich nachweisbar ist, unter Umständen sogar deutlicher als bei hochzivilisierten Völkern. In der rechnerischen Sprache, welche bekanntlich die Bezeichnung und den Begriff „Typus" geliefert hat, würde das heißen, daß sich sog. „Kulturvölker" und sog. „primitive" Völker nicht immer und nicht eindeutig im Grad ihrer Kultivierung (der „Streuung" ihrer typischen Lebenshaltung), sondern in den „Mittelwerten" ihrer Lebenshaltung unterscheiden, wobei klar ist, daß nicht jedem rechnerisch positiven Mittelwertsunterschied eine menschlich positive Wertung zukommen muß.

Gegen die „Gebräuchlichkeit" als Kennzeichen von Kulturgütern im Gegensatz zum vereinzelten Vorkommen nichtkultureller Lebenshaltungsäußerungen könnte man verschiedene Einwände erheben, von denen ich einige vorwegnehmen möchte. Man könnte es z. B. für unzweckmäßig halten, daß demnach Kunstleistungen nicht unmittelbar als Kulturleistungen bezeichnet werden dürfen. Ich glaube aber, gerade das trifft mit dem Sinn des allgemeinen Sprachgebrauches zusammen. Denn man schreibt einem



Volk um vieler hoher Kunstleistungen willen nur dann eine „hohe Kultur" zu, wenn diese Kunstleistungen in eben diesem Volk auch hochgeschätzt, geachtet und gepflegt werden. Das „Kulturelle" sind demnach gar nicht die Kunstleistungen, ist auch nicht in erster Linie die Tatsache, daß solche Kunstleistungen möglich waren, sondern es ist eben die Gebräuchlichkeit der Billigung, Anerkennung, Wertschätzung dieser Kunstleistungen, was das Prädikat einer „hohen Kultur" veranlaßt. Würden Phidias und Pindar, Polyklet und Euripides ihre Leistungen in einem Volk vollbracht haben, das achtlos und „banausisch" an diesen Leistungen vorübergegangen wäre, so würde man das Perikleische Zeitalter wohl kaum als eine kulturelle Blütezeit gelten lassen, und es ist sicher kein Zeichen für hohe Kultur eines Volkes, wenn zwar viele und bedeutende Kunstwerke entstehen, die Künstler aber dabei verhungern. Durch diese Ueberlegung, welche für die Abgrenzung von Kunstgeschichte gegen Kulturgeschichte wichtig sein dürfte, wird die Bedeutung des inneren Zusammenhangs zwischen der Häufigkeit genialer Veranlagungen und der durchschnittlichen Erbbeschaffenheit des Volkes nicht geschmälert; die Anschauung verträgt sich auch durchaus mit einer entsprechenden Würdigung des Momentes der Führung, also mit der Tatsache, daß Anerkennung und Wertschätzung künstlerischer Leistungen unter Umständen sehr stark vom Einfluß dritter Personen (z. B. Staatsmänner) abhängig ist, weil die Führung das Vorhandensein einer Mehrzahl „williger Geführter", also die Anerkennung eben dieser Führer wieder voraussetzt und alle „Anerkennung" in erster Linie von der durchschnittlichen Erbbeschaffenheit der Bevölkerung abhängig ist. Die Träger der Kunst und die Träger der Kultur erwachsen meist, aber nicht immer, auf demselben Mutterboden; man muß deshalb (und in Rücksicht darauf, daß künstlerische Begabungen Kombinationen geringerer und geringster Wahrscheinlichkeit darstellen) die Möglichkeit offen lassen, daß Kunstwerke irgendwo auftauchen wie Orchideen in einem Kohlfeld, und daß auch im Orchideengarten zuzeiten nur Unkraut wuchert.

Ein anderes Bedenken dagegen, daß Kulturgut an der Gebräuchlichkeit erkennbar sein soll, könnte aus den Erscheinungen der „Mode" geschöpft werden. In der Tat ist es wohl nicht ganz leicht, modische und kulturelle oder volkstümliche Erscheinungen in allen Fällen sicher voneinander zu unterscheiden. Vielleicht aber gibt die Mathematik, die den Begriff der „Mode" (des Modalwertes) ebenso zur Verfügung gestellt hat wie den Typusbegriff, einen Hinweis zur brauchbaren theoretischen Unterscheidung. Rechnerisch sind Modalwert und Mittelwert typische Werte eines Kollektivgegenstandes. Für die Deutung hält man sich aber bei der Ermittelung des Typus aus guten Gründen an den Mittelwert, der mit dem Modalwert zusammenfallen kann, aber nicht damit zusammenfallen muß. Es kann sein, daß ein Kollektivgegenstand mehrere Modalwerte hat, und dieser Fall gestattet eine Parallele: es kann sein, daß ein Volk auf ein und demselben Lebensäußerungsgebiet gleichzeitig mehrere Moden hat; es kann aber nicht sein, daß es gleichzeitig mehrere typische Lebenshaltungen, also mehrere Volkstümer hat, denn in diesem Fall würde es sich nicht um ein (einheitliches) Volk, sondern um ein Völkergemenge handeln. „Mode" ist also wohl etwas, was in der Regel nicht eine typische Lebenshaltung eines Volkes, sondern bestenfalls eines Volksteiles ausdrückt, wobei dieser „Volksteil" nicht als (natürliche) Menschengruppe hervortritt, sondern einfach (künstlich zusammengesetzt) die Gesamtheit der Modeträger bedeutet. Moden sind auf dem Gebiet der Volkstumskunde etwas Aehnliches wie Siebungsgruppen auf dem Gebiet der Rassenkunde. Ebenso wie der Typus einer Siebungsgruppe zum Rassentypus werden kann, läßt sich eine Mode unter Umständen in ein Stück Volkstum verwandeln. Beispiele dafür finden sich gerade bei den Kleidermoden, die zuzeiten aus der Stadt auf das Land abgewandert sind und dort zum Typus einer Lebenshaltung der ganzen Bevölkerung, also zu einem Stück Volkstum wurden. Der Unterschied liegt m. E. nicht in der Lebensdauer solcher Erscheinungen (es gibt auch Kulturerschei-



nungen, die auf eine Generation beschränkt sind), auch nicht in der „künstlichen Erzeugung“ (weil auch das Gebräuchlichwerden künstlich, d. h. in diesem Fall zum Zweck des Gebräuchlichwerdens erzeugter Lebenshaltungen Adoption [siehe unten] voraussetzt), sondern darin, daß eine Mode nicht als typische Lebenshaltungsäußerung eines Volkes gelten kann.

Die Lehre von der Gebräuchlichkeit irgendwelcher Sach- und Geistesgüter bildet den eigentlichen Kern der Volkstumskunde. Denn diese Feststellungen entscheiden erst darüber, ob und inwieweit irgendein Sachgut oder Geistesgut Bestandteil des Volkstums ist. Die Erklärung der Gebräuchlichkeit, d. h. die Ermittelung, welche Ursachen irgendein Sach- oder Geistesgut in einem Volk zur Verbreitung gebracht, tyisch gemacht und erhalten haben, gibt die Geschichte des Volkstums ab.

Die Lehre von den Typisierungsvorgängen hat im wesentlichen zweierlei zu unterscheiden: die Adoption von Sach- und Geistesgut und die Tradition von Sach- und Geistesgut bzw. Kulturgut.

„Adoption“ (oder „Apposition“) bezeichnet in diesem Zusammenhang die Uebernahme irgendwelcher Lebenshaltungsäußerungen durch andere, mit den Erzeugern oder ersten Trägern der betreffenden Lebenshaltungsformen gleichzeitig lebende Menschen. Durch Adoption wird also Sach- und Geistesgut gebräuchlich und es bewährt sich auf diese Weise zum Kulturgut, wenn die Verbreitung einen typischen Grad erreicht.

„Tradition“ bezeichnet die Uebertragung der Sach- und Geistesgüter bzw. Kulturgüter von einer Generation auf die andere.

Adoption und Tradition stehen in mannigfachen Beziehungen zueinander. Eine neue Lebenshaltungsäußerung kann zunächst ungebräuchlich bleiben, aber doch durch Tradition mehrere Generationen überdauern, um schließlich zu verschwinden oder auch in einer späteren Geschlechterfolge noch zur Adoption zu gelangen. Bei der traditionellen Uebertragung kann Adoption mitwirken oder fehlen. Handelt es sich um die Tradition von Kulturgut, so wird diese Uebertragung vielfach ohne „Auswahl“ seitens der nächsten Generation erfolgen. Dasselbe wird meistens der Fall sein bei der traditionellen Uebertragung von Sach- und Geistesgut, dessen Annahme nicht entscheidend von den Anlagen der Empfänger abhängig ist und dessen Weitergabe in der Familie erfolgt, wo die anlagemäßige Aehnlichkeit der Generationen die Möglichkeiten wesentlich anderer Anlagen der Empfänger erheblich einschränkt. So ist das Verhältnis zwischen Vererbung und Tradition (durch Erziehung, Lehre, Beispiel, dinglichen Nachlaß usw.) zu verstehen. Dagegen wird die traditionelle Uebertragung von nichtgebräuchlichen Lebenshaltungsäußerungen und die Tradition außerhalb der Familie in höherem Grad von der Aufnahmefähigkeit und Aufnahmewilligkeit der

Empfänger abhängen, also in der Regel mit Adoption verbunden sein. Denn die Annahme einer Lebenshaltungsäußerung durch Menschen, die vordem nicht Träger dieser Lebenshaltung waren und nicht Ersterzeuger (Erfinder) derselben sind, ist von mehreren Faktoren abhängig, hauptsächlich von der Zweckmäßigkeit der betreffenden Lebenshaltungsäußerung (also davon, ob sie zu den Anlagen der betreffenden Menschen und zu den „Leistungsforderungen" ihrer Umwelt „paßt") und vom Vorhandensein des notwendigen „Materials", der erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten (der Herstellung, Benützung usw.). Es kann demnach am „Ding", an den Menschen und an den Beziehungen zwischen Dingen (und geistigen Aeußerungen) und Menschen liegen, ob etwas gebräuchlich wird oder nicht. Die Art dieser verschiedenen Vorgänge wird am besten verständlich, wenn man überlegt, wodurch eine gebräuchliche Lebenshaltung, also ein Stück Volkstum, ungebräuchlich werden und verschwinden kann und unter welchen Bedingungen, wie leicht oder wie schwer, sie ihre volkstümliche Stellung wieder erlangen könnte. Ein gebräuchlicher Nutzgegenstand des täglichen Lebens z. B. kann aussterben, wenn er unzweckmäßig wird. Dann haben sich die Leistungsforderungen der Umwelt (in kulturumbildender Weise) geändert. (Dabei hat man unter „Umwelt" — wie auch sonst in der Biologie — alles zu verstehen, was auf die Reaktionen eines Menschen, also auch auf seine Lebenshaltung, einwirkt: Klima, Bodenbeschaffenheit und dergleichen ebenso wie etwa Krankheiten, furchterweckende Ereignisse ebenso wie eine Aenderung der Ernährungsbedingungen, auch alle anderen Menschen und deren Lebensäußerungen.) Ein gebräuchlicher Gegenstand kann aber auch verschwinden, wenn z. B. das dafür notwendige Material (etwa durch Ausrottung) oder die für die Herstellung notwendigen Kenntnisse (etwa durch Mangel an Tradition) verloren gehen. Endlich kann er verschwinden oder ungebräuchlich werden, wenn sich die erbmäßige Beschaffenheit der Bevölkerung (in einer für die Beziehung zu dem fraglichen Gegenstand ausschlaggebenden Weise) durch Umzüchtung der Bevölkerung geändert haben, wenn also z. B. anlagemäßige Handfertigkeiten, die zur Herstellung eines Gegenstandes notwendig waren, erbliche seelische Reaktionsfähigkeiten, welche für die Billigung einer Lebenshaltungsäußerung Voraussetzung wären, ausgestorben sind. Die Zwischenstufen der Verbreitung (zwischen allgemeiner Gebräuchlichkeit bzw. unveränderter Tradition und völliger Ausmerze einer Lebenshaltungsäußerung) sind dabei vielfach am lehrreichsten; denn sie zeigen, wie z. B. ein Stück der Sachkultur das Material wechselt, Form und Zweck aber beibehält, die Form ändert, aber im Material gleichbleibt, zu einem anderen Zweck dient, aber die alte Form nicht aufgibt usw. Das Studium dieser Vielfältigkeiten ist unterhaltsam, zur Wissenschaft wird es jedoch erst da, wo man die Vorgänge auf ihre lebensgesetzliche Bedeutung hin untersucht und sieht, daß z. B. der

Verlust eines Kulturgutes durch den Verlust paratypischer Faktoren (Material, Kenntnis usw.) viel leichter ersetzbar ist oder rückgängig gemacht werden kann, als der Verlust desselben Kulturgutes durch den Verlust idiotypischer Faktoren (erblicher Anlagen). Auf dem Wege ähnlicher Ueberlegungen gewinnt man auch erst den lebensgesetzlichen Maßstab für die Wertung von Kulturgütern und Kulturwandlungen, wobei entscheidend ist, was ein Kulturgut, der Verlust oder Gewinn eines solchen für die (überindividuelle) Erhaltungswahrscheinlichkeit der Bevölkerung bedeutet. Es gibt natürlich „Verluste" (wie z. B. das Verschwinden eines Aberglaubens), die eine Erhöhung der Erhaltungswahrscheinlichkeit zur Folge haben können, also lebensgesetzlich als Gewinne zu buchen sind, und es gibt „Gewinne" (wie z. B. sehr viele sogenannte „moderne Errungenschaften"), welche die dauernde Erhaltung auf das schwerste gefährden, also lebensgesetzlich betrachtet „Verluste" bedeuten.

Aus dieser kurzen Erläuterung der Grundlinien einer volkstumskundlichen Typisierungslehre mag klar werden, daß die Völkerbiologie nicht in erster Linie nach „Entstehung", „Erfindung", „Ursprung" gewisser dinglicher und geistiger Aeußerungen fragt. Es handelt sich vielmehr bei Adoption und Tradition um Anpassungsvorgänge, die zu den übrigen in der Biologie bekannten Anpassungen in Parallele gesetzt werden können und vielfache Wechselbeziehungen zu den lebensgesetzlichen Vorgängen der Vererbung und der selektiven Anpassung aufweisen. So erhält z. B. ein adoptiertes Sach- oder Geistesgut erst durch die Tradition größere Bedeutung für das Schicksal der Träger (des Volkes). Jede Lebenshaltungsäußerung ist in gewissem Sinne eine „Erhaltungshilfe", aber nicht jede bewirkt eine Erhöhung der überindividuellen Erhaltungswahrscheinlichkeit. Zur selektiven Anpassung durch relative Ausmerze minder bewährungstüchtiger Anlagen kann die kulturelle Anpassung in einem Gegenwirkungsverhältnis stehen, wenn die Erhaltungshilfen etwas Entscheidendes an den auslesenden Umwelteinflüssen ändern. Andererseits ist natürlich gerade die Adoption von Sach- und Geistesgut wesentlich abhängig vom Ergebnis vorhergegangener Ausleseprozesse, sie ist unter Umständen auf Siebungsgruppen beschränkt oder verändert ihrerseits die Vorbedingungen für die Bildung solcher Siebungsgruppen.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen ist es wichtig, bei all dem im Auge zu behalten, daß „Anpassung", auch kulturelle Anpassung keineswegs schlechthin vom „Nützlichkeits"-Standpunkt aus begriffen werden kann. Das ist auch sonst in der Biologie nicht möglich und die Nützlichkeitsdeutung hat manches Unheil angerichtet und manche biologische Lehre (so besonders die Selektionslehre) unverdienterweise in Verruf gebracht. Wenn man Lebenshaltungsäußerungen als Reaktionen des Menschen auf die „Reize" (Leistungsforderungen) der Umwelt ansieht, liegt

das wesentlich in der Wechselwirkung, nicht in der Zweckbestimmtheit dessen, was Menschen tun oder lassen, um mit ihrer Umwelt „fertig zu werden", noch auch im „Nutzen" des einzelnen „Anpassungsversuches". Es gibt vielmehr genug Lebenshaltungsäußerungen, deren „Nützlichkeit" für die Träger durchaus fraglich erscheint, die aber trotzdem Ergebnisse der Reaktionen zwischen bestimmten Menschen und bestimmten Umweltforde rungen sind. Für die mit einem „Problem der Kulturentwicklung" verknüpften Fragen erscheint es deshalb nach den allgemein-biologischen Erfahrungen nicht ratsam, anzunehmen, daß Kulturgeschichte ohne Zielstrebigkeitsannahme unmöglich auskommen könne. Solange nur Einzelerzeugnisse menschlichen Geistes mehr oder minder zusammenhanglos betrachtet und nach unbewußten Wertmaßstäben zu auf- und absteigenden „Reihen" angeordnet werden, läßt sich über irgendwelche „Richtungen" der Produktion schwerlich ein zuverlässiges Urteil gewinnen. Dagegen könnte eine umfassende Kenntnis nicht nur der Erzeugnisse, sondern auch der Bewertung, Erhaltung und Verbreitung bestimmter Erzeugnisse letzten Endes zu dem Ergebnis führen, daß im „Kulturanstieg" die „förderliche Erfindung" bei gleicher Erbbeschaffenheit der Bevölkerung nicht häufiger vorkommt, sondern nur häufiger adoptiert wird als im „Kulturabstieg".

Die allgemeinen Grundgedanken einer biologischen Betrachtung in der Völkerkunde dürften auch der Wahl zweckmäßiger Forschungsmittel dienen können. Sie zeigen, warum aus dem Nebeneinander von Biologie und Volkskunde keine Zusammenarbeit werden kann, solange nicht die Ziele lebensgesetzlicher Erklärungen schon bei der Anlage der Forschungen berücksichtigt werden. Man wird von diesen Grundlagen aus (nicht aus dem Sachwissen der Volkskunde und Völkerkunde) erst die Frage zu beantworten haben: was muß festgestellt werden, wenn die Vorgänge der Volkstumsbildung so aufgeklärt werden sollen, daß die Ergebnisse auch praktisch nutzbar werden können?

Eine zweckmäßige Forschung wird sich darauf einrichten müssen, volkstümliche, zu ihrer Zeit gebräuchliche Lebenshaltungsäußerungen zu ermitteln, für den Grad und die Ursachen der Gebräuchlichkeit dieser dinglichen und geistigen Aeußerungen alle irgend erreichbaren Anhaltspunkte beizubringen und die Schilderung derselben als eine Beschreibung nicht von Dingen und geistigen Aeußerungen schlechthin, sondern als eine Beschreibung von Sachgut und Geistesgut, also mit möglichst allen ihren Beziehungen zu den Schöpfern und Trägern, zur menschlichen, dinglichen und natürlichen Umwelt zu geben.

Die Erfüllung dieser Forderungen wird für die Vergangenheitsforschung in der Volkstumskunde wohl immer nur teilweise erreichbar sein. Die geschichtliche und vorgeschichtliche Altertumskunde ist von Funden, „Denkmälern", Urkunden abhängig. Immerhin ist es viel-

leicht doch möglich, noch neue Wege zu finden. Ich denke — um wenigstens einige Beispiele zu nennen — etwa an Versuche demographischer Feststellungen für vergangene Zeiten. Denn eine allererste Notwendigkeit der Volkstumsforschung ist zweifellos die möglichst zuverlässige Ermittelung des „Daseins" von Bevölkerungen. Es ist mißlich, von irgendwelchen Stämmen oder Völkern zu reden, Namen dafür zu verteilen, nach ihrem Verhalten, vielleicht sogar gleich nach ihrer „Kultur" zu fragen, ehe man weiß oder doch abschätzen kann, um wie viele Menschen, Familien, Sippen, Haushaltungen es sich etwa handelt. Zahlenmäßige Angaben über Bevölkerungszu- und -abnahme, Bevölkerungsverteilung und -verschiebung geben wichtige Aufschlüsse über das Schicksal des „Volkskörpers". Es ist unberechtigt, daß dergleichen Dinge meist mehr als Kuriosum, denn als wesentliche Bestandteile einer volkstumskundlichen Forschung angesehen und behandelt werden. Wer weiß, wie oft große Leistungen, wuchtige Kriegszüge, gewaltige Wanderungen, ausgedehnte Siedlungsgebiete konstruiert werden, wo vielleicht nur eine Handvoll Menschen als Vollbringer dieser Großtaten in Frage kommt? Zweifellos sind viele Wege zu diesen Kenntnissen durch äußere Umstände versperrt. Aber es gibt auch Umwege. Für vor- und frühgeschichtliche Zeiten liegen solche Versuche z. B. von Rademacher für die Eisenzeit eines rheinischen Gebietes, von E. Wahle für die jüngere Steinzeit vor. Das großzügigste und gründlichste Unternehmen dieser Art aber hat A. Tode in Kiel, zunächst für Schleswig-Holstein, eingeleitet, indem er darangegangen ist, eine nach Maßgabe vor- und frühgeschichtlicher Siedlungsreste vollständige Siedlungsarchäologie der ganzen Provinz aufzubauen. Für geschichtliche Zeiten bietet die Siedelungskunde — ich erwähne z. B. R. Mielke — sehr erfolgversprechende Mittel zur Lösung demographischer Fragen. Aber auch die Historie würde wohl in dieser Richtung noch erheblich mehr zutage fördern können, wenn erst die völkerbiologische Bedeutung solcher Feststellungen allgemein erkannt wäre. Was wir z. B. dringend nötig hätten, wären übersichtliche, planmäßig demographisch bearbeitete und quellenkritisch bewertete Zusammenstellungen möglichst aller Stärke- und Veränderungsangaben, die für irgendwelche Bevölkerungsteile dokumentarisch nachweisbar sind. Die biologisch ergiebigsten demographischen Quellen endlich sind — neben den teilweise auch recht nützlichen Einwohnerlisten, Steuerlisten, Grundbesitzverzeichnissen u. dgl. — zweifellos die Kirchenbücher (und die stellenweise vorhandenen Familienregister). Von deren völkerbiologischer Verwertung soll im nächsten Abschnitt ausführlich die Rede sein.

Was über demographische Forschungen hinaus einer biologischen Erkenntnis vom Volkstum vergangener Zeiten dienlich sein kann, das anzugeben ist in erster Linie Sache der Altertumsforscher, Historiker und

Prähistoriker. Die Aufgabe einer allgemeinen Völkerbiologie ist zunächst mit der (oben formulierten) Angabe der völkerbiologischen Bedürfnisse erfüllt. Es wäre dankenswert, wenn sich Fachleute der einschlägigen Forschungsgebiete diese Wünsche näher überlegen wollten, noch dankenswerter, wenn sie Mittel und Wege fänden, die Wünsche zu erfüllen.

Der wichtigste und fruchtbarste Teil völkerbiologischer Forschungsarbeit besteht aber sicher in der Erforschung des lebenden Volkstums. Dabei ist die Stoffsammlung insofern erleichtert, als sowohl das Sach- und Geistesgut wie die „zugehörigen" Menschen mehr oder minder unmittelbar und in einer ziemlich beliebigen Menge erfaßbar sind. Man wird sich deshalb eher vor einer Ueberladung des Beobachtungsplanes hüten müssen und braucht Gesichtspunkte, nach denen sich eine zweckmäßige Auswahl treffen läßt. Gesichtspunkte dieser Art sind m. E.: die Zuverlässigkeit und Unmittelbarkeit der Schlüsse, die man aus irgendwelchen Lebenshaltungen auf das Eigenverhalten ihrer Träger ziehen kann, die Zählbarkeit und Vergleichbarkeit der Lebenshaltungsäußerungen und die Möglichkeit, ihre Träger zuverlässig anzugeben.

1. Die Deutungsmöglichkeit ist natürlich maßgebend dafür, daß heute z. B. von der dinglichen Kultur der Landbevölkerungen in hochzivilisierten Ländern das wenigste nach Verbreitung und Benutzung Gegenstand der Volkstumskunde sein kann. Die Möglichkeit dazu nimmt in dem gleichen Maße ab wie die Selbsterzeugung von Gebrauchsgegenständen und Verbrauchsstoffen durch die Benutzer und Verbraucher. Man kann den Grad dieser Trennung von Erzeugung und Verbrauch in gewissem Sinne geradezu als Maßstab der „Zivilisation" betrachten. Für die Volkstumskunde ergibt sich m. E. daraus zwar, daß die dinglichen Lebenshaltungsäußerungen in hochzivilisierten Gemeinwesen nicht mehr so unmittelbar zur Erfassung des Volkstums brauchbar sind wie bei geringerer Zivilisation, aber es folgt daraus nicht, daß sie volkstumskundlich überhaupt unbrauchbar seien. An die Stelle der Frage nach Besitz oder Nichtbesitz, Benützung oder Nichtbenützung der in zivilisierten Ländern (infolge der Zivilisation) allgemein verbreiteten Sachgüter treten vielmehr die Fragen nach der Auswahl unter den angebotenen Sachgütern und die Fragen nach der Billigung, Bewertung und Einschätzung dieser Sachgüter. So erklärt sich m. E., daß man mit dem Sammeln von Gegenständen heute bei der Erforschung des gegenwärtigen Volkstums weniger denn je vorwärts kommt, und daß also eine Umstellung der volkstumskundlichen Forschung notwendig ist. Ließ vordem ein bestimmtes Stück mehr oder minder unmittelbare Schlüsse zu auf das Eigenverhalten seines Trägers, so deshalb, weil der engere

Zusammenhang zwischen Benützer und Erzeuger dem ersteren einen viel größeren Einfluß auf die Erzeugung einräumte, so daß das Erzeugnis von vornherein mehr von der Wesensart der Verbraucher mitbekam als unter den heutigen stärker zivilisierten Verhältnissen, wo es in unzählig vielen Fällen nur noch zu der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Verbrauchers ein aus Benützung oder Nichtbenützung, Vorhandensein oder Fehlen eindeutig erkennbares Verhältnis hat.

Immerhin gibt es auch in der Hochzivilisation Fälle, in denen das Eigenverhalten der Verbraucher, selbst über einen großen Abstand zwischen Erzeuger und Benützer hinweg, maßgebend auf die Beschaffenheit des Erzeugnisses einwirkt. So werden z. B. die in Niedersachsen zum Kartoffellesen benützten Körbe, die ursprünglich aus Kiefernwurzeln, später aus Weiden und Rohr geflochten waren, heute in derselben (und so unverändert wahrscheinlich nicht unbedingt sachnotwendigen) Form vom Großgewerbe aus Eisendraht hergestellt, vermutlich weil der Erzeuger darin richtig eine Möglichkeit zur Hebung des Absatzes erblickte. Aehnliches könnte vorliegen bei der neuen Erfindung feuersicherer Strohdächer, für die in Niedersachsen (allerdings zum Teil auch durch Heimatvereine u. dgl.) Reklame gemacht wird. In dem einen Fall hat der Forstschutz (Verbot der Verwendung von Kiefernwurzeln), im anderen Fall die Feuerversicherung (höhere Prämien für strohgedeckte Häuser) den Verbraucher von der Erzeugung abgedrängt.

Die Zivilisation ändert natürlich die methodischen Werte nicht nur auf dem Gebiet der sog. Sachkulturforschung, sondern ebenso auf den meisten anderen Gebieten der Volkstumskunde. Wenn z. B. die Gründung der Finkenwärder Seefischerkasse im Jahre 1835 den damaligen Verhältnissen nach schon allein dadurch, daß sie überhaupt (aus der Eigenhaltung der Seefischer heraus) zustande kam, einen ziemlich unmittelbaren volkstumskundlichen Deutungswert hat, würde in neuerer Zeit eine Versicherungseinrichtung im allgemeinen zwar für die ganze deutsche Nation als Lebenshaltung typisch sein können, die Eigenhaltung eines einzelnen Volkstums würde aber nicht aus dem Vorhandensein einer solchen, für alle „cives" der Nation verbindlichen Institution, sondern nur aus ihrer Einstellung dazu einigermaßen erschlossen werden können. In ähnlicher Weise steht auf gesellschaftlichem Gebiet heute notwendig die Einstellung zu gegebenen Gesellschaftsformen im Vordergrund. Das Studium von Form und Dasein sachlicher, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Lebenshaltungsäußerungen fällt hingegen zum allergrößten Teil den technischen Wissenschaften, der Volkswirtschaftslehre („National"-Oekonomie) und der Staatswissenschaft zu, und die Aufgaben dieser Wissenschaften sind m. E. gerade dadurch gegen die Aufgaben Volkstumskunde oder Völkerbiologie abgegrenzt, daß sie zivilisatorische Erscheinungen zum Gegenstand der Forschung haben.

Für das sog. Gebiet der geistigen Kultur sind die methodischen Vorbedingungen der Forschung wohl am wenigsten gegen früher verändert, weil auf diesem Gebiet (auch in der historischen Volkskunde) die Umbil-

dung geistiger Aeußerungen auf den Wegen ihrer Verbreitung immer im Vordergrund des Interesses stand. Es ist jedoch auch hier zu berücksichtigen, daß die zivilisatorische Gestaltung der „öffentlichen Meinung“ (die als solche Gegenstand eines jüngsten Zweiges der Staatswissenschaft ist) beträchtlichen Einfluß hat auf die relative Selbständigkeit der geistigen Produktion und Umbildung. Es dürfte also angezeigt sein, die Einstellung zu dem, was als „öffentliche Meinung“ angeboten wird, mit in die Erforschung des geistigen Volkstums einzubeziehen, bei den mit Religion, Künsten und Wissenschaften zusammenhängenden geistigen Aeußerungen nach der Einstellung zu kirchlichen oder anderen weltanschaulichen Lehren, zu Kunstleistungen und zu wissenschaftlichen Erklärungen und nach deren Auffassung, Umdeutung, Annahme und Ablehnung zu fragen. Der Versuch von A. M. Hansen (Norsk Folkepsykologi. Kristiania 1899), die örtliche Verteilung der Stortingswahlergebnisse in diesem Sinne auszuwerten, war zweifellos ein richtiger Weg zur Erforschung des heutigen Volkstums, und es ist durchaus nicht berechtigt, die ähnlichen Versuche von Lapouge über die örtliche Verbreitung kirchlicher Bekenntnisse ins Lächerliche zu ziehen. Nach einer zulänglichen Aufklärung der rassischen Verhältnisse in Deutschland wird ein Vergleich dieser Verhältnisse mit der Reformations- und Gegenreformationsgeschichte zu den interessantesten Aufgaben gehören. Die Art und Weise der Anlage solcher Beobachtungen ist eine andere Frage. Dahingegen ist ein für allemal sicher, daß Ueberbleibsel alter Anschauungen, alter religiöser Vorstellungen, alter Bräuche und Sitten zwar von hoher Bedeutung für die Kenntnis des Volkstums früherer Zeiten sein können, aber in den seltensten Fällen noch Teile des heute lebenden Volkstums sind. Von dem, was heute volkstümlich ist, steckt m. E. vieles in den üblichen „Beschreibungen von Land und Leuten“. Diese Beschreibungen und ähnliche „dem Volk abgelauschte“ Beobachtungen sind nur deshalb wissenschaftlich meist unbrauchbar, weil sie keine zuverlässigen und exakten Angaben enthalten, sondern gewöhnlich auf unkontrollierbaren einzelnen, unter Umständen also untypischen Wahrnehmungen beruhen.

Diejenigen Lebenshaltungen, aus denen man einigermaßen zuverlässig und unmittelbar auf die volkstümliche Eigenart ihrer Träger schließen kann, sind also — je nach dem Stand der Zivilisation — zu verschiedenen Zeiten verschieden. Es sind heute nicht dieselben wie vor hundert oder vor tausend Jahren, und es wäre schon deshalb unzweckmäßig, die methodische Wahl der Beobachtungsgegenstände nach dem Sachinhalt der Altertumskunde zu richten. Die Fragen zur Erforschung des heutigen Volkstums werden vielmehr darauf ausgehen müssen, die typische Wahl, Wertung, Einschätzung und Benützung angebotener Sachgüter, die typische Aufnahme, Beurteilung und Angleichung von Wirt-



schafts- und Gesellschaftsformen und die typische Auffassung, Umdeutung und Wiedergabe geistiger Aeußerungen festzustellen. Selbsterzeugnisse kommen als Forschungsgegenstände nur in Betracht, insofern sie eine typische Verbreitung erlangen, Reste alten Volkstums als Bausteine zur Altertumskunde, außerdem dann, wenn sie noch gebräuchlich genug sind, um dem lebenden Volkstum zugerechnet zu werden, und endlich in bezug auf die Einstellung, die ihnen gegenüber vorherrscht.

Zur Erforschung des Anteils volkstümlich verschiedener Gruppen der Nation an der (zivilisatorischen) Erzeugung von Sach- und Geistesgut ist es von höchster Bedeutung, Verbleib, Beruf, Tätigkeit und Erfolge derjenigen Personen festzustellen, welche aus der ländlichen Bevölkerung abgewandert oder sonst aus dem typischen Lebenskreis dieser Bevölkerung ausgeschieden sind. Berufsstatistische und ähnliche Zählungen an der Stadtbevölkerung vermögen diese letztere, bis jetzt noch kaum bearbeitete Frage nicht zulänglich zu lösen, weil die Personen von dieser Seite her ohne Zusammenhang mit ihrem „angestammten" Volkstum erfaßt werden, genealogisch belegte Herkunftsangaben aber meist nicht erreichbar sind.

2. Die Zählbarkeit volkstumskundlicher Befunde ist Vorbedingung für die Feststellung des Typus, die Vergleichbarkeit ist Vorbedingung für eine deutungsgerechte Zählung. Will man z. B. herausbekommen, ob und in welchem Maß ein bestimmtes Verhalten in der Kinderaufzucht gebräuchlich sei, so bieten sich als Zählobjekte natürlich nicht einzelne Personen, sondern Familien, und man wird in Rücksicht auf die Zusammenhänge dieser Lebensgemeinschaft oft darauf verzichten müssen, genauer festzustellen, welche Person für das fragliche Verhalten „verantwortlich" ist. Aehnliche Verhältnisse liegen vor, wenn nach der Kenntnis bestimmter Dinge, z. B. alter Bräuche u. dgl., gefragt werden soll; denn auch hier ist es meist selbstverständlich, daß diese Kenntnis Gemeinbesitz der ganzen Hausgemeinschaft sein wird; jedenfalls könnte man aus ihrer Verbreitung innerhalb dieser Gemeinschaft keine wichtigen Schlüsse ziehen. Aber auch das Verhalten des einzelnen ist in vielen Dingen einer an und für sich „persönlichen" Einstellung so entscheidend von den Gebräuchlichkeiten des einzelnen Lebenskreises abhängig, daß es unzweckmäßig wäre, kleinere Zähleinheiten als Familien, Haushaltungen, Hofwirtschaften, Gewerbebetriebe u. dgl. zu wählen. Alle derartigen Feststellungen kann man — in einer, wie gesagt, nicht theoretischen, sondern praktischen

Abgrenzung — zusammenfassen und den einzelpersönlichen Lebenshaltungsäußerungen gegenüberstellen. Es ist klar, daß diese beiden künstlichen Gruppen auch insofern ineinander übergreifen, als die mit einzelnen Personen zählbaren Arten des Verhaltens gleichfalls mehr oder minder stark von der gebräuchlichen Lebenshaltung der Hausgemeinschaft abhängig sind.

Die Vergleichbarkeit volkstumskundlicher Beobachtungen verlangt vor allem gleiche Maßstäbe bei der Beschreibung und Beurteilung, das heißt: je weniger Urteil und je mehr sachliche Beschreibung, um so zuverlässiger sind die Angaben. Die Hauptschwierigkeit liegt offensichtlich darin, daß es keinem wissenschaftlichen Beobachter möglich ist, auch nur den größeren Teil eines umfassenden Materials selbst zu sammeln. Denn die volkstumskundliche Beobachtungsarbeit verlangt nicht nur ungewöhnlich viel Zeit, sondern eine sehr nahe Bekanntschaft mit der zu untersuchenden Bevölkerung, Kenntnis aller örtlichen Verhältnisse, völlige Beherrschung der Mundart, vor allem aber eine Vertrauensstellung, welche die Gefahr unbeabsichtigter Materialauslese und die Gefahr unerkannter falscher Auskünfte mit zulänglicher Gewähr ausschließt. Das alles hat der volkskundliche Fachmann bestenfalls für ein Gebiet, aber es gibt natürlich nicht entfernt so viele Fachleute wie Gebiete, die untersucht werden müssen. Deshalb muß man sich, wenn Versuche mit unzulänglichen Mitteln vermieden werden sollen, m. E. von Anfang an darauf einrichten, geeignete Beobachter in den ländlichen Gemeinden selbst zu den Feststellungen heranzuziehen. Die Fragen, welche an diese Beobachter gerichtet werden bzw. ihnen, zur Beantwortung für die einzelnen Personen und Familien, an die Hand gegeben werden sollen, müssen möglichst zweckmäßig sein: „Beschaffenheitsfragen" sind tunlichst zu vermeiden und, wo es immer angeht, durch „Situationsfragen" zu ersetzen, wobei die angenommene oder wirkliche Situation, die als Maßstab dienen soll, natürlich den Lebensverhältnissen des betreffenden Gebietes angepaßt sein muß. Ein und dieselbe Frage muß natürlich in verschiedenen Gebieten nicht zuverlässig vergleichbare Antworten liefern.

3. Die volkstumskundlich zuverlässige Angabe der Träger bestimmter Lebenshaltungsäußerungen erfordert bei jeder solchen Erhebung eine bevölkerungsbiologische Unterlage. Die sämtlichen Personen des Untersuchungsgebietes müssen, soweit das immer möglich ist, nach den genealogischen Zusammenhängen und nach ihrer örtlichen Verteilung festgestellt werden. Es sind also Familien- und Sippschaftstafeln, Hofverzeichnisse, Haushaltungsregister und Lagepläne erforderlich. Von amtlichen Eintragungen werden Steuerlisten, Standesamts- und Gemeindeakten, Grundbücher u. dgl. nicht nur dazu, sondern

auch zu manchen unmittelbaren Feststellungen, wie z. B. der Besitz- und Vermögensverhältnisse, sehr wertvoll sein können, indem sie sachliche Anhaltspunkte für die äußere „Bewährung“ liefern.

Sowie die bevölkerungsstatistische Unterlage vorhanden ist, kann man mit Hilfe von Zählkarten alle Fragen auf bestimmte Personen, Familien, Haushaltungen usw. beziehen. Erst ein solches Verfahren befreit die Volkstumskunde von der Unzuverlässigkeit allgemein gehaltener Aussagen über angebliche typische Lebenshaltungsäußerungen und erlaubt, die Gegenseitigkeitsbeziehungen verschiedener Eigenschaften mit korrelationsstatistischen Methoden zu prüfen.

II. Bevölkerungsbiologie.

Kirchenbücher enthalten die vollständigen Lebensdaten einer zeitlich und örtlich begrenzten Bevölkerung. Da ländliche Kirchspiele in der Regel weitgehend lebenseinheitliche Bevölkerungen umfassen, sind sie für die rassenbiologische und volkstumskundliche Forschung weitaus am besten geeignet. Außerdem bietet die fortlaufende Registrierung der Bevölkerung in Kirchenbüchern noch andere große Vorteile: sie gibt die Bevölkerung eines Wohngebietes in ihrem genealogischen Zusammenhang wieder und macht dadurch die Anwendung genetischer Fragestellungen möglich; sie enthält im allgemeinen die wenigsten Fehlerquellen, weil sich jede Eintragung auf zeitlich ein Faktum bezieht, so daß das „Urmaterial“ keine (unentbehrlichen) Ausrechnungen, Auszählungen usw. enthält; sie sind endlich die einzigen für fast jede Gemeinde in Deutschland vorhandenen Quellen, welche über einen Zeitraum von meist etwa dreihundert Jahren Auskunft geben.

Im Vergleich dazu ist die amtliche Bevölkerungszählung der Zivilbehörden, der statistischen Landesämter usw. nicht entfernt so vorteilhaft für die biologische Forschung. Denn abgesehen davon, daß es solche Ermittlungen und Registrierungen erst seit einigen Jahrzehnten gibt, dienen diese Zählungen vornehmlich steuertechnischen und anderen verwaltungsmäßigen Zwecken, bieten deshalb ihr Material meist nicht in der Begrenzung nach ländlichen Gemeinwesen und nicht mit der erforderlichen Vollständigkeit. Genealogische Zusammenhänge können dabei praktisch so gut wie gar nicht berücksichtigt werden. Die Methode der Fragebogenerhebung verursacht zahlreiche, oft recht störende Unzuverlässigkeiten (so z. B. in den Alters-, Berufs- und Standesangaben, in den Herkunftsangaben usw.). Die Art des Vorgehens ist vielfach uneinheitlich und wechselt von Zeit zu Zeit, erfaßt je nach den Umständen die „Wohnbevölkerung“, die „ortsanwesende Bevölkerung“ oder die „rechtliche Bevölkerung“, wählt ungleiche und unregelmäßige Perioden der Zählung — kurz, die ganzen Vorbedingungen weichen vielfach von denen einer genetischen Bevölkerungsbiologie ab und das Material ist (ausgenommen etwa

die fortlaufenden Registrierungen der Standesämter u. dgl.) meist nicht Urmaterial, sondern enthält bereits einen mehr oder minder großen „Bearbeitungsanteil“ der gezählten Personen, deren Angaben praktisch nicht ohne weiteres kontrollierbar sind[7]).

Aus diesen Gründen ist die bevölkerungsbiologische Verwertung der Kirchenbücher eine bedeutsame und vordringliche Aufgabe der Wissenschaft, insbesondere der Rassenbiologie, und es wäre m. E. Sache der Regierungen, im Einvernehmen mit den Kirchenverwaltungen den Inhalt der Kirchenbücher durch die statistischen Landesämter in eine bevölkerungsbiologisch brauchbare Form bringen zu lassen. Durch diese einmalige, keineswegs unmögliche Arbeit würde das wertvollste bevölkerungsgeschichtliche Material, das wir besitzen, auch für die Zukunft besser gesichert, und es würde die beste, um nicht zu sagen einzige zuverlässige Grundlage für eine genetische Bevölkerungsbiologie geschaffen werden können. Alle die emsige Arbeit der zahlreichen Genealogen in Deutschland zersplittert in praktisch wenig erfolgreiche Einzelleistungen, weil jeder nur einige Fäden der Kette oder des Einschlags aus dem Gewebe zieht, ohne natürlich vom ganzen Stück eine zulängliche Vorstellung zu bekommen. Dabei würde aber die aufgewendete Mühe aller solcher Einzelleistungen zusammen reichlich genügen, bei zweckmäßiger Organisation das Ganze fertigzubringen. Nach der Lage der Dinge ist jedoch m. E. nur vom Eingreifen staatlicher Stellen gründliche Abhilfe dieser Arbeitsvergeudung zu erhoffen, und es scheint mir durchaus wahrscheinlich, daß die vielen großen genealogischen Vereine gerne zur tätigen Mithilfe bereit wären, wenn ihnen ein unmittelbarer Anteil an den Ergebnissen gewährt würde. Dergleichen ließe sich wohl am besten dadurch erreichen, daß die statistischen Landesämter die Verzettelung der Kirchenbücher ihres Amtsbereiches (zunächst der ländlichen, später auch der städtischen) organisieren, das Material dafür beschaffen und für eine sachgemäße Ordnung der Karteien Sorge tragen würden. Das (genealogisch verarbeitete) Material müßte zum Zwecke wissenschaftlicher Bearbeitung für Fachleute unentgeltlich, zu Zwecken der Einzel-Familienforschung für alle Interessenten allenfalls gegen ein bestimmtes Entgelt (als Kostenbeitrag zur Verwaltung) zugänglich sein, und dieses Entgelt könnte den Mitgliedern genealogischer Vereine erlassen oder ermäßigt werden, wenn seitens dieser Vereine Arbeitskräfte (in bestimmter Mindestzahl und auf bestimmte Dauer) zu Herstellungen und Ordnung der Kirchenbuchkarteien gestellt

[7]) Vgl. dazu F. Prinzing: Die Methoden der medizinischen Statistik. In „Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden“, herausgegeben von Abderhalden, Abt. V, Teil 2, Heft 6 (Berlin und Wien 1924).



worden sind[8]). Um die Kirchenbücher der Wissenschaft und der Familienkunde nutzbar zu machen, müßten die statistischen Landesämter von allen verzettelten und verarbeiteten Kirchenbuchkarteien zweckmäßig zusammengestellte Namenverzeichnisse veröffentlichen. Für die Fortführung und Ergänzung des Materials kämen in Zukunft sowohl Kirchenbücher als auch standesamtliche Registrierungen in Frage und es wäre wohl durchführbar, daß weiterhin jede standesamtliche Eintragung in Form einer Karteikarte auch an die genealogischen Register der statistischen Landesämter gelangte. Die Standesamtseintragungen hätten sich, wie auch aus anderen Gründen unbedingt verlangt werden müßte, den Forderungen genealogischer Einordnung anzupassen.

Da bis jetzt meines Wissens noch nicht versucht worden ist, die Bevölkerungen ganzer Kirchspiele in ihrem genealogischen Zusammenhang darzustellen, die rassenkundliche Abteilung des Museums für Völkerkunde aber seit einigen Jahren damit beschäftigt ist und gegen 30 Gemeinden auf diese Weise bearbeitet hat, gebe ich im folgenden unser Verfahren wieder.

Ein verzetteltes Kirchenbuch bietet die Eintragungen, auf einzelne Karten von geeigneter Einteilung ausgeschrieben, in zeitlicher Reihenfolge. Es ist also zunächst nur für die Zählung von Geburten (bzw. Taufen), Eheschließungen und Todesfällen (bzw. Begräbnissen) brauchbar[9]). Die erste Aufgabe der Aufarbeitung besteht darin, die genealogischen Zusammenhänge der sämtlichen eingetragenen Personen festzustellen und in eine handliche schematische Form zu bringen. Meine Mitarbeiter J. Roethig (Zur familienkundlichen Erforschung ländlicher Gemeinden. Zeitschrift der Zentralstelle für niedersächsische Familiengeschichte, Jg. IX, 1927) und W. Klenck (Familienkundliche Arbeiten in der Börde Lamstedt. „Vom Ahn zum Enkel", Veröffentlichungen des Arbeitsringes für Stammespflege, Otterndorf (Niederelbe), 1. Heft 1928) haben bereits einiges darüber veröffentlicht; a. a. O. sind auch die von uns verwendeten Vordrucke zur Verzettelung abgebildet[10]). Nach einer alphabetischen Ordnung der Karteien müssen aus dem Geburtenregister Geschwisterreihen zusammengestellt werden, aus dem Verehelichungsregister sind die zu den Geschwisterreihen gehörigen Elternpaare herauszusuchen und es muß festgestellt werden, welche Geburtseintragungen einer zeitlich entsprechend früher liegenden Geschwisterreihe den beiden Eltern zukommen und welche Personen der Geschwisterreihe (auf grund späterer Eintragungen des Verehelichungsregisters) als Eltern späterer Geschwisterreihen in Betracht kommen; Hand in Hand mit diesen

[8]) Auch als sogenannte „Notstandsarbeiten" kämen — bei der großen Zahl arbeitsloser kaufmännischer Angestellter und anderer gebildeter, schreibgewandter Leute — die Kirchenbuchverzettelungen in Frage. In der von mir geleiteten rassenkundlichen Abteilung sind solche Leute gelegentlich mit gutem Erfolg zu derlei Arbeiten (unter Anleitung und Aufsicht) herangezogen worden.

[9]) Die Verzettelung von Konfirmandenregistern kann zwar für die Verarbeitung der Kirchenbücher in mancher Hinsicht vorteilhaft ein, ist aber nach meiner Erfahrung nicht unbedingt notwendig.

[10]) Solche Vordrucke sind nach Vereinbarung von der rassenkundlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde in Hamburg, Binderstraße 14, erhältlich.



Feststellungen geht natürlich die Einarbeitung des Sterberegisters. Zur Ermittelung der Zusammenhänge dienen außer den Familiennamen die (mehr oder minder vollständigen) Angaben der Eltern bei den Geburtseintragungen und Verehelichungseintragungen und die Altersangaben bei den Sterbeeintragungen. Daneben sind jedoch nicht selten Umwege nötig, welche durch Ausschluß einiger von mehreren Möglichkeiten, durch Anhaltspunkte bei den Vornamen, Orts- und Berufsangaben, durch Altersberechnungen, Berücksichtigung der Geburtenabstände und der Todesfälle in der Familie u. dgl. mehr die richtigen Zusammenhänge nachweisen. (Näheres darüber in den genannten Arbeiten von Roethig und Klenck.) Roethig begann die Ermittlungen mit der Zusammenstellung der Geschwisterreihen eines Familiennamens in einer der Gegenwart näherliegenden Zeit und verfolgte die Aszendenz jeweils soweit, als es ging, um dann bei irgendwelchen Schwierigkeiten gegebenenfalls abzubrechen und von der anderen Seite (der ältesten Zeit) her in derselben Sippe gleicherweise die Deszendenz zur Gegenwart hin zu verfolgen. Solche Kombinationen sind oft wegen der wechselnden Schreibweise der Familiennamen, in besonders umfangreichen Sippen des gleichen Familiennamens und zur Ueberwindung anderer Hindernisse notwendig. Klenck, der die Kirchenbücher von 20 Dörfern eines Kirchspiels bearbeitet hat, verfuhr in Einzelheiten etwas anders (vgl. a. a. O.). Das Verfahren muß sich natürlich überall den jeweils gegebenen Verhältnissen anpassen, und der Erfolg ist in hohem Grade von der Findigkeit und Gewandtheit des Bearbeiters abhängig. Man kann aber — auf Grund unserer bisherigen Erfahrungen — sagen, daß am Ende einer solchen Arbeit nur ganz wenige nicht offensichtlich landfremde Personen übrigbleiben, deren genealogischer Zusammenhang nicht mit genügender Sicherheit festzustellen wäre. Es ist vielmehr durchaus möglich, das genealogische Netzwerk einer ländlichen Bevölkerung vollständig zusammenzuknüpfen, so daß am Ende (von den zeitlich frühesten Eintragungen und von den noch lebenden Personen natürlich abgesehen) für jede Person zwei bzw. drei oder mehr Karteikarten [über Geburt, Eheschließung(en) und Tod] vorhanden sind. Sowie diese Ordnung erreicht ist, erhält jede Person eine Kennziffer (durchlaufend für die Personen eines Kirchspiels und ohne wesentliche Rücksicht auf die genealogischen Zusammenhänge). Diese Kennziffer wird auf den betreffenden Karteikarten eingetragen (also ein und dieselbe Nummer auf der Geburts-, Verehelichungs- und Todeskarte). Die Karten mit der gleichen Nummer werden zusammengestellt (in der Reihenfolge: Geburtseintrag — Verehelichungseintrag — Todeseintrag), die Kartei wird nach laufenden Nummern geordnet und jede Person erscheint mit ihrer Kennziffer auf der zeichnerischen Darstellung der Stammtafeln in üblicher Anlage. Zu dieser Aufarbeitung und Anordnung ist es notwendig, die Verehelichungseintragungen von vornherein doppelt (einmal für den Ehemann und einmal für die Ehefrau) zu verzetteln; zu Beginn der Arbeit schon werden beide Serien nach den Familiennamen (einmal der Ehemänner und einmal der Ehefrauen) alphabetisch geordnet.

Das Arbeitsmaß solcher Aufbereitungen richtet sich nach den Verhältnissen. Uebung in genealogischen Arbeiten, erst recht Kenntnis der betreffenden Gemeinden unterstützt natürlich den Fortgang und die Zuverlässigkeit der Zusammenstellungen ganz erheblich. Der genealogisch geschulte Bearbeiter wird auch bereits bei der Aufstellung der Sippentafeln Hinweise, unter Umständen auch wissenschaftlich wertvolle Hinweise finden

können, die bei einer mehr mechanischen Arbeit verlorengehen. Schon deshalb scheint mir eine möglichst rege Teilnahme genealogischer Vereine sehr erwünscht. Wo weniger geschulte Arbeitskräfte herangezogen werden, ist die Ueberwachung durch Leute mit familienkundlicher Uebung und Erfahrung unbedingt notwendig. — Sehr verschieden ist natürlich auch der Umfang von Kirchenbüchern. Wir rechnen im allgemeinen auf eine kleinere niedersächsische Gemeinde mit etwa 100 jetzt lebenden Familien für den Zeitraum von 200 Jahren 4000 Kirchenbucheintragungen. Auf 100 Eintragungen des Geburtsregisters kommen (nach der Schätzung von Klenck) nicht ganz ebensoviel Eintragungen des Sterberegisters und etwa 30 Eintragungen des Verehelichungsregisters. Den Zeitaufwand der Verzettelung berechnet Klenck für einen geübten Arbeiter auf eine Stunde für durchschnittlich 60—100 Karten. Genaue Angaben lassen sich natürlich schon wegen der örtlichen und zeitlichen Unterschiede in der Leserlichkeit der Handschriften, der Umständlichkeit der Eintragungen usw. nicht machen. — Die Reichweite der Kirchenbücher geht in der Regel bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, wobei die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht selten lückenhaft ist. Die Bevölkerung des 18. und 19. Jahrhunderts dürfte jedoch in den weitaus meisten Fällen vollständig erfaßt werden können. Zuverlässigkeit und Ausführlichkeit wechselt mit dem Ort und mit den Pastoren. Es spricht aber vieles dafür, daß die Zuverlässigkeit von anderen Ermittelungen in der Biologie nicht übertroffen wird und eine starke Stütze dadurch erhält, daß der Pastor die örtlichen Verhältnisse nicht nur kannte, sondern auch (im Unterschied zu mancher heute registrierenden Amtsstelle) nachprüfen konnte.

Die zeichnerische Darstellung der Verwandtschaftsverhältnisse aller in einem Kirchenbuch aufgeführten Personen wird so ausgeführt, daß die sämtlichen Personen auf Nachkommentafeln mit den gleichnamigen Nachkommen eines frühestens nachweisbaren Ahnenpaares unter Einschluß der eingeheirateten Frauen, jedoch unter Ausschluß der Vorfahrenschaft dieser Frauen und unter Ausschluß der Nachkommen verheirateter Frauen derselben Namenslinien untergebracht sind. Jede Person erscheint mit ihrem Geschlechtszeichen (□ oder ○), in welches die Kennziffer der Person eingeschrieben ist.

Man legt nun zunächst punktierte Querlinien durch die Tafeln derart, daß zwischen zwei solche Linien jeweils die in einem Jahrzehnt geborenen Personen zu liegen kommen, wobei auf die eingeheirateten Frauen keine Rücksicht genommen wird (siehe Abb. 4). Auf diese Weise wird eine zeitliche Gliederung der Tafeln hergestellt.

Eine weitere Vorarbeit besteht in der Bezeichnung der Tafeln mit dem Familiennamen der Sippe. Endlich bringt man an geeigneter Stelle ein kleines Verzeichnis der auf der Tafel vorkommenden Personennummern in arithmetischer Reihenfolge an, wobei die Nummern eingeheirateter Frauen in Klammern gesetzt, Lücken in der Reihenfolge zweckmäßig durch Querstriche kenntlich gemacht werden.

Beispiel: Arendt

(716)	2004	2012	2051	2059	9317
—	2005	—	2052	—	9318
(948)	2006	2024	2053	2073	9319
—	2007	2025	2054	—	9320
(973)	2008	2026	2055	(7819)	—
—	2009	—	2056	—	(10005)
2001	2010	2049	2057	9315	
2003	—	2050	2058	9316	

In die so vorbereiteten Tafeln werden die biologisch wichtigsten Angaben eingetragen, so daß sie möglichst alles, was zur bevölkerungsbiologischen Verarbeitung notwendig ist, in übersichtlicher Darstellung enthalten.

Auf diese Weise ist es natürlich ohne Mühe möglich, für bestimmte Personen in der Kartei die Zusammenhänge mit anderen Personen, für bestimmte Personenzeichen auf der Tafel die Namen aufzufinden. Sucht z. B. jemand die Verwandten eines Mannes „Arendt", dessen Vorname, Beruf und Geburtsdaten oder annähernde Lebenszeit ihm bekannt wird, so stellt er auf der Tafel zunächst die Nummern derjenigen männlichen Personen fest, welche in den fraglichen Zeitabschnitt fallen, sieht die Nummern in der Kartei nach und erfährt sofort, welches die bekannten und welches die gesuchten verwandten Personen sind. Dergleichen ist bei einem nichtverarbeiteten Kirchenbuch natürlich nicht möglich. Selbst wenn es mit vielem Blättern und Suchen gelingt, einen Eintrag zu finden, der auf die bekannte Ausgangsperson paßt, ist damit noch nicht sichergestellt, daß diese Identifizierung richtig ist, weil andere etwa nach Vornamen, Lebenszeit usw. in Frage kommende Personen im Kirchenbuch auch erst wieder mühsam gesucht werden müßten; ebenso müßten dann die genealogischen Zusammenhänge Schritt für Schritt mit der gleichen oder einer noch größeren Mühe aufgesucht werden, als bei der planmäßigen Aufarbeitung des Ganzen für mehrere Sippen zugleich erforderlich ist. Die langen „Suchlisten" und Mitteilungen von „Gelegenheitsfunden" in genealogischen Zeitschriften, die vielen kostspieligen und doch nur für wenige Leute wichtigen Privatdrucke von Ahnentafeln u. dgl. sind beredte Zeugnisse für die beispiellose Unwirtschaftlichkeit des gegenwärtigen Betriebes der Familienkunde. Aus der Werbeschrift eines großen genealogischen Verlages errechnet sich z. B. als Kaufpreis der Veröffentlichungen über rund 1800 Stammfolgen eine Summe von rund 1750 Mark, d. h. zehn Büchereien würden dafür soviel zu bezahlen haben, wie zur Verzettelung und Aufarbeitung der Kirchenbücher von etwa 100 kleineren ländlichen Gemeinden erforderlich wäre. Schätzt man, auf anderem Wege, die eigenen Unkosten der in jenen Veröffentlichungen behandelten Familien auf etwa je 500 Mark (Arbeitsleistungen nicht gerechnet und nach allgemeinen Erfahrungen wahrscheinlich eher zu niedrig als zu hoch), so ergibt sich eine Summe, die zur planmäßigen Verarbeitung der Kirchenbücher in etwa 5000 ländlichen Gemeinden mit rund 500 000 lebenden Familien ausreichen könnte. Die ganzen Kosten der Drucklegung einzelner Familiengeschichten aber könnten gespart werden, weil ein von Staatswegen gepflegter Betrieb der Familienkunde die Erhaltung des Materials und der Arbeit ebensogut gewährleisten würde wie die Drucklegung, jedenfalls nicht schlechter, als es bei der Verwahrung anderer Dokumente der Fall ist.

1. Eintrag der Lebensdaten (vgl. Abb. 1). a) Unter dem Zeichen jeder Person wird das Lebensalter in Jahren und Monaten eingetragen, wobei Teile von Monaten vom 15.—31. zum nächsten Monat aufgerundet, die Monate als Dezimalbrüche angeschrieben werden. Altersangaben von weniger als einem Monat werden mit T. = Tage verzeichnet. Bei totgeborenen Kindern wird an die Stelle der Altersangabe ein † gesetzt. Die Altersangabe wird in runde Klammern eingeschlossen, wenn der Tod durch einen Unglücksfall, durch Mord, Selbstmord usw. erfolgte. Die Altersangabe wird in eckige Klammern gesetzt, wenn die betreffende Person an einer Seuche (Cholera, Typhus, Pocken usw.) und zu einer Zeit starb, da diese Seuche in der Bevölkerung verbreitet war. (Vereinzelte Todesfälle an solchen Krankheiten werden also nicht besonders bezeichnet.) Vor dem Lebensalter steht bei Personen, welche im Kirchspiel geboren sind (für die also ein Geburtseintrag in der Kartei vorhanden ist) das

Geburtsjahr. Bei Personen, die nicht im Kirchspiel geboren, aber dort gestorben sind, steht hinter dem Lebensalter das Todesjahr; ist auf der Karte des Sterbeeintrags das Lebensalter nicht angegeben, so wird dieses auf der Tafel durch einen Strich ersetzt, hinter diesen Strich das Todesjahr geschrieben.

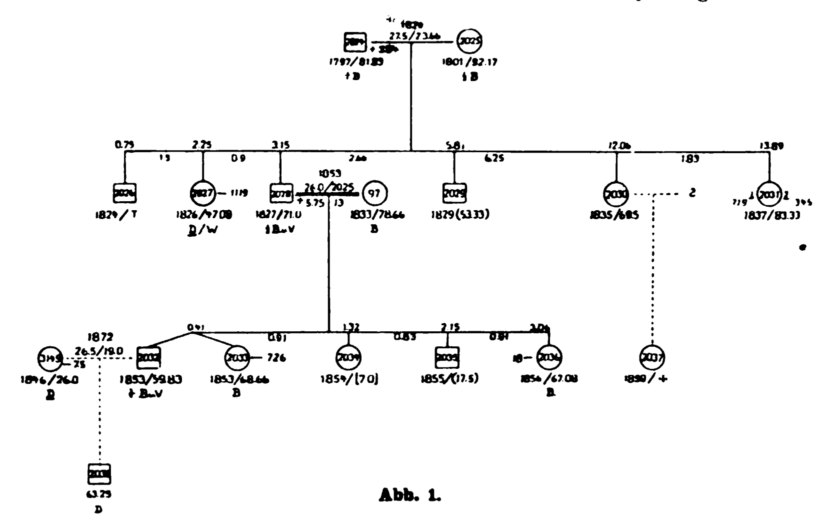
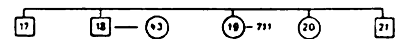


Abb. 1.

b) Unter die Altersangabe schreibt man (mit vereinbarten Abkürzungen) die Berufsangabe. Kann ein Beruf nicht angegeben werden (bei Leuten, die in kindlichem Alter verstorben sind), so wird ein Strich gemacht. Bei den weiblichen Personen einer Geschwisterschaft wird, falls sie unverheiratet blieben, ihr eigener (unterstrichen), falls sie verheiratet waren, der Beruf ihres Mannes (nicht unterstrichen), unter Umständen durch einen schrägen Strich getrennt beides angegeben. Bei Männern, die neben ihrem Erwerbsberuf noch ein Amt od. dgl. haben, wird beides angegeben. Frauen, die mehr als einmal verheiratet waren, erhalten die Berufsbezeichnungen aller ihrer Männer.

c) Da aus den Geschwisterreihen noch nicht ersichtlich wird, ob die darin enthaltenen weiblichen Personen verheiratet waren oder nicht, wird bei dieser Gelegenheit der Stand dieser weiblichen Personen in die Stammtafel ihrer Vorfahren eingetragen, folgendermaßen:

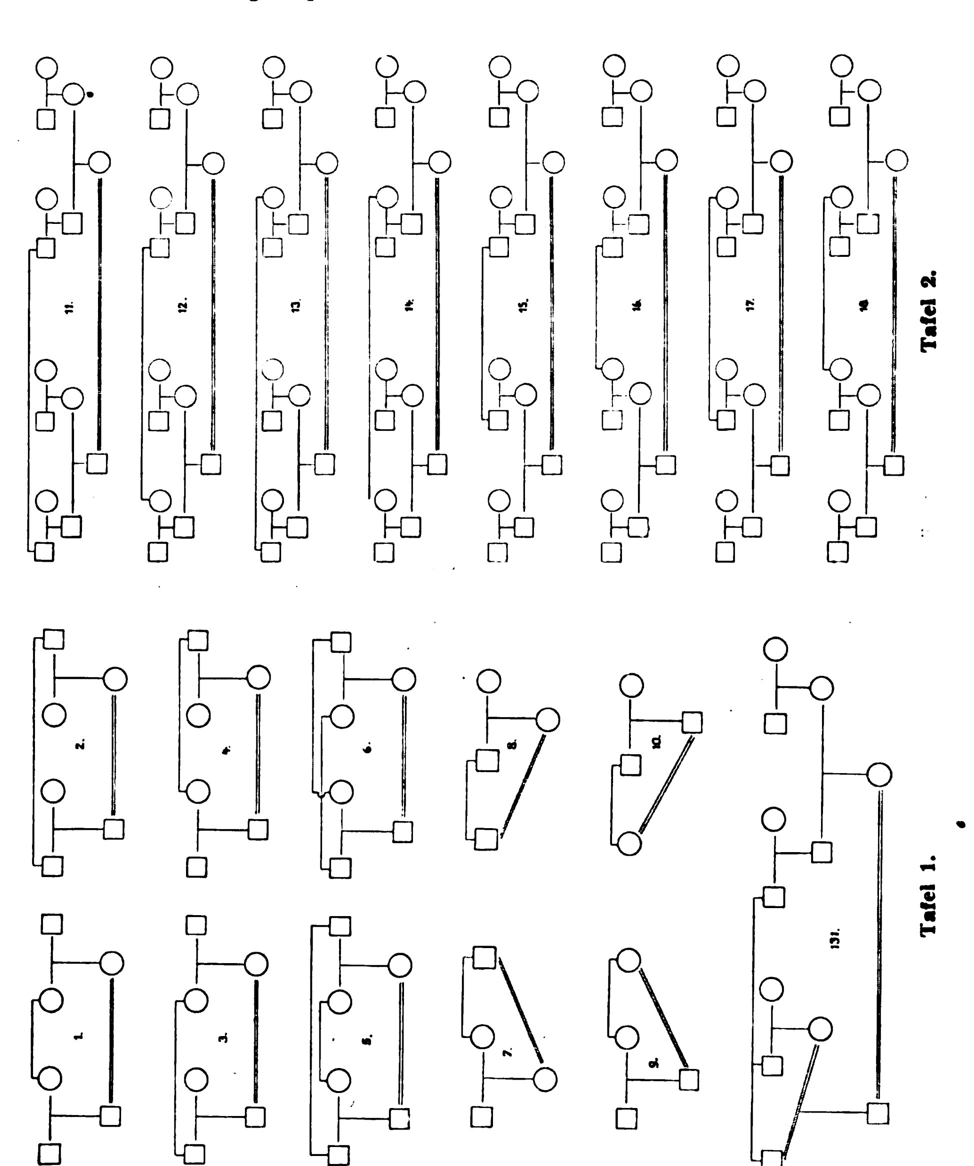


D. h. die älteste Tochter (Nr. 19) ist verheiratet mit dem Mann Nr. 711, tritt also in der Tafel dieses Mannes als (eingeheiratete) Frau nochmals auf; die zweite Tochter (Nr. 20) ist nicht verheiratet. Die derart in die Geschwisterschaften nachgetragenen Männer werden nur mit der Kennziffer, ohne Geschlechtszeichen, eingetragen.

d) Auf den Verbindungsstrich, der die Verehelichung bedeutet, schreibt man das Verehelichungsalter des Mannes (auf der Seite des Mannes) und der Frau (auf der Seite der Frau), darüber das Jahr der Eheschließung. In den linken Winkel des Verehelichungszeichens trägt man dann den Altersunterschied der Eheleute ein, mit einem +-Zeichen, wenn der Mann älter, mit einem —-Zeichen, wenn er jünger ist als seine Frau.

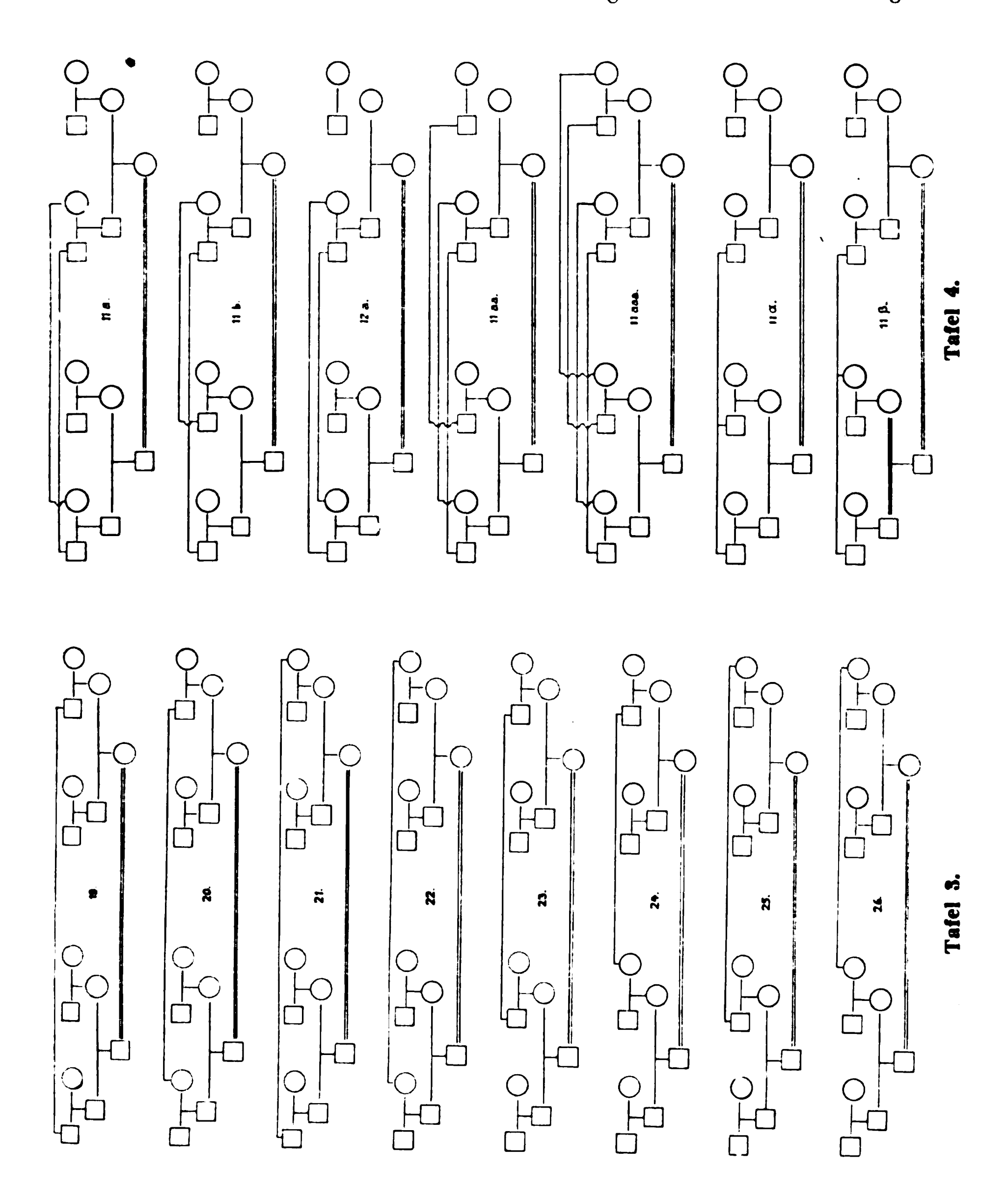
e) Auf den Verbindungsstrichen der Geschwisterschaften werden oberhalb jeder Person die Abstände der Geburten vom Zeitpunkt der elterlichen Eheschließung, dann unter den Strichen und zwischen den einzelnen Personen die Geburtenabstände (aus den erstgenannten Zahlen errechnet) eingetragen.

f) Uneheliche Kinder werden mit punktierten Deszendenzlinien eingetragen. Sofern der Vater bekannt ist, wird die Kennziffer des Vaters in der Tafel der Mutter, das uneheliche Kind und die uneheliche Mutter auch in der Tafel des Vaters eingetragen.



Mit diesen Eintragungen dürfte im allgemeinen die Aufarbeitung der Tafeln so weit geführt sein, als es für die einfacheren Aufgaben der Bevölkerungsbiologie nötig ist. Aeußere Gründe sprechen dafür, in größeren Betrieben nicht mehr als dies vornehmen zu lassen und eine weitere Behandlung für die wissenschaftliche Bearbeitung zurückzustellen. Es handelt sich in der Hauptsache noch um die Ermittelung der Verwandtenehen und um eine geeignete Aufbereitung zum Studium der Erbverteilung und der Auslesevorgänge.

2. Feststellung der Verwandtenehen. Die üblichen Zählungen von Verwandtenehen beschränken sich auf die Angabe des Verwandtschaftsgrades.



Biologisch ist aber eine genauere Unterscheidung wenigstens der näheren Verwandtenehen erwünscht, u. a. in Rücksicht auf die geschlechtsgebundenen Erbanlagen. An dem bisher vorliegenden Material läßt sich eine solche genauere Unterscheidung verschiedener Verwandtenehen nicht durchführen, wohl aber an planmäßig verarbeitetem Kirchenbuchmaterial.

Umstehende Tafeln 1—4 geben zunächst eine schematische Darstellung der näheren Verwandtenehen.

Nr. 1—4: Geschwister-Kinder-Ehen. Ahnenverlust der Kinder in der dritten Vorfahrengeneration ¼ (6 statt 8). Durchschnittlicher Anteil des gemeinsamen Ahnenpaares der Eltern am Erbgut der Kinder ½ statt ¼.

Nr. 5—6: Doppelte Geschwister-Kinder-Ehen. Ahnenverlust der Kinder in der dritten Vorfahrengeneration ½ (4 statt 8). Durchschnittlicher Anteil der gemeinsamen Ahnenpaare der Eltern am Erbgut der Kinder je ½ statt ¼. Kennzeichen = Summe der Geschwister-Kinder-Ehen Nr. 1 und Nr. 2 oder Nr. 3 und Nr. 4.

Nr. 7: Mutterseitige Onkel-Nichtenehe
Nr. 8: Vaterseitige Onkel-Nichtenehe
Nr. 9: Mutterseitige Tanten-Neffenehe
Nr. 10: Vaterseitige Tanten-Neffenehe
} Ahnenverlust der Kinder in der 2. Vorfahrengeneration $^1/_2$ (2 statt 4).

Durchschnittlicher Anteil des einen Großelternpaares ½ statt ¼.

Nr. 11—26: Geschwister-Enkel-Ehen. Ahnenverlust der Kinder in der 4. Vorfahrengeneration $^1/_8$ (14 statt 16). Durchschnittlicher Anteil des gemeinsamen Ahnenpaares ¼ statt $^1/_8$.

Nr. 11a—130a: Doppelte Geschwister-Enkel-Ehen (120 verschiedene Möglichkeiten). Ahnenverlust der Kinder in der 4. Vorfahrengeneration $^2/_8$ (12 statt 16). Durchschnittlicher Anteil jedes gemeinsamen Ahnenpaares ¼ statt $^1/_8$. Aeußere Kennzeichen = Summe der äußeren Kennzeichen der einfachen Geschwister-Enkel-Ehen (Nr. 11—26). (Auf der Tafel 4 sind nur drei solche Verwandtenehen (Nr. 11 a, 11 b und 12a) als Beispiele gezeichnet.)

Nr. 11aa usw.: Dreifache Geschwister-Enkel-Ehen. Ahnenverlust der Kinder in der 4. Vorfahrengeneration $^3/_8$ (10 statt 16). Durchschnittlicher Anteil jedes gemeinsamen Ahnenpaares ¼ statt $^1/_8$. Aeußere Kennzeichen = Summe der Kennzeichen der (drei) einfachen Geschwister-Enkel-Ehen (11—26). (Das Beispiel Nr. 11 aa auf Tafel 4 ist zusammengesetzt aus den Typen Nr. 11 + Nr. 14 + Nr. 23.)

Nr. 11aaa usf.: Vierfache Geschwister-Enkel-Ehen. Ahnenverlust der Kinder in der 4. Vorfahrengeneration $^4/_8$ (8 statt 16). Durchschnittlicher Anteil jedes gemeinsamen Ahnenpaares ¼ statt $^4/_8$. Aeußere Kennzeichen = Summe der Kennzeichen der (vier) einfachen Geschwister-Enkel-Ehen (11—26). Das Beispiel Nr. 11aaa auf Tafel 4 ist zusammengesetzt aus den Typen Nr. 11 + Nr. 14 + Nr. 23 + Nr. 26.)

Nr. 11α usf.: Dreifache einreihige Geschwister-Enkel-Ehen. Ahnenverlust der Kinder in der 4. Ahnengeneration $^2/_8$ (12 statt 16). Bei den Eltern des einen oder anderen Alters eine Geschwister-Kinder-Ehe. Aeußere Kennzeichen = Summe der Kennzeichen der einfachen Geschwister-Enkel-Ehen = Kennzeichen der Geschwister-Kinder-Ehe bei dem einen oder anderen Großelternpaar. Zur Erfassung solcher und ähnlich zusammengesetzter Verwandtenehen muß die Tafel von der Vergangenheit zur Gegenwart durchgearbeitet werden. [Auf der Tafel 4 ist das Beispiel 11α aus den Typen Nr. 11 + Nr. 15 + (Nr. 5), das Beispiel 11β aus Nr. 11 + Nr. 16 + (Nr. 5) zusammengesetzt.]

(Entsprechend die vierfache einreihige Geschwister-Enkel-Ehe mit Geschwister-Kinder-Ehen beider Großelternpaare.)

Für andere Möglichkeiten in der Zusammensetzung der Verwandtenehen gibt das Schema Nr. 131 (Tafel 1) noch ein Beispiel:

Ahnenverlust der Kinder in der 3. Generation $^2/_8$. Durchschnittlicher Erbanteil der Vatersmutter $^3/_8$ (statt $^2/_8$) und des Vatersvaters $^3/_8$ (statt $^2/_8$), des Onkel-Nichtenpaares also $^3/_4$ (statt ½), und des gemeinsamen Ur-Urgroßelternpaares ½ (statt $^1/_8$). Aeußere Kennzeichen = Summe der Kennzeichen für Geschwister-Enkel-Ehe Nr. 11, bei den Eltern des Ehemannes für Onkel-Nichten-Ehe Nr. 8. [Zusammengesetzt aus den Typen Nr. 11 + 15 + (8).]

Ein großer Teil dieser verschiedenen Formen von Verwandtenehen wird in ein und derselben Bevölkerung natürlich selten oder gar nicht vorkommen. Es handelt sich auch nicht in erster Linie darum, die sämtlichen Formen einzeln zu zählen. Hingegen muß man die Möglichkeit haben, für bestimmte Fragen erbbiologisch gleichwertige Verwandtenehen zusammenzufassen. Im Fall der Geschwister-Kinder-Ehe Nr. 1 (Tafel 1) haben z. B. die Erbanlagen im Geschlechtschromosom des gemeinsamen Urgroßvaters (des Vaters der verschwisterten Großmütter) gleichzeitig zwei Wege, auf die weiblichen Urenkel zu gelangen, aber nur einen Weg (über die Muttersmutter), auf die männlichen Urenkel übertragen zu werden. Im Fall 2 kommen diese Erbanlagen für die Urenkel überhaupt nicht in Betracht, und geschlechtsgebundene Erbanlagen der gemeinsamen Urgroßmutter (der Mutter der verschwisterten Großväter) können nur auf einem Weg, jedoch auf männliche wie auf weibliche Urenkel übertragen werden. Bezüglich der geschlechtsgebundenen Erbanlagen bedeutet also der Fall 1 nur für die Töchter der verwandten Eheleute eine Möglichkeit der Erbhäufung, im Fall 2 überhaupt keine solche Möglichkeit. Der Fall des Beispiels 3 liegt in dieser Hinsicht ebenso wie der Fall 2; im Beispiel 4 liegen die Verhältnisse ähnlich wie im Fall 1, doch ist die Möglichkeit der Uebertragung auf die weiblichen Urenkel nicht für die geschlechtsgebundenen Erbanlagen des gemeinsamen Urgroßvaters, sondern für diejenigen der gemeinsamen Urgroßmutter verdoppelt. In entsprechender Weise sind andere Fälle erbmäßig ungleichwertig. Außer diesen Ueberlegungen können jedoch auch solche gesellschaftskundlicher Art verlangen, daß man die Art der Verwandtschaft von Eheleuten genauer kennt, etwa zur Klärung der Frage, was für Verwandtschaften unter bestimmten Verhältnissen das Zustandekommen von Verwandtenehen mehr begünstigen usw.

Die Feststellung der verschiedenen näheren Verwandtenehen ist in der Praxis nicht so schwierig, wie es auf den ersten Blick aussehen möchte. Es lassen sich folgende einfache Regeln aufstellen, welche die Arbeit mit Hilfe der beistehenden *Tafel der äußeren Kennzeichen von Verwandtenehen* schematisieren und erleichtern:

a) Man beginnt mit den Ehen der *ältesten* Generation der Stammtafel und schreitet zu den jeweils *jüngeren* Generationen vor.

b) Man stellt bei jedem Ehepaar (mit Hilfe der Verehelichungskarten) fest:

1. Name des Ehemannes, der Mutter des Ehemannes, der Vatersmutter des Ehemannes und der Muttersmutter des Ehemannes,
2. Name der Ehefrau, der Mutter der Ehefrau, der Vatersmutter der Ehefrau und der Muttersmutter der Ehefrau

in dieser genannten Reihenfolge. Dabei gelten für alle weiblichen Personen die



Mädchennamen. Ist eine dieser Personen ein uneheliches Kind, so gilt für diese Person der Name des natürlichen Vaters, sofern dieser bekannt ist.

c) Die genannten Namen werden miteinander verglichen. Kommt ein Name zwei- oder mehrmals vor oder kommen zwei oder mehr Namen doppelt vor, so sieht man auf der „Tafel äußerer Kennzeichen" (Abb. 2) nach, um welchen Typus von Verwandtenehe es sich handeln könnte.

Namen-gleichheit bei Verwandtenehen. (bei ♀ Mädchennamen!)

Ehefrau \ Ehemann	selbst	Mutter	Vatersmutter	Muttersmutter
selbst	2, 8, 10, 11	4, 9, 15	12	16
Mutter	3, 7, 19	1, 23	20	24
Vatersmutter	13	17	14	18
Muttersmutter	21	25	22	26

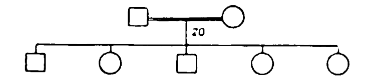
Abb. 2.

Zum Beispiel: Name der Vatersmutter des Ehemannes = Name der Mutter der Ehefrau. Auf der Tafel: 2. Zeile, 3. Feld: Typus 20 käme in Betracht; man stellt also auf der Stammtafel, welche den Muttersvater der Ehefrau enthält, fest, ob dieser ein Bruder der Vatersmutter des Ehemannes ist (die Stammtafel findet man unter dem Namen der Mutter der Ehefrau, die Vatersmutter des Ehemannes auf dieser Tafel unter ihrer Kennziffer). Trifft die Verwandtschaft nicht zu, so ist sie entweder eine solche höheren Grades (und wird nicht eingetragen) oder die Uebereinstimmung der Namen ist zufällig.

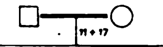
Anderes Beispiel: Name der Mutter des Ehemannes = Name der Mutter der Ehefrau. Auf der Tafel: 2. Zeile, 2. Feld: Typus 1 oder 23. Man hat in diesem Fall also zu prüfen, ob eine Geschwister-Kinder-Ehe von Typus 1 oder eine Geschwister-Enkel-Ehe von Typus 23 vorliegt, d. h. ob die beiden gleichmäßigen Frauen Schwestern oder Basen (Geschwister-Kinder) waren.

Weiteres Beispiel: Name des Ehemannes = Name der Ehefrau und Name der Mutter des Ehemannes = Name der Vatersmutter der Ehefrau. Auf der Tafel: Zeile 1, 1. Feld und Zeile 3, 2. Feld; Typus 2, 8, 10, 11 und 17. Man hat also zu prüfen, ob einer dieser Typen von Verwandtschaft oder mehrere zugleich vorliegen, d. h. ob die beiden Väter der Eheleute Brüder (Typus 2) oder ob der Ehemann ein Bruder seines Schwiegervaters (Typus 8) oder ob die Ehefrau eine Schwester ihres Schwiegervaters (Typus 10) oder ob der Vatersvater des Ehemannes und derjenige der Ehefrau Brüder (Typus 11) und ob der Muttersvater des Ehemannes und die Vatersmutter der Ehefrau Geschwister (Typus 17) waren.

d) Ist der Typus einer Verwandtenehe festgestellt, so wird diese Ehe auf der Stammtafel durch einen Doppelstrich gekennzeichnet und die Nummer des Typus wird (im rechten unteren Winkel) eingetragen. Zum Beispiel:



Kombinierte Typen werden mit mehreren Nummern angegeben. Zum Beispiel:



Die über Nr. 26 des beigegebenen Schemas hinausgehenden Typen werden, soweit sie nicht durch Kombination mehrerer Nummern von 1—26 bezeichnet werden können, am Rand der Stammtafel nach Art der Schemata besonders skizziert.

3. Die Vorbereitung zur Feststellung von „Erblinien“. Erblinien (Erbstämme, „Erbströme“), deren Kenntnis zur Abschätzung derjenigen erblichen Anlagen notwendig ist, welche sich teilweise in den Lebensdaten äußern könnten und deren Feststellung für das Studium der Verwandtenehen, der Ausleseerscheinungen u. dgl. sehr wichtig erscheint, können aus den Tafeln natürlich nicht ohne weiteres abgelesen werden. Sie lassen sich auch nur annäherungsweise ermitteln, unter der Annahme, daß der durchschnittlich zu erwartende Erbanteil irgendwelcher Vorfahren an der Gesamterbmasse irgendwelcher Geschwisterreihen der Nachkommen annähernd wirklich zutrifft. Für massenstatistische Betrachtungen der ganzen Population ist diese Annahme zulässig. Wenn eine so ermittelte sippenmäßige Häufung bestimmter „Vorfahrenanteile“ mit einer ebensolchen Häufung bestimmter Lebensäußerungen zusammentrifft, wird man die ermittelten „Erbströme“ im großen ganzen als Erbwege entsprechender Anlagen betrachten dürfen; findet sich eine solche Uebereinstimmung nicht, so kann daraus jedoch nicht geschlossen werden, daß Erblichkeit nicht im Spiele sei, da Erbanlagen natürlich auch an vielen Stellen des „Erbweges“ „steckenbleiben“, ausmendeln und ausgemerzt werden können.

Zur Feststellung durchschnittlicher Erbanteile der Vorfahren an den Nachkommen bezeichnet man zunächst jeden Partner eines jeden ältesten Ahnenpaares jeder Tafel mit einer neuen Kennziffer (Urahnenziffer), welche (am besten in roter Farbe) über dem betreffenden Ahnen auf der Tafel eingetragen wird. (Die neuen Ziffern dienen nur dazu, mehrstellige Zahlen tunlichst zu vermeiden.)

Von diesen Ahnenpaaren aus lassen sich dann die durchschnittlichen Ahnenanteile aller Nachkommen leicht festlegen: Jedes Kind hat die Hälfte seiner Erbmasse mit dem Vater, die andere Hälfte mit der Mutter gemeinsam. Man schreibt dies nach Art von Bruchzahlen, indem man an Stelle des Zählers die Ahnenziffer, an Stelle des Nenners den Nenner derjenigen Bruchzahl setzt, welche den Erbanteil angibt. Zum Beispiel:

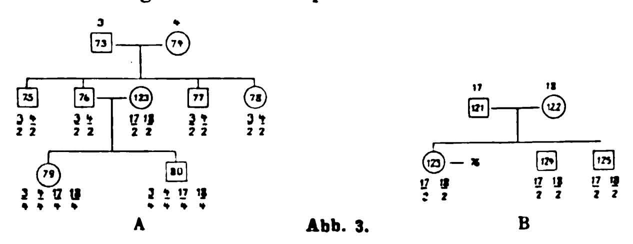


Abb. 3.

Im Beispiel *A* haben die Kinder Nr. 75, 76, 77 und 78 durchschnittlich je die Hälfte der „Erbmasse 3“ und die Hälfte der „Erbmasse 4“, die Enkel (Kinder von 76 und 123) je ¼ der Erbmassen 3, 4, 17 und 18. In der 4. Nachkommen-

generation bestände die Formel einer Person also bei Ausschluß von Verwandtenehen aus 16 Brüchen mit dem Nenner 16 und mit 16 verschiedenen „Zählern". Bei Verwandtenehen ergibt sich natürlich eine zwei- oder mehrmalige Wiederholung ein und desselben „Zählers". Verschiedene Nenner bei ein und derselben Person treten auf, wenn der Abstand von verschiedenen Ahnenpaaren (gemessen mit der Anzahl der Generationen) verschieden groß ist, wobei der Abstand von denjenigen Ahnen kleiner ist, deren Nennerziffern kleiner sind. Sofern der Zeitpunkt der Verehelichung verschiedener Ahnenpaare ungefähr derselbe ist (was sich aus einer schematischen Zeitgleichung der Urahnenpaare leicht ablesen läßt), kommt also das verschiedene Fortpflanzungstempo verschiedener Erbstämme in den Größenverhältnissen der Nenner unmittelbar zum Ausdruck. Der durchschnittliche Grad der Erbhäufung durch Verwandtenehen läßt sich im groben an den „Zählern" ablesen. Ebenso kann (durch Zusammenziehen von Brüchen mit gleichen „Zählern") für eine Geschwisterschaft, für einen bestimmten Lebenszeitraum einer Sippe oder der ganzen Population usw. der relative mittlere Erbanteil bestimmter „Urahnen" ausgerechnet werden. Die Abb. 4 gibt einen Ausschnitt aus einer vollständig vorbereiteten Tafel wieder.

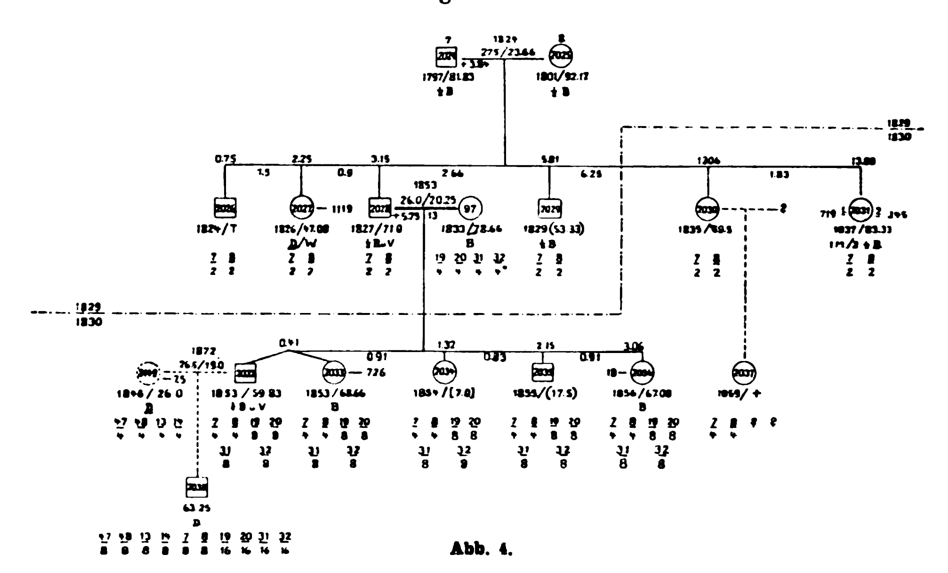


Abb. 4.

Die Aufbereitung von Stammtafeln ganzer Populationen ist natürlich nur Vorbereitungsarbeit für die wissenschaftliche Auswertung. Zweck des Verfahrens ist, ein für die genetische Bevölkerungsbiologie brauchbares Material zu schaffen. Die anschließenden Fragestellungen sind in der Hauptsache kurz folgende:

A. Die Bevölkerungsbewegung im ganzen.

Kirchenbuchmaterial erlaubt nicht die Zählung der Wohnbevölkerung und der rechtlichen Bevölkerung und nicht die vollständige Zählung der schnell wechselnden Bevölkerung. Aber gerade diese Feststellungen sind biologisch am wenigsten wichtig. Denn Bevölkerungsteile, die keinerlei „Spuren" im Kirchenbuch

hinterlassen, also auf den „Volkskörper" der ansässigen Bevölkerung nicht nachhaltig einwirken, müssen auch biologisch als „fremde" betrachtet werden. Aus ihrer „spurlosen" Abwanderung kann man mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine ablehnende Haltung des bodenständigen Volkes bzw. eine „abstoßende" Siebungswirkung des Wohngebietes schließen. Aus diesem Grund wird im allgemeinen auch der Einfluß fluktuierender Bevölkerungsteile auf Sitten und Gebräuche einer bodenständigen Bevölkerung geringer sein, als man vielfach annimmt. Jedenfalls kann die mit Hilfe der Kirchenbücher zählbare ansässige Bevölkerung am ehesten als Träger des Volkstums gelten.

Diese Anschauungen beziehen sich natürlich zunächst ausschließlich auf Land-Gemeinden, besonders auf kleinere mit vorwiegend bäuerlicher Bevölkerung. Die biologische Verwendbarkeit städtischer Kirchenbücher ist eine Frage für sich und es wird m. E. erst dann Zweck haben, diese Frage zu lösen, wenn die ländlichen Kirchenbücher des betreffenden Gebietes aufgearbeitet sind (ähnlich wie rassenkundliche Untersuchungen an der städtischen Bevölkerung erst dann zu Wert und Erfolg kommen werden, wenn die Landbevölkerungen untersucht sind). — In Kirchspielen mit mehr als einem Bekenntnis müssen natürlich alle Kirchenbücher gleichzeitig bearbeitet werden.

Die Auszählung der Bevölkerung könnte an Hand der oben näher beschriebenen Stammtafeln so erfolgen, daß alle vor einem bestimmten Tage geborenen und an diesem Tage noch nicht verstorbenen Personen (B_1) und alle nachher verstorbenen, aber vorher geborenen Personen (B_2) als die am Stichtage vorhandene ansässige ($\overline{AB}$) gelten. Diese Größe der ansässigen Bevölkerung ($\overline{AB}$) entspricht aus drei Gründen nicht sicher der Wohnbevölkerung: 1. die rasch wechselnde Bevölkerung, welche unter Umständen zwar zur betreffenden Zeit im Kirchspiel lebte, aber weder dort geboren war, noch dort starb, ist im Wert $\overline{AB}$ nicht enthalten; 2. die vorher im Kirchspiel geborenen, aber abgewanderten Personen (welche in den Tafeln mit Angabe des Geburtsjahres, aber ohne Angabe des Alters und des Sterbejahres erscheinen) sind im Wert B_1 auch dann nicht enthalten, wenn die Abwanderung erst nach dem Stichtag erfolgte; 3. die später gestorbenen, aber nicht im Kirchspiel geborenen Personen (welche in den Tafeln mit Angabe des Sterbejahres und meist mit Angabe des erreichten Lebensalters erscheinen) sind im Wert B_2 auch dann enthalten, wenn die Zuwanderung erst nach dem Stichtag erfolgte. Daraus ergibt sich als Sinn des Wertes $\overline{AB}$ die Größe einer (angenommenen) ansässigen Bevölkerung so, als ob die abwandernden Personen bereits mit ihrer Geburt aus der Bevölkerung ausgeschieden, die bis zu ihrem Tod in der Bevölkerung verbleibenden zugewanderten Menschen bereits in der Bevölkerung geboren wären. Dieser Sinn entspricht durchaus den natürlichen örtlichen Siebungsvorgängen, da sich im allgemeinen abwandernde Bevölkerungsteile von den zurückbleibenden unterscheiden, während zugewanderte ansässig gewordene Bevölkerungsteile den ursprünglich ansässigen ähnlich sein werden; jedenfalls kommen „endgültige" Zuwanderer als Träger des Volkstums eher in Betracht als Abwanderer. Die Größe der endgültigen Abwanderung eines Zeitabschnittes läßt sich (für die meisten Zeitabschnitte der Kirchenbücher) unmittelbar durch die Zählung derjenigen Personen ermitteln, welche innerhalb dieses Zeitraumes im Kirchspiel geboren, aber überhaupt nicht dort gestorben sind ($\overline{EB}$), und diese Gruppe kann (je nachdem, ob Verehelichungseintragungen vorhanden sind oder fehlen) weiter geteilt werden in verheiratete

($\overline{EB}V$) und unverheiratete ($\overline{EB}L$) Auswanderer[11]). Zählt man die $\overline{EB}$ für einen Zeitraum aus, welcher 100 Jahre vor dem Stichtag beginnt, so kann man den am Stichtag wahrscheinlich noch lebenden Teil der abgewanderten Bevölkerung ($\overline{EB'}$) auf Grund der Absterbeordnung der ansässigen Bevölkerung berechnen und zur Zahl der ansässigen Bevölkerung $\overline{AB}$ addieren. Auf diese Weise erhält man einen „korrigierten" Wert $\overline{AB'}$, der so berechnet ist, als ob die EB' im Kirchspiel verblieben wäre[12]). Solche Zahlen sind nützlich für Vergleiche, bei denen der Einfluß der Abwanderung ausgeglichen werden soll. Würde man etwa die Altersschichten der $\overline{AB}$ auszählen, so würde das Ergebnis zwar nicht durch die später erst zugewanderten Personen ($\overline{JB}$), wohl aber durch die abgewanderten Personen ($\overline{EB'}$) gestört. Denn die später zugewanderten werden bei dem geschilderten Verfahren so behandelt, als wären sie alle schon im Kirchspiel geboren; ihr Alter bei der Einwanderung wird also nicht berücksichtigt. Dagegen würden die abgewanderten Personen in den bezüglichen Altersklassen der $\overline{AB}$ ausfallen, während sie in den Altersklassen der $\overline{AB'}$ enthalten sind. Deshalb ist von einer Auszählung der Altersschichtung in der $\overline{AB'}$ die beste Annäherung an die Verhältnisse der natürlichen Absterbeordnung im Kirchspiel zu erwarten.

In den ersten 10 Zähldekaden eines Kirchenbuches kann man die (vor dem Beginn des Kirchenbuches) zugewanderten Bevölkerungsteile ($\overline{JB}$) nicht vollständig von den schon länger ansässigen Teilen ($\overline{AB}$) unterscheiden, da zwar für die meisten Verstorbenen der späteren Jahrzehnte schon Geburtseintragungen vorhanden sind, nicht aber für die Verstorbenen der ersten Jahrzehnte. Die Ermittelung der (früher) abgewanderten Bevölkerung ($\overline{EB'}$) ist überhaupt erst vom 10. Zähljahrzehnt an vollständig möglich. Die $\overline{AB'}$-Werte der ersten 10 Zähldekaden würden also zu gering ausfallen; sie müssen deshalb nach den $\overline{EB'}$-Werten späterer Zähldekaden ergänzt werden, damit man Näherungswerte für $\overline{AB'}$ erhält.

In den letzten 10 Zähldekaden eines Kirchenbuches ist es nicht mehr möglich, die ansässige Bevölkerung ($\overline{AB}$) zuverlässig von der später abwandernden Bevölkerung ($\overline{EB}$) zu unterscheiden, weil Personen ohne Sterbeeintrag nicht abgewandert sein müssen, sondern noch im Kirchspiel leben können. Außerdem ist hier die vollständige Ermittelung der zugewanderten Bevölkerung ($\overline{JB}$) unmöglich und muß zu einer annähernden Schätzung aus früheren Jahrzehnten oder (besser) aus Volkszählungen ergänzt werden.

Für die „Ansässigkeit" gelten folgende Kennzeichen:

1. In der 11. bis elftletzten Zähldekade:

Festansässige (A) = Personen mit Geburts- und Sterbeeintrag;
Abgewanderte (E) = Personen mit Geburtseintrag, ohne Sterbeeintrag;
Zugewanderte (J) = Personen ohne Geburtseintrag, mit Sterbeeintrag;

---

11) Einzelne Geburten und einzelne Sterbefälle, die also auf die stark fluktuierende Bevölkerung zu beziehen sind, scheiden natürlich selbsttätig aus, da solche Fälle nicht in den Stammtafeln erscheinen.

12) Dieser Annahme wegen muß bei der Berechnung der „Ueberlebenden" die Absterbeordnung der ansässig verbliebenen Bevölkerung verwendet werden, da man nicht wissen will und auch nicht ermitteln kann, wie viele von den Abgewanderten in der Fremde wirklich noch leben, sondern wie viele unter den Verhältnissen der Heimat noch am Leben wären. Diese Wahrscheinlichkeit kann natürlich von der Ueberlebenswahrscheinlichkeit in der Fremde erheblich verschieden sein.

2. in der 1. bis 10. Zähldekade:

A und E wie unter 1, außerdem

Festansässige oder Zugewanderte (AJ?) = Personen ohne Geburtseintrag, mit Sterbeeintrag;

3. in der zehntletzten bis letzten Zähldekade:

A und J wie unter 1, außerdem

Festansässige oder Abgewanderte (AE?) = Personen mit Geburtseintrag, ohne Sterbeeintrag.

Die Mindestzahl und die Höchstzahl des stark wechselnden Teiles ($\overline{FB}$) der Wohnbevölkerung läßt sich ermitteln, wenn man für irgendwelche Jahre Bevölkerungszählungen aus anderen Quellen hat. Bedeutet B das Ergebnis der betreffenden Volkszählung, so ist die geringstmögliche Zahl der fluktuierenden Bevölkerung

$$\overline{FB}_{min} = B - \overline{AB'},$$

die höchstmögliche Zahl

$$\overline{FB}_{max} = B - (\overline{AB} - \overline{JB}),$$

ersteres unter der Annahme, daß am Stichtag die ganze als „überlebend" errechnete $\overline{EB'}$ noch und die ganze $\overline{JB}$ schon im Kirchspiel vorhanden war, letztere unter der gegenteiligen Annahme, daß im Stichjahr die ganze $\overline{EB'}$ schon abgewandert und die ganze JB noch nicht zugewandert sei.

Aus der Zunahme und Abnahme von Bevölkerungen schließt man in der Statistik bekanntlich auf Wanderungen (örtliche Siebungen) oder auf die natürliche Vermehrung. Von Wanderungen interessieren volkstumskundlich und rassenkundlich in erster Linie und fast ausschließlich solche, die zu dauernden oder doch längeren Umsiedelungen führen, sei es, daß eine Bevölkerung endgültig Menschen abgibt oder in ihren Lebenskreis aufnimmt. Die Wanderungen der stark fluktuierenden Bevölkerung sind für „Zivilisationsfragen" (s. 1. Abschnitt) weit wichtiger als für die Volkstumskunde. Die dauernde Umsiedelung ist jedoch gerade derjenige Teil der Wanderungen, welcher mit amtlichen Massenzählungen und dergleichen so gut wie gar nicht, mit Kirchenbuchmaterial ohne weiteres erfaßt werden kann. Es läßt sich dabei lediglich nicht auf Jahre genau festlegen, wann irgendwelche Umsiedelungen vor sich gingen. Aber diese Frage ist für die meisten — für alle langsamen, allmählich vor sich gehenden — Umsiedelungen nicht von ausschlaggebender Bedeutung; in anderen Fällen vermag die Ortsgeschichte vielfach Aufschluß zu geben. Wesentlich wichtiger wäre die Ermittlung der Wanderungsquellen und der Wanderungsmündungen. Auch in dieser Hinsicht versagt die einmalige Massenzählung meistens, weil die Feststellung des letzten Wohnortes oder der letzten Nationalität von Einwanderern, des ersten neuen Wohnortes oder der ersterworbenen neuen Nationalität von Auswanderern keinen genügenden Anhalt für „Herkunft" und „Verbleib" der wandernden Volksteile gewährt. Besonders Binnenwanderungen können auf solche Weise nicht gründlich aufgeklärt werden. Dahingegen kann man nach einer planmäßigen Aufarbeitung von Kirchenbüchern später durch den Vergleich mehrerer Kirchspiele die umgesiedelten Sippen in den verschiedenen

aufeinanderfolgenden Ansässigkeitsgebieten auffinden, also „Herkunft“ und „Verbleib“ ermitteln, und da, wo die Historie im Stich läßt, Wanderungsperioden festlegen. Am einzelnen Kirchenbuch kann man zunächst schon den Umfang endgültiger Umsiedelungen für bestimmte Zeiten berechnen, für die endgültigen Abwanderungen als Anzahl der in einem Kirchspiel geborenen, aber nicht mehr im Kirchspiel gestorbenen Personen, für die endgültige Zuwanderung als Anzahl der in einem Kirchspiel gestorbenen, aber noch nicht dort geborenen Personen. (Die Fehlerquelle dieser Auszählungen durch den Einschluß von Menschen, welche nur zufällig nicht im Kirchspiel geboren oder gestorben sind, ist nicht erheblich und läßt sich überdies mit Hilfe der Stammtafelverbindungen sehr stark einschränken. Daß Eintragungen lediglich vergessen worden sein könnten, ist, unseren bisherigen Erfahrungen nach, äußerst selten. Besondere Aufmerksamkeit verlangen nur Zeiten mit Epidemien [s. u.].) Die Rohzahlen der endgültig abgewanderten bzw. zugewanderten Personen müssen natürlich, wenn sie vergleichbar sein sollen, auf irgendwelche Bevölkerungszahlen bezogen werden. Soll eine solche Beziehung biologisch deutbar sein, dann muß sie Wanderungsgewinn bzw. Wanderungsverlust in seiner bevölkerungsgenetischen Bedeutung unmittelbar anschaulich machen. Dazu ist die eben geschilderte Zählweise brauchbar. Eine Abwanderungsziffer (Emigrationsziffer)

$$k_E = \frac{\overline{EB'} \times 100}{\overline{AB'} - \overline{JB}} \pm 3 \times \sqrt{\frac{k_E(100 - k_E)}{\overline{AB'} - \overline{JB}}}$$

gibt an, wieviel Prozent von der genetisch zu erwartenden Bevölkerung durch die voraufgegangene Abwanderung verlorengingen; eine entsprechend berechnete Zuwanderungsziffer (Immigrationsziffer)

$$k_J = \frac{\overline{JB} \times 100}{\overline{AB'} - \overline{JB}} \pm 3 \times \sqrt{\frac{k_J\,(100 - k_J)}{\overline{AB'} - \overline{JB}}}$$

besagt, wieviel Prozent der genetisch zu erwartenden Bevölkerung durch Zuwanderung gewonnen wurden; aus der Differenz dieser beiden Ziffern läßt sich ein Index des Wanderungserfolges

$$k_W = (k_J - k_E) \pm 3 \times \sqrt{\frac{k_J(100 - k_J) + k_E\,(100 - k_E)}{\overline{AB'} - \overline{JB}}}$$

bilden, der als positiver Wert den endgültigen Wanderungsgewinn, als negativer Wert den endgültigen Wanderungsverlust im Hundertsatz der genetisch zu erwartenden Bevölkerung ausdrückt.

Diese Berechnungen unterscheiden sich wesentlich von dem Verfahren einmaliger Volkszählungen. Dort läßt sich der stark fluktuierende Teil der abwandernden Bevölkerung, der für die genetische Erwartung keine Bedeutung hat, nicht ausschalten und von der zugewanderten Bevölkerung läßt sich nicht sagen, in welchem Maß sie für die spätere Bevölkerungsentwickelung von Bedeutung werden könnte. Deshalb verbleibt nach Abzug der Zu- und Abwanderungen ein Rest, aus dem nur ganz annähernd auf die natürliche (genetische) Zunahme oder Abnahme der Bevölkerung geschlossen werden kann. Am Kirchenbuchmaterial lassen sich diese Vorgänge ohne Umwege ermitteln. Denn auch die Zählungen

der Geburten und Sterbefälle brauchen nicht erst auf Gesamtbevölkerungsziffern bezogen werden, um Vergleiche zuzulassen[13]).

Die Geburtseintragungen einer Zähldekade im Kirchenbuch können, wie oben gezeigt wurde, für die meisten Zeiträume nach der „Herkunft" und dem endgültigen „Verbleib" der Geborenen gruppiert werden. Für die Totgeburten bezieht sicht die „Herkunftsbestimmung" natürlich zweckmäßig auf die Eltern der totgeborenen Kinder. Man erhält demnach als Rohzahlen:

$t_{(a)}$ = Anzahl der totgeborenenen Kinder festansässiger Eltern,
$t_{(i)}$ = Anzahl der totgeborenen Kinder zugewanderter Eltern,
$t_{(e)}$ = Anzahl der totgeborenen Kinder verheirateter Abwanderer,
$t_{(ai)}$ = Anzahl der totgeborenen Kinder eines festansässigen Vaters und einer zugewanderten Mutter,
$t_{(ea)}$ = Anzahl der totgeborenen Kinder eines später abgewanderten Vaters und einer festansässigen Mutter, usw.

Die Lebendgeburten kann man zunächst in ebendieser Weise auszählen, doch ist hier auch eine Gruppierung nach „Herkunft" und Verbleib der Geborenen notwendig.

$l_{(a)}$ = Anzahl der Lebendgeborenen, die bis zu ihrem Tod im Kirchspiel verblieben sind,
l_a = Anzahl der lebendgeborenen Kinder festansässiger Eltern.
l_i = Anzahl der zugewanderten Personen, deren Geburtstag in die Zähldekade fallen würde, usw.

Durch die Anordnung nach „Herkunft" und „Verbleib" der Geborenen gewinnt man ein Mittel, den bevölkerungsgenetischen Wert der Geburtlichkeit unmittelbar zum Ausdruck zu bringen: Der Index des Geburtenausfalls durch Abwanderung (der Geborenen)

$$\lambda_e = \frac{l_e \times 100}{l - l_i} \pm 3 \times \sqrt{\frac{\lambda_e (100 - \lambda_e)}{l - l_i}}$$

gibt an, wieviel Prozent der Lebendgeburten in der festansässigen Bevölkerung der Zähldekade beim Fehlen anderer Abwanderungen hätten ausfallen können, ohne daß die Erwartung der weiteren genetischen Bevölkerungsentwicklung von dieser Dekade aus verändert worden wäre; der Index des Geburtenersatzes durch (spätere) Zuwanderung

$$\lambda_i = \frac{l_i \times 100}{l - l_i} \pm 3 \times \sqrt{\frac{\lambda_i (100 - \lambda_i)}{l - l_i}}$$

zeigt, wieviel Prozent von den Lebendgeburten der festansässigen Bevölkerung

[13]) Ich kann mich deshalb nicht der Meinung von Prinzing (a. a. O. S. 578—581) anschließen, der in dem Mangel an historischen Zählungen der Wohnbevölkerung ein entscheidendes Hindernis für die historische Statistik überhaupt sehen will. Es kommt m. E. nur darauf an herauszufinden, ob die von der Statistik eingeschlagenen Wege die einzigen sind, die zur Lösung bevölkerungsbiologischer Fragen führen können, oder ob sie nicht vielleicht Umwege sind, welche durch die Art der Materialgewinnung erzwungen sein könnten und durch eine andere Art der Materialgewinnung unnötig gemacht werden.

durch spätere Einwanderung für die weitere Bevölkerungsentwicklung ersetzt worden sind; die Differenz

$$\lambda = \lambda_i - \lambda_e$$

kann man als Ziffer des Geburtengewinnes bzw. des Geburtenverlustes im entsprechenden Sinn ansehen.

Der Unterschied dieser Ziffern gegenüber k_E, k_J und k_W besteht darin, daß die Wanderungsziffern den Erfolg mit Rücksicht auf die Absterbeordnung erfassen, während die Geburtengewinn- und -verlust-Ziffern die mögliche genetische Bedeutung der Geburtenverhältnisse ohne Rücksicht auf die Absterbeordnung zum Ausdruck bringen.

Relative Geburtenziffern der üblichen Art lassen sich gewinnen, wenn man die Geburtenzahlen auf die Gesamtzahl weiblicher Personen des gebärfähigen Alters (15—50 Jahre) oder auf alle verheirateten Frauen der ansässigen Bevölkerung $\overline{AB'}$ bezieht. Vorteilhafter ist jedoch natürlich die Berechnung der tatsächlichen Fruchtbarkeit der Ehen, zumal da das Kirchenbuchmaterial — von den letzten Zähldekaden abgesehen — nur „Ehen mit abgeschlossener Fortpflanzung" darbietet. Bei dieser Zählung kann man die Ehen, je nach der zu prüfenden theoretischen Erklärung der Geburtlichkeit, in verschiedener Weise gruppieren. Will man z. B. wissen, ob die Jugendjahre der Ehemänner oder der Ehefrauen irgendeine nachweisbare Beziehung zur Geburtlichkeit haben, so zählt man die Kinder aller in einem bestimmten Zeitraum geborenen Väter bzw. Mütter zusammen. Soll die Zeit der Fortpflanzungsperioden mit der Geburtlichkeit verglichen werden, so sind die Ehen nach den Jahren der Eheschließung zu ordnen. Von jeder solchen Gruppierung läßt sich auf jede andere annäherungsweise schließen, wenn das mittlere Heiratsalter und der mittlere Altersunterschied der Eheleute berechnet wird. Die Anordnung der Ehen nach den Geburtsjahren der Väter ist arbeitstechnisch am einfachsten. Sie kann außerdem mit dem zweckmäßigsten Verfahren zur Ermittlung der Ehelichkeit und der Heiratsaussichten in Zusammenhang gebracht werden (s. u.).

Die Sterblichkeitsstatistik berechnet in einem Arbeitsgang gleichzeitig die Rohzahlen für die meisten anderen Berechnungen und die Sterbenswahrscheinlichkeiten der Lebendgeborenen, indem sie auch von den in einem Zähljahrzehnt geborenen Personen ausgeht[14]) und (wie oben beschrieben) „festansässige" und „zugewanderte" Personen unterscheidet, die „abgewanderten" nach der Absterbeordnung der ansässigen behandelt. Die Auszählung ergibt folgende Werte:

$s_{a\,1}$ = Anzahl der im 1. Lebensjahr verstorbenen Personen, für die ein Geburts- und ein Sterbeeintrag vorhanden ist;

$s_{a\,2-5}$ = Anzahl der im 2. mit 5. Lebensjahr verstorbenen Personen mit Geburts- und Sterbeeintrag;

$s_{a\,6-10}$ = Anzahl der im 6. mit 10. Lebensjahr verstorbenen Personen mit Geburts- und Sterbeeintrag usw.

[14]) In den Zeitquerschnitten der Stammtafeln dürfen eingeheiratete Frauen nicht mitgezählt werden, da sie in ihren Geschwisterschaften noch einmal erscheinen. Aus diesem Grunde nimmt auch die Anlage der Zeitquerschnitte auf die eingeheirateten Frauen keine Rücksicht.



s_{i1} = Anzahl der im 1. Lebensjahr verstorbenen Personen, für die kein Geburtseintrag vorhanden ist;

s_{i2-5} = Anzahl der im 2. mit 5. Lebensjahr verstorbenen Personen ohne Geburtseintrag usw.

Für das 1. Zähljahrzehnt außerdem:

s_{ai1} = Anzahl der im 1. Lebensjahr verstorbenen Personen ohne Geburtseintrag.

entsprechend weiter s_{ai2-5}, s_{ai6-10} usf.; für das 2. Zähljahrzehnt in der gleichen Weise $s_{ai11-15}$, $s_{ai16-20}$ usf.; für das 3. Zähljahrzehnt $s_{ai21-25}$ usf. und für das 10. Zähljahrzehnt noch $s_{ai95-100}$. Für die 10 letzten Zähldekaden des Kirchenbuches sind andere Unterscheidungen als nur s_a und s_i natürlich nicht möglich.

Da die Summe aller s_a-Werte die Anzahl der im Zähljahrzehnt lebendgeborenen „festansässigen" Personen l_a, die Summe der s_i-Werte aber die Anzahl der zugewanderten Personen bedeutet, welche im Zähljahrzehnt außerhalb des Kirchspiels geboren sind (l_i), brauchen nur noch die lebendgeborenen abgewanderten Personen l_e besonders ausgezählt zu werden, damit man die oben (bei der Geburtenstatistik) erwähnten Werte alle bekommt und die Gesamtzahl der Lebendgeborenen l *aus* $l_e + s_a + s_i$ errechnen kann. Die Sterbenswahrscheinlichkeiten (*st*) lassen sich für beliebige Lebensjahrfünfte und sowohl für die festansässige Bevölkerung wie für die zugewanderte Bevölkerung, wie für die ganze ansässige Bevölkerung $\overline{AB}$ oder $\overline{AB'}$ ermitteln. So ist z. B. die prozentuale Sterbenswahrscheinlichkeit der „festansässigen" Personen im 1. Lebensjahr

$$st_{a1} = \frac{s_{a1} \times 100}{l_a} \pm 3 \times \sqrt{\frac{st_{a1}(100 - st_{a1})}{l_a}},$$

im 2. bis 5. Lebensjahr

$$st_{a2-5} = \frac{s_{a2-5} \times 100}{l_a - s_{a1}},$$

im 60. bis 65. Lebensjahr

$$st_{a60-65} = \frac{s_{a60-65} \times 100}{l_a - (s_{a1} + s_{a2-5} + s_{a6-10} + \cdots\cdots\cdots s_{a56-60})}.$$

Die Sterbenswahrscheinlichkeit der ansässigen Bevölkerung $\overline{AB}$ (alo unter Ausschluß der abgewanderten Lebendgeborenen) im 26. bis 30. Lebensjahre wäre

$$st_{ab26-30} = \frac{(s_{a26-30} + s_{i26-30} \times 100)}{(l_a + l_i) - (s_{a1} + s_{a2-5} + \cdots\cdots s_{a20-25} + s_{i1} + \cdots\cdots s_{i20-25})}$$

und ebendies wäre auch die Sterbenswahrscheinlichkeit $st_{ab'}$ der ansässigen Bevölkerung $\overline{AB'}$ (unter Einschluß der abgewanderten Lebendgeborenen), da die Absterbeordnung der Abgewanderten, wie oben begründet wurde, der Absterbeordnung der festansässigen Bevölkerung gleichgesetzt werden soll[15]). Man muß aber trotzdem auch die Sterbeklassen der

[15]) Die Sterbenswahrscheinlichkeit der zugewanderten Bevölkerung $\overline{JB}$ errechnet sich natürlich in entsprechender Weise aus den s_i-Werten, doch fallen solche Werte für die ersten Lebensjahrzehnte kaum an. Daraus läßt sich das Durchschnittsalter der Einwanderer bei der Einwanderung annähernd bestimmen, indem

$\overline{EB}$ berechnen, damit aus den Ueberlebens-Zahlen die überlebende Bevölkerung $\overline{AB'}$ eines bestimmten Stichtages ermittelt werden kann.

Das Verfahren ist folgendes: Zur besseren Uebersicht numeriert man die Zähldekaden des Kirchenbuches. Ich würde es für zweckmäßig halten, bei allen Kirchenbüchern einheitlich das Jahrzehnt vom 1. Januar 1600 bis zum 31. Dezember 1609 mit Nr. I zu bezeichnen, in den seltenen Fällen älterer Kirchenbücher die vorhergehenden Dekaden als I_{10}, I_9 usw. zu numerieren. In den nachstehenden Formeln ist die (römische) Dekadennummer jeweils beigefügt und es bedeutet also z. B.

XVI $s_{a\,1}$ = Anzahl der vom 1. I. 1750 bis zum 31. XII. 1759 lebendgeborenen, „festansässigen" Personen, welche im ersten Lebensjahr verstorben sind;

XI l_e = Anzahl der vom 1. I. 1700 bis zum 31. XII. 1709 lebendgeborenen Personen, welche nicht im Kirchspiel gestorben sind;

XXI $t_{i\,♀}$ = Anzahl der totgeborenen Mädchen von zugewanderten Eltern in der Zeit vom 1. I. 1800 bis zum 31. XII. 1809 usw.

Für das Beispiel soll angenommen werden, daß ein 1630 beginnendes, bis zur Gegenwart verzetteltes Kirchenbuch vorliege und die bisher erläuterten bevölkerungsbiologischen Daten für die Zeit um 1800 (XX. und XXI. Zähldekade) ermittelt werden sollen. Dann ist

1. die am 1. I. 1800 „überlebende" Bevölkerung

a) festansässige (altansässige) Bevölkerung $\overline{FA}$ gleich der Summe der Ueberlebenszahlen festansässiger Personen aus den Zähldekaden XII—XX, nämlich

$$\begin{aligned} &\text{XX}\quad (l_a - s_{a\,1-10}) \\ +\ &\text{XIX}\quad (l_a - s_{a\,1-20}) \\ +\ &\text{XVIII}\quad (l_a - s_{a\,1-30}) \text{ usw. bis} \\ +\ &\text{XII}\quad (l_a - s_{a\,1-90}), \end{aligned}$$

---

man (unter Voraussetzung einer gleichen Absterbeordnung bei der ansässigen und der eingewanderten Bevölkerung) prüft, wie viele Lebensjahrfünfte (von der Geburt an) bei der ansässigen Bevölkerung etwa ausfallen müßten, damit das Durchschnittslebensalter der ansässigen Personen dem Durchschnittslebensalter der zugewanderten Personen ungefähr gleichkäme; würde diese Gleichung z. B. nach Abstrich der ersten 5 Sterbeklassen (1. bis 20. Lebensjahr) der ansässigen Bevölkerung erreicht, durch den Abstrich eines weiteren Jahrfünfts aber ins Gegenteil verkehrt, so könnte man sagen, daß das Durchschnittsalter der Einwanderer bei der Einwanderung 20—25 Jahre betragen haben dürfte. — Besondere Aufmerksamkeiten verlangen die s_i-Zahlen dann, wenn s_i-Klassen in Epidemiezeiten fallen, weil die s_i-Werte in solchen Zeiten wahrscheinlich nicht nur Zugewanderte im oben definierten Sinn, sondern auch Teile der stark wechselnden Bevölkerung enthalten. — Bei einmaligen Volkszählungen kann auf die wandernden Teile der Bevölkerung natürlich überhaupt nicht Rücksicht genommen werden. Es ist nur möglich, einen annähernden Ausgleich zu schaffen für die Störungen, welche durch Wanderungsgewinne und Wanderungsverluste verursacht sein könnten. Eine Formel dafür hat u. a. Becker (zit. nach Prinzing) angegeben. Die Sterbenswahrscheinlichkeit einer Lebensaltersstufe wird aber durch einen Wanderungsgewinn z. B. nicht immer eindeutig verändert: die Zugewanderten können in der betreffenden Lebensaltersstufe eine höhere oder eine geringere Sterblichkeit aufweisen als die Ansässigen; deshalb wäre es nur dann statthaft, Zugewanderte und Ansässige (ohne künstliche Veränderung der natürlichen Absterbeordnung) zusammenzufassen, wenn beide Gruppen anlagemäßig gleiche Lebenserwartung hätten. Für die Verwendung der oben angegebenen Formeln folgt daraus, daß ein Vergleich der st_a mit der st_{ab} anzeigen kann, in welcher Richtung die (anlagenbedingte) Sterbenswahrscheinlichkeit der Zugewanderten von derjenigen der Altansässigen abweichen könnte.

b) abgewanderte Bevölkerung $\overline{EB'}$, welche unter den Sterbeverhältnissen der Heimat noch am Leben sein könnte, gleich der Summe der entsprechenden Ueberlebenszahlen, nämlich

$$\begin{aligned} & \text{XX} \quad (l_e - s_{e\,1-10}) \\ + & \text{XIX} \quad (l_e - s_{e\,1-20}) \quad \text{usw.,} \end{aligned}$$

c) zugewanderte Bevölkerung $\overline{JB}$ (unter der Annahme, daß die in der XXI. bis XXIX. Zähldekade verstorbenen zugewanderten Personen bei entsprechendem Alter schon im Kirchspiel geboren waren) gleich der Summe der jeweiligen s_i-Werte, nämlich

$$\begin{aligned} & \text{XXI} \; s_{i\,10-20} \\ + & \text{XXII} \; s_{i\,20-30} \; \text{usw.} \end{aligned}$$

Damit sind die Werte für $\overline{AB}$, $\overline{AB'}$, $\overline{EB'}$ und $\overline{JB}$ festgelegt und es können Zuwanderungsziffer, Abwanderungsziffer und Index des Wanderungserfolges für den Bevölkerungsstand vom 1. I. 1800 berechnet werden. Läge für das Jahr 1800 eine andere Bevölkerungszählung vor, so könnte man auch Höchst- und Mindestwert des Anteils stark wechselnder Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung von 1800 annähernd bestimmen.

Bei der Aufstellung der Sterbetafeln sind die Sterbefälle natürlich nach dem Geschlecht und nach dem Familienstand (verheiratete und unverheiratete Personen) zu trennen, damit man in der Lage ist, aus den Ueberlebenszahlen auch die Heiratswahrscheinlichkeit der ansässigen Bevölkerung zu errechnen. Da sich die Anzahl der das dritte Lebensjahrzehnt erreichenden männlichen Lebendgeborenen einer Zähldekade

$l_{a♂} - s_{a♂\,1-20}$ = im heiratsfähigen Alter verstorbene Lebendgeborene $= h_{a♂}$
zusammensetzt aus

$l_{a♂u} - s_{a♂\,1-20}$ = im ledigen Stand verstorbene Ueberlebende $= u_{a♂}$

und $l_{a♂v}$ = im verheirateten oder Witwer-Stand Verstorbene Ueberlebende $= v_{a♂}$

ist die Heiratswahrscheinlichkeit der festansässigen männlichen Lebendgeborenen dieser Zähldekade

$$ht_{a♂} = \frac{v_{a♂} \times 100}{h_{a♂}}.$$

Die Einbeziehung der zugewanderten Bevölkerung $\overline{JB}$ in diese Berechnung ist nicht empfehlenswert. Dagegen kann in ähnlicher Weise die Heiratswahrscheinlichkeit der zugewanderten Personen ermittelt werden. Aus dem wahrscheinlichen Durchschnittsalter der Zugewanderten zur Zeit ihrer Einwanderung (siehe oben) und aus der Gesamtzahl der männlichen $\overline{JB}$ kann man außerdem ungefähr abschätzen, ob und in welchem Grad die Heiratsaussichten der Altansässigen durch die Zuwanderer vermindert worden sein könnten. Eine Berechnung der Heiratsaussichten ist für die Ansässigen mit Bezug auf ansässige Ehepartner möglich, indem die erst im heiratsfähigen Alter verstorbenen Männer zur Anzahl der Mädchen in Beziehung gesetzt werden, welche gleichzeitig mit Männern ins heiratsfähige Alter kamen. Es ist, wie oben gezeigt wurde,

$$h_{a♂} = l_{a♂} - s_{a♂\,1-20},$$

dementsprechend

$$h_{a\,♀} = l_{a\,♀} - s_{a\,♀\,1-15}$$

und die Heiratsmöglichkeit unter Altansässigen

$$hm_a = \frac{h_{a\,♀}}{h_{a\,♂}},$$

d. i. das Geschlechtsverhältnis der an der Grenze des heiratsfähigen Alters überlebenden altansässigen Personen. Genauere Berechnungen, z. B. der Heiratsaussichten in einzelnen Lebensabschnitten, sind möglich, erfordern aber eine Berücksichtigung des Heiratsalters (siehe unten). Die Prüfung der Heiratsaussichten altansässiger Personen untereinander ist wichtig zur Beurteilung der relativen Häufigkeit von solchen Ehen im Vergleich zu Ehen mit zugewanderten Personen (siehe unten).

Die biologische Deutung aller dieser Zahlen ist in vieler Hinsicht erheblich leichter als diejenige massenstatistischer Ergebnisse ohne Anwendung der Individualmethode. Dabei macht es natürlich keine Schwierigkeiten, auch ähnliche Zahlen zu berechnen wie in der allgemeinen Statistik, also z. B. die Geburten oder Sterbefälle eines Jahrzehnts in Beziehung zu setzen zu der am Beginn des Jahrzehnts überlebenden Bevölkerung, zu der überlebenden weiblichen Bevölkerung im gebärfähigen Alter, zur Anzahl der verheirateten Frauen usw. Eine völlige Vergleichbarkeit wird allerdings nicht zu erreichen sein, da bei den einmaligen Volkszählungen die stark fluktuierende Bevölkerung immer eine gewisse Rolle spielt. Soweit aber Volkszählungsergebnisse für rein bäuerliche Gebiete gesondert vorliegen, sind Vergleiche immerhin wenigstens annäherungsweise möglich.

B. Fortpflanzung und Kinderaufzucht; Paarungssiebung und Verwandtenehen.

Die Bevölkerungsbewegung im allgemeinen gibt zwar über viele hierhergehörige Fragen schon einige Auskunft. Die Vorteile des Kirchbuchmaterials lassen sich aber noch viel weiter ausnützen, auch zur Beantwortung von Fragen, welche die familiäre Lebenshaltung im allgemeinen betreffen. Nach dem, was oben über die Bevölkerungszählungen im ganzen gesagt wurde, dürfte es nicht mehr nötig sein, die Auszählung der Verheirateten nach dem Heiratsalter des Mannes bzw. der Frau näher zu beschreiben. Von den beiden möglichen Gruppierungen der Ehen nach dem Altersjahrzehnt des Ehemannes bzw. der Ehefrau oder nach dem Jahrzehnt der Eheschließung hat jede ihre Vor- und Nachteile, wie oben schon erwähnt wurde; die Wahl wird sich nach der Fragestellung richten müssen. Die Anordnung nach dem Lebensalter der Eheleute ermöglicht die Aufstellung von Verehelichungstafeln nach Art der Sterbetafeln. Daraus kann man die Heiratswahrscheinlichkeit der überhaupt zur Verehelichung kommenden Personen für bestimmte Lebensjahrfünfte berechnen und Unterschiede im Heiratsalter verschiedener Zeiten unter Umständen besser herausarbeiten als auf andere Weise. Die Anordnung der Ehen nach der Zeit der Eheschließung empfiehlt sich besonders für den Vergleich der ehelichen Fruchtbarkeit zu verschiedenen Zeiten, soweit diese von

den Zeitverhältnissen abhängig sein könnte. Die Auszählung der auf eine Ehe treffenden Kinder kann aber natürlich auch bei einer Gruppierung der Ehen nach dem Heiratsalter des Mannes bzw. der Frau oder nach dem Altersunterschied der Eheleute wichtige Ergebnisse bringen. Aehnliches gilt für andere Fragen. Die Daten der Stammtafeln ermöglichen in der Hauptsache eine statistische Untersuchung

1. der Beziehungen zwischen den Eheleuten in bezug auf „Herkunft", „Verbleib", Alter und früheren Familienstand des Mannes bzw. der Frau,
2. der Eheschließungszeit, der Ehedauer und der ehelichen Fruchtbarkeit,
3. des Geschlechtsverhältnisses der Kinder, der Geburtenabstände (und über Beziehungen zur Säuglings- und Kindersterblichkeit),
4. des Verbleibs der überlebenden Kinder,
5. der unehelichen Fortpflanzung.

Einige in der allgemeinen Statistik nicht geläufige Teilfragen dieser Aufgabengruppen sind folgende:

a) „Fremdehen" und Ehen altansässiger Personen untereinander: Eine vorläufige Prüfung dieser Verhältnisse (vgl. Scheidt und Wriede: Die Elbinsel Finkenwärder. München 1927) hat schon ergeben, daß selbst in stark abgeschlossenen Bevölkerungen eine positive (homotypische) Paarungssiebung nach der Altansässigkeit keine so große Rolle spielt, wie oft angenommen wird. Andere vorläufige Ergebnisse zeigen jedoch die Bedeutung des Besitzstandes als Paarungssiebungsfaktor. Da in Kirchenbüchern vielfach Angaben über den Besitzstand der Bauern zu finden sind, ist es möglich, diese Frage näher zu prüfen. Die obenerwähnte Zählung der Verwandtenehen ermöglicht natürlich eine annähernde Bestimmung der Inzuchtverhältnisse im allgemeinen, soweit eine Paarungssiebung nach der Sippenzugehörigkeit höhere Grade erreicht. Dagegen wird auf diese Weise der Teil der Paarungssiebung nicht erfaßt, der zwar keine Verwandtschaft mindestens im dritten Glied mehr zur Folge hat, aber unter Umständen doch darauf hinwirkt, daß diejenigen Erbstämme vorzugsweise ineinander heiraten, welche längere Zeit denselben Ausleseeinflüssen unterworfen waren. Diese Verhältnisse lassen sich an den Nennern der „Ahnenerbteile" (siehe oben) ablesen. Sind z. B. die Vorfahren einer Person in einer fünften Nachkommengeneration alle schon vor fünf Generationen im Kirchspiel gewesen, unterlagen also alle Erbstämme, welche in dieser Person zusammengekommen sind, fünf Generationen lang den Ausleseverhältnissen dieses Wohngebietes, so müssen sich bei der betreffenden Person 32 „Ahnenerbteile" mit dem Nenner 32 (2^5) finden. Lägen bei einer anderen Person die Verhältnisse auf der einen elterlichen Seite ebenso, während der andere Elter selbst erst im Kirchspiel zugewandert wäre, so würden 16 Ahnenerbteile mit dem Nenner 16, ein Ahnenerbteil mit dem Nenner 2 verzeichnet sein. Die (genetische) „Altansässigkeit" wäre also bei dieser Person nur etwas mehr als halb so groß als bei der erstgenannten. Man kann demnach für Eheschließungen, welche vom Beginn des Kirchenbuches gleich weit abliegen (in die gleiche Zähldekade fallen) die Anzahl der „Ahnenerbteile" als Maß der „Altansässigkeit" (*al*) benützen, die mittlere „Altansässigkeit"

und die diesbezügliche Korrelation zwischen Eheleuten berechnen, um einen zahlenmäßigen Ausdruck für die entsprechende Paarungssiebung zu bekommen.

Dasselbe Maß der „Altansässigkeit" kann zum Teil auch schon bei den oben geschilderten Zählungen verwendet werden.

Die „Altansässigkeit" hat unmittelbar nichts mit Verwandtschaft zu tun, da sich Verwandtschaft in der Aehnlichkeit wahrscheinlicher Ahnenerbteile, also in den „Zählern" der eingetragenen Bruchzahlen ausdrückt. Mit Hilfe dieser „Zähler" läßt sich (etwa von der V. Zähldekade an) die durchschnittliche Erbähnlichkeit der gleichzeitig lebenden ansässigen Bevölkerung (*det*) oder eines Bevölkerungsteiles und die Erbähnlichkeit der Eheleute (*ete*), daraus die Abweichung der Erbähnlichkeit der Eheleute von der Erbähnlichkeit der Bevölkerung oder eines Bevölkerungsteiles berechnen. Zu diesem Zweck kann man die „Ahnenerbteilsformel" eines jeden von allen gleichzeitig lebenden Menschen mit der Formel jedes anderen vergleichen und die Summe der so ermittelten Erbähnlichkeiten durch $\frac{n^2 - n}{2}$ dividieren. In demselben Verfahren kann man jeden Mann im heiratsfähigen Alter mit jedem Weib einer anderen Geschwisterschaft vergleichen, dessen Alter —15 bis +10 Jahre von dem des Mannes abweicht, und bekommt (nach Division der so gefundenen Summe der Erbähnlichkeiten durch die Anzahl der Paare) eine Erbähnlichkeit der „möglichen" Paare (*emp*), welche in Beziehung zur durchschnittlichen Erbähnlichkeit der Ehepaare den Ausdruck $\frac{ete}{emp}$ ergibt und zeigt, wie stark die durchschnittliche Verwandtschaft der Eheleute von der Verwandtschaft bei zufälliger Paarung innerhalb der ansässigen Bevölkerung abweicht. Eine positive Paarungssiebung verwandter Personen liegt natürlich nur dann vor, wenn der Wert dieses Ausdrucks > 1 ist.

Andere Momente, die als Paarungssiebungsfaktoren in Betracht kommen können, sind nächst den Berufen und Aemtern (der Ehemänner, ihrer Schwiegerväter und Schwäger) die örtliche Verteilung der Bevölkerung (Höfe und Hofgruppen, deren „Zusammenhalt" oder gegenseitige Fremdheit herkömmlich, durch wirtschaftliche oder gesellschaftliche Rücksichten erwünscht sein kann), die Sippenzugehörigkeit (die unter Umständen in den Familiennamen zum Ausdruck kommt), eine gelegentlich sippenweise vorherrschende Neigung zur Verehelichung mit Personen außerhalb des Kirchspiels, der durchschnittliche Gesundheitszustand der Familien im ganzen, welcher sich — wenigstens annähernd — in den Sterbeverhältnissen der Geschwisterschaften widerspiegelt (wobei natürlich nur die vor der Eheschließung liegenden Sterbefälle in Betracht gezogen werden können) und manchmal aus der Häufung einer bestimmten Todesursache ersichtlich wird, die Größe der Familien beider Ehepartner (in Rücksicht auf Erbteilungen und andere wirtschaftliche Verpflichtungen). Für die Prüfung aller dieser Möglichkeiten ist jedoch die Angabe des Abstandes der ersten Geburt vom Zeitpunkt der Eheschließung ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel, da es in solchen Fällen vorehelich gezeugter Erstgeborener meist unentschieden bleiben muß, ob die Ehewahl irgendwelchen rationellen Ueberlegungen der Ehepartner und ihrer Angehörigen entsprochen haben könnte. (Auch bei anderen

Zählungen ist es angezeigt, die vorehelich gezeugten erstgeborenen Kinder[16]) getrennt zu behandeln.)

Bei der Anwendung der Korrelationsstatistik auf Fragen der Paarungssiebung muß man sich jeweils sehr genau überlegen, was man wissen will. Würde — um ein Beispiel aus der Merkmalsstatistik zu wählen — die Frage vorliegen, ob „großgewachsene Männer häufiger als wahrscheinlich großgewachsene Mädchen zur Frau wählen", so würde eine Korrelationsberechnung nach den Abweichungen vom Mittelwert der Ehemänner bzw. der Ehefrauen ein schiefes Bild geben, weil die Männer ja nicht unter den „später verheirateten" Mädchen, sondern unter den heiratsfähigen Mädchen überhaupt wählen. Sofern Mittelwerte für die heiratsfähigen Männer und Frauen nicht errechnet werden können, wird man die Korrelation also auf die Mittelwerte der ganzen Population (nicht der Ehemänner und Ehefrauen) beziehen und so einen Index der Paarungssiebung in bezug auf die Körpergröße erhalten, während im anderen Fall ein Aehnlichkeitsindex der Ehepartner herauskäme. Dieselbe Ueberlegung ist für die Anlage anderer Paarungssiebungsberechnungen maßgebend.

b) Ehedauer und Wiederverheiratung des verwitweten Ehepartners: In Bevölkerungen mit stark gefährdeten Berufen von kurzer mittlerer Lebensdauer kann die Frage nach der Wiederverheiratung von Bedeutung sein für die Beurteilung des Auslesewertes der erhöhten Sterblichkeit. In bäuerlichen Gemeinwesen, wo die Mehrehen stark von wirtschaftlichen Forderungen abhängig sind, können sie die Heiratsaussichten der Mädchen beeinflussen, unter Umständen ohne die Anzahl überlebender Kinder entsprechend zu erhöhen. Es ist daher angezeigt, Mehrehen auch gesondert zu zählen und sie mit den Verhältnissen der Erst-Ehen zu vergleichen.

c) Zeugung und Kinderaufzucht: Unmittelbare Angaben über die Art der Kinderaufzucht liegen natürlich nicht vor. Die allgemeine Statistik hat jedoch gezeigt, daß alle diesbezüglichen Fragen nur sehr unzuverlässige Schlüsse liefern. Hingegen kann man aus den Geburtenabständen nicht nur die Zeitfolge der Fortpflanzung in den einzelnen Familien, sondern auch — wenigstens annäherungsweise — die wahrscheinliche Säuglingsernährung ermitteln, indem jedenfalls die Zeit der Schwangerschaft, welche zur Geburt des nächsten Kindes führt, als Stillzeit des vorhergehenden Kindes ausfällt. Sind a, b, c drei aufeinanderfolgende Geburten, $(a—b)$ und $(b—c)$ die Geburtenabstände, so ist (unter der Annahme, daß die Entwöhnung in der Regel der neuen Konzeption vorausgeht) das Maximum der Stillzeit für das Kind a um etwa 0,77 Jahre geringer als der Betrag $(a—b)$, das Maximum für b entsprechend: $(b—c)$ — 0,77 Jahre. Die Fehlerquellen dieser Berechnung dürften — für frühere Zeiten und Lebensverhältnisse — nicht allzu groß sein. Eine ähnliche Berechnung kann dazu dienen, die Dauer der tatsächlichen Fortpflanzungsperiode (f) (als Zeitraum zwischen der Empfängnis des ersten Kindes und der Geburt des letzten Kindes, oder einfacher zwischen der Geburt des ersten Kindes und dem Ende des

[16]) Die Frage vorehelich gezeugter Erstgeborener wird allerdings in ihrer Bedeutung dadurch kompliziert, daß nach dem Volksbrauch vielfach Verlöbnis und tatsächliche Verehelichung zusammenfallen. So ist es in allen den von mir bisher untersuchten niedersächsischen Bevölkerungen, wo die Kirchenbucheintragungen der Pastoren und die sog. „Unzuchtsstrafen" der Kirche vom vergeblichen Protest der Kirche gegen diesen Brauch Zeugnis ablegen.



ersten Lebensjahres des letzten Kindes) in Beziehung zu setzen zur Dauer der physiologisch möglichen und der ehelich möglichen Fortpflanzungsperiode der Ehefrau (*phf* und *ef*; 16. Lebensjahr bzw. Eheschließungsjahr bis 50. Lebensjahr der Ehefrau) und relativ zu diesen Werten die Mindestdauer der Schwangerschaften (*sch* = Summe aller Schwangerschaften, welche zu einer im Kirchenbuch eingetragenen Geburt führten, also unter Ausschluß der Abgänge und wahrscheinlich auch eines größeren Teiles der Fehlgeburten), die wahrscheinliche Höchstdauer der Stillperioden (*stp*, mit einer angenommenen oberen Grenze der einzelnen Stillperiode bei 6 Monaten) und die wahrscheinliche Gesamtdauer der Fortpflanzungsintervalle ($fi = f - [sch + stp]$) zu bestimmen, wozu schließlich noch der Ueberschuß der physiologischen Fortpflanzungszeit in der Ehe aus ($ef - f$) + (ga_1 — rund 0,77 Jahre) errechnet werden kann. (Der Abstand der 1. Geburt vom Tag der Eheschließung — ga_1 — ist in den Stammtafeln bereits ausgerechnet.) Verwendet man alle diese Zahlen sinngemäß, so kann man daraus natürlich mehr erfahren, als wenn nur Angaben über das Eheschließungsalter, die Ehedauer und die Kinderzahlen vorliegen. Bei der Annahme willkürlicher Geburtenverhütung muß auch das Geschlecht der überlebenden Kinder berücksichtigt werden. Ich habe z. B. bei der Finkenwärder Bevölkerung des 18. und 19. Jahrhunderts (a. a. O.) Anhaltspunkte dafür gefunden, daß der Wunsch, männliche Nachkommen zu haben, eine unter Umständen erhebliche Rolle spielt, besonders dann, wenn wirtschaftliche Rücksichten (der Hoferbschaft usw.) damit verbunden sind.

In den Kreis dieser Untersuchungen gehört schließlich noch eine spezielle Frage der Sterblichkeitsstatistik Erwachsener: Die Zählung der wahrscheinlich mit Geburt und Kindbett zusammenhängenden Todesfälle von Müttern. Sterbefälle, bei denen Gebärschwierigkeiten die unmittelbare Todesursache waren, sind vielfach zwar ausdrücklich als solche bezeichnet; man wird aber auch außerdem alle Fälle, bei denen der Tod der Mutter auf etwa + 2 bis 3 Tage mit der Geburt des letzten Kindes zusammenfällt, hierher rechnen dürfen und einem Irrtum nur da ausgesetzt sein, wo die Geburt nicht mehr erfolgte, eine Angabe der Todesursache aber fehlt. Sterbefälle von Müttern bis zu 2 Monaten nach der Geburt des letzten Kindes werden mit Wahrscheinlichkeit auf septische und andere Erkrankungen im Puerperium bezogen werden dürfen, wenn dieser Annahme nicht eine bestimmt angegebene Todesursache widerspricht.

C. Auslese.

Der größte Teil der eben geschilderten Untersuchungen erhält seinen Wert für die genetische Bevölkerungsbiologie dadurch, daß er etwa vorhandene Unterschiede in der Stärke der Fortpflanzung aufdeckt und prüft, welche Ursachen dafür in Betracht kommen könnten. Eine selektive Wirkung dieser Ursachen wird aber natürlich erst sichtbar, wenn gezeigt werden kann, daß die Unterschiede der Fortpflanzungsstärke eine Verschiebung der erbmäßigen Beschaffenheit bewirken. Manche früheren Ergebnisse der historischen Statistik haben schon Hinweise dieser Art geliefert. So weist Kißkalt (Die Sterblichkeit im 18. Jahrhundert, Zeitschr. f. Hygiene und Infektionskrankheiten Bd. 93, S. 439) darauf hin, daß die Pestepidemien des Mittelalters möglicherweise eine Auslese zustande brachten, die sich

in den Zahlen der nachepidemischen Zeiten ausspricht. Aehnliche Erklärungen liegen nahe bei der Deutung anderer Sterblichkeitsverhältnisse, wo eine entscheidende Wendung in den Vorbeugungs- und Heilmaßnahmen nicht in Betracht kommt. Sehr viele Versuche sind gemacht worden, um das „Aussterben" von Geschlechtern zahlenmäßig zu verfolgen. Aber abgesehen davon, daß die selektive Bedeutung solcher Erhebungen nur dann eindeutig wird, wenn man weiß, für welche (ausleseeinheitliche, bodenständige) Bevölkerung der Ausfall in Betracht kommt, ist es meist nicht möglich, an Hand der Familiennamen zu unterscheiden, ob die Anlagen der betreffenden Sippe wirklich ausgemerzt wurden. Außerdem läßt sich auf diese Weise eine relative (unvollständige) Ausmerze weder nachweisen noch ihrem Grad nach bestimmen. Das Verfahren der Ausleseforschung kann man an einem genealogischen Netzwerk nur so nachahmen, daß man die Erbmassen aller erreichbaren Ausgangspersonen kenntlich macht (wie es in den oben geschilderten Stammtafeln durch die „Ahnenziffern" geschieht), sie auf ihrem Weg durch das Netzwerk verfolgt und ihren Anteil an der „überlebenden" Bevölkerung bestimmter Zeitquerschnitte auszählt. Auf diesem Wege läßt sich auch zeigen, wie die der Ausmerze verfallenen „Ahnenerbteile" unter Umständen im Lauf der Zeit in der Altersschichtung „nach abwärts gerückt" oder auf die Seite der ehelos Verstorbenen „verschoben" werden, und wie diejenigen Anteile, welche der Bevölkerung durch Abwanderung verloren gehen, allmählich oder rasch bei der *EB* überwiegen. Neu hinzukommende Anteile sind aus den Formeln ohne weiteres an ihren kleinen Nennern kenntlich, und es ist möglich, die ganzen Querschnitte nach dem „Ansässigkeitsalter" der Ahnenerbteile zu gliedern.

D. Erblichkeitsfragen.

Für die spezielle Erblichkeitsforschung bietet nur-genealogisches Material natürlich wenig Anhaltspunkte. Man kann versuchen, die Lebensdaten einigermaßen zu verwerten: die Lebensdauer und die Kindersterblichkeit als Maßstab für körperliche Gesundheit, das Eheschließungsalter und die Fortpflanzungsintervalle für gewisse wesensartliche Anlagen, die Geburten und die übrigen Daten über Kinderaufzucht als Belastungsproben der Mütter usw. Eindeutiger sind die Angaben über Mehrlingsgeburten und über das Geschlechtsverhältnis der Kinder. Ich glaube, daß die Frage nach Erbanlagen für die Geburt vorwiegend des einen oder des anderen Geschlechts an solchem Material am ehesten gelöst werden könnte.

Die Möglichkeiten einer biologisch-statistischen Bearbeitung von Kirchenbüchern sind mit dem, was hier geschildert wurde, wahrscheinlich noch nicht erschöpft. Es kann sein, daß sich gelegentlich noch mehr machen läßt. Manchmal werden die Angaben allerdings auch für diese oder jene Zählweise nicht genügen. Im ganzen darf man aber jedenfalls so viele wichtige Aufschlüsse über das Leben der Bevölkerung seit dem Dreißigjährigen Krieg erwarten, daß sich die aufzuwendende Mühe reichlich lohnen wird.

Veröffentlichungen über Kirchenbuchstatistik liegen zwar in größerer Zahl vor. Sie beziehen sich vorläufig aber fast alle auf städtische Bevölkerungen. ‚Hier konnte man wegen der viel stärkeren Wanderung nicht leicht daran denken, genealogische Zusammenhänge in einiger Vollständigkeit und Ausdehnung herzustellen.' Ein solcher



Versuch würde bei der Stadtbevölkerung natürlich sehr viele kleine Bruchstücke von Stammtafeln zutage fördern und viele Einzelpersonen übrig lassen müssen.' Trotzdem glaube ich, daß sich auch diese Arbeit einmal lohnen könnte, wenn erst die Landgebiete bekannt sind, welche die Bevölkerungsquellen der Städte darstellen. — Ein umfangreiches Schriftenverzeichnis über Kirchenbucharbeiten findet sich in der obenerwähnten Arbeit von Kißkalt; dort ist auch die Verwertung der Todesursachen näher erläutert. — Vorschläge für bevölkerungsgenetische Untersuchungen hat W. Weinberg gemacht (Die württembergischen Familienregister und ihre Bedeutung als Quelle wissenschaftlicher Forschung. Württemb. Jahrb. f. Statistik und Landeskunde, Jhg. 1907, H. 1, S. 174. — Zur Technik familienstatistischer Untersuchungen über sozialbiologische Probleme. 'Allg. Stat. Archiv Bd. 9, S. 501). Die Familienregister, auf deren Bedeutung Weinberg hinwies, bestehen (seit 1808) allerdings nur in Württemberg und in einigen badischen Gemeinden (in der Schweiz auch im Kanton Basel, etwas Aehnliches in den Niederlanden und in Schweden). Sie enthalten auf je einer Seite der Register Angaben über Herkunft, Abstammung, Trauung, Ehescheidung, Wiederverehelichung und Tod der Glieder eines Ehepaares, Geburt, Name und Schicksal der ehelichen und unehelichen Kinder sowie ihres unehelichen Nachwuchses bis zu seiner Verheiratung, Namen und Wohnorte der Ehegatten, der Kinder und ihres unehelichen Nachwuchses, im ganzen also Angaben über drei Generationen. Es ist sehr zu bedauern, daß die wertvolle Anregung von Weinberg nicht zu einer entsprechenden staatlichen Organisation der Aufarbeitung und Ergänzung dieses Materials geführt hat. Andererseits bestehen jedoch auch da, wo solche Familienregister fehlen, keine unüberwindlichen Hindernisse, die Kirchenbücher in Stammtafeln umzuwandeln.

III. Volkstumskundliche Statistik.

Das Gerüst jeder volkstumskundlichen Statistik besteht in einer vollständigen Zählung der lebenden altansässigen und ortsanwesenden Bevölkerung. Man braucht also auch dazu Anhaltspunkte für die Herkunft der Leute, die beobachtet oder befragt werden sollen. Da es sich im allgemeinen empfiehlt, die volkstumskundliche Statistik mit der Zählung der wichtigsten körperlichen Rassenmerkmale zu verbinden, am besten die Messungen u. dgl. vorausgehen zu lassen, sind die Personalangaben nur für eine Reihe der Zählkarten notwendig; ebenso sind Familienzählkarten nur einmal erforderlich. In der Arbeit über die Elbinsel Finkenwärder (a. a. O.) habe ich die von uns verwendeten Vordrucke (Beobachtungskarten und Familienkarten) abgebildet[17]).

Die rassenkundliche Zählung erfaßt nur Erwachsene (vom 16. Lebensjahr an) und nur die Mitglieder von Familien, welche mindestens in 3. Generation ansässig sind. Dabei gilt die Forderung der Ansässigkeitsdauer für den Mannesstamm; zugewanderte eingeheiratete Frauen können auf Grund der Kirchenbücher und mit Hilfe der Personalangaben auf den Beobachtungsblättern jederzeit als solche festgestellt werden. Auf den Familienkarten ist u. a. auch die Hausnummer angegeben, so daß Hausgemeinschaften kenntlich sind. Die volkstumskundliche Statistik kann

[17]) Solche Vordrucke sind nach Vereinbarung von der rassenkundlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde in Hamburg erhältlich.



diese Einrichtungen also ohne weiteres übernehmen. Ihre besonderen Zählkarten brauchen nur die Nummer (und allenfalls den Namen) der betreffenden Person bzw. Familie zu wiederholen und sind von den übrigen Angaben entlastet. Auf diese Weise kann man eine große Zahl von Antworten auf bestimmte Fragen noch handlich unterbringen.

Ich habe mir die Technik der volkstumskundlichen Zählungen so zurechtgelegt: Die Fragen werden, getrennt nach einzelpersönlichen Zählungen und Familienzählungen, übersichtlich zusammengestellt. Jede Frage der einzelpersönlichen Zählung soll nur wenige verschiedene Antworten zulassen, d. h. möglichst alternativ gestellt sein. Die Antworten sind im Frage-Schema beziffert und nur diese Ziffern sind auf den Zählkarten vorgedruckt. Bei den Erhebungen streicht man dann die Ziffern entsprechend an (— = nicht zutreffend, × = zutreffend, 0 = nicht zu beantworten). Die Zählkarten[18]) (Abb. 5) sind so eingerichtet, daß man sie zur Verarbeitung gegebenenfalls in mehrere Stücke zerlegen kann. Für ausführliche Angaben kommt das Zählkartenverfahren natürlich nicht in Betracht. Ein Nachteil liegt darin aber nicht, weil solche Angaben praktisch nie für alle Personen und Familien in gleicher Ausführlichkeit gemacht werden können; sie sind deshalb von vornherein gar nicht zählbar und können nur zur Ergänzung des Gesamtbildes dienen.

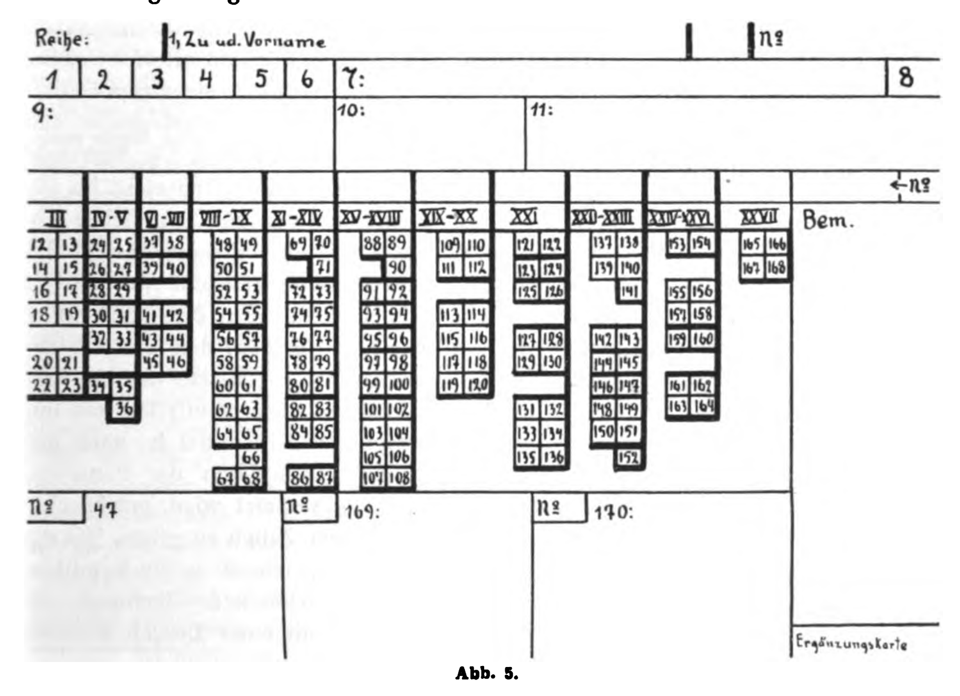


Abb. 5.

Die folgenden Vorschläge, bei deren Zusammenstellung mir vor allem mein Mitarbeiter, Herr W. Klenck, mit wertvollen Ratschlägen geholfen hat, sind in der schematischen Form der „Fragebogen" wiedergegeben. Die Formulierung

[18]) Erhältlich von der rassenkundlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde.

der Fragen nimmt vor allem Rücksicht auf die eingangs erläuterte Theorie der volkstumskundlichen Fragestellungen, auf die Bedürfnisse der Rassenpsychologie und auf die praktische Durchführbarkeit der Erhebungen. Es kann und soll nicht mehr gegeben werden als eine Auswahl von Fragen. Die fast unendliche Mannigfaltigkeit der Lebensäußerungen spottet natürlich jeder Schematisierung. Sie entzieht sich aber erst recht jeder allgemein gehaltenen Schilderung. Man braucht also kaum zu befürchten, daß ein fester Plan zu weniger vollständigen Ergebnissen führt als gar kein Plan. Dagegen kommt man auf diese Weise sicher zu minder zufälligen Resultaten.

Die Fragen sind nicht darauf eingerichtet, daß sie die jeweils denkbaren Möglichkeiten des Verhaltens erschöpfen. Vielfach kann die bejahende Antwort von Bedeutung sein, ohne daß eine Verneinung derselben Frage in entgegengesetzter Richtung ebensoviel besagt. Es wird auch nicht möglich sein, alle Fragen für alle Personen zu beantworten. Abgesehen vom Geschlechtsunterschied wird es auch nicht selten vorkommen, daß dem Beobachter bei einer Reihe von Personen keine entsprechende Situation erinnerlich ist oder bekannt wird. In solchen Fällen ist m. E. keine Antwort besser als eine Vermutung. Fragliche Auskünfte sollten mindestens als solche ausdrücklich bezeichnet werden. Dagegen sind Ergänzungen der vorgedruckten Fragen natürlich oft möglich und — selbst auf die Gefahr geringen Deutungswertes — stets erwünscht.

Die Durchführung solcher Beobachtungen stelle ich mir nicht als eine Arbeit auf kurze Frist vor. Schon die Merkmalsstatistik fordert Zeit und oft viel Geduld. Es liegt im Interesse der Zuverlässigkeit (besonders hinsichtlich einer repräsentativen Materialauswahl), nichts zu erzwingen. Das gilt für psychologische und volkstumskundliche Erhebungen natürlich in noch höherem Maß. Die Mehrzahl der Fragen sollte bei Gelegenheiten beantwortet werden können und es ist im allgemeinen ratsam, solche Gelegenheiten nur ausnahmsweise mit kenntlicher Absicht herbeizuführen. Sofern sich das nicht umgehen läßt, sollte die Absicht des Beobachters den Befragten möglichst leicht verständlich gemacht werden. Es schiene mir deshalb zweckmäßig, in solchen Fällen die Fragen der Berufswahl, der Erblichkeit seelischer Eigenschaften und der Statistik über den Verbleib abgewanderter Personen in den Vordergrund zu stellen, Fragen, welche dem Befragten unverständlich oder verfänglich erscheinen könnten, aber unauffällig und auf Umwegen zur Beantwortung zu bringen. Ein wichtiges Hilfsmittel ist nach unseren Erfahrungen immer die Kenntnis von den Lebensdaten der Familiengeschichte, weil der Beobachter dadurch in die Lage versetzt wird, erwünschte Auskünfte über die Verwandtschaftsverhältnisse früherer Zeiten zu geben. Wo die ländliche Bevölkerung — wie im allgemeinen in Niedersachsen — für Familienkunde viel übrig hat, kann ein Sammler volkspsychologischer und volkstumskundlicher Beobachtungen mit einigem Geschick ein willkommener Besuch werden.

Die Zählkarten-Erhebung enthält zweckmäßig keine Fragen, welche auf anderem Wege ebensogut oder besser beantwortet werden können. Dahin gehören in der Hauptsache: amtlich festgestellte wirtschaftliche Verhältnisse, Art und Häufigkeit des Wechsels im Grundbesitz, Art und Häufigkeit zivilrechtlicher Auseinandersetzungen, politische Einstellung, Verbreitung und Verteilung von Versicherungsanteilen u. a. m. Es wäre eine wichtige Ergänzung der übrigen Er-

hebungen, diese Angaben im Lauf der Zeit aus den entsprechenden amtlichen und privat-wirtschaftlichen Quellen für die betreffenden Landgemeinden gesondert zusammenzustellen. Ebenso wären Berichte der Lehrer über die Lehrerfahrungen an den Gemeindeschulen von Wert. Die Ergebnisse der Fragen nach Berufsbestimmung und Berufswahl (s. u.) sollten von Zeit zu Zeit Nachträge erhalten, aus denen der Verbleib und Berufserfolg der Jugend ersichtlich würde.

Die Verarbeitung der Ergebnisse hat mehrere Ziele. Oertliche Unterschiede der Lebenshaltung sind zunächst mit den Lebensbedingungen der natürlichen Umwelt, dann mit örtlichen Unterschieden der Merkmalsverteilung zu vergleichen. Korrelationsstatistische Untersuchungen können, je nach der Anlage der Berechnung, darüber Aufschluß geben, inwieweit körperliche und seelische Anlagen etwa auf gleichen Erbanlagen beruhen oder Rasseneigenschaften sind. Aus dem Vergleich der Reaktionsweise bei Verwandten läßt sich bis zu einem gewissen Grad auf die Erblichkeit der Reaktionsfähigkeiten schließen. Die Statistik der „Abgewanderten" liefert ein Bild vom Anteil der einzelnen Bevölkerungen an den Leistungen nichtbäuerlicher Berufe.

Von den grundsätzlichen Schwierigkeiten einer psychologischen Genetik scheint mir die am bedeutsamsten, daß man bei seelischen Aeußerungen meist noch weniger als sonst in der Lage ist, Erscheinungsbilder herauszustellen, welche ausschlaggebend von einer oder von einigen wenigen Erbanlagen bestimmt sind. Dabei verhalten sich offenbar krankhafte und nicht krankhafte Aeußerungen ebenso wie krankhafte und nicht krankhafte körperliche Erscheinungsformen, indem die krankhaften in der Regel monomer, die sog. normalen polymer bedingt sind. Nach der einleuchtenden selektionistischen Erklärung, welche Lenz für dieses Verhalten gegeben hat, würde man es besser damit zum Ausdruck bringen, daß man sagt: Erbunterschiede, für die eine Erbanlage ausschlaggebend ist, sind in der Regel so groß, daß eine von den beiden Erscheinungsformen den Anpassungszustand gefährdet, also krankhaft ist.

Wenn man „Stärke" bzw. „Schwäche" der Erblichkeit am Grad der Polymerie, d. h. also daran messen will, wie leicht oder wie schwer Erbunterschiede festgestellt und gezählt werden können, dann könnte man allerdings sagen, „normale" Eigenschaften seien „schwächer" erblich als krankhafte, seelische Eigenschaften wahrscheinlich „schwächer" als viele körperliche. Bei Psychiatern und Psychologen scheint aber eine andere Auffassung vorzuherrschen. So hat z. B. W. Stern (Die menschliche Persönlichkeit, Leipzig 1919) versucht, „stärker" erbliche „Erbeigenschaften" von „Erbanlagen" zu unterscheiden, wobei als „Erbanlage" erbbedingte Merkmale verstanden sein sollen, die sich „von Generation zu Generation nur in ganz unbestimmten allgemeinen Formen vererben". In ähnlicher Weise will H. Hoffmann (Vererbung und Seelenleben. Berlin 1922) „gefestigte" und „ungefestigte Phänotypen" unterscheiden. Er spricht von „Konstitutionsvalenz" („Konstitution" = Erbmasse, also „Vererbungsstärke") und sagt (S. 56): „Stimmen in einem bestimmten Falle die Außenfaktoren und die fragliche konstellative Wirkung [soll besagen: modelnde Umweltwirkung. Verf.] qualitativ zusammen und läßt sich das quantitative Verhältnis von endogenen und exogenen Faktoren nach Lage der Dinge nicht abschätzen, so können wir sehr wahrscheinlich dann eine hohe konstitutionelle Valenz annehmen, wenn in der Verwandtschaft sich ähnliche Konstitutionen (unabhängig von Außenfaktoren) gezeigt haben, wenn es sich also vermutlich um einen erblichen festen Phänotypus handelt." Ganz entsprechend erklärt Stern den Unterschied zwischen „Erbanlagen" und „Erbeigenschaften" so, daß „Erbanlagen" „innerhalb jeder Generation stärker den Außeneinflüssen und Umänderungen zugänglich" sind. Gemeint sind offenbar modelnde (para-

kinetische) Umwelteinflüsse. Etwas anders, aber zum Teil in derselben Richtung unterscheidet W. Peters (Die Vererbung geistiger Eigenschaften und die psychische Konstitution. Jena 1925) „psychische Anlagen" (= Teilbedingungen psychischer Eigenschaften) und „psychische Eigenschaften", welche „nichts Stationäres" sind, sondern nur „bei einer bestimmten Gelegenheit" zum Vorschein kommen (S. 20).

Abgesehen von den m. E. nicht recht glücklichen Formulierungen glaube ich, daß diese Erklärungsversuche auf falscher Fährte sind. Das Haupthindernis der psychologischen Genetik ist m. E. weniger in der größeren Modifizierbarkeit als in der höheren Polymerie vieler seelischer Eigenschaften zu suchen. Jedenfalls wäre es noch kein Beweis für einen geringen Grad von Erblichkeit und einen hohen Grad von Modifizierbarkeit, wenn in dem Beispiel von Hoffmann ähnliche Reaktionsfähigkeiten in der Verwandtschaft nicht nachweisbar wären. Das könnte nämlich auch der Fall sein, wenn die betreffende Reaktionsfähigkeit streng von bestimmten Erbanlagen, aber nicht von einer oder einigen wenigen, sondern von einer bestimmten Kombination mehrerer abhängig wäre und die Wahrscheinlichkeit innerhalb der (zahlenmäßig doch sehr beschränkten) Verwandtschaft eine geringe Erwartung für die bestimmte eine Kombination ergäbe.

Man kann also wohl mit guten Gründen vermuten, daß die vielfach angenommene starke Beeinflußbarkeit seelischer Aeußerungen durch modelnde (parakinetische) Umwelteinflüsse zu einem großen Teil durch hochgradige Polymerien vorgetäuscht sein könnte. Die Vorstellung von einer „Panmerie" (der Abhängigkeit jeder erscheinungsbildlichen Aeußerung von der ganzen Erbmasse) ist jedenfalls auf keinem Gebiet so naheliegend wie auf dem der psychologischen Genetik. Der Grund liegt allerdings wohl weniger darin, daß einzelne seelische Erbanlagen weniger deutliche Unterschiede der Erscheinungsformen machen als einzelne körperliche Erbanlagen. Man kann vielmehr seelische Aeußerungsformen nur nicht so gut zergliedern und nicht so eindeutig benennen.

Wenn aber bei dem, was an seelischen Aeußerungsformen abgrenzbar erscheint, höhere Grade von Polymerie die Regel sein sollten, ergäbe sich daraus die Folgerung, daß psychologisch-genetische Forschungen von vorneherein auf großes Beobachtungsmaterial zugeschnitten werden müssen. Es handelt sich dann nämlich um die Frage, ob bestimmte bzw. ähnliche Mixovarianten in verschiedener Häufigkeit nachweisbar sind. Je geringer aber die Wahrscheinlichkeit ihres Vorkommens ist, um so größer werden die Gruppen gewählt werden müssen, welche Unterschiede erwarten lassen. Aus diesem Grunde halte ich psychologische Untersuchungen ganzer Bevölkerungen für aussichtsreicher als andere von geringerem Umfang.

A. Zählung einzelner erwachsener Personen.

I. Beruf

1 selbständig —
2 unselbständig.

Hat seinen Beruf erhalten durch

3 eigene Wahl —
4 Bestimmung gegen die eigene Neigung —
5 Herkommen —
6 Wirtschaftliche Notwendigkeit.

Hat seinen Beruf

7 gewechselt —
8 nie gewechselt.

Bekleidet(e) öffentliche oder gemeinnützige Aemter

9 — — — —

Diese Vorfragen sollen über Berufs- und Betätigungswahl der Erwachsenen Auskunft geben. Bei Nr. 7 und 9 ist auf dem Zählblatt Raum für nähere Angaben (Zeit und Reihenfolge der verschiedenen Berufe bzw. Aemter) vorgesehen.

II. Falls Eltern oder Großeltern erst zugewandert sind

10 woher zugewandert —

11 warum zugewandert und warum ansässig geworden?

Mit den Fragen 10 und 11 sollen Anhaltspunkte für die Art der örtlichen Siebung gewonnen werden. Neben indifferenten („zufälligen") Umsiedelungen kommen hauptsächlich in Betracht Einheiraten, ungünstige wirtschaftliche oder andere Verhältnisse am Ort der Herkunft, günstige oder irgendwie besonders zusagende Verhältnisse im Kirchspiel.

III. Beginnt die tägliche Berufsarbeit

12 früh —

13 spät;

verläßt sie

14 selten —

15 oft;

verrichtet sie gewöhnlich

16 pünktlich —

17 unpünktlich;

18 gründlich —

19 nicht gründlich;

ist geneigt, verpflichtete Arbeiten zugunsten unverpflichteter

20 zu vernachlässigen —

21 nicht dazu geneigt;

arbeitet ohne dringenden sachlichen Anlaß

22 auch nach Feierabend, an Feiertagen —

23 nicht.

IV. Trifft Anordnungen im Haus, in der Wirtschaft, Berufsarbeit

24 schnell, sicher, bestimmt —

25 zögernd, unsicher;

26 hält darauf, daß sie befolgt werden —

27 sieht Unterlassungen leicht nach.

V. Entschließt sich zu einer notwendigen Arbeit

28 schnell —

29 neigt zum Aufschub;

zu einer Aenderung im Wirtschaftsbetrieb

30 leicht —

31 widerstrebend —

32 oft —

33 selten.

[Für nichthändlerische Berufe: entschließt sich zu einem Kauf oder Verkauf

34 schnell —

35 langsam —
36 schwer.]

VI. Neigt im Wirtschaftsbetrieb

37 zu neuen Versuchen —
38 nicht zu neuen Versuchen und Unternehmungen;
39 neigt zu Spekulationen mit Geld —
40 nicht zu Spekulationen.

VII. Beschäftigt sich über wirtschaftliche Bedürfnisse hinaus

41 viel mit Handfertigkeiten (Basteln, kleine Reparaturen in Haus und Hof, Schnitzen, Zimmern usw., bei Frauen weibliche Handarbeiten, Flechtarbeiten u. dgl.) —
42 nicht viel.

Hält sich Tiere über die Bedürfnisse der Wirtschaft hinaus

43 aus Freude an Tieren —
44 nicht, macht sich nichts aus Tieren.

Ist aus Liebhaberei

45 Jäger —
46 Züchter —
47 andere Liebhaberei? (Imker? — Fischer? — Sammler? usw.)

Die Fragen Nr. 12 bis 47 betreffen natürlich sehr verschiedene Seiten des Seelenlebens, sind aber so zusammengestellt, weil die objektiven Maßstäbe meist in Beruf und Beschäftigung zu finden sind.

VIII. Gilt als

48 sparsam —
49 verschwenderisch —
50 protzig —
51 knickerig —
52 leichtsinnig in Wirtschafts- und Geldsachen —
53 bedachtsam in Wirtschafts- und Geldsachen;

ist durch Mangel an Vordenklichkeit

54 öfter in Schwierigkeiten geraten mit Geld, Arbeitskräften, Arbeitsgeräten, Nahrungs- und Futtermitteln —
55 nie oder selten in Schwierigkeiten geraten.

IX. Für Personen, die nicht Händlerberufe haben:

hat bei Kauf und Verkauf

56 gewöhnlich Erfolg (guten Gewinn) —
57 oft Mißerfolg (Verluste);
58 handelt, feilscht um den Preis —
59 handelt nicht gern oder ungeschickt um den Preis;
60 kauft und verkauft gern —
61 nicht gern;
62 betreibt neben seinem Beruf einen regelrechten Handel —
63 keinen Handel;
64 vermittelt gerne Handelschaften —
65 vermittelt nicht gerne.

X. Ist geneigt zu Aufwendungen besonderen Umfanges für
66 Essen und Trinken —
67 Kleidung —
68 Feste.

XI. Zeigt sich in Gang und Benehmen, bei der Arbeit, im Umgang
69 beweglich, lebhaft —
70 bedächtig, gemessen —
71 träge, schwerfällig.

XII. Spricht mit Personen seiner näheren Umgebung (der Familie, der Nachbarschaft, des Dorfes)
72 viel —
73 wenig —
74 lebhaft —
75 bedächtig —
76 mit Gesten —
77 ohne Gesten —
78 witzig, launig, zu Spott und Neckereien geneigt —
79 mürrisch —
80 schlagfertig —
81 unbeholfen.

XIII. Erzählt
82 oft —
83 selten;
84 weitschweifig —
85 bündig.

XIV. Lacht
86 viel —
87 selten.

XV. Spricht gern von
88 Plänen —
89 führt sie gewöhnlich aus —
90 führt sie gewöhnlich nicht aus;
91 viel von eigenen Unternehmungen, eigenem Besitz —
92 wenig von eigenen Unternehmungen, eigenem Besitz.

XVI. Gerät in Erregung
93 leicht —
94 nicht leicht.

Trägt einen Aerger
95 lange nach —
96 nicht lange nach, ist leicht versöhnlich.

XVII. Beharrt bei einer Meinung, Anschauung, Anordnung, Neigung, bei einem Entschluß
97 starr und unnachgiebig —
98 ist sachlichen Einwendungen zugänglich —
99 läßt sich leicht bereden und umstimmen —
100 ändert sie selbst leicht und oft.

XVIII. Urteilt über eine Ansicht, einen Plan, eine Nachricht und dergleichen
101 schnell —
102 langsam, bedächtig —
103 um Einsicht bemüht, sachlich —
104 nicht sachlich, oberflächlich;
105 neigt dabei zu Tadel —
106 zum Besserwisssenwollen —
107 zu Widerspruch —
108 zu Mißtrauen.

XIX. Hat in gefährlichen Situationen Geistesgegenwart
109 bewiesen —
110 nicht bewiesen;
111 Schreckhaftigkeit, Aengstlichkeit gezeigt —
112 nicht gezeigt.

XX. Bewertet einen geringen oder mäßigen Sachschaden
113 gering —
114 hoch;
115 beredet ihn viel —
116 beredet ihn wenig.

Ueberwindet ein ernstes Mißgeschick
117 leicht —
118 schwer;
119 bleibt lange mutlos und verzagt —
120 bleibt nicht lange mutlos und verzagt.

XXI. Sucht geselligen Umgang im Dorf
121 viel —
122 wenig.

Verläßt das Dorf ohne sachlichen und notwendigen Anlaß
123 oft —
124 selten.

Achtet auf das, was die Leute von ihm und seinem Hauswesen, seiner Wirtschaft, seinen Unternehmungen denken
125 viel —
126 wenig.

Kümmert sich um fremde Angelegenheiten in Wirtschaftsdingen
127 ungebeten und ohne sachlichen Anlaß —
128 nur gebeten, aus besonderem Anlaß;

in gesellschaftlichen und persönlichen Dingen
129 viel —
130 wenig.

Verhält sich gegen (zugewanderte oder vorübergehend anwesende) Fremde
131 ablehnend —
132 zurückhaltend —
133 entgegenkommend —

134 gleichgültig —
135 sucht Gespräche mit ihnen —
136 meidet Gespräche mit ihnen.

XXII. Ist geneigt, Rechtshändel
137 selbst zu schlichten —
138 vor Gericht zu bringen;

behauptet ein ihm zustehendes oder vermeintliches Recht
139 hartnäckig —
140 ist nachgiebig, zum Vergleich bereit —
141 geht Streitigkeiten aus dem Weg.

XXIII. Beteiligt sich an der Gemeindepolitik
142 tätig —
143 durch Meinungsunterstützung und -verbreitung bzw. Meinungsbekämpfung.

Politisch
144 interessiert —
145 uninteressiert.

Besucht öffentliche Veranstaltungen, Versammlungen usw.
146 in der Regel —
147 selten.

Spricht in Versammlungen, Beratungen, bei Zusammenkünften
148 viel —
149 wenig —
150 lebhaft —
151 zurückhaltend.

Zeigt tätiges Interesse für
152 gemeinnützige Unternehmungen.

XXIV. Ist geneigt zu
153 eifriger, sichtbarer Betätigung des Kirchenglaubens —
154 meidet sichtbare Betätigung des Kirchenglaubens.

XXV. Ist Vereinsmitglied
155 bei einem —
156 bei mehreren Vereinen;
157 als solches eifrig tätig —
158 gleichgültig;

Vereinsvorstand
159 bei einem —
160 bei mehreren Vereinen.

XXVI. Zeigt
161 ausgeprägte Liebe zur Musik —
162 spielt selbst ein Musikinstrument, singt, pfeift gern —
163 macht sich nichts aus Musik —
164 ist ausgesprochen unmusikalisch.

XXVII. liest die Zeitung
165 regelmäßig —

166 selten —
167 eifrig —
168 gleichgültig;
169 bevorzugte Lesestoffe außer der Zeitung:

XXVIII. Bevorzugte Gesprächsstoffe
170:

Im Anschluß an die Fragen sieht ein besonderes Zählblatt Ergänzungen und Kommentare für die einzelnen Fragegruppen (römische Ziffern) vor.

Das Zählblatt für abgewanderte Personen enthält Angaben über das Alter bei der Abwanderung, den Grund zur Abwanderung, den neuen Aufenthaltsort, die Art und den Erfolg der Beschäftigung. Diese Erhebungen werden zweckmäßig familienweise gemacht und auf alle Familienangehörigen ausgedehnt, welche in der jetzigen oder in früheren Generationen ausgewandert sind, sofern die ortsanwesenden Familienmitglieder zulängliche Auskunft geben können.

B. Familienzählungen.

Die Zählung verschiedener Lebenshaltungsäußerungen nach einzelnen Familien bzw. Hausgemeinschaften kann am besten so erfolgen, daß man zunächst versucht, für verschiedene Stoffgebiete eine Uebersicht dessen anzulegen, was im Kirchspiel überhaupt vorkommt. Man würde also, um ein Beispiel vorwegzunehmen, etwa eine Liste der landwirtschaftlichen Arbeitsgeräte mit kurzen Beschreibungen (allenfalls auch Herkunftsangaben) dazu anlegen, diese Liste fortlaufend numerieren, im Lauf der Erhebungen durch neue Beschreibungen (auch Angabe von „Varianten") ergänzen, so daß schließlich eine Art von „Inventarverzeichnis" darüber vorhanden wäre. Dieses Verfahren sieht zwar umständlich aus, ist aber wohl der einzige Weg dazu, die Beobachtungen von der Willkürlichkeit des Sammelns bestimmter „interessanter", auffallender oder irgendwie „besonderer" Dinge zu befreien. Es ist auch notwendig, um unnütze Wiederholungen zu vermeiden und die Verteilung der vorkommenden Lebenshaltungsäußerungen genau festzulegen, was m. E. die Hauptaufgabe der volkstumskundlichen Forschung ausmacht. Die Familienzählung hat dann nur noch anzugeben, was von den deskriptiv gesammelten Dingen, Gebräuchen usw. bekannt ist, woher die Kenntnis stammt, was davon in der betreffenden Familie benützt wird und woher es beschafft wurde.

Die Ausführlichkeit volkstumskundlicher „Bestandsaufnahmen" kann kaum schematisch festgelegt werden. Verschiedene Gebiete können auch verschieden eingehend behandelt werden. So dürfte z. B. eine nähere Beschreibung wirtschaftlicher Maschinen weder möglich noch notwendig sein, während in manchen Fällen die Angabe der Bezugsquelle oder des Geldwertes für die Deutung wertvoll sein könnte. Märchen, Sagen, Sprüche usw. sollten andererseits am besten immer wörtlich (und mundartlich) gesammelt werden, ohne daß jedoch natürlich jede geringfügige Variante Deutungswert haben muß. Für denjenigen Teil der Volkstumskunde, der rassenbiologisch besonders wichtig ist, sind manche Stoffgruppen (z. B. Nr. I, II 14—19, VIII der nachstehenden Aufzählung) ergiebiger als manche andere. Mir scheint aber, das Ideal wäre in jedem Fall eine möglichst große Annäherung an Vollständigkeit, und ich möchte glauben, daß diese Annäherung nicht schwieriger erreichbar wäre als die Durchführung einer Merkmalsstatistik bei allen altansässigen Personen eines Kirchspiels.

Im folgenden ist eine Auswahl wichtigster Beobachtungen gruppenweise zusammengestellt. Für einige Stoffgruppen erübrigt sich die Aufstellung einer Gesamtübersicht, weil da das Wesentliche mit wenigen Worten für jede Familie angegeben werden kann. Wo eine Uebersicht notwendig erscheint, ist dem betreffenden Stichwort ein * beigesetzt worden. Die Verwendung besonderer Vordrucke für die Familienzählungen erscheint überflüssig; leere Karten von der Größe und mit dem gleichen Kopf wie die rassenbiologischen Familienzählkarten dürften am zweckmäßigsten sein; die einfache Wiederholung der Fragenummern (siehe unten) schafft die notwendige Uebersichtlichkeit.

Die Anlage der Uebersichtslisten sollte so erfolgen, daß jederzeit festgestellt werden kann, nach welchem bestimmten einzelnen Objekt die Beschreibung gemacht wurde bzw. welche Person im Kirchspiel die betreffende Angabe geliefert hat. Zeichnungen, auch Photographien von Gegenständen würden ein schätzenswertes Hilfsmittel sein. Wenn etwa einmal viele volkstumskundliche Zählungen aus verschiedenen Gemeinden und also von verschiedenen Beobachtern vorliegen, wird immer wieder die Frage auftauchen, ob es sich hier und dort um gleiche oder um verschiedene Erscheinungen handelt. Rückfragen sind dann unvermeidlich. Die ganzen Bestandsaufnahmen sollten m. E. in Archiven (von Museen, Forschungsinstituten usw.) gesammelt werden. Auf diese Weise würde dann wirklich gesammelt werden, „was alles vorkommt", nicht nur das, was „interessant" erscheint und mehr oder minder zufällig einem Fachmann, einem interessierten Laien oder einem findigen Händler in die Finger gerät.

Eine kurze Zusammenstellung volkskundlicher Stoffgebiete im engeren Sinn hat W. Peßler im Anhang des oben zitierten Buches über die Elbinsel Finkenwärder veröffentlicht. Ebendort findet sich eine größer angelegte Beschreibung des Finkenwärder Volkstums (von H. Wriede), welche Anregung und Gedächtnishilfe geben kann. — In der folgenden Zusammenstellung habe ich einige Stoffgebiete (so besonders Haus, Hof und Siedelung) fortgelassen, wo die übliche Art der volkskundlichen Forschung auch ohne anlagemäßige Beziehung zur Bevölkerungs- und Rassenbiologie Ergebnisse erzielen kann, die jederzeit mit anderen Erhebungen in denselben Kirchspielen vergleichbar sind. Es ist vielleicht kein Zufall, daß solche Studien (an buchstäblich „bodenständigen" Objekten) von jeher am lebhaftesten und mit dem besten Erfolg betrieben worden sind.

Stoffgebiete und Fragen.

I. Familienleben und Hausgemeinschaft: (1) Welcher Art ungefähr ist die Hausordnung (im Ablauf des täglichen Lebens); wird sie streng — lässig eingehalten? — ist sie herkömmlich oder gegen die letztvorhergehende Generation verändert? — (2) Verbringen die Männer des Hausstandes ihren Feierabend und die Feiertage vorwiegend im Haus, in der Nachbarschaft, im Wirtshaus? — (3) die Frauen vorwiegend im Haus, bei Nachbarn, Verwandten oder Bekannten? — (4) Spiele der Erwachsenen *? welche sind bekannt? — woher? — welche werden gespielt? (5) Ist die Erziehung der Kinder streng oder lässig? — viel oder wenig Aufsicht und Beschäftigung seitens der Erwachsenen? — (6) legt man großes oder geringes Gewicht auf die Schulleistungen der Kinder? — Welches sind die Hauptbeschäftigungen und Spiele der Kinder *? — welche Spiele sind in der Familie bekannt? — woher? — welche werden gespielt? (8) Beteiligen

sich die Kinder an den Arbeiten der Erwachsenen? — an welchen? — von welchem Alter an? — (9) Welche Berufe wünschen die Eltern für die unerwachsenen Kinder? — aus welchen Gründen? (Aufzählung nach Geschlecht und Geburtennummer der unerwachsenen Kinder mit Angabe des Berufes, den die Eltern für das betreffende Kind wünschen oder in Aussicht genommen haben, und mit Angabe der Motivierung [wirtschaftliche Ueberlegungen hinsichtlich der Ausbildung oder des erwarteten Berufserfolges, „Vorliebe" der Eltern für bestimmte Berufe, vermutliche Anlagen der Kinder usw.].) — (10) Sehen die Eltern bei der Verheiratung der Kinder auf Geld? — auf Grundbesitz? — auf bestimmte Berufe der Ehepartner? — wünschen sie sich als Schwiegertöchter bzw. Schwiegersöhne Bauern bzw. Bauerntöchter? — Männer anderer Berufe? — Männer städtischer oder beamteter Berufe? — Ansässige oder lieber Fremde? (11) Besucht man sich unter Verwandten oft? — selten? — pflegt man den Zusammenhang mit der Sippe oder legt man kein Gewicht darauf? (12) Ist man geneigt, Nachbarn auszuhelfen, Bedürftige zu unterstützen, etwas an andere zu verschenken? (13) Wird Gesinde gehalten? Wieviel Knechte, Mägde, Handwerksgehilfen usw.? — aus dem Dorf? — aus der Gegend? — Fremde? — Wird das Gesinde streng — lässig — fürsorglich gehalten? — lebt es im Familienkreise oder außerhalb des Familienkreises?

II. Wirtschaft.

(14) Was wird im Hause selbst erzeugt oder angefertigt * an Lebens- und Genußmitteln, an Kleidung, an Hausrat, an Werkzeug und Gebrauchsgegenständen? Woher stammen die Kenntnisse und Fertigkeiten dazu? Woher das Material? — (15) Welche hauswirtschaftlichen und landwirtschaftlichen Maschinen * werden benützt? — (16) Woher werden Dinge des täglichen Bedarfs (Lebens- und Genußmittel, Kleidung, Hausrat, Werkzeug, Gebrauchsgegenstände, soweit nicht selbst erzeugt oder gefertigt) beschafft? (Wichtige Unterscheidungen sind z. B. Kauf oder Tausch im Dorf von anderen Familien, die nicht gewerbsmäßig damit handeln — Lieferung durch Handwerker im Dorf — Händler auf dem Land — Händler in der Stadt — Warenhäuser — Großhändler — Fabriken.) — (17) Welche Verkehrsmittel * — (18) Mittel zur Lastenbeförderung * werden benützt? (z. B. auch Art des Tragens) — woher die Kenntnis davon? — woher beschafft? — (19) Beschäftigung der Frauen des Hausstandes außerhalb der Hausarbeit (in der Hofwirtschaft — im Gewerbe — außer Hause) — Art und Umfang der Beschäftigung.

III. Ernährung.

(20) Welche hauptsächlichsten alltäglichen Gerichte * — welche Festgerichte * sind in der Familie gebräuchlich — welche Genußmittel (alkoholische Getränke, Kaffee, Tee, Gewürze, Tabak) werden gewohnheitsmäßig genommen? (Für gewisse Teile der Ernährungsstatitstik ließen sich unter Umständen Anhaltspunkte gewinnen, wenn die Quellen bestimmter Nahrungsmittel einige wenige [Krämer im Dorf] und für die meisten Familien dieselben sind, da sich dann der Gesamtumsatz an bestimmten Waren verwenden läßt. Aehnliches gilt für andere Dinge des täglichen Bedarfs, deren „Umsatz" im Dorf oder an wenigen

leicht erreichbaren Stellen erfolgt. Für manche Fragen der Erzeugung und des Verbrauchs kann auch die Statistik von Genossenschaften u. dgl. wertvoll sein.)

IV. Kleidung.

(21) Ist die Kleidung der Männer — der Frauen einfach oder modisch, wird viel — wenig Gewicht darauf gelegt, viel — wenig verbraucht? (Wertvoll wären Anhaltspunkte für den Umfang des Verbrauchs nach Stückzahlen oder Geldwert). — (22) Ist eine (nach Material, Schnitt, Farbe usw.) besondere Arbeitstracht * im Gebrauch und welche? — (23) Werden bestimmte Farben bevorzugt und welche? (Die Angaben müßten auf zahlenmäßigen Schätzungen beruhen.) — (24) Unterscheidet sich die Kleidung der Kinder stark von der Kleidung der Erwachsenen oder ist sie sehr ähnlich? — (25) Benützt die Familie Trachtenstücke * und welche? — Woher stammen sie? Werden diese Dinge getragen, wie oft und bei welchen Gelegenheiten? — Wie denkt man in der Familie über alte Trachten?

V. Hausrat.

Kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten (26) Möbel * und (27) Gebrauchsgegenstände *, der Art der (28) Raumbenutzung * (Arbeitsräume, Schlafgelegenheiten usw.), mit Anhaltspunkten für Ausstattung, Größe, Mengen usw. (Die Verzeichnisse dieses Stoffgebietes fassen zweckmäßig ähnliche Dinge und Verhältnisse in jeweils einer Beschreibung zusammen. Es genügt im allgemeinen z. B. die Möbel handwerklicher Herkunft, diejenigen aus verschiedenen Einkaufsquellen [nach Gruppen] mit einigen Worten zu kennzeichnen.) — (29) Besitzt die Familie alte Stücke? — ererbt? — zufällig oder mit „Sammlerabsicht" (aus besonderer Wertschätzung) erworben? — Was ist an (30) Schmuck und Zierat * im Hause vorhanden? Legt man viel — wenig Gewicht darauf? Ziergarten (Blumengarten)?

VI. Sprache.

(31) Spricht man in der Familie reine Mundart? — mit Hochdeutsch vermengte Mundart? — Schätzt man die Mundart oder die Schriftsprache höher?

Für eine bestimmte vorher festgelegte Auswahl von Gegenständen, Tieren usw. — vgl. Peßler a. a. O. — können die in der Familie bekannten und gebräuchlichen mundartlichen Benennungen ermittelt werden.

VII. Märchen, Sagen, Volkslieder *.

(32) Welche sind in der Familie bekannt und woher? Erzählt, singt man sie oder kennt man sie nur?

VIII. Abergläubische Vorstellungen, Geistergeschichten, „Vorzeichen" usw. *

(33) Was davon ist in der Familie bekannt? Benutzt man es? — glaubt man daran? — glaubt man nicht ernstlich daran?

Diese Fragen scheinen mir von erheblicher Bedeutung. Denn der Inhalt solcher Geschichten ist m. E. noch kein Beweis dafür, daß sich darin ein sog. „Volksglaube" ausdrückt. Es könnte sich vielmehr häufig um eine Art von „phantastischen Märchen"



handeln, welche einer Bereicherung und „Verbrämung" der Wirklichkeit dienen, aber nicht eigentlich eine innere Abhängigkeit von real gedachten übernatürlichen Kräften ausdrücken. Die Fragen nach dem Glauben an solche Dinge können natürlich meist nicht direkt gestellt, sondern müssen auf Umwegen beantwortet werden.

Welche (34) Heilmittel für Menschen * — (35) für Tiere * sind bekannt? — welche werden angewendet? — von welchen werden Erfolge berichtet? — (36) Pflegt man in ernsten Krankheitsfällen bald den Arzt in Anspruch zu nehmen? — sucht man mit Volksheilmitteln auszukommen? — neigt man dazu, Kurpfuscher u. dgl. aufzusuchen?

IX. Feste.

(37) Welche Feste * (Kalenderfeste, Kirchfeste, jahreszeitliche Feste, Arbeitsfeste, wie Ernte, Weinlese, Viehauftrieb usw., Familienfeste, Trauerfeste) werden gefeiert? — welche Festgebräuche * kennt man? — welche befolgt man?

Die Art der volkstumskundlichen Familienzählung gestattet in höherem Maße als die Personenzählung eine Arbeitsteilung, indem sich verschiedene Beobachter in die Stoffgebiete teilen, mindestens an der Aufstellung der Uebersichtsverzeichnisse mitarbeiten können. Liegen erst einmal aus einem Kirchspiel eines Landgebietes solche deskriptive Sammlungen vor, dann ist die Arbeit für weitere Kirchspiele, aber auch für andere Gebiete erheblich erleichtert. Es dürfte sich sogar empfehlen, verschiedene solche Verzeichnisse bei jeder neuen Erhebung zu benutzen. Die Beobachter müssen sich dann nur davor hüten, anderwärts gewonnene Beschreibungen einfach zu übernehmen und dadurch Unterschiede zu verwischen.

Für Sonderfragen bleibt natürlich immer und überall noch viel Raum. Solche Fragen werden aber von einer einheitlich erarbeiteten volkstumskundlichen Statistik nur Vorteil haben können.

Für die Verbindung volkstumskundlicher Erhebungen mit rassenkundlicher Forschung sollte es heute keiner besonderen Rechtfertigung mehr bedürfen. Die Nachteile einer einseitigen Beschränkung auf körperliche Merkmale sind jedenfalls lange genug fühlbar geworden, und der bekannte Amsterdamer Gelehrte S. R. Steinmetz hatte gewiß nicht unrecht, wenn er in einer Kritik[19]) des sog. internationalen Anthropologen-Kongresses in Amsterdam 1927 hervorhob, daß „die somatische Anthropologie, so wie sie von Franzosen betrieben wird, von nur geringem Wert als Hilfswissenschaft" sei und „nicht mit den biologischen Wissenschaften identifiziert werden" dürfe, die „von allgemeinerem Interesse wären"[20]). „Für die vorgebrachten Bemängelungen", schrieb Steinmetz, „ist vor allem der Umstand verantwortlich, daß sich im Rat ausschließlich Anthropologen be-

---

[19]) Brief an das „Institut internationale d'anthropologie", veröffentlicht in Zeitschr. f. Völkerpsychologie und Soziologie 1928, Bd. 4, S. 115.

[20]) Die unbiologische Einstellung eignet aber keineswegs nur den Franzosen. So schreibt z. B. ein deutscher völkerkundlicher Autor (Reche, Volk und Rasse, Jahrg. 3, S. 80) von einer „biologischen Anthropologie", die „aus dem Rahmen der eigentlichen Anthropologie etwas herausfalle". Auch sonst begegnet man bei den vielen Nicht-Biologen, die heutzutage über „Rassenkunde" schreiben und reden, in der Regel dem Wunsche, Anthropologie möchte nicht als biologische Wissenschaft betrachtet werden, sondern als bloße Beschreibung äußerer Körpermerkmale ein leichter zugängliches Sonderdasein behalten.



finden." Gemeint sind natürlich Anthropologen der von Steinmetz ablehnend beurteilten Einstellung. Für alle Anthropologen trifft dieser Vorwurf sicher nicht zu, erst recht nicht für Biologen. Das zeigt u. a. auch die Aeußerung eines anderen Holländers, des Zoologieprofessors und Genetikers J. F. van Bemmelen (Versl. Kl. Akad. Wetensch. Amsterdam, Bd. 36, S. 787), der sich ohne Vorbehalt auf den Standpunkt von Woods stellt: „History is really but a branch of biology." Er hält eine diesbezügliche Forschung für weitläufig, aber nicht für unmöglich: „Bio-genealogy is a very young branch of science, and should for the present restrict itself to the collection and critical examination of the immense material afforded by the life-history of the human race. This task in itself is overwhelming, and can only be achieved by careful organising the system of investigation."

Kritische Besprechungen und Referate.

Naegeli, O., Allgemeine Konstitutionslehre in naturwissenschaftlicher und medizinischer Betrachtung. 118 S. Mit 14 Abbildungen. Berlin 1927. J. Springer. Geb. 11.40 M.

Der Verfasser ist ordentlicher Professor der inneren Medizin in Zürich und besonders durch seine Forschungen auf dem Gebiet der Hämatologie und sein Buch „Blutkrankheiten und Blutdiagnostik" bekannt geworden. Die vorliegende kleinere Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, die Naegeli über die Konstitutionslehre gehalten hat und wohl noch hält.

Er erörtert zunächst den Konstitutions- und Dispositionsbegriff in seiner geschichtlichen Entwicklung. Die Grundlage der Konstitutionslehre bildet die moderne Genetik, in der Naegeli allerdings zum Teil Auffassungen vertritt, die von denen der meisten Genetiker von Fach abweichen. Er bespricht den Gegensatz von Modifikation und Mutation. Sich eng an Johannsen anschließend, meint er, daß die Aufstellung des Begriffs des Paratypus durch Siemens keine Verbesserung sei, „denn im Paratypus steckt eben der Idiotypus auch drin, und zwar als der wesentlichste Kern". Das dürfte allerdings eigentlich für den Phänotypus (Johannsen) gelten, während der Paratypus (Siemens) anders gedacht ist.

Vermutlich unter dem Einfluß Johannsens ist Naegeli auch zu einer Ablehnung der Selektionstheorie gekommen. Der „einst allmächtige Darwinismus" soll „überwunden und sicherlich endgültig erledigt" sein (S. 15). „Die Selektion, bei Darwin das wichtigste Moment für die Evolution, ist heute für die Evolution als machtlos anerkannt" (S. 36). Demgegenüber ist zu bemerken, daß gerade jene Forscher, denen die moderne Genetik ihre größten Fortschritte verdankt, nach wie vor von der entscheidenden Bedeutung der Selektion überzeugt sind (Morgan und seine Mitarbeiter, Baur, Goldschmidt und viele andere). Naegeli wendet ein, die Frage „nützlich oder schädlich" sei ein rein anthropozentrischer Gedanke und daher ein falscher Gedankenweg. Das ist aber ein Mißverständnis. Es handelt sich um die Frage: mehr oder minder erhaltungsmäßig; und der Grad der Erhaltungsmäßigkeit hat mit anthropozentrischen Wertungen nichts zu tun, sondern bestimmt sich nach dem Verhältnis des Organismus zu seiner

Umwelt. „Die Variabilitäten sind ganz dominierend jenseits von nützlich und schädlich und verhalten sich in dieser Beziehung indifferent" (S. 15). Demgegenüber möchte ich zu bedenken geben, daß die meisten Varietäten doch nicht genau gleich erhaltungsmäßig sein können. Die meisten Erbänderungen, welche man in experimentellen Zuchten hat auftreten sehen, sind sogar ausgesprochen erhaltungswidrig. Dasselbe gilt von den krankhaften Erbanlagen des Menschen, die Naegeli mit Recht als Mutationen ansieht. Naegeli allerdings meint, „daß Variabilität einem Zeichen der Progression, der fortschreitenden Gestaltung von neuen Formen entspricht, und daß ihr jeder abnorme oder gar degenerative Charakter von vornherein abgesprochen werden muß" (S. 63). Daran ist meines Erachtens nur insofern ein richtiger Kern, als auch starke Abweichungen nicht notwendig erhaltungswidrig zu sein brauchen. Tatsächlich aber sind die allermeisten stärkeren Abweichungen eben doch krankhaft; und das kommt einfach daher, daß der mittlere Typus einer Art meist einen so hohen Grad von Angepaßtheit hat, daß die allermeisten Störungen dieses Typus eben auch Störungen der Anpassung sind. Teilweise zuzustimmen dagegen vermag ich dem Satz: „Einen der größten und schwersten Irrtümer heutiger medizinischer Betrachtungen stellt die Auffassung dar, daß das Abwegige, Variable das Degenerative bedeute und daß Variabilität einen degenerativen, pathologischen, für den Menschen krankhaften Charakter in sich trage" (S. 62). Ich meinerseits habe einen ähnlichen Gedanken dahin ausgedrückt, daß die Mittelmäßigkeit nicht zur Norm erhoben werden dürfe, daß es vielmehr recht verschiedene normale Typen geben könne. Aber die meisten starken Abweichungen vom Mittel sind eben doch krankhaft bzw. erhaltungswidrig; und das kommt in Naegelis Buch leider nicht deutlich zum Ausdruck.

Naegeli meint, daß sehr viele Linnésche Arten Sammelarten seien, daß sie aus einer Menge völlig erbkonstanter kleiner Arten und Formen bestehen. Selbst reine Linien würden durch Bastardierung als unrein und als aus erblich verschiedenen Arten zusammengesetzt erwiesen. „Man kam so auf die isogene Einheit oder den Biotypus (Johannsen), die Summe der genotypisch gleichen Individuen und schließlich zu noch weiteren Spaltungen" (? d. Ref.). Durch die Zusammensetzung der Art aus vielerlei Biotypen werde eine Variabilität vorgetäuscht, die hier gar nicht existiere. Wirkliche Variabilität könne nur an reinen Linien einer erbkonstanten Art studiert werden. Naegeli setzt den Begriff der Variabilität hier also mit dem der Modifizierbarkeit gleich, was mir eine willkürliche und unzweckmäßige Einengung des Begriffs zu sein scheint. Auf S. 22 spricht er dann von einer genotypischen Variabilität, die darin bestehen soll, daß gewisse Eigenschaften in unregelmäßiger Weise variieren, ohne daß man bisher den Grund dafür erkennen könne. „Eine gewisse Variabilität ist genotypisch veranlagt, der Art als solcher eigen." Auch mit diesem Satz scheint Naegeli im wesentlichen nur die Tatsache der Modifizierbarkeit im Auge zu haben. Auf jeden Fall mißverständlich ist Naegelis Anwendung dieses Satzes auf das Gebiet der Psychoneurosen. Er meint auf S. 113, auch auf diesem Gebiete stellten die Abweichungen vom Mittelwert nichts Besonderes dar; ihre Nachkommen ergäben wieder die Wahrscheinlichkeitskurve; ja er sagt sogar, „daß eine Vererbung also nicht besteht und daß diese Schwankung nur die genotypische,

der Art eigene Variabilität darstellt und daß sie biologisch bedeutungslos ist". Naegeli selber aber spricht zwei Seiten vorher von konstitutionellen Formen der Neurosen: „Man kann aber immer sagen, daß die Art des äußeren Einflusses ziemlich gleichgültig ist, weil eben auf diesem schon vorbereiteten Resonanzboden eine große Anzahl der verschiedensten Außenweltsfaktoren die gleichen Schwingungen hervorrufen werden" (S. 111). Wie sich dieser Satz mit den angeführten Aeußerungen im letzten Abschnitt des Neurosenkapitels verträgt, ist nicht ersichtlich; und der Leser wird daher kaum ein klares Bild gewinnen können. Während Naegeli auf S. 113 sich dagegen wendet, die Abweichungen vom Mittelwert als krankhaft oder degenerativ anzusehen, heißt es auf S. 111: „Im Grunde ist natürlich jede (? d. Ref.) Veränderung ein abnormer Zustand, der dem krankhaften Prozeß vollkommen an die Seite gestellt werden kann, ja noch viel wesentlicher ist als dieser, und daher in der medizinischen Betrachtung unbedingt als Krankheit bezeichnet werden muß." Naegeli tritt also dafür ein, und meines Erachtens mit Recht, daß auch erbliche krankhafte Zustände zu den Krankheiten gerechnet werden sollen, was einige Pathologen für unzulässig erklärt hatten. Bedauerlich ist nur eine gewisse Sorglosigkeit im Ausdruck, so wenn er auf der gleichen Seite von „eigentlichen Krankheiten, die das Pathos, den Krankheitserreger darstellen", spricht. Den Krankheitserreger kann man nicht gut „Pathos" (d. h. Leiden) nennen. Die Pathologen der Virchowschen Schule wollten vielmehr das Pathos als krankhaften Zustand, von der Nosos, dem Krankheitsvorgang, begrifflich scharf gesondert wissen, was ich freilich mit Naegeli für undurchführbar halte.

Naegeli vertritt die ursprüngliche Ansicht von de Vries, daß es gewisse Mutatationsperioden gebe und daß dieselben Arten vorher und nachher ziemlich unveränderlich seien. Er meint, „daß Mutationsperioden in den geologischen Zeiten nur einmal vorkommen". „Die Naturwissenschaften lehren, daß viele Arten, auch wenn sie früher starke Variabilität geboten haben, heute starr sind, ganz besonders phylogenetisch alte Schöpfungen." (S. 98.) Ich glaube allerdings, daß diese Erscheinung mit der Mutation wenig zu tun hat, daß sie sich vielmehr auf dem Boden der Selektionstheorie erklärt. Wenn eine Art eine relativ vollkommene Anpassung an eine stabile Umwelt erreicht hat, so wirkt die Auslese in der Richtung, daß die Art über lange geologische Perioden hinweg konstant oder nahezu konstant bleibt. Wenn sich dagegen die Umwelt ändert, oder wenn ein Teil einer Art in eine andere Umwelt eindringt, so tritt eine schnelle Aenderung des Artbildes durch Auslese ein. Die dazu nötigen Mutationen sind nach allem, was wir wissen, immer in genügender Zahl vorhanden und nicht nur in gewissen seltenen „Mutationsperioden". Naegeli, der sich in seinen Mußestunden mit Botanisieren beschäftigt, glaubt Beobachtungen an den Orchideenarten Ophris apifera und O. arachnites, von deren Mutationen er farbige Abbildungen gibt, für die Annahme einer Mutationsperiode ins Feld führen zu können. Ich meinerseits kenne zahlreiche entsprechende Fälle von Schmetterlingen, ohne daß ich daraus auf Mutationsperioden schließen zu dürfen glaube. Meines Erachtens ist die nächstliegende Erklärung die, daß man früher auf die Unterschiede innerhalb der Arten weniger als auf die Artunterschiede achtete. Naegelis Angabe, ich (Lenz) hätte „beim Trauermantel in der Natur über 200 Aberrationen" festgestellt (S. 46), entspricht

übrigens nicht den Tatsachen; ich habe auch keine ähnliche Angabe publiziert, sondern am Beispiel des Trauermantels nur die Erzeugung von Modifikationen erläutert. Unter den Beispielen für Mutationen in der Botanik auf S. 32 fehlt leider ein Hinweis auf die umfangreichen Beobachtungen Baurs am Gartenlöwenmaul, die doch mehr Mutationen ergeben haben als die Beobachtungen an irgendeiner anderen Pflanze. Gerade Baur ist aber zu dem Schluß gekommen, daß Mutationen jederzeit in großer Zahl auftreten, daß es also nicht besondere „Mutationsperioden" gibt.

Das Kapitel über „Keimesinduktion" (S. 45 ff.) steht nicht ganz auf der Höhe der Zeit. Ein „glänzendes Beispiel der Keimesinduktion beim Menschen" soll nach Naegeli die Erfahrung bieten, daß in Kropfgegenden die Schilddrüsen der Neugeborenen früher kein Kolloid enthielten, wohl aber heute nach Einführung der Jodprophylaxe. Meines Erachtens würde man das Wort „Keimesinduktion" am besten überhaupt fallen lassen und die nichterbliche Erzeugung von Modifikationen, um die es sich im Falle der Joddarreichung offenbar handelt, scharf von der Erbänderung (Idiokinese) trennen. Was die sog. Vererbung erworbener Eigenschaften betrifft, so meint Naegeli, daß diese zwar durch das bisherige Beobachtungsmaterial nicht bewiesen sei, „daß aber trotzdem aus rein negativen Gründen die Vererbung erworbener Eigenschaften auch nicht für alle Zeit widerlegt" sei (S. 49). Von Kammerers Experimenten mit Feuersalamandern sagt Naegeli, daß „diese Experimente Kammerers als Fälschungen nachgewiesen wurden (Ende 1926) und den Selbstmord des Forschers im Gefolge hatten" (S. 51). Ich glaube zwar auch nicht an die Zuverlässigkeit von Kammerers Angaben; aber als Fälschung ist nur eins seiner Objekte, nämlich ein Präparat der Geburtshelferkröte, nachgewiesen worden (von Noble); und Kammerer hat nicht zugegeben, daß diese Fälschung von ihm herrühre.

Wertvoller als die allgemeinbiologischen Ausführungen Naegelis sind seine Darlegungen über die erbliche bzw. Mutationsbedingtheit einer Reihe von Krankheiten. „Es ist überraschend, zu sehen, daß in der menschlichen Pathologie offenkundig viel mehr von konstitutionellen Momenten abhängig ist, als man bisher geglaubt hatte." Naegeli führt, sicher mit Recht, die erblichen Krankheiten auf Mutationen zurück; das ist zwar keine neue Erkenntnis; aber die Ausführungen des erfahrenen Klinikers über eine Anzahl einzelner Krankheiten, zumal solche des Blutes, sind doch von großem Interesse. Als erstes Beispiel bespricht er die konstitutionelle hämolytische Anämie. „Es ist offenkundig eine Art Menschen mit völlig anders gebauten und anders resistenten roten Blutzellen vorhanden, und krankhafte Erscheinungen brauchen dabei während Dezennien oder überhaupt nicht aufzutreten." Als zweites Beispiel wird die atrophische Myotonie besprochen, um deren Erforschung sich Naegeli ebenfalls verdient gemacht hat. An dritter Stelle heißt es: „Die Chlorose, Bleichsucht, ist ebenfalls eine ausgesprochen vererbbare und dabei geschlechtsgebundene Veränderung" (S. 70). Man wird diesem Urteil Naegelis eine gewisse Bedeutung sicher nicht absprechen dürfen, wenigstens was die Disposition zur Chlorose betrifft, wenn auch die auslösende Ursache meist in der früher üblichen Taillenschnürung der Frauen gelegen zu haben scheint (Dencke). „Geschlechtsgebunden" im Sinne der modernen Genetik ist die Anlage zur Chlorose übrigens sicher nicht. Daß sie ausschließlich im weiblichen

Geschlecht vorkommt, liegt offenbar in der Geschlechtskonstitution als solcher begründet; und derartige Eigenschaften nennt man heute „geschlechtsbegrenzt". Weiter bespricht Naegeli die Hämophilie und einige andere erbliche Krankheiten. Daß Schlößmann „sichere weibliche Hämophilie, wie vorausgesagt worden war, bei Inzucht in hämophiler Familie nachgewiesen" habe, ist allerdings nur ein Irrtum Naegelis.

Naegeli tritt sehr entschieden für die Bedeutung der Konstitution bzw. der Erbanlage für den Verlauf der Tuberkulose ein. In dieser Hinsicht war seine Untersuchung aus dem Jahre 1900 bahnbrechend. Er hat damals durch systematische Untersuchung zahlreicher Leichen gefunden, daß sich bei 97 % tuberkulöse Veränderungen nachweisen ließen, während „nur ungefähr ein Siebentel der gleichen Bevölkerung an Tuberkulose klinisch erkrankt und gestorben war".

Naegeli bespricht auch die Frage der Mutation von Krankheitserregern. So ist das Auftreten der Grippe im Jahre 1918, der auf der ganzen Erde 20 bis 30 Millionen Menschen zum Opfer fielen, auf eine Mutation zurückzuführen. Auch die Unterschiede im Verlauf der einzelnen lokalen Epidemien werden von Naegeli mit auf Mutation des Erregers zurückgeführt. Ebenso sieht er eine leichte Form der Pocken, die in den Jahren 1921 bis 1925 in der Schweiz beobachtet wurde, als eine durch Mutation entstandene besondere Pockenart an. Weiter führt er in diesem Sinne eine Beobachtung über einen bösartigen Fall von Tuberkulose der Mundhöhle an, aus dem ein Stamm von Tuberkelbazillen gezüchtet wurde, der durch 67 Tierpassagen seine hohe Virulenz behielt und Meerschweinchen im Durchschnitt schon nach zehn Tagen tötete. Lenz.

Brugsch, Th. und **Lewy,** F. H., Die Biologie der Person. Ein Handbuch der allgemeinen und speziellen Konstitutionslehre. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachmänner herausgegeben. Bd. I. 1051 S. Berlin und Wien 1926. Urban und Schwarzenberg.

Brugsch und Lewy sagen im Vorwort, daß das von ihnen herausgegebene Werk ursprünglich nur die Konstitution in ihrer Bedeutung für die innere Medizin behandeln sollte. Es habe sich dann aber herausgestellt, daß dieser Rahmen zu eng war; und so wurde eine allgemeine Lehre von der Person daraus. „Diese Biologie der Person versuchen wir hier zu bringen als ersten Baustein einer künftigen personellen Menschenkunde, die da einsetzt, wo die Anthropologie aufhört." „Es soll die Konstitutionsforschung aus den Fesseln reiner, somatisch-dispositioneller bzw. erbbiologischer Betrachtungsweise befreit und das Feld der Forschung auf die psycho-physische Person in ihrer Ganzheit ausgedehnt werden." Wie der Ausschluß der Rassenkunde von der Konstitutionsforschung und ihre Befreiung aus den „Fesseln" erbbiologischer Betrachtungsweise sich in diesem Sammelwerk gestaltet, das wird sich weiter unten noch zeigen. Hier möchte ich zunächst nur meiner Ansicht Ausdruck geben, daß eine „Biologie der Person" als naturwissenschaftliches Forschungsgebiet unmöglich ist. Alle Naturwissenschaft und damit auch alle Biologie kann nur allgemeine Gesetzlichkeiten zum Gegenstande haben; und allgemeine Gesetze des Individuellen gibt es nicht; denn wenn es solche gäbe, würde das Individuelle aufhören, individuell zu sein. Glücklicherweise enthält das Werk mancherlei wertvolle Beiträge gerade allgemeinbiologischer und anthropologischer Natur.

In einem Beitrag „Einführung in die Konstitutionslehre, ihre Entwicklung zur Personallehre" entwickelt Brugsch seine Gedanken darüber ausführlicher. „Als man 1911 auf dem Kongreß für innere Medizin in Wiesbaden über die Diathesenlehre referieren ließ, war man nicht über den metaphysischen Krankheitsbegriff (? d. Ref.) hinausgekommen, man suchte nach neuen Bildern, Gruppierungen und Zusammenhängen, nach einheitlicher Aetiologie, aber das konstitutionelle Moment wurde nicht so herausgeschält, daß von da an eine Entwicklung hätte angeknüpft werden können." Dieses Urteil ist zweifellos ungerecht. Insbesondere v. Pfaundler, der eines der Referate hielt, hat die Begriffe der Diathese und der Konstitution schon damals in durchaus modernem biologischen Sinne und keineswegs „metaphysisch" gefaßt. Brugsch fährt dann fort: „Sehr glücklich aber war dafür der Wurf zu nennen, den Martius getan hatte, als er 1914 in seinem schon erwähnten Werke an die Konstitution die Vererbung als Wissenschaft knüpfte, denn die Vererbungsforschung hatte sich seit der Neuentdeckung der Mendelschen Vererbungsregeln . . . . zu einer experimentellen Wissenschaft erhoben, die in der gesamten Biologie ihr Feld suchte und fand und so auch für die Biologie des Menschen von Bedeutung sein mußte." Gerade das Werk von Martius aber war eigentlich schon bei seinem Erscheinen nicht mehr zeitgemäß, da sein Verfasser in der modernen Biologie einfach nicht mehr mitgekommen war. Nun aber muß die Konstitutionslehre nach Brugsch auch aus den „Fesseln der Erbbiologie" befreit werden. „Wir haben deshalb einen Schritt nach vorwärts (? d. Ref.) getan: Es liegt uns nichts an einer metaindividuellen Konstitutionstypisierung, sondern an einer medizinischen Personallehre; infolgedessen identifizieren wir Konstitution und Person." „Im Vordergrund muß immer die Tatsache der Einheit, Ganzheit und Einmaligkeit der Person und damit jeder Konstitutionslehre stehen, denn von einem Individuum läßt sich nichts subtrahieren, teilen, addieren oder potenzieren, da sonst die Einheit, Ganzheit und Einmaligkeit eines Individuums wohl gefährdet werden dürfte." Dazu möchte ich bemerken, daß das Individuelle in seiner Einmaligkeit Gegenstand der Geschichte ist, nicht aber Gegenstand der Biologie sein kann.

In einem Beitrag „Das Problem der Individualität" sagt Erwin Straus: „Das Individuum steht nicht der Gattung gegenüber wie das Besondere dem Allgemeinen. Wäre das der Fall, dann könnte es allerdings keine Wissenschaft von Individuen geben. Zwei Individuen einer Gattung hören aber nicht auf, Individuen zu sein, auch wenn sie ganz gleich in ihren Eigenschaften wären." Er wendet sich dann moralisierend gegen Leute, die Eigenart zu markieren suchen, nach Individualität in ihrem falschen Sinn haschen. „Sie wissen nicht, daß die Individualität nicht im Besonderen begründet ist, daß sie durch Uebereinstimmung mit anderen nicht in Frage gestellt wird." Warum das Individualität in einem „falschen" Sinn sein soll, ist allerdings nicht ersichtlich. Definitionen können eigentlich nicht „falsch" sein. Straus bemerkt an einer Stelle gegenüber Kants Satz, daß in jeder besonderen Naturwissenschaft nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin Mathematik anzutreffen sei, daß in der Biologie gerade ein „völliger Mangel mathematischer Formulierung des Geschehens" herrsche; das ist doch offenbar nicht zutreffend;

man braucht nur an die Erblichkeitsgesetze zu denken. Sein Denken wie auch das von Brugsch ist offenbar stark durch die Lehre Driesch' von der „Ganzheit“ beeinflußt. „Der Mechanist irrt, insofern er glaubt, bei der Analyse der biologischen Erscheinungen auf Elemente zu treffen, die denen der physikalischen Betrachtung entsprechen.“ Warum man in der Biologie nicht auf physikalische Elemente treffen könne, bleibt allerdings unklar. Aber auch vom Vitalismus ist Straus nicht befriedigt. „Vitalisten und Mechanisten befinden sich in dem gleichen Irrtum; sie verkennen, daß die Analyse des Organischen nie über Organisches hinausgelangt.“ „Ganzheit als eine Ordnungsform der Erscheinungen kann weder durch mechanische noch durch entelechiale Kausalität erzeugt werden.“ Im ganzen habe ich von diesen Ausführungen, die man bei uns wohl „philosophisch“ nennen würde, keine Förderung zu verzeichnen; und ich fürchte, daß es den meisten Lesern ebenso ergehen wird.

H. Salinger bringt einen Beitrag „Die rechnerische Auswertung statistischer Beobachtungsergebnisse“. Er behandelt das, was man gewöhnlich als Variationsstatistik zu bezeichnen pflegt, in der herkömmlichen Weise. Bemerkenswert scheint mir die Tatsache zu sein, daß die Herausgeber auch die Kollektivmaßlehre bzw. die Variationsstatistik zur „Personallehre“ rechnen.

Ein Beitrag von I. Kaup (nicht J. Kaup, wie dort gedruckt steht) trägt die Ueberschrift „Bedeutung des Normbegriffes in der Personallehre“. Auch darin ist viel von „Ganzheitskausalität“ die Rede. Diese „Ganzheitskausalität“ soll in dem von Kaup erfundenen Quotienten $\frac{Q}{L} = \frac{\text{Querschnitt}}{\text{Länge}}$ zum Ausdruck kommen. „Unsere $\frac{Q}{L}$ oder $\frac{P}{L^2}$-Konstante ist als Proportionalitätsfaktor zwischen L und Q die einfachste Grundlage für die Beurteilung der Norm.“ Kaup meint: „Die Variabilität aller Körpermaße ist nicht — wie bisher angenommen wurde — dem Gaußschen Zufallsgesetz unterworfen, sondern einem Massenwirkungsgesetz des Arttypus, nach welchem die Variabilität für die Körpergrundmaße in konzentrischen Intensitäts- oder Häufigkeitskreisen vom Mittelwert aus umgekehrt dem Quadrate der Entfernung erfolgt.“ Daß das Gaußsche Zufallsgesetz vor Kaup allgemein für die Variabilität von Körpermaßen als gültig angenommen wurde, stimmt sicher nicht. Das folgt schon daraus, daß man seit Jahrzehnten schiefe Variabilitätskurven kennt. Irrig ist auch Kaups Annahme, daß man bisher eine „geometrische Aehnlichkeit der Individuen gleichen Alters und Geschlechts, aber verschiedener Körperlänge“ angenommen habe. Schon Quetelet wußte, daß die Breite nicht proportional der Länge zunimmt. Kaup meint: „Die Entscheidung kann nur zwischen den drei Indices $\frac{P}{L}$ (Querschnittsgleichheit), $\frac{P}{L^2}$ oder $\frac{Q}{L}$ (Querschnitts-Längen-Gleichheit) und $\frac{P}{L^3}$ (geometrische Aehnlichkeit) liegen.“ Die größte Uebereinstimmung mit der empirischen Variabilität der Körperform besteht aber weder bei der dritten noch bei der zweiten, sondern bei einer dazwischen liegenden gebrochenen Potenz von L, wie Wellisch gezeigt hat. Da es mir nicht überall gelungen ist, in den Ausführungen Kaups einen klaren Sinn zu finden, so möchte ich nur noch folgen-

den gesperrt gedruckten zusammenfassenden Satz anführen: „Ein Proportionalitätsgesetz, in welchem der goldene Schnitt, namentlich bei einem Innenorgan-Habitus-Gleichgewicht, mathematisch in einer Konstanz des Querschnitts-Längen-Verhältnisses innerhalb der Längenvariabilität zum Ausdruck kommt, ist das langgesuchte Harmoniegesetz zwischen Form und Funktion. Das Gestaltungsprinzip für die Artindividuen liegt nicht in einer statischen oder Zustandsähnlichkeit, sondern in einer funktionell-dynamischen, in einer Beanspruchungsähnlichkeit." Kaup gebraucht gern Fachausdrücke aus der Physik, z. B. „Gleichgewicht", „Massenwirkungsgesetz", „Elastizitätsmodul" usw. Ich glaube aber nicht, daß durch die Anwendung solcher Worte in der Biologie die Klarheit der Gedanken gefördert wird. Auf S. 223 finden sich zwei Schemata von sich schneidenden Kreisen, hinter deren Sinn ich nicht habe kommen können. Auf S. 194 oben ist irrtümlich angegeben, daß die durchschnittliche Abweichung nach oben und unten vom Mittelwert 68,3 % der Individuen umfasse, auf derselben Seite unten findet sich die richtige Angabe, daß 68,3 % innerhalb $\pm 1\,\sigma$, also der Standardabweichung liegen. Daß das Wort „durchschnittliche Abweichung" kein Schreib- oder Druckfehler ist, folgt aus der Berufung auf Rautmann, der mit diesem Variabilitätsmaß arbeitet. Im ganzen kann man sagen, daß der Beitrag von Kaup zu dem Geiste der „Personallehre" von Brugsch paßt.

W. Johannsen hat ein Kapitel „Allgemeine Vererbungslehre" beigesteuert, das natürlich durchaus solide ist. Nur von seiner Animosität gegen den „Darwinismus" hat Johannsen sich auch hier nicht freimachen können. Auch jetzt noch wendet er gegen Darwin ein, daß man durch Selektion keine neuen Genotypen hervorbringe, obwohl Darwin das gar nicht gelehrt, vielmehr ausdrücklich erklärt hat, daß die Wirkung der Selektion nicht darin bestehe. Johannsen, der inzwischen gestorben ist, war darin unbelehrbar.

Die „Spezielle Vererbungslehre" beim Menschen hat G. Just in klarer und solider Weise behandelt. Es liegt eine gewisse Ironie des Schicksals darin, daß in dem Buche, das die Konstitutionslehre aus den „Fesseln erbbiologischer Betrachtungsweise" befreien sollte, die solidesten Teile gerade die erbbiologischen sind.

W. Lubosch hat einen Beitrag „Individualanatomie" beigesteuert. Er definiert diese folgendermaßen: „Die Individualanatomie hat zum Gegenstande die Beschreibung und Beurteilung derjenigen Kombinationen sämtlicher Körpermerkmale, durch welche die anatomische Beschaffenheit eines Einzelwesens innerhalb einer gegebenen Population bestimmt wird, vorzugsweise, insoweit jene Merkmale in den Grenzen einer bestimmten Norm liegen. Durch diese Definition wird der Gegenstand der Individualanatomie gegen ihre beiden Grenzgebiete, die Rassenanatomie und die Anatomie der Varietäten und Mißbildungen, geschieden." „Die Rassenanatomie hat zu entscheiden, ob ein Merkmal erblich ist oder nicht; falls nicht, falls also wirklich die Umwelt, z. B. die Kopfform, Haarfarbe u. a. wesentlich modifizierte, würden solche Merkmale zur Diagnose der Rasse nichts beitragen, wohl aber zu der des Individuellen." Nach dem, was ich oben ausgeführt habe, würde natürlich auch eine „Individualanatomie" als Naturwissenschaft nicht möglich sein. Lubosch selbst sagt: „Sehr wesentlich ist es also, sich darüber klar zu sein, daß das Objekt unserer nach-

folgenden Betrachtungen, das, was wir glauben mit Händen fassen zu können, nur im Selbstbewußtsein Realität besitzt, empirisch dagegen uns unter den Händen zerrinnt." Eine Individualanatomie, die wirklich ernstlich in Angriff genommen würde, würde sich eben in einer unübersehbaren Flut von Einzelheiten verlieren. Tatsächlich handelt der sachliche Inhalt von Lubosch' Beitrag denn auch nicht vom Individuellen, sondern von allgemeinen Dingen, z. B. von der Zwillingsbildung, der Korrelation von Merkmalen, der Chromosomentheorie und ähnlichem.

G. Mittasch hat über „Individualpathologie und Krankheitslehre" geschrieben. Auch er behandelt aber im Grunde die konstitutionellen Eigentümlichkeiten großer Gruppen, z. B. der verschiedenen Lebensalter und der Geschlechter. Außerdem bespricht Mittasch allerlei Konstitutionsanomalien der einzelnen Organe. Zu Anfang definiert er sehr mit Recht: „Konstitution umfaßt vererbte und erworbene Eigenschaften." An einer späteren Stelle aber sagt er: „Ganz unbewiesen ist die Annahme, daß die Thymushyperplasie und die Hyperplasie des lymphatischen Apparates erblich bedingt, also eine echte Konstitutionsanomalie seien." Hier beschränkt er die Konstitution also doch auf das Erbliche, was ich nicht für zweckmäßig halte. Im übrigen scheint es mir nicht zweifelhaft zu sein, daß es erblich bedingte Hyperplasien des lymphatischen Systems gibt. Vermutlich gibt es aber auch durch infektiöse oder andere äußere Ursachen bedingte. Man sollte also nicht fragen, ob „die" Hyperplasie der Lymphdrüsen erblich oder nicht erblich sei, sondern inwieweit sie das eine und inwieweit sie das andere sei. Vom Unterschied der Geschlechter heißt es: „Das Wesen der Geschlechtsdifferenzierung des Menschen ist unbekannt, wenn wir auch vermuten dürfen, daß die Funktion gewisser Chromosomen im Momente der Befruchtung dabei maßgebend ist." Dieser Standpunkt ist nicht mehr ganz zeitgemäß. Auch sonst gibt Mittasch eine Anzahl veralteter Ansichten wieder; doch hat er in seinen Ausführungen auch viele beherzigenswerte Tatsachen zusammengestellt.

Durchaus modern gehalten ist der umfangreiche Beitrag von F. Schiff „Person und Infekt". Schiff beleuchtet das Verhalten der Infektionskrankheiten in verschiedenen Lebensaltern, bei beiden Geschlechtern, bei verschiedener erblicher Veranlagung und unter verschiedenen Umweltbedingungen unter reichlicher Beigabe statistischer Belege. Das unterschiedliche Befallenwerden der Geschlechter sucht Schiff folgendermaßen zu erklären: „Wir könnten uns vorstellen, daß das Verhalten gegenüber den einzelnen Infektionskrankheiten von verschiedenen, scharf definierten Erbanlagen bestimmt oder doch mitbestimmt wird, und daß diese Erbanlagen im Geschlechtschromosom losalisiert sind. Handelt es sich um dominante Anlagen, so überwiegt das weibliche, handelt es sich um rezessive, das männliche." Daß rezessive geschlechtsgebundene Erbanlagen bei der stärkeren Anfälligkeit des männlichen Geschlechts auch gegenüber Infektionskrankheiten von Bedeutung sind, halte ich für zweifellos. Im übrigen aber verallgemeinert Schiff an dieser Stelle doch wohl zu sehr. Er meint ganz allgemein, „daß für Empfänglichkeit und Widerstandsfähigkeit verschiedene, voneinander unabhängige Erbanlagen existieren". In der Regel dürfte die Sache wohl so liegen, daß Abänderungen derselben Erbeinheiten, also Allelomorphe, Empfäng-

lichkeit bzw. Widerstandsfähigkeit bedingen; und zwar ist anzunehmen, daß die Empfänglichkeit meist rezessiv sein wird. Für die Bekämpfung der Perlsucht (Tuberkulose) bei Rindern gewinnt nach Schiff neuerdings das Prinzip der Auslese resistenter Rassen an Bedeutung. „Daß es auch beim Menschen echte Rassenunterschiede im Verhalten gegenüber Infektionskrankheiten gibt, ist theoretisch zu erwarten. Sichere Beispiele dafür kennen wir aber noch nicht." Die relative Immunität der Neger gegen Malaria schreibt er der Durchseuchung im Kindesalter zu, die geringere Gefährdung der Europäer durch Pest und gelbes Fieber der anderen Lebensweise. Schiff meint auch: „Trotz der von Fishberg, Körösy, Teleky beigebrachten statistischen Belege für eine Uebermortalität der Juden an Tuberkulose scheint mir nicht einmal die Tatsache als solche erwiesen." „Uebermortalität" ist offenbar ein Schreibfehler; die Mortalität der Juden an Tuberkulose ist überall geringer als die der Nichtjuden und zwar in einem Ausmaß, daß meines Erachtens an dem Vorliegen einer relativen Rassenimmunität nicht zu zweifeln ist. Schiff berichtet, daß nach G. B. Gruber die Tuberkulose bei Senegalnegern in wenigen Wochen zum Tode zu führen pflegt. „Unter 17 000 javanischen Arbeitern sah Heinemann in einem Jahr 94 Tuberkulöse, von diesen starben 69 unter dem Bilde der generalisierten Tuberkulose, 12 an allgemeiner Miliartuberkulose." Trotzdem meint Schiff, diese geringe Immunität beruhe nicht etwa auf primären Eigenschaften der Rasse, sondern die Ursache liege in dem Fehlen einer Durchseuchung. Man wird natürlich schwer beweisen können, daß es sich um echte Rassendisposition handle; eine solche einfach zu leugnen, scheint mir aber viel unvorsichtiger zu sein, zumal da Schiff ihre theoretische Möglichkeit zugibt. Meines Erachtens besteht immerhin eine große Wahrscheinlichkeit, daß es sich um eine Rassendisposition handle. Auch bei europäischen Kindern verläuft die Tuberkulose ja meist nicht so wie bei erwachsenen Negern oder Malaien und bei erwachsenen Europäern, die in der Jugend von der Infektion verschont blieben, in der Regel offenbar auch nicht. Zustimmen kann ich Schiff, wenn er sagt: „Zwischen Rassendisposition und Familiendisposition besteht kein prinzipieller Unterschied." Ein Stammbaum über Scharlachnephritis, den er aus dem „Baur-Fischer-Lenz" übernommen hat, ist nicht ganz richtig wiedergegeben. Tatsächlich sind alle vier Geschwister erkrankt, nicht nur drei.

Auf S. 674 und 675 meint Schiff im Anschluß an Bonnier, daß man darauf ausgehen müsse, in erster Linie die erbliche Bedingtheit der normalen Eigenschaften beim Menschen zu untersuchen. Es liege wohl im Bereiche der Möglichkeit, eine Chromosomenkarte der normalen Erbanlagen des Menschen zu gewinnen, und „dann würden wir ohne weiteres aus dieser Karte die Beziehungen einer erblichen Krankheitsdisposition zu den erblichen Eigentümlichkeiten des Körperbaues ablesen können, sobald wir nur die betreffende Krankheitsanlage richtig lokalisiert haben". Das scheint mir nun freilich nicht durchführbar zu sein. Schon die Feststellung des genauen Erbganges der normalen Eigenschaften des Menschen scheitert an ihrer hochgradigen Polymerie. Noch weniger ist eine Chromosomentopographie für menschliche Erbanlagen möglich, da sie die Feststellung von Koppelungen menschlicher Erbeinheiten voraussetzen würde; und diese ist wegen der für diesen Zweck viel zu kleinen Geschwisterzahl in der Regel praktisch nicht

möglich. Und selbst wenn es eine Chromosomenkarte der menschlichen Erbanlagen gäbe, so würde man daraus doch nicht die Beziehungen erblicher Krankheitsdispositionen zu erblichen Eigentümlichkeiten des Körperbaues ablesen können.

Wie es erbliche Unterschiede der Disposition beim Menschen gibt, so gibt es nach Schiff auch erbliche Unterschiede der Virulenz der Krankheitserreger. Von der Syphilisspirochäte heißt es: „Das dermotrope Virus bewirkt nach Levaditi und seinen Mitarbeitern vorwiegend Erscheinungen der Haut und der inneren Organe, am Nervensystem führt es nur zu gummösen, arteriitischen und meningitischen Prozessen, das neurotrope Virus soll spezifisch für die Erregung von Tabes und Paralyse sein. Gestützt wird diese Auffassung durch Tierversuche von Plaut und Mulzer an zwei verschiedenen Syphilisstämmen, von denen der eine große Primäraffekte und keine Liquorveränderungen, der andere umgekehrt kleine oder gar keine Primäraffekte, dafür aber regelmäßig schwere Liquorveränderungen hervorruft."

Ein umfangreicher Abschnitt von V. Lebzelter trägt die Ueberschrift „Konstitution und Rasse". Er beginnt mit einem Zitat aus Tandler: „Auf dem Wege der Kondition erworben, durch Konstitution fortgeerbt und verallgemeinert, würden demnach Eigenschaften funktioneller und morphologischer Art zu Rasseneigenschaften werden. Ueber den individualisierten Träger des Lebens hinweg prägt das Milieu form- und schicksalbestimmend im Verein mit den bereits längst erworbenen und ererbten, mehr oder minder unwandelbaren Artcharakteren die einzelnen Rassen." Unter dieser nicht besonders klaren lamarckistischen Auffassung steht und leidet die ganze Arbeit Lebzelters. Das, was nach seiner Ansicht die Merkmalskombinationen der Rassentypen bisher von denen der Konstitutionstypen unterscheidet, ist der Umstand, daß für die Scheidung der Rassen die geographische Verbreitung mit herangezogen wird, für die der Konstitutionstypen nicht. Das aber ist natürlich kein Wesensunterschied; und ich bin in der Tat der Ansicht, daß zwischen erblichen Konstitutionstypen und Rassentypen kein solcher besteht. Lebzelter dagegen nimmt doch einen an, so wenn er sagt: „Der Brustumfang ist kein Rassencharakter, sondern ein konstitutionelles Merkmal." Meines Erachtens ist der Brustumfang beides zugleich. Er ist ein Merkmal, das im wesentlichen erblich ist, aber durch Umwelteinflüsse, zumal die Lebensweise, in ziemlich weiten Grenzen modifiziert werden kann. Jedenfalls kann man den Brustumfang sowohl zur Charakterisierung einer Rasse als auch einer Konstitution gebrauchen. Im einzelnen hat Lebzelter in seinem Beitrag ein reiches Material zusammengestellt, darunter auch manches, was mit Rasse und Konstitution kaum etwas zu tun hat. So gibt er unter anderem auch eine Erdkarte der Malariaverbreitung nach Menze wieder. Wertvoll und interessant ist eine anscheinend neu zusammengestellte Erdkarte der Kropfverbreitung Da es sich bei Lebzelters Arbeit um eine Zusammenstellung handelt, kann der Inhalt nicht im einzelnen besprochen werden. Nur einige Angaben möchte ich herausgreifen.

Die eigentliche Ursache des Aussterbens der Ona in Feuerland sieht Lebzelter, der sich auf eine Mitteilung von M. Gusinde stützt, „in der brutalen Ausrottungspolitik der Weißen", während man bisher der Tuberkulose die Hauptschuld zugeschrieben hatte. In früherer Zeit soll es 5000 Onaindianer gegeben

haben, 1923 nur noch 260. Da sie Jägernomaden waren und sind, möchte ich übrigens vermuten, daß die Hauptursache ihres Aussterbens in der Entziehung ihrer Lebensbedingungen durch die vordringende europäische Kultur liegt.

Lebzelter meint, daß die erste Besiedelung Amerikas höchstwahrscheinlich schon vor Beginn der letzten Eiszeit, also vor etwa 50 000 Jahren erfolgt sei. „Die Einwanderer gehörten einem Zweige des gelben Hauptstammes an, der bis zu einem gewissen Grade die Mitte hält zwischen den Malaien einerseits und jenen Völkerstämmen andererseits, die wie die Paläasiaten auch Züge des weißen Hauptstammes aufweisen." „Wie Sapper betont, sind die Indianer im ganzen an das Tropenklima nicht angepaßt. Die Folge davon ist auch, daß sie ihre zahlenmäßig stärkste Entwicklung ursprünglich in Nordamerika und auf den Hochflächen Zentral- und Südamerikas genommen haben. Ihre Zahl schätzt Sapper um die Zeit der Entdeckung auf 30 bis 40 Millionen."

Von den Malaien berichtet Lebzelter, daß die Annahme von Keith, es handle sich um eine hypothyreoide Menschengruppe, durch Wägungen von H. Müller in Batavia bestätigt worden sei. Dieser fand an einem Material von 138 männlichen Malaienleichen, daß auf 1 g Schilddrüsengewicht im Durchschnitt 3571 g Körpergewicht kam, während bei Europäern das Verhältnis 1:1922 gefunden wurde. Vieles an den Ausführungen Lebzelters ist rein anthropologisch. Eine „personelle Menschenkunde, die da einsetzt, wo die Anthropologie aufhört" und die nach Brugsch und Levy in diesem Buch geboten werden sollte, findet man dagegen auch bei Lebzelter nicht.

Auf S. 785 spricht Lebzelter von einer „wahllosen Selektion", was natürlich ein Widerspruch in sich selbst ist. Auch auf S. 786 sagt er noch einmal: „Die Selektion wirkte in allen diesen Fällen ziemlich wahllos." Man könnte vermuten, daß er wahllose Ausschaltung meine; dem aber widerspricht seine Angabe, daß die „wahllose Selektion" nur in einem sehr unvollständigen Maße konstitutionelle Minderwertigkeiten auszumerzen vermöge. Er beruft sich dabei auf Langstein und Putzig; und es hat somit den Anschein, daß er von diesen Autoren den unklaren und in sich widerspruchsvollen Begriff der „wahllosen Selektion" übernommen habe.

Mißverständlich ist die Angabe, ich (Lenz) sähe Blondheit als „Defektvariante" an. Ich habe meines Wissens einen solchen Ausspruch nie getan. Soviel ich mich erinnere, habe ich mich nur gelegentlich dahin ausgesprochen, daß Erbanlagen zu Blondheit aus solchen zu dunkler Pigmentierung durch Ausfall gewisser Teile der betreffenden Erbeinheiten entstanden zu denken sind; denn die dunkle Pigmentierung ist der ursprünglichere Zustand; und ihr gegenüber verhält sich die Blondheit rezessiv. Daraus folgt aber nicht, daß die Blondheit eine Defektvariante im Sinne verminderter Lebenstüchtigkeit sei. Im Gegenteil, ich habe gerade einen Erhaltungswert der hellen Farben in der nordischen Umwelt aufzuzeigen gesucht.

Den letzten und umfangreichsten Abschnitt des Bandes „Die Lebensdauer des Menschen" hat H. Ullmann beigesteuert. Auch dieser ist sehr breit gehalten und geht weit über den Rahmen einer „Personallehre" hinaus. Ullmann bringt allerlei mehr oder weniger Interessantes über die Lebensdauer bei Pflanzen und Tieren, Allgemeinphysiologisches über Leben und Tod, statistische

Angaben über die Lebensdauer in verschiedenen Jahrhunderten und in verschiedenen Ländern, Angaben über Immunität gegenüber Infektionskrankheiten, über Unterschiede der Konstitution und Konstitutionsanomalien. Auch Ullmann neigt seiner Wesensart nach zum Lamarckismus. Er sagt: „Ohne allzu sehr in die Hypothesen des Lamarckismus verfallen zu wollen, scheint es doch, daß jede einmal entstandene Veränderung, insbesondere jede durch Außenfaktoren oder durch Bedürfnisse bewirkte Abänderung erblich ist und zum mindesten mit der Zeit erblich werden kann." Das ist aber Lamarckismus in Reinkultur. Daß biologisch dafür nicht nur solide Unterlagen fehlen, sondern daß eine Fülle gewichtiger Tatsachen dagegen spricht, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Das ist auch in den Beiträgen von Johannsen und Just genügend deutlich gesagt. Hier bestehen also unvereinbare Gegensätze innerhalb des Buches. Ullmann glaubt auch, die Tatsache der Modifizierbarkeit der Merkmale im Sinne des Lamarckismus deuten zu sollen. Er sagt: „Die Untersuchungen zeigen, daß das äußere Milieu, besonders die Ernährung, die soziale und geographische Umgebung usw. großen Einfluß haben auf die Modifizierung von Statur, Muskelentwicklung, Kopfform etc." Und er fährt dann fort: „Das sind Beobachtungen, die den von Lenz in seinem Aufsatz über die Auslese beim Menschen (gemeint ist der Baur-Fischer-Lenz, d. Ref.) geäußerten Ansichten freilich in vielem widersprechen." Inwiefern Beobachtungen über Modifizierbarkeit von Merkmalen meinen Ansichten widersprechen sollen, wird allerdings nicht gesagt; ich meinerseits vermag einen solchen Widerspruch nicht zu erkennen; und mit der Tatsache der Modifizierbarkeit menschlicher Merkmale habe ich immer gerechnet. Nur die von Ullmann daraus gezogenen lamarckistischen Schlußfolgerungen sind mit meinen Ansichten nicht vereinbar; und Ullmann beruft sich auch bezeichnenderweise auf Kammerer, Semon und — Spengler. Wie diesem letzteren Schriftsteller ist ihm „Rasse" ganz und gar ein Produkt der Umwelt. „Nicht Engländer und Deutsche sind nach Amerika ausgewandert, sondern diese Menschen sind als Engländer und als Deutsche eingewandert, als Yankees leben ihre Urenkel jetzt in Amerika." „Die alte Rasse in ihnen ist erloschen, eine gewandelte neue hat sich entwickelt." Ich glaube, die Meinung Ullmanns und anderer Mitarbeiter an dem Brugsch-Lewyschen Handbuch würde noch deutlicher herausgekommen sein, wenn dort geschrieben stände: Als Ostjuden sind die Vorfahren eines Teiles der Berliner eingewandert; als Germanen haben sie heute die Führung im Zentrum der deutschen Kultur. So entspricht es jedenfalls dem Geiste der Personallehre „jenseits der Anthropologie" und nach ihrer „Befreiung aus den Fesseln der Erbbiologie".

Hören wir Ullmann weiter: „Die Konstitutionsforschung will der Anthropologie und der Rassenbiologie das Objekt Rasse nicht streitig machen; sie will vielmehr beide Forschungsrichtungen versöhnen. Sie steht über [sic] den beiden und sieht mehr [sic] als sie." Ullmann meint, der Rassenbiologe sehe gewissermaßen nur den Samen, der Anthropologe nur die Aehre, der Konstitutionsforscher aber sehe die ganze Pflanze, das ganze Getreidefeld und auch, ob dieses am Hang eines engen Juratales oder in einem breiten fruchtbaren Flußtale stehe. Ich glaube, er hat wirklich keinen Anlaß, den Rassenbiologen einen zu engen Gesichtskreis vorzuwerfen. Gerade die saubere Trennung der Probleme des Erblichen und des

Nichterblichen führt weiter als die Verwischung ihrer Grenzen. Man kann auch die Auslese der Erblichkeit nicht so gegenüberstellen, wie Ullmann es tut, wenn er sagt, „daß Langlebigkeit nicht nur keimplasmatisch vererbt wird, sondern auch Erfolg eines Ausleseprozesses sein kann". Vielmehr unterliegt die Lebensdauer gerade, weil sie erblich ist, der Auslese; und sie kann ein Ausleseprodukt nur insoweit sein, als sie eben erblich ist.

Zusammenfassend möchte ich über das von Brugsch und Lewy herausgegebene Sammelwerk sagen: In ihm ist ein reiches Material zusammengetragen; und man kann über die Fragen der Konstitution und was damit zusammenhängt mancherlei Wissenswertes darin finden. Abgesehen von den Beiträgen von Johannsen, Just und Salinger lassen die meisten Arbeiten aber die reinliche Sonderung der Gegenstände und Probleme und auch die Konzentration auf das Wesentliche vermissen. Im Verhältnis zu dem großen Gesamtumfang ist der Gewinn, den man davon hat, daher kein sehr großer; und es ist zu befürchten, daß gerade die Aerzte, die manches daraus lernen könnten, es meist nicht wirklich lesen werden.

Lenz.

Estabrook, A. H. und **Mc Dougle,** J. E., Mongrel Virginians. 205 S. Baltimore 1926. Williams and Wilkins Company. 3 Dollar.

Es wird eine kleine Population von Indianer-Neger-Weißen-Mischlingen beschrieben, die am Fuß der Blue Ridge Mountains im Staate Virginia lebt. Diese Mischlinge, welche eine abgeschlossene Siedlung von rund 650 Menschen bilden, werden als „the Win Tribe" bezeichnet. Dieser Name wie auch die Namen der Familien und der näheren Oertlichkeiten sind alle Decknamen. Die Wins — in Wirklichkeit werden sie von der umwohnenden Bevölkerung anders genannt — werden von den Weißen als tieferstehende Menschen verachtet; auch die Neger betrachten sie nicht als ihresgleichen; und sie führen daher ein ziemlich abgesondertes Dasein. Sie selbst betrachten sich als Nachkommen von Indianern. In der Tat überwiegt in ihnen das indianische Blut. Von vier Stammvätern am Ende des 18. Jahrhunderts waren drei Indianer und ein Weißer. Später erfolgte dann auch die Aufnahme von Negerblut. Die Wins leben vom Tabakbau, den sie auf gepachtetem Lande gegen Gewinnbeteiligung betreiben; einige verdienen sich auch als Landarbeiter bei weißen Farmern ihren Unterhalt.

Die Geschichte der Entstehung der Wins, soweit sie sich noch erforschen ließ, und die Geschichte der einzelnen Zweige und Familien wird ziemlich ausführlich geschildert unter Beigabe von Stammbaumdiagrammen. Rund die Hälfte aller Ehen waren Verwandtenehen, gegenwärtig noch etwa 37 %. Die Fruchtbarkeit betrug vor einigen Generationen 5½ bis 6 Kinder im Durchschnitt. In den letzten Generationen scheint die Fruchtbarkeit geringer zu sein; doch ist hier die Fortpflanzung noch nicht abgeschlossen; die auf S. 146 angegebenen Zahlen von 3,87 in der sechsten und 1,30 in der siebenten Generation sind daher mißverständlich, ebenso der für alle Generationen berechnete Durchschnitt der Kinderzahl von 4,71. Die kulturelle Höhe der Win-Bevölkerung ist gering. Zur Veranschaulichung ihrer niedrigen Lebenshaltung werden Lichtbilder einiger Häuser gegeben.

In der Zusammenfassung sagen die Verfasser: „Es ist nach dieser Untersuchung klar, daß die intellektuelle Höhe der Neger- und der Indianerrasse, wie

sie jetzt sind, unter dem Durchschnitt der weißen Rasse steht." „Der ganze Stamm der Wins steht geistig und sozial unter dem Durchschnitt." „Nicht ein einziger Lehrer oder Prediger ist von der Gruppe im Verlauf ihrer Geschichte hervorgebracht worden; und dabei sind diese Eigenschaften für den Neger gerade sehr charakteristisch." Nach diesen und anderen Beobachtungen scheint das indianische Temperament über das der Neger völlig zu dominieren. Es findet sich keinerlei musikalische Begabung unter den Wins; auch haben sie keinen Sinn für Rhythmus. Das Fehlen der musikalischen Begabung dürfte allerdings nicht auf die Rassenmischung und auch nicht auf das Erbe der beteiligten Rassen, sondern auf die individuelle Eigenart der Stammeltern zurückzuführen sein.

In einem der letzten Kapitel sind noch einige weitere Mischlingssiedlungen in den Südstaaten kurz gekennzeichnet, auch hier aber ohne Angabe der eigentlichen Namen und Oertlichkeiten. Dadurch wird der Wert dieser Angaben einigermaßen beeinträchtigt. Ein beträchtlicher Mangel des Buches liegt darin, daß es gar keine Lichtbilder der Mischlinge bringt. Auch anthropologische Maße werden nicht gegeben. Das Fehlen von Bildern hängt vermutlich ebenso wie die Decknamen mit dem Wunsche zusammen, daß die beschriebenen Individuen nicht erkannt werden sollen. Vielleicht war diese Vorsicht nach Lage der Sache nötig; der wissenschaftliche Wert der Arbeit wird aber stark dadurch beeinträchtigt.

Am Schluß weisen die Verfasser darauf hin, daß die Mischlinge ein soziales Problem von wachsender Bedeutung für den Süden der Vereinigten Staaten darstellen. In Virginia wie in den meisten anderen Staaten der Union sind Mischehen zwischen Weißen und Farbigen verboten. In einem darauf bezüglichen Gesetz von 1919 war die Definition gegeben, daß jede Person mit einem Sechzehntel oder mehr Negerblut als farbig und jede nichtfarbige Person mit einem Viertel oder mehr indianischen Blutes als Indianer anzusehen sei. Nach dem „Virginia Racial Integrity Law" von 1924 gilt in Zukunft jeder, der auch nur eine Spur von Negerblut hat, als farbig. Personen, die nur ein Sechzehntel oder weniger indianisches Blut und sonst kein farbiges enthalten, werden als Weiße anerkannt. In der Definition der Weißen kommt leider die unglückselige „kaukasiche" Rasse des alten Blumenbach vor. Das Gesetz des Staates Virginia zur Reinhaltung der Rasse ist im Anhang wiedergegeben. Danach ist weißen Personen die Ehe außer mit reinen Weißen nur mit solchen gestattet, die einen Einschlag indianischen Blutes haben. Wie groß dieser Einschlag sein darf, ist nicht festgelegt. In bezug auf die Indianer besteht also eine gewisse Unklarheit. Jedenfalls werden sie nicht zu den „Farbigen" gerechnet; sondern als farbig werden nur Neger und Negermischlinge angesehen. Durch das Gesetz erhält das statistische Amt des Staates den Auftrag, so schnell, wie es durchführbar ist, von allen Einwohnern die rassische Zusammensetzung zu eruieren und zu registrieren. Es soll keine Eheerlaubnis erteilt werden, ehe nicht der Standesbeamte genügende Sicherheit darüber hat, daß die Angaben über die Rassenzugehörigkeit der Ehekandidaten zutreffend sind. Estabrook und Mc Dougle bemerken dazu: „Wenn dieses Gesetz durchgeführt (enforced) werden kann, so wird es die Rassenreinheit (racial integrity) schützen." Gewisse Zweifel an der Durchführbarkeit scheinen also zu bestehen.

Lenz.

Cox, Catharine M., Early mental traits of three hundred geniuses. 842 S. Stanford, California 1926. Stanford University Press. 5 $.

Dieses Buch ist als zweiter Band der von L. M. Terman herausgegebenen Reihe „Genetic Studies of Genius" erschienen. Miss Cox, eine Mitarbeiterin Termans, hat die Lebensgeschichte von 301 genialen bzw. hochberühmten Leuten aus den letzten Jahrhunderten daraufhin durchstudiert, ob und inwieweit sich Anzeichen hoher Begabung schon in früher Jugend gezeigt haben. Als Grundlage der Auswahl diente eine Liste von 1000 berühmten Leuten. Daraus wurden 301 Fälle ausgewählt, über die sorgfältige Biographien in englischer, französischer oder deutscher Sprache vorlagen. Ueber alle diese wurden die wesentlichen einschlägigen Daten gesammelt, was ein Material von mehreren tausend Schreibmaschinenseiten ergab. Die hauptsächlichsten Tatsachen daraus sind in konzentrierter Form in diesem Buche wiedergegeben im ungefähren Umfange von einem Zehntel des Urmaterials. Nur die Daten über Schelling sind beispielshalber vollständig wiedergegeben; sie nahmen 15 Seiten ein. Hinter jedem Einzelfall sind die biographischen Quellen angegeben.

Nach Möglichkeit wurde der Versuch gemacht, auf Grund des Materials von jeder der bearbeiteten Persönlichkeiten den Intelligenzquotienten in der Kindheit zu schätzen; und zwar haben Terman, Miss Cox und Miss Mervill die Schätzung jeweils unabhängig voneinander vorgenommen. Dabei zeigte sich eine weitgehende Uebereinstimmung; abweichende Schätzungen sind angegeben. Man muß Terman und seinen Mitarbeiterinnen sicher große Erfahrung in der Bestimmung von Intelligenzquotienten zubilligen; und man wird den Wert dieser Schätzungen daher nicht gering anschlagen dürfen.

Auf Grund ihrer Untersuchungen kommt Miss Cox zu folgenden Schlüssen: Kinder, welche später berühmte Leute werden, stammen in der Regel aus überdurchschnittlich begabten Familien und wachsen gewöhnlich auch in einer günstigen Umwelt auf. Ihr Verhalten in der Kindheit zeigt einen ungewöhnlich hohen Intelligenzquotienten an. In ihren Interessen, ihrer Schulbegabung, in ihren frühen Leistungen pflegen sie hervorragend zu sein. Ihre spätere Vollendung kündigt sich schon in ihrem Verhalten in der Jugend an; und wenn es genügend sorgfältige Aufzeichnungen darüber gäbe, so würden frühzeitige Aeußerungen hervorragender Begabung vermutlich in jedem Falle gefunden werden können. Die jungen Leute, welche später berühmt werden, sind nicht nur durch hohe intellektuelle Leistungen gekennzeichnet, sondern auch durch Beharrlichkeit in ihren Motiven und Anstrengungen, durch Vertrauen auf ihre Fähigkeiten und große Charakterstärke. Ob man auf Grund solcher Eigenschaften von Kindern auch Voraussagen auf große Leistungen im späteren Leben machen kann, ist nicht endgültig bewiesen; immerhin wird man sagen können: der begabte Junge wird der zukünftige Führer sein.

Miss Cox weist auf gewisse Mängel der Intelligenzprüfung bei Kindern hin, so den, daß die Originalität dadurch nicht erfaßt werden könne. Auf das meines Erachtens schwerwiegendste Bedenken aber geht sie nicht ein, nämlich das, daß ein hoher Intelligenzquotient in manchen Fällen auf Frühreife beruht, der später keine großen Leistungen mehr folgen. Immerhin aber werden das Ausnahmefälle sein; und es liegt mir fern, den Wert der Intelligenzprüfungen herabzusetzen.

Für deutsche Leser dürfte es von Interesse sein, zu wissen, welche berühmten Männer der deutschen Geschichte Miss Cox in ihre Untersuchung einbezogen hat. Es sind Bach, Beethoven, Blücher, Copernicus, Dürer, Fichte, Gluck, Goethe, Grimm, Haller, Händel, Haydn, Hegel, Heine, Herder, A. Humboldt, W. Humboldt, Kant, Kepler, Klopstock, Kotzebue, Leibnitz, Lessing, Liebig, Luther, Melanchthon, Mendelssohn, Mozart, Niebuhr, Schelling, Schiller, Schleiermacher, Strauß, Tieck, Wagner, Wallenstein, Weber, Wieland, Winckelmann, Wolf. Ich habe dabei die Oesterreicher deutschen Stammes als Deutsche gezählt, ebenso die deutschen Juden, die Deutschschweizer aber nicht (von letzteren ist übrigens nur Zwingli vertreten). Im ganzen sind es 40 Deutsche; das macht von 301 berühmten Männern 13 %. Bezeichnenderweise sind unter den 40 Deutschen 9 Musiker = 22,5 %. Darin kommt zum guten Teil die Schätzung, welche man den Deutschen in den angelsächsischen Ländern entgegenbringt, zum Ausdruck. Man schätzt sie als Musiker, Dichter und in ähnlichen harmlosen Berufen. Blücher verdankt seine Schätzung wohl zum guten Teil dem Umstande, daß er die Engländer bei Belle Alliance herausgehauen hat. Männer wie Stein, Moltke, Bismarck vermißt man dagegen, obwohl sie Blücher an geistiger Bedeutung offenbar übertrafen. Auch die großen deutschen Forscher auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften sind in dem Coxschen Material nicht gebührend vertreten. Nicht einmal Gauss kommt darin vor. Darin liegt ein gewisser Mangel des Buches. Im übrigen aber würde auch bei größerer Vollständigkeit bzw. besserer Auswahl der großen Männer das Ergebnis im wesentlichen doch wohl dasselbe gewesen sein. Man darf Miss Cox und nicht weniger Terman, von dem der Plan stammt, dazu beglückwünschen und ihnen Dank dafür wissen.

Lenz.

Heimeran, Ernst, Schaubuch berühmter deutscher Zeitgenossen. München 1925. Heimeran. 5 M.

In diesem Buche sind 131 berühmte deutsche Zeitgenossen nach Oelgemälden, Zeichnungen und Büsten abgebildet. Der Herausgeber sagt im Vorwort: „Deutsche Kultur in ihren ersten Vertretern einer breiten Oeffentlichkeit zum Bewußtsein zu bringen, ist der vornehmste Anlaß zu diesem Schaubuch gewesen." Zum andern soll damit aber auch „der Kunst gedient sein, wenn das Schaubuch als Dokument deutschen Porträtschaffens gelten darf". „Daß die Plastik als gleichberechtigt neben der Malerei auftritt, ist beabsichtigt."

Aufgefallen ist mir, daß die meisten Darstellungen wirklich ähnlich sind, obwohl es sich doch um moderne Kunst handelt. Ein erheblicher Teil ist allerdings durch Uebertreibung der Charakteristika zu Karikaturen geworden (z. B. Thomas Mann von Oppenheimer, Max Reinhardt von Orlik, Ferdinand Sauerbruch von Beckmann, Oswald Spengler von Großmann). Einige wenige sind gegenüber der Wirklichkeit verschönt (z. B. Gustav Stresemann von Michaïlow, Arnold Sommerfeld von Schwarzschild). Es war mir von Interesse, den Prozentsatz der Juden unter den dargestellten berühmten Zeitgenossen abzuschätzen; von den 131 Abgebildeten sind 13 sicher Juden, vermutlich auch noch einige weitere, von denen ich es nicht weiß. Der Prozentsatz der Juden unter den berühmten deutschen Zeitgenossen würde demnach mindestens 10 % betragen, d. h. mindestens zehnmal soviel als der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung. Unter den darstellenden Künstlern ist er schätzungsweise nur halb so groß als unter den Dar-

gestellten. Bezeichnend scheint mir zu sein, daß jene Bildwerke, bei denen auf Formtreue wenig Wert gelegt und alles auf den Ausdruck konzentriert ist, ganz vorzugsweise von jüdischen Künstlern stammen. Max Oppenheimer arbeitet sogar mit Heiligenscheinen (bei Karl Klingler) und magischen Geistesstrahlen (bei Thomas Mann).

Das interessante Buch ist trotz guter Ausstattung sehr billig und als kleines Geschenk sehr geeignet. Lenz.

Darwin, Leonard, The Need for Eugenic Reform. 529 S. London 1926. J. Murray.

In diesem Buche gibt Leonard Darwin, der viele Jahre lang an der Spitze der rassenhygienischen Bewegung in England stand, eine ausführliche Darstellung des ganzen Gebiets der Rassenhygiene. Am Anfang findet sich folgende Widmung: „Dem Andenken meines Vaters gewidmet; denn hätte ich nicht geglaubt, daß es sein Wunsch gewesen wäre, ich möge, soviel ich könnte, mithelfen, daß sein Lebenswerk der Menschheit diene, so würde ich niemals dazu gekommen sein, dieses Buch zu schreiben." Der Verfasser sagt im Vorwort: „Ich habe nicht versucht, für die zu schreiben, welche eine sorgfältige biologische Bildung genossen haben, obgleich eine solche Bildung sicherlich keine Gewähr bietet, daß rassenhygienische Fragen nicht mißverstanden werden. Auch habe ich nicht für die geschrieben, welche mehr durch einen Appell an das Gefühl als an die Vernunft überredet werden könnten, sich für die Rassenhygiene zu interessieren, obwohl ein solcher Appell versucht werden sollte. Der Leser, dessen Aufmerksamkeit ich wecken möchte, ist der Gebildete ohne wissenschaftliche Fachkenntnisse, der geneigt ist, Rassenfragen nicht nur ernst zu nehmen, sondern auch Zeit und Energie auf die Betrachtung der rassenhygienischen Wege zur Verbesserung des Loses der Menschheit zu verwenden. Denn der Erfolg der rassenhygienischen Bewegung wird schließlich von solchen wie diesen abhängen."

Das Buch zeugt von reicher Lebenserfahrung und ist mit abgeklärter Ruhe geschrieben. Alles Für und Wider ist sorgfältig und leidenschaftslos erwogen. Dabei bleibt es aber doch nicht bei der bloßen Betrachtung stehen, sondern kommt zu klaren und bestimmten Urteilen und Forderungen. „Wir können nicht warten, bis alle Zweifel zerstreut sein werden, weil das wahrscheinlich den Aufschub aller rassenhygienischen Reform für immer bedeuten würde." Die Sache liege nicht so, daß durch Untätigkeit auf dem Gebiet der praktischen Rassenhygiene die Menschheit nur um einige günstige Folgen gebracht werde. Es sei vielmehr zu befürchten, daß bei einer solchen Untätigkeit der Niedergang schließlich nicht mehr aufzuhalten sein werde. Und in einer solchen Lage könne ein kühnes Handeln sehr wohl das Gebotene sein.

Es ist nicht möglich, alle Darlegungen des Buches ausführlich zu besprechen. Andererseits aber würden einige allgemeine empfehlende Worte der Bedeutung des Buches auch nicht gerecht werden. So glaube ich dem würdigen Verfasser am besten dadurch zu dienen, daß ich seine Ansichten wenigstens in kennzeichnenden Beispielen wiedergebe und bespreche.

Die Ueberschriften der 27 Kapitel sind folgende: Entwicklung. Die Gesetze der Erblichkeit. Erbmasse und Umwelt. Bevölkerungsfragen. Verbesserung der Umwelt. Rassengifte. Die Vererbung erworbener Unterschiede. Die natürliche Auslese.

Die Lehren der Tierzucht. Individualauslese und Gruppenauslese. Methoden der Ausmerzung. Schwachsinn. Der Gewohnheitsverbrecher. Geisteskrankheit, Epilepsie, Tuberkulose und Genie. Testprüfungen wünschenswerter Eigenschaften. Sein oder Nichtsein. Die Belastung durch die Minderwertigen. Ist die Rasse in Entartung begriffen? Einflüsse auf die Geburtenziffer. Ehewahl. Die Ausmerzung der Minderwertigen. Die Vermehrung der Höherwertigen. Familienzulagen. Einkommensteuer und staatliche Erziehungsbeihilfen. Ehe und Scheidung. Vermischtes. Die Rassenhygiene und die Welträtsel.

Darwin führt aus, wir dürften uns nicht auf einen Aufstieg der Rasse auf dem Wege einer Vererbung erworbener Eigenschaften verlassen; denn selbst wenn eine solche vorkäme, würde sie doch nicht schnell genug wirken. Die meisten Forscher lehnen diese Möglichkeit überhaupt ab; und die, welche sie annehmen, müssen zugeben, daß eine Höherentwicklung in wenigen Generationen auf diesem Wege nicht möglich ist. Die Wirkung der natürlichen Auslese dagegen ergebe sich aus offenkundigen Tatsachen. Auch wenn man nur die heute tatsächlich vorhandenen Unterschiede der Menschen in Betracht ziehe, so reichen diese als Grundlage für Ausleseerfolge von unermeßlichem Werte aus. Ob Alkohol und Geschlechtskrankheiten wirklich „Rassengifte" seien, sei zwar zweifelhaft; ihre schlimmen Folgen seien aber so offenkundig, daß sie auf jeden Fall energisch bekämpft werden müßten. Nur überlasse man diesen Kampf besser anderen Organisationen; die rassenhygienische Bewegung dagegen solle sich auf jene Dinge beschränken, die sicher von Einfluß auf die Rassentüchtigkeit seien. Ein solches Mittel sei die Sterilisation Untüchtiger. Sie sei ein viel geringerer Eingriff in die persönliche Freiheit als die Absonderung (segregation); doch sollte sie nur mit der Zustimmung der zu Sterlisierenden oder im Falle der Geistesschwachen ihrer gesetzlichen Stellvertreter geschehen. Sterilisation ohne genügende Indikation solle unter Strafe gestellt werden; daher sollten auch alle Fälle von Sterilisierung meldepflichtig sein. Wenn eine sterilisierte Person heirate, ohne dem anderen Teil Kenntnis von ihrer Sterilität zu geben, so sei das als Verbrechen anzusehen und schwer zu bestrafen. Im übrigen sei der Schaden für die Rasse, der aus der Anwesenheit einer kleinen Zahl schwer entarteter Menschen erwachse, lange nicht so groß wie der, den eine große Zahl leicht entarteter mit sich bringe. Daher sei wahrscheinlich die Empfängnisverhütung das wirksamste Mittel zur Verbesserung der Rasse oder — bei ungünstiger Ausleserichtung — zu ihrer Verschlechterung.

Die, welche die Empfängnisverhütung in Grund und Boden verdammten, müßten konsequenterweise jene Zustände billigen, welche unvermeidlich eintreten würden, wenn gar keine Verhütung stattfände, nämlich äußerste Enge des Lebensraumes, Not und Elend und große Sterblichkeit. Es sei eben unmöglich, daß die Vermehrung der Menschen so weitergehen könne wie bisher; denn die Welt sei bald bis an die äußerste Grenze mit Menschen gefüllt. Wenn die englische Bevölkerung in nächster Zeit etwas an Zahl zurückgehen werde, so solle man sich darüber nicht beunruhigen, sondern eher freuen. Im übrigen solle man auch nicht übersehen, daß die körperliche Vereinigung der Erhaltung der Liebe zwischen den Ehegatten förderlich sei, während Enthaltsamkeit oft zur Zerrüttung des Familienlebens beitrage. Wenn die Empfängnisverhütung allgemein

als moralisch einwandfrei angesehen werden würde, so würde die eheliche Untreue weniger häufig werden.

Für Schwachsinnige sei Sterilisierung angezeigt. Die Asylierung sei viel weniger human; erfahrungsgemäß möchten die Mütter schwachsinniger Kinder sich nicht von diesen trennen. Wenn schon ein schwachsinniges Kind vorhanden sei, so bestehe eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, daß auch ein weiteres schwachsinnig sein werde. Daher sollte in solchen Familien weiteren Geburten vorgebeugt werden. In England und Wales wurden im Jahre 1922 über 123 000 Geisteskranke gezählt; das sind 0,3 % der Bevölkerung. Verbrecher, die sechs oder mehr Freiheitsstrafen erhielten, gab es über Hunderttausend. Für Gewohnheitsverbrecher sei lebenslängliche Absonderung geboten; denn wenn jemand erst mehrere Male im Zuchthaus gesessen habe, so führe die Freilassung praktisch mit Sicherheit zu neuem Verbrechen. Durch Verhinderung der Fortpflanzung der Verbrecher werde die Kriminalität an der Wurzel bekämpft.

Darwin diskutiert die These von Pearson, daß der Rückgang der Tuberkulosesterblichkeit seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf relative Immunisierung der Bevölkerung zurückzuführen sei. Er meint jedoch, dies könne schwerlich die einzige Ursache sein, da dann der Rückgang der Tuberkulose schon früher eingesetzt haben müßte. Im übrigen zweifelt auch er nicht an der Auslesewirkung der Tuberkulose, und er weist darauf hin, daß durch die Erfolge der modernen Behandlung diese Auslese gehemmt werde. Er ist überzeugt, daß die Anfälligkeit bzw. Widerstandsfähigkeit gegen Tuberkulose zum guten Teil erblich bedingt ist; aber auch wenn man der Ansicht sei, daß allein die Infektion und äußere Schäden ausschlaggebend seien, so folge doch, daß die Fortpflanzung Schwindsüchtiger unerwünscht sei, und zwar dann mit Rücksicht auf die Gefährdung der Kinder durch Ansteckung. Wenn Darwin übrigens aus dem Umstande, daß die Frauen Tuberkulöser überdurchschnittlich häufig ebenfalls erkranken, auf die Bedeutung der Ansteckung schließt, so scheint mir dieser Schluß nicht zwingend zu sein. Es könnte sich auch um eine Wirkung gemeinsamer ungünstiger Lebenslage und um „assortative mating" handeln. Auch die Frauen Schwachsinniger sind überdurchschnittlich häufig schwachsinnig; und doch wird niemand daraus auf Uebertragbarkeit des Schwachsinns schließen.

Darwin verteidigt die rassenhygienische Sterilisierung gegen den Einwand, daß dadurch die Geburt von Genies verhindert werden könnte. Wenn es wahr wäre, daß Genies gerade von psychopathischen Eltern stammten, so müßten die Gegner der Sterilisierung logischerweise die Vermehrung der Psychopathen begrüßen; diesen Schluß hat aber noch niemand gezogen. Im übrigen meint Darwin, die Eigenschaften genialer Menschen seien so hoch zu bewerten, daß sie nach Möglichkeit zur Ehe und Kinderzeugung ermutigt werden sollten, auch wenn ihre Gesundheit mangelhaft sei. Einen bestimmten Typus als Zuchtziel aufzustellen, sei nicht berechtigt; vielmehr sei eine gewisse Mannigfaltigkeit der Typen vorzuziehen, wenn alle nur hochgeartet und tüchtig wären. Einen servilen Typus als wünschenswert anzusehen, lehnt Darwin trotz seiner Brauchbarkeit zu untergeordneter Arbeit ab, allerdings, wie er zugibt, mehr aus gefühlsmäßigen als aus logischen Gründen.

Darwin ist der Ansicht, daß das Arbeitseinkommen eines Menschen ein guter Maßstab für seinen sozialen und damit auch rassenhygienischen Wert sei. Das Arbeitseinkommen werde durch allerhand körperliche Mängel, einschließlich körperlicher Krankheiten, beeinträchtigt. Sodann sei Mangel an geistiger Begabung dem wirtschaftlichen Erfolg hinderlich, weiter Unehrlichkeit, Faulheit, ungünstiges Temperament, Unverträglichkeit, Mangel an Vordenklichkeit (forethought), auch Neigung zum Trunke. Die entgegengesetzten Eigenschaften dagegen seien dem Vorankommen förderlich, Intelligenz, Vertrauenswürdigkeit, Energie, glückliches Temperament, Beharrlichkeit usw. „Die Eigenschaften, welche einen Mann befähigen, seine Familie zu unterhalten, sind alle von rassenhygienischem Wert; und das Arbeitseinkommen, nicht der Besitz von Reichtum, kann daher Anhaltspunkte für die angeborenen Eigenschaften des Einkommenbeziehers bieten." Vorausgesetzt, daß keine ernsten Mängel im Einzelfall vorliegen, sollte daher die Fortpflanzung der Menschen mit gutem Einkommen nach Möglichkeit gefördert, die der schlecht bezahlten gehemmt werden. Leider liegen in Wirklichkeit die Dinge umgekehrt. Darwin gibt das Ergebnis einer Untersuchung von Stevenson auf Grund der Volkszählung von 1911 wieder. Es kamen im Durchschnitt auf eine Familie

in Gruppe	I	II	III	IV	V
Kinder	1,90	2,41	2,79	2,87	3,37
überlebende Kinder	1,68	2,05	2,32	2,37	2,68

Gruppe I umfaßte die Oberschicht und den Mittelstand, Gruppe V die ungelernten Arbeiter. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestanden solche Unterschiede der Fortpflanzung noch nicht. Diese Erscheinung hat sich also erst in der neuesten Zeit herausgebildet, und sie ist darum um so beunruhigender. „Solche Tatsachen, wie sie uns zur Verfügung stehen, zeigen klar: je niedriger das Einkommen einer Klasse ist, desto mehr trägt sie in der Regel zu den Zahlen der kommenden Generation bei." Alles spricht nach Darwin dafür, daß es mit allen hochwertigen Eigenschaften der Nation bergab gehe; und er meint, es sei beinahe ein Skandal, daß die Regierung in stumpfer Ignoranz dem zusehe. Nach allem, was Darwin vorher ausgeführt hat, scheint es mir nicht ganz berechtigt zu sein, wenn er am Schluß des 18. Kapitels zusammenfassend sagt, daß die Nation langsam (? d. Ref.) aber stetig in ihren Rasseneigenschaften herunterkomme. Meines Erachtens sprechen alle Tatsachen für einen schnellen Niedergang, nicht nur in England, sondern auch bei uns. Schnell und langsam sind freilich relative Begriffe. In 10 Jahren, die dem Politiker von heute schon als eine sehr lange Zeit erscheinen, wird der Niedergang natürlich nicht deutlich sein; in 100 Jahren oder drei Generationen dagegen wird er schon sehr weit fortgeschritten sein; das läßt sich an der Hand der Tatsachen über die Verteilung der Begabung und die Fortpflanzung zahlenmäßig ausrechnen. Und das sollte man meines Erachtens nicht einen „langsamen" Niedergang nennen. Solche Ausdrücke können der Aufrüttelung des rassenhygienischen Gewissens sehr hinderlich sein.

Wie schon erwähnt, tritt Darwin für eine vernünftige Anwendung der Empfängnisverhütung ein. Zugleich sieht er aber, daß gegenwärtig die Verhütung am umfangreichsten von solchen Menschen geübt wird, deren Vermehrung gerade

im Interesse der Rasse läge. Es sei daher nötig, auf jene Elemente, deren Fortpflanzung nicht erwünscht sei, einen gewissen Druck dahin auszuüben, daß sie mehr als bisher von der Verhütung Gebrauch machen sollten; und zwar solle dieser Druck automatisch bzw. gruppenweise und möglichst unabhängig von einer Untersuchung im Einzelfall wirken, denn nur auf diese Weise könnten die Uebel bureaukratischer Bevorzugung auf ein Mindestmaß beschränkt werden. Darwin meint, daß die Fortpflanzung von Menschen, die nicht aus eigenen Mitteln eine Familie unterhalten können und die daher auf öffentliche Unterstützung angewiesen seien, nicht erwünscht sei. Man solle für die Gewährung von Unterstützungen daher den Verzicht auf Fortpflanzung zur Bedingung machen. Darüber hinaus sollten Ehepaare, die nicht fähig wären, ein menschenwürdiges Leben zu führen, getrennt (segregated) werden, bis der Vater die Einwilligung zu seiner Sterilisierung gäbe. Nach vollzogener Sterilisierung könnten auch wieder öffentliche Unterstützungen gewährt werden. Durch soziale Fürsorge und andere äußere Maßnahmen könne das Elend in der Welt nicht auf die Dauer wirksam beseitigt werden. Der Versuch, der Wohnungsnot durch unbeschränkte staatliche Beihilfen zum Wohnungsbau abhelfen zu wollen, verschlimmere auf die Dauer die Wohnungsnot nur. Der einzig sichere Weg, der Menschheit wirklich dauernd zu helfen, bestehe darin, den kommenden Generationen ein hochwertiges biologisches Erbe zu hinterlassen. „Man wird sagen und sehr wahrscheinlich wird man recht damit behalten, daß alle solche Reformen, wie sie hier angeregt werden, höchst utopisch seien. Aber, wenn das so ist, dann halte ich dafür, daß die Hoffnung, den Niedergang unserer Kultur aufzuhalten, ebenfalls utopisch ist." „Wenn es sicher wäre, daß solche Reformen undurchführbar wären, dann würden viele von uns in dem Glauben beharren müssen, daß unsere Kultur dazu bestimmt sei, langsam zu verschwinden, einem Glauben, der eine vernichtende Wirkung auf unsern Wunsch, den nationalen Fortschritt zu fördern, haben würde." Darwin weist mit Recht auf die Opferbereitschaft im Kriege hin. „In dem großen Kriege waren die Eltern unbedingt bereit, ihre Kinder hinausziehen und dem Tode ins Angesicht sehen zu lassen um des Vaterlandes willen; und sicher sollten sie jetzt bereit sein, viel geringere Opfer zu bringen, um die Qualität und Quantität ihres Volkes für die Zukunft aufrechtzuerhalten."

Familienbeihilfen als bevölkerungspolitisches Mittel hält Darwin für bedenklich, wenn sie nicht mit einer Methode zur Hemmung der Fortpflanzung der Minderwertigen verbunden seien. Wenn diese Bedingung erfüllt wäre und wenn die Beihilfen proportional den in den verschiedenen Einkommensstufen zu zahlenden Beiträgen sein würden, dann könnten sie allerdings von großem Segen für die Rasse sein. „Ein Beihilfensystem mit solchen Sicherungen wird indessen niemals eingeführt werden, bevor nicht allgemein bekannt ist, daß alle Menschen nicht gleich geboren sind, und bevor unsere Regierenden nicht einige elementare Kenntnis von den Gesetzen der Erblichkeit erworben haben. Kann die öffentliche Meinung und können unsere Gesetzgeber bis zu dieser Höhe erzogen werden? Das ist die Frage." Auch ich sehe darin die entscheidende Frage der praktischen Rassenhygiene und damit der Zukunft unserer Kultur überhaupt.

Die wirtschaftlichen Forderungen Darwins laufen auf eine bessere Verteilung des Einkommens nach der Familiengröße innerhalb derselben Einkom-

mensstufe hinaus. „Die Ledigen, die Kinderlosen und die Eltern sehr kleiner Familien sind für das Aufkommen von Luxussitten in ihrer Klasse hauptsächlich verantwortlich; folglich, wenn entsprechende Beträge von denen, die unverheiratet sind oder die die Größe ihrer Familie weitgehend beschränkt haben, an die Eltern größerer Familien in derselben sozialen Gruppe übergeführt würden und wenn diese Beträge proportional der Kinderzahl der Familie, die sie erhält, sein würden, so würden die Eltern sich besser stehen, ganz gleich, in welchem Alter sie geheiratet und wie viele Kinder sie haben mögen. Das durchschnittliche Heiratsalter würde sinken, die Größe der Familie würde steigen und auch die Eheschließungen würden zunehmen, weil die Junggesellen weniger in der Lage wären, kostspielige Gewohnheiten anzunehmen."

„Steuernachlässe für Kinder würden, obwohl sicherlich zu befürworten, im ganzen doch nur eine untergeordnete Methode zur Förderung der Fruchtbarkeit im Vergleich mit Familienbeihilfen sein." Immerhin würden dadurch die Steuerzahler jedes Jahr daran erinnert, daß der Staat die Aufzucht einer genügenden Zahl von Kindern als eine wesentliche Pflicht gegenüber der Nation ansehe. Ich bin geneigt, die rassenhygienischen Möglichkeiten auf dem Gebiet des Steuerwesens höher einzuschätzen, höher auch, als ich es noch in der vorigen Auflage meiner „Menschlichen Auslese und Rassenhygiene" (1923) getan habe. In unserm weitgehend sozialisierten Staatswesen nimmt die Steuer ja einen sehr beträchtlichen Teil des Einkommens in Anspruch, einen so großen, daß man den Ausgleich der Familienlasten zugunsten der Kinderreichen wohl darauf gründen könnte. Es wäre meines Erachtens nicht mehr als recht und billig, wenn für jedes Kind und auch für die Frau 20 % der Steuer nachgelassen werden würden, und zwar bis in die höchsten Einkommensstufen. Familien mit vier und mehr Kindern würden dann steuerfrei ausgehen; sie würden durch die Aufzucht der Kinder aber immer noch mehr für den Staat leisten als die Kinderlosen und Kinderarmen. Für diese müßten die Steuersätze selbstverständlich entsprechend erhöht werden, weil sonst der Bedarf des Staates an Steuereinnahmen nicht gedeckt werden würde. Der Ausgleich der Familienlasten auf dem Wege der Steuer würde auch den unschätzbaren Vorteil haben, daß hier die Gefahr einer Förderung der Fortpflanzung Untüchtiger nicht besteht, da diese ohnehin keine Steuer zahlen.

Darwin verspricht sich einen guten Einfluß auf die Fortpflanzung begabter Familien von öffentlichen Stipendien (scholarships) für begabte junge Leute. Diese sollten so hoch sein, daß alle Kosten, welche die höhere Ausbildung macht, dadurch gedeckt würden; daher lieber eine kleinere Zahl wirklich ausreichender als eine große Zahl unzulänglicher Stipendien. Ich glaube, daß Darwin der Einrichtung öffentlicher Stipendien, die ja in England in gewissem Umfange schon seit langer Zeit besteht, mit Recht großen rassenhygienischen Wert beimißt.

Leuten, die notorisch geisteskrank oder geistig minderwertig sind, sollte nach Darwin die Ehe verboten werden. Vor der Eheschließung sollten die Verlobten daher Gesundheitszeugnisse austauschen, damit keiner von beiden Teilen in Unkenntnis der Defekte des andern den verantwortungsvollen Schritt tue. Falsche Angaben zwecks Erlangung eines Ehetauglichkeitszeugnisses sollten schwer bestraft werden und gegebenenfalls die Nichtigkeit der Ehe bedingen.



Die Ehescheidung möchte Darwin erschwert wissen. „In England ist gegenwärtig Ehebruch oder angeblicher Ehebruch der leichteste und schnellste Weg, die Scheidung zu erreichen, wenn sie von beiden Teilen gewünscht wird.“ Die bestehenden Gesetzesbestimmungen haben daher nach seiner Ansicht eine verhängnisvolle Wirkung auf die Sittlichkeit; und er glaubt daraus sogar die Forderung ableiten zu sollen, daß Ehebruch kein Grund zur Ehescheidung mehr sein solle. Nach vielem Nachdenken sei er zu dem Schluß gekommen, daß eine Ehe nur dann geschieden werden dürfe, wenn seit sieben Jahren kein ehelicher Verkehr mehr stattgefunden habe. Diese Forderung scheint mir allerdings zu rigoros zu sein und auch schwerlich im Interesse der Fortpflanzung tüchtiger Menschen zu liegen. Es dürfte auch rassenhygienisch geboten sein, daß verfehlte Ehen geschieden werden können; und wenn Ehebruch kein Scheidungsgrund mehr sein soll, so ist doch sehr die Frage, ob das nicht erst recht zur Untergrabung der Sittlichkeit beitragen würde.

Unbedingt zustimmen kann ich Darwin dagegen in seiner Stellung zur Frage der Unehelichen. „Der sittliche Schaden, der durch Verwischung des Unterschiedes zwischen Ehe und illegitimen Verhältnissen angerichtet wird, ist denen, die in ihrer Herzensgüte den Weg der unverheirateten Frauen („unmarried wives“) auf jede Weise zu ebnen bestrebt sind, zweifellos nicht voll bewußt; denn sie merken nicht, daß ihr Vorgehen dahin tendiert, die Zahl dieser unglücklichen Menschen in Zukunft zu vermehren.“

Im großen und ganzen kann man das rassenhygienische Programm Leonard Darwins durchaus anerkennen. Ja es deckt sich im wesentlichen mit dem der deutschen (bzw. der „Münchener“) Rassenhygiene. Darwin, der selbst nicht Deutsch versteht, hat die deutsche Literatur gar nicht und auch die englisch-amerikanische nur in mäßigem Umfange herangezogen. Sein Werk ist im wesentlichen die Frucht eigenen Nachdenkens und eigener Lebenserfahrung. Um so mehr darf man sich der Uebereinstimmung in den wesentlichen Ansichten und Zielen freuen; sie spricht dafür, daß jeder, der genügende biologische Bildung hat und unbefangen in seinem Urteil ist, zu den gleichen Ergebnissen auf dem Gebiet der Rassenhygiene kommt. Lenz.

Marcuse, Max, Handwörterbuch der Sexualwissenschaft. 2. Aufl. 822 S. Mit 140 Abbildungen. Bonn 1926. Marcus und Weber.

Die zweite Auflage dieses gediegenen Nachschlagewerkes über die Fragen der Geschlechtlichkeit weist mehr als den doppelten Umfang wie die erste auf. In erster Linie ist diese Vergrößerung durch die Aufnahme einer Anzahl neuer Beiträge bedingt, auch einige neue Mitarbeiter sind hinzugekommen, einzelne der früheren allerdings auch ausgeschieden. Weiter sind viele der alten Beiträge erweitert und ausgestaltet worden. Auch die Abbildungen stellen eine Neuerung der zweiten Auflage dar. Die meisten Bilder sind nüchtern und sachlich. Eigentlich erotische Bilder treten im Vergleich zu andern Büchern über das Geschlechtsleben sehr zurück. Auch der Text ist durchgehends sachlich und wissenschaftlich eingestellt. Dennoch glaube ich nicht, daß erotische Momente bei dem Absatz der ersten Auflage keine wesentliche Rolle gespielt hätten, wie der Herausgeber im Vorwort meint. Auch wird es wohl nicht ganz stimmen, daß alle Leser, die mit andern als wissenschaftlichen Interessen das Buch zur Hand nehmen, schwer

enttäuscht sein würden. Solche Wirkungen sind nun einmal unvermeidlich und müssen in Kauf genommen werden, was von den Verlegern ja meist auch ohne Widerstreben geschieht. Dabei ist das Buch an und für sich aber ein durchaus ernstes und solides Werk, das man mit großem Nutzen zum Nachschlagen verwenden kann. Gerade auch der Rassenhygieniker bedarf ja umfangreicher Kenntnis des geschlechtlichen Gebietes, wenn man auch im Zweifel sein mag, ob die Aufstellung einer besonderen „Sexualwissenschaft" gerechtfertigt sei. Das Nachschlagen wird in dieser Auflage durch ein Sach- und ein Autorenregister erleichtert, während das Fehlen eines Registers in der ersten Auflage einen empfindlichen Mangel darstellte.

Unter den Mitarbeitern sind nicht wenige, die auch auf dem Gebiet der Rassenbiologie einen bekannten Namen haben. Agnes Bluhm hat einen kurzen aber inhaltsreichen und gut orientierenden Beitrag über Rassenhygiene geliefert (in der ersten Auflage war er noch „Eugenik" überschrieben), außerdem einige kleinere Artikel. Siemens hat mehrere erbbiologische Artikel von bekannter Gediegenheit beigesteuert. Kuhn hat über Eheberatung, Geschlechtskrankheiten und einiges andere geschrieben. Die Psychiater Birnbaum und Kronfeld sind mit einer Anzahl Beiträgen über die Beziehungen psychischer Anomalien zum Geschlechtsleben vertreten. Der Jurist Mittermaier unterrichtet in sehr instruktiven Artikeln über die Beziehungen zum bürgerlichen Recht und zum Strafrecht. Von dem Herausgeber Marcuse stammt eine Anzahl Artikel im engeren Sinne sexologischen Inhalts, von denen ich unter andern den über „Abstinenz" für ausgezeichnet halte. Marcuse sagt: „Man darf behaupten, daß die ganz große Mehrzahl aller Menschen des westeuropäisch-amerikanischen Kulturbereiches unter den Bedingungen sexueller Abstinenz lebt." Ich halte diesen Satz, über den viele Leser vermutlich lächeln werden, für durchaus zutreffend. Die „Psychoanalyse" hat eine Darstellung durch ihren Begründer Sigmund Freud selber erfahren. Trotzdem habe ich nicht den Eindruck, daß der Leser rechte Klarheit darüber gewinnen wird.

Es scheint mir nicht am Platz zu sein, bei der Besprechung eines Handwörterbuches auf Einzelheiten einzugehen; es würde schon zu viel Raum in Anspruch nehmen, wenn ich alle Mitarbeiter und ihre Themata aufzählen würde. Ich fasse mein Urteil vielmehr dahin zusammen, daß Marcuses Handwörterbuch der Sexualwissenschaft auch allen, die rassenbiologische oder rassenhygienische Interessen haben, warm empfohlen werden kann. Lenz.

Moll, Dr. Albert, Handbuch der Sexualwissenschaften. 3. neubearbeitete Auflage. 1302 S. mit 520 Abbildungen und 10 Tafeln. 2 Bände. Leipzig 1926. F. C. W. Vogel. 42 und 38 M.

In diesem großangelegten Werke ist der Versuch unternommen, das wesentliche Wissen über das Geschlechtsleben des Menschen in systematischer Weise darzustellen.

Im ersten Hauptabschnitt S. 3 bis 234 gibt Dr. Richard Weißenberg eine Darstellung der Lehre von der Zeugung und Sexualität in ihren anatomischen und biologischen Grundlagen. Dieses Kapitel steht durchaus auf der Höhe der modernen biologischen Wissenschaft; und die Neubearbeitung berücksichtigt auch die Forschungen der neuesten Zeit in ausreichen-

der Weise. Besonders bemerkenswert ist eine farbige Tafel vor S. 153, welche das rotbrüstige Männchen des Gimpels (Pyrrhula pyrrhula), das graubrüstige Weibchen und einen Halbseitenzwitter zeigt, dessen rechte Brustseite rot und dessen linke grau ist. Aus dieser von Poll mitgeteilten Beobachtung ergibt sich, daß bei den Vögeln (und sicher auch bei den Säugern) die sogenannten sekundären Geschlechtscharaktere nicht nur von der Hormonwirkung der Gonaden, sondern noch wesentlicher von dem Chromosomenbestande der Zellen abhängig sind. Obwohl beide Seiten unter derselben Hormonwirkung stehen, ist doch die rechte Körperhälfte dieses Halbseitenzwitters, deren Zellen ihrer genetischen Struktur nach männlich sind, rot gefärbt und die linke Körperhälfte, deren Zellen weiblich bestimmt sind, grau.

Der zweite Hauptabschnitt (S. 235—300) von Moll behandelt die Psychologie des normalen Geschlechtstriebes. Auch die sog. Psychoanalyse ist hier dargestellt. In den ersten beiden Auflagen war dieser Teil von Havelock Ellis bearbeitet worden, der aber aus Gesundheitsrücksichten die Bearbeitung für die dritte Auflage nicht übernehmen konnte.

Im dritten Hauptabschnitt (S. 301—398) bespricht Buschan das Sexuelle in der Völkerkunde. Der Abschnitt zeugt von umfassendem Wissen auf diesem Gebiet und ist zweifellos sachlich sehr gediegen. Auch die Abbildungen sind durchaus sachlich ausgewählt. In diesem Abschnitt wird auch eine Geschichte der Ehe gegeben.

Der vierte Hauptabschnitt (S. 399—560) ist überschrieben: „Die sozialen Formen der sexuellen Beziehungen von Dr. Albert Moll.“ Im einzelnen ist die Stellung der Frau, die Prostitution, die „Freie Liebe“ und die Ehe besprochen. Auch die Gesetzgebung ist eingehend berücksichtigt.

Im fünften Hauptabschnitt (S. 561—700) behandelt Moll die Erotik in der Literatur und Kunst, im sechsten (S. 701—738) weitere Beziehungen des Sexuellen zur Kultur.

Der siebente Hauptabschnitt trägt die Ueberschrift „Psychopathia sexualis von Dr. Albert Moll.“ Hier werden die krankhaften Anomalien der Geschlechtlichkeit dargestellt. Die „Neuropathia sexualis“, worunter die Störungen der geschlechtlichen Funktionen verstanden sind, ist von der sexuellen Psychopathie abgetrennt und im achten Hauptabschnitt (S. 843—902) von Dr. Max Marcuse sachkundig bearbeitet.

Als neunter Hauptabschnitt sind die Geschlechtskrankheiten von Prof. Dr. Karl Zieler und Prof. Dr. Walter Schönfeld sehr ausführlich dargestellt (S. 903—1068). Geschichte, Aetiologie, Verlauf, Symptome, Folgen, Prophylaxe, ja sogar die Behandlung sind bis in Einzelheiten besprochen. Besonders von der Syphilis sind viele lehrreiche Bilder gegeben, die bei Laien wohl Ekel und Abscheu erregen dürften. Die Wirkung dieser Bilder mag insofern günstig sein, als die furchtbare Gefahr dadurch auch dem Unerfahrenen sinnfällig vor Augen geführt wird. Ob allerdings viele unerfahrene Leute das Buch lesen werden, ist zweifelhaft und vielleicht auch nicht einmal erwünscht; denn nicht wenige Bilder in anderen Abschnitten wie überhaupt die eingehende Beschäftigung mit den Fragen der Geschlechtlichkeit sind doch wohl geeignet, die geschlechtliche Phantasie zu reizen und damit mindestens jugendliche Leser zu gefährden.

Der zehnte Hauptabschnitt (S. 1069—1168), bearbeitet von Moll, trägt die Ueberschrift „Sexuelle Hygiene". In diesem Abschnitt ist leider auch ein Kapitel „Eugenik" untergebracht; ich sage leider, denn erstens ist das, was hier als „Eugenik" geboten wird, recht unerfreulich und zweitens sollte man die Eugenik nicht als Unterabteilung der sexuellen Hygiene ansehen. Auch ihre Einordnung als eine unter mehreren „Sexualwissenschaften" will mir nicht behagen. Moll meint, es sei falsch, die Eugenik mit der Rassenhygiene zu verschmelzen. „Zur Rassenhygiene gehört auch die Ertüchtigung der lebenden Kinder, die Säuglingsernährung, die Kräftigung der Jugend durch Sport, kurz alles, was man Ertüchtigung der Jugend nennt, die in vielen Punkten erst nach der Geburt einsetzt." Ueber Definitionen soll man nicht streiten; jedenfalls aber kann man darüber auch anderer Meinung sein. Moll scheint anzunehmen, daß das Wort Eugenik „gute Zeugung" bedeute und nur Vorgänge vor der Geburt betreffe. Der Begründer der Eugenik, Galton, hat auch die Entfaltung der Eigenschaften, also die Jugendentwicklung, mit zur Eugenik gerechnet; ob das zweckmäßig war, sei freilich dahingestellt. Andererseits rechnen die Rassenhygieniker die Säuglingsernährung, den Sport und ähnliche Mittel der individuellen Hygiene nicht zur Rassenhygiene. Mir persönlich scheint es am zweckmäßigsten zu sein, Rassenhygiene gleich Eugenik gleich Hygiene der erblichen Veranlagung zu setzen. Historisch unrichtig ist es auch, daß Pearson an der Gründung der Eugenics Education Society beteiligt gewesen sei; Pearson hat sich vielmehr bedauerlicherweise von den praktischen Bestrebungen der Rassenhygiene stets ferngehalten und ganz auf die wissenschaftliche Forschung beschränkt.

Moll sagt: „Wie scharf Eugenik und Rassenhygiene getrennt werden müssen, geht unter anderm daraus hervor, daß einer der hervorragendsten Rassenhygieniker, Reibmayr, von der Eugenik nicht viel hält und trotzdem sehr scharf für die Rassenhygiene eintritt." Das Kunststück, Reibmayr zu einem „der hervorragendsten Rassenhygieniker" zu stempeln, konnte Moll offenbar nur infolge der erwähnten Begriffsverwirrung zustande bringen. Nach Moll hat Reibmayr folgenden Standpunkt vertreten: „Selbst eine starke Ausrottung der Besten, wie sie durch Kriege stattfinde, schade nichts (?! d. Ref.), weil der gute Volkskörper oft wieder imstande sei, die Lücken zu ersetzen." Eine derartige Ansicht ist denn doch alles andere als rassenhygienisch. Man sollte eigentlich nur über etwas schreiben, wovon man etwas versteht.

Moll führt gegen die Sterilisierung Minderwertiger ein sonderbares Argument ins Feld. „Wenn man die Eugenik durch Sterilisierung wirklich durchführen will, müßte man sämtliche Vollgeschwister des die Nachkommenschaft Gefährdenden ebenfalls sterilisieren (? d. Ref.). Gerade die Eugeniker nehmen an, daß in den Keimzellen die minderwertige Erbmasse verankert ist, und zwar in den Erbfaktoren. Diese Erbfaktoren sind aber bei Vollgeschwistern dieselben (?! d. Ref.), auch wenn sie vollständig gesund erscheinen." Hier fehlt es offenbar an den Grundbegriffen der Erblichkeitslehre. Weiterhin heißt es noch einmal, daß Geschwister „nach der Theorie der Eugeniker (?) genau dieselben Erbkeime" haben müßten. Die Erfahrungen am Stammbaum Nougaret sollen zeigen, daß das Mendelsche Gesetz sich nicht bewahrheitet habe (? d. Ref.).



Natürlich führt Moll auch den beliebten Fall Beethoven ins Feld: „Aber noch einen Mann will ich hier nennen, dessen Existenz Hunderttausende von Geisteskranken aufwiegt, Beethoven. Und nun stelle man sich vor, welch unermeßlicher Schatz der deutschen Kunst und nicht nur der deutschen verlorengegangen wäre, wenn man den Vater von Beethoven aus eugenischen Gründen sterilisiert hätte! Die ganze Unhaltbarkeit der praktischen Eugenik, wie sie von einzelnen vertreten wird, erweist sich am besten durch ein solches Beispiel." (? d. Ref.) Man muß hier an Moll die Frage richten, ob er im Ernst glaubt, daß Psychopathen häufiger geniale Kinder haben als normale Menschen; und wenn etwa ja, warum er dann nicht die Vermehrung der Psychopathen befürwortet. Moll weist darauf hin, daß es Zeiten gegeben habe, wo fast die ganze Bevölkerung in den Städten von Syphilis und Trunksucht befallen war. „Hätte man damals nach den Sterilisierungsvorschlägen, wie sie heute gemacht werden (? d. Ref.) gehandelt, so wäre die ganze Menschheit (? d. Ref.) ausgestorben." Dazu ist erstens zu sagen, daß kein Rassenhygieniker Sterilisierungsvorschläge wie die von Moll behaupteten vertritt, und zweitens, daß von der städtischen Bevölkerung früherer Jahrhunderte in der Tat so gut wie kein Nachwuchs mehr vorhanden ist. Auch von der Sterilisierung von Verbrechern will Moll nichts wissen: „Die Forderung der Eugeniker wäre nur dann berechtigt, wenn nachzuweisen wäre, daß insbesondere die schweren Verbrecher nahezu ausschließlich oder zum bei weitem größten Teil die Kinder von Verbrechern sind" (? d. Ref.). „Auch die Annahme, daß etwa der Gewohnheitsverbrecher durch das wiederholte Verbrechen beweise, er sei eine krankhafte Natur, trifft nicht zu" (? d. Ref.).

Moll glaubt an eine spontane „Regeneration". „Bei dem Vorschlag der Sterilisierung wird gewöhnlich die Bedeutung der Regeneration außer acht gelassen." Eine biologische Begründung dieser unklaren Vorstellung versucht er gar nicht; statt dessen beruft er sich auf „Forscher" wie Roth, Georg Hirth, „besonders aber Reibmayr".

Die letzten Seiten des Kapitels über „Eugenik" tragen die Ueberschrift „Die Notwendigkeit des Aufstieges". Hier sucht Moll zu zeigen, daß im kaiserlichen Deutschland der Adel und zumal die Hofkreise weitgehend degeneriert und in großem Umfang sittlich verkommen waren. Seitenlang werden Skandalgeschichten über sexuelle Perversionen und ähnliche Dinge erzählt, die wohl alle eine reale Unterlage haben, in dem Kapitel über „Eugenik" aber peinlich wirken. Man hat das Gefühl, als solle der neue politische Zustand in Deutschland durch Herabsetzung der früheren Oberschicht moralisch gerechtfertigt werden. „Sicher aber scheint es mir, daß ein allgemeiner (?! d. Ref.) Aufstieg sich in Deutschland vollziehen muß, teils dadurch, daß die mittleren und unteren Schichten (Schichten! d. Ref.) in Führerstellen kommen, teils dadurch, daß durch Mischehen der früheren Führerschichten mit tieferen Klassen eine Regeneration (? d. Ref.) erfolgt." „Jedenfalls ist der Aufstieg von unten nach oben notwendig." „Die allmähliche Entwicklung nach oben ist aber an sich wünschenswert." Er glaubt Anzeichen dieses von ihm begrüßten „Aufstiegs" darin zu erkennen, daß die Studenten der Universität Berlin im Jahre 1925 zu einem viel höheren Prozentsatz als früher aus dem unteren Mittelstand und aus dem Arbeiterstand stammten. Für das Verhängnis, das in dem Aussterben der aufgestiegenen Begabten in den

oberen Schichten liegt, ist er blind. Die unklare, aber weitverbreitete Vorstellung, daß der gesellschaftliche Aufstieg allgemein sein könne und daß er zugleich einen Aufstieg der Kultur und der Rasse bedeute, hat wohl nirgends einen so typischen Ausdruck gefunden als bei Moll. Ich nehme zu seinen Gunsten an, daß die anderen Abschnitte, die er für das Handbuch geschrieben hat und die weniger in mein Fachgebiet fallen, solider sind. Daher wird das Urteil nur über das eugenische Kapitel zu lauten brauchen: Si tacuisses!

Der elfte Hauptabschnitt (S. 1167—1274) von Dr. S. Jeßner behandelt die sexuelle Ethik, Pädagogik und Aufklärung. Das Ziel der Ethik ist für Jeßner, „jedes Individuum zu einem wahrhaft glücklichen Menschen und beglückenden Mitmenschen zu machen — jede soziale Gemeinschaft zu einer Stätte des Wohlergehens aller ihrer Mitglieder und des friedlichen Wetteifers mit allen übrigen sozialen Gemeinschaften auszugestalten" (S. 1169). Dieser Wertmaßstab ist allerdings nicht ganz widerspruchsfrei und eindeutig; denn es ist nicht wohl möglich, daß das Glück jedes Individuums mit dem Glück jedes anderen und dem Wohlergehen der Gemeinschaft vereinbar sei. Jeßner sagt zwar: „In einem Konflikt zwischen Individualethik und Sozialethik muß letzfere das Vorrecht haben" (S. 1217); hier wird also die sozialeudämonistische Wertung als die entscheidende angenommen; in der Anwendung auf einzelne Gebiete wird dieser Standpunkt aber nicht immer von ihm festgehalten. Er meint, die von Kant gegebene Einteilung in individuelle und in soziale Sexualethik sei nicht streng durchführbar. Er scheint aber dabei etwas anderes, nämlich die Wertung des individuellen und die des sozialen Wohles im Auge zu haben. In dieser Hinsicht ist eine Scheidung in der Tat nicht durchführbar; denn es kann nur ein letztes Prinzip der Ethik geben. Meines Erachtens hat sich die Individualethik mit dem Verhalten des Individuums zu beschäftigen, die Sozialethik mit dem der Gemeinschaft. Später auf S. 1239 weist Jeßner treffend der sozialen Sexualethik die „Regelung des Sexuallebens durch soziale Maßnahmen" zu; und auf S. 1245 heißt es: „Was hat die soziale Gemeinschaft zu tun, um auf direktem Wege die Sexualität in ethisch vollwertige Bahnen zu lenken?" Leider aber ist seine Fragestellung nicht überall so klar; stellenweise geht vielmehr die Einteilung nach dem Ziel (individuelles oder soziales Wohl) mit der nach dem handelnden Subjekt (Individuum oder Gesellschaft) durcheinander.

Der Rassenhygiene wird Jeßner besser als Moll gerecht: „Zweifellos ist das Ziel „Eugenik" des Schweißes der Edlen wert. Welcher Ethiker würde sich nicht dafür begeistern! Die Begeisterung für dieses Ziel ist ja die treibende Kraft bei allen idealen ethischen Forderungen. Aufwärts in Richtung körperlicher und seelischer Vervollkommnung! In Richtung des Gesunden, des Guten und Schönen! Doch hart im Raume stoßen sich die Gedanken" (? d. Ref.). Hier scheint es sogar, als ob das rassenhygienische Ideal das letztlich entscheidende Wertprinzip sein solle. Auf S. 1232 heißt es allerdings: „Das Wort Rassenverbesserung ist zu vermeiden" (Aha! d. Ref.).

Jeßner vertritt den Standpunkt, „daß die Sexualethik, gestützt durch biologische Beweise und soziale Tatsachen, in der Regel dem Manne gegenüber bis zum 25. Lebensjahre, den Frauen gegenüber bis zum 20. Lebensjahre die Pflicht der Abstinenz als ideale Forderung aufstellen muß." Mir scheint die Aufstellung

solcher Jahresgrenzen nicht unbedenklich zu sein. Wie steht es z. B. mit Mädchen von 21 Jahren? Jeßner spricht sich darüber nicht eindeutig aus. Man kann seine Meinung aber erschließen, wenn man auf S. 1227 liest: „Man muß es überhaupt prinzipiell auch vom ethischen Standpunkte aus aussprechen, daß es keinen Dritten, keine Gemeinschaft (? d. Ref.), keine Rechtsprechung angeht, wenn und wieviel vollmündige Menschen, gleichgeschlechtliche oder ungleichgeschlechtliche, ihre Sinnlichkeit hinter geschlossenen Türen, bei verhängten Fenstern befriedigen, sofern sie darüber konform denken." Mir scheint, hier hat er das individualeudämonistische Prinzip doch als letztlich entscheidend angesehen, ebenso wenn er auf S. 1193 meint, daß „keine Ethik gesundheitsfeindliche Forderungen aufstellen darf". Letzterer Satz bezieht sich auf die Frage der Abstinenz. Wenn er hier seinen Satz vom Vorrang des Gemeinwohls vor dem individuellen anwenden würde, so würde er aber wohl zu der Folgerung kommen müssen, daß auch die individuelle Gesundheit gegebenenfalls hinter dem Gemeinwohl zurückzustehen habe.

In dem Kapitel „Eheersatz" heißt es: „Jetzt gilt es für die ethischen Kämpfer kommender Jahrtausende loszumarschieren, sich durch Gestrüpp hindurchzuschlagen, Sümpfe zu durchwaten, Hürden zu überspringen, Gewässer zu überbrücken, Berge zu übersteigen, kurz Hindernisse aller Art wegzuräumen, die die Stärke der Triebe, die Schwäche der Menschen, der Kampf ums Dasein, die Zivilisation, die Konvention und die zu weit gehende Duldung auf dem Wege errichtet haben." Auch sonst neigt die Ethik Jeßners gelegentlich zu Phrasen. Unter den Arten des Eheersatzes stellt er die „gebundene freie Liebe" am höchsten, sodann die „ungebundene freie Liebe", während er die Prostitution viel ungünstiger beurteilt, da bei ihr die Verbindung der seelischen mit der körperlichen Liebe nicht gewahrt sei. In dieser Verbindung sieht Jeßner überhaupt ein entscheidendes Wertprinzip der Sexualethik.

Bei dieser Gelegenheit mag angemerkt werden, daß Moll in seinem Kapitel über die Prostitution diese im Vergleich zur „freien Liebe" erheblich anders bewertet. Er hält „von allen Formen der außerehelichen Beziehungen die Prostitution für die am wenigsten bedenkliche". Von der „freien Liebe" dagegen meint er: „Das Weib, das sich einem Manne in freier Liebe verbindet, ist beim Auseinandergehen stets die Geschädigte" (S. 485).

Mit der Frage des Frauenüberschusses setzen sich weder Jeßner noch Moll ernstlich auseinander; und doch liegt dort meines Erachtens eines der Kernprobleme der sozialen Sexualethik. Jeßner hofft, den Frauenüberschuß durch Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit herabsetzen zu können. Er geht dabei von der Erfahrungstatsache aus, daß mehr männliche als weibliche Säuglinge sterben. Die Uebersterblichkeit der Knaben beruht aber, wie ich gezeigt habe, gerade auf inneren Ursachen (geschlechtsgebundenen krankhaften Erbanlagen); die Ausschaltung der Säuglingssterblichkeit aus äußeren Ursachen erhöht folglich die relative Uebersterblichkeit der Knaben, statt sie herabzusetzen, und der Weg, der Jeßner vorschwebt, führt daher nicht zum Ziel.

Jeßner erklärt die rechtliche Unterscheidung des ehelichen und des unehelichen Kindes für eine Ungerechtigkeit und tritt für ihre Aufhebung ein. Auch hier hat er sich meines Erachtens von individualistischen, nicht von wahrhaft sozialen Gesichtspunkten leiten lassen. Die Aufhebung des Unterschiedes zwischen

Ehelichen und Unehelichen ist auf die Dauer eben gleichbedeutend mit der Aufhebung der Ehe selber; und die Ehe ist eine unentbehrliche Forderung der sozialen Sexualethik.

Sehr mit Recht tritt Jeßner meines Erachtens für wirtschaftliche Förderung der Ehe durch Abstufung der Gehälter nach dem Familienstande und der Kinderzahl ein. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß er diese Frage, die von entscheidender Wichtigkeit ist, ausführlicher erörtert hätte. So wäre die Forderung zu stellen, daß die Familienzulagen proportional dem Grundgehalt zu sein hätten. Am besten könnte der Ausgleich der Familienlasten wohl durch sehr ausgiebige Unterschiede der Besteuerung herbeigeführt werden. Bemerkenswert ist, daß Jeßner im Interesse der Gesundung des Geschlechtslebens für das Alkoholverbot eintritt, wie es die Vereinigten Staaten mit bestem Erfolge durchgeführt hätten. Die Schäden des Wohnungswesens und der Frauenarbeit, die Jeßner abstellen möchte, sehe ich in der Hauptsache nur als Symptome an, die man für sich kaum beseitigen kann.

Als Indikation zur künstlichen Unterbrechung der Schwangerschaft will Jeßner ausschließlich die Bedrohung des mütterlichen Lebens durch den Fortbestand der Schwangerschaft gelten lassen. Die rassenhygienische Indikation lehnt er mit der ungenügenden Begründung ab, daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, daß von minderwertigen Eltern ein gesundes Kind stamme. Meines Erachtens sollte man die Entscheidung in praktischen Fragen aber nicht auf vage Möglichkeiten, sondern auf Wahrscheinlichkeiten gründen. Auch die Verhütung der Befruchtung aus Rücksicht auf die Uebervölkerung will Jeßner nicht als berechtigt anerkennen. Er sagt: „Die Verhütung der Schwangerschaft bezeichnet man als Malthusianismus bzw. Neomalthusianismus. Ihr Zweck (? d. Ref.) ist der sogenannte Präventivverkehr." Dazu ist zu bemerken, daß der Malthusianismus bzw. der Neomalthusianismus sozialmoralische Systeme sind, während man die Präventivtechnik als solche nicht Neomalthusianismus nennen sollte.

In dem Kapitel über sexuelle Aufklärung tritt Jeßner mit dankenswerter Entschiedenheit für biologischen Unterricht in den Schulen ein. Die für den naturwissenschaftlichen Unterricht nötige Zeit könne auf Kosten des philologischen gewonnen werden, wenn nur der gute Wille dazu da wäre. „Das ist aber bei den Altphilologen, die ja schließlich den Gymnasien heute noch fast ganz die Richtung geben, nicht der Fall. Sie geben ihre Macht nicht aus der Hand, trotzdem für ihr Gebiet sicherlich noch Zeit genug zu dem grundlegenden Wissen übrig bleibt. Wenn jedes altphilologische Fach ein bis zwei Stunden in der Woche den Naturwissenschaften abtreten würde, dem zu beklagenden Uebel wäre abgeholfen" (S. 1256). In der Alkoholfrage war Jeßner nicht zu solchen Kompromissen bereit; dort sagte er: „Wie der einzelne Mensch von einer schädlichen Gewohnheit meist leichter frei zu machen ist durch einen schroffen Uebergang zur völligen Entsagung als durch allmähliches Entwöhnen — so wird auch die Masse Volk sich durch das absolute Verbot bei der nötigen Konsequenz und Energie in der Durchführung eher zur völligen Abstinenz als durch das Belehren zur Mäßigkeit bringen lassen." Die Durchführbarkeit eines Alkoholverbots für Deutschland glaube ich für die nächste Zeit zwar bezweifeln zu müssen. Die scholastische Bildung oder vielmehr Unbildung aber kann, wie ich die Lage



beurteile, nicht auf dem Wege der Belehrung überwunden werden. Hier wären energischere Mittel angezeigt; und schließlich wird sie ja einmal infolge ihrer eigenen inneren Hohlheit zusammenbrechen.

In der zweiten Auflage des Mollschen Handbuches war das Kapitel über Sexualethik nicht von Jeßner, sondern von Prof. Dr. Seved Ribbing in Lund bearbeitet worden, der einen viel konservativeren Standpunkt einnahm. Jeßner dagegen glaubt, eine „voraussetzungslose Ethik" (S. 1257) bieten zu können. Eine solche ist nun allerdings nicht wohl möglich; der letzte Wertmaßstab ist vielmehr in jeder Ethik schon vorausgesetzt und notwendig unbegründbar; eine Begründung würde ihn von einem andern Wertprinzip abhängig machen; und dann würde dieses wieder vorausgesetzt sein. Bei Lichte besehen ist Jeßners Ethik nur ein Ausdruck der moralischen Anschauungen des modernen, von der mosaischen Gebundenheit emanzipierten Großstädters. Aehnliches gilt übrigens auch von den moralischen Wertungen in Molls Kapiteln. Lenz.

Wolf, Julius, Die neue Sexualmoral und das Geburtenproblem unserer Tage. VIII und 182 Seiten. Jena, Gustav Fischer. 1928.

Das vorliegende Buch des bekannten Staatswissenschaftlers, der das außerordentliche Verdienst hat, als erster unter seinen Fachgenossen die sexualpsychologische Wurzel des neuzeitlichen Geburtenrückganges erkannt und unabhängig von der gleichzeitigen Diagnosenstellung des Sozialhygienikers Grothjahn die Rationalisierung des Geschlechtslebens vom nationalökonomischen Blickpunkt erfaßt zu haben, hat zwei Teile. Im ersten wird, wie das Vorwort erläutert, das ganze Gebiet der Sexualität, soweit es für das Geburtenproblem in Betracht kommt, abgegangen. Im zweiten werden die politischen Konsequenzen aufgezeigt, die sich aus der Sexualmoral in verschiedenen Teilen der Welt für das Abendland ergeben.

Wolf beginnt mit einer ironischen Hinwendung zu Lujo Brentano, mit dessen Wohlstandstheorie er sich schon früher auseinandergesetzt hatte und der entgegenzutreten er infolge einer jüngeren Veröffentlichung Brentanos sich nun erneut veranlaßt fühlt. Da dem Ref. die Arbeiten Brentanos nicht gleichzeitig vorliegen, ist ihm eine Ueberprüfung der Grundlagen für die polemischen Ausführungen Wolfs im einzelnen nicht möglich. Er kann daher auch nicht entscheiden, ob der Ton, in den Wolf seine Kritik und Erwiderung kleidet, etwa nur ein Widerhall ist. Immerhin darf gesagt werden, daß die Form der Wolfschen Polemik in einem wissenschaftlichen Werk und gegenüber einem Gegner von hohem wissenschaftlichem Ansehen befremdlich, vor allem aber auch der sachlichen Eindruckskraft seiner Ausführungen abträglich ist. Dieses gerade bedauert Ref. desto mehr, als er in dem materiell Wesentlichen durchaus den Standpunkt Wolfs teilt und den Versuch Brentanos, die Geburtenabnahme auf die Wohlstandszunahme als Ursache zurückzuführen, für abwegig hält.

Bei dem Bemühen, das spezifisch Menschliche am menschlichen Geschlechtstrieb darzustellen und den Unterschied zwischen dem menschlichen und dem tierischen Geschlechtstrieb zu erfassen, kommt Wolf über eine nicht sehr belangvolle, mit allzu anthropomorphischen Argumenten gestützte Kritik an der Behauptung Brentanos, daß der tierische Trieb nur durch erhöhte Tätigkeit der Keimdrüsen erzeugt werde, der menschliche dagegen seine Regulierung durch die Gehirntätigkeit erfahre, nur wenig hinaus. An positivem Einsichts-

gewinn ist die Feststellung zu vermerken, daß der Mensch sich im Gegensatz zum Tier seines Triebes mehr oder weniger bewußt wird und daß er dieses sein Wissen nutzt. Die Sexualität des Mannes und die Sexualität des Weibes, die Wolf in ihren charakteristischen Merkmalen darzustellen und gegeneinander abzugrenzen unternimmt, werden von ihm im wesentlichen nur durch literarische Zeugnisse beleuchtet, wobei er so verschiedenwertige Zeugen wie Niewenhuis, Robert Michels, Vierkandt einerseits, Frobenius und Krische andererseits, sowie von Medizinern Ellis neben A. Bauer, weiterhin neben der Wissenschaft die Belletristik und neben der Erfahrung die Dichtung in buntem Durcheinander heranzieht. Es geht ihm bei alledem um den Nachweis, daß die weibliche Sexualität weniger primitiv und weniger kulturlos als die männliche, dagegen an Intensität ihr gleich ist; was sie an Verbildung und Pervertierung wohl in stärkerem Maße aufweist als die Sexualität des Mannes, sei Wirkung der Erziehung und Konvention. Im wesentlichen unterstreichen seine Ausführungen nur die allgemeine Erfahrungstatsache, daß im Zentrum der männlichen Sexualität die Detumeszenz, der weiblichen die Kontrektation steht. Hieraus den Gegensatz zwischen erotischer Kultur und erotischer Unkultur herzuleiten und dem männlichen Liebes- und Geschlechtsleben die größere Primitivität zuzuweisen, erscheint nicht als berechtigt. Auch und gerade auf diesem Gebiete ist die Frau die naturnähere geblieben, auch die „moderne" Frau, deren Wandlungen — soweit sie nicht nur neurotische Protestreaktionen oder degenerative Verbildungen sind — nicht eine Entfernung von der Natur zur „Kultur" hin, sondern im Gegenteil eine noch unmittelbarere Naturverbundenheit erstreben. Und eine Betrachtung der Geschichte der menschlichen Seele zeigt doch wohl, daß wesentlich nur das männliche Liebes- und Geschlechtsleben jene Zwiespältigkeit und tragische Zerrissenheit aufzuweisen hat, die aus dem Kampf zwischen der männlichen Natur und Kultur, zwischen seinem „Fleisch" und seinem „Geist" erwachsen sind, während das Liebesleben des Weibes die ihrem Wesen nach immer gleiche Auswirkung naturhafter Urkräfte offenbart — in seinen äußeren Erscheinungen wechselnd nur in Anpassung an das wechselnde männliche Geschlechtsempfinden. Auch medizinisch-psychologisch betrachtet ist die Sexualität der Frau die primitivere und daher auch die körperlich-seelisch einheitlichere. In diesem Zusammenhange beachtlich ist der Hinweis Wolfs auf den Erkenntniswert der starken geschlechtlichen Erregung weiblicher Geisteskranker, jedoch schließt dieser Erkenntniswert nicht ein, sondern aus, daß an dem Verhalten psychotischer und neurotischer Frauen die gesunde weibliche Sexualität beurteilt werden kann; die Bezugnahme auf die Erfahrungen Pfisters, die ein fraglos pathologisches Material betreffen, entbehrt daher der beweisenden oder auch nur beispielsweisen Bedeutung.

Erst wenn er den Schritt aus dem „Vorhof" der Bevölkerungstheorie in den „Tempel" tut, betritt Wolf den Bereich seiner wissenschaftlichen Ueberlegenheit gegenüber aller begrifflichen Verwirrung und tendenziösen Einengung des Urteils — wobei ihm freilich, wie wir noch sehen werden, der Weg ins Freie einer bevölkerungsbiologischen Betrachtung trotz allem verbaut bleibt.

Grundlegend ist die Feststellung, daß es keinen Zeugungstrieb, sondern nur einen Zeugungswillen gibt, und daß dieser Zeugungswille niemals aus dem

Geschlechtstrieb werden, sondern immer nur zu ihm hinzutreten kann. „Der Geschlechtstrieb bleibt Geschlechtstrieb, auch wenn seine möglichen Folgen in das Bewußtsein eintreten. Erst die Bejahung dieser Folgen konstituiert den Zeugungswillen, in dieser Bejahung geht der Zeugungswille dann ganz auf. Er ist nichts als diese Bejahung." In der Regel besteht diese Bejahung aber faktisch nur in dem gewollten Zulassen der Folgen des Geschlechtsverkehrs, in dem Nichtgebrauch von Präventiv- und Abortivmitteln, so daß der sog. Zeugungswille letzten Endes lediglich ein — Zeugungsnichtwiderwille ist. Es sei auch nicht etwa so, daß z. B. in Fällen wie der Bergarbeiterfamilie, bei der Brentano eine stattliche Anzahl von Kindern im Zimmer, zum Teil auf dem Fußboden kriechend fand, und „ein ziemlich erwachsenes lag in einem Bett, nicht weil es krank war, sondern weil es keine Kleider hatte; und trotz dieses Elends stand die Geburt eines weiteren bevor" — es sei also nicht etwa so, daß hier die Kinder um des Geschlechtsgenusses willen gewollt werden. „Gewollt" wird lediglich der Geschlechtsgenuß — betont dieser schiefen Auffassung gegenüber Wolf in der Sache zutreffend, in der Formulierung nicht ganz unmißverständlich. Im Sinne seiner eigenen prinzipiellen Klarstellung würde es besser heißen: der Trieb ist nur auf den Geschlechtsgenuß gerichtet, wobei aber die Verhütung seiner Folgen nicht gewollt wird. Wolf unterscheidet drei Entwicklungsstufen in der Beziehung zwischen Geschlechtstrieb und Zeugungswillen: Auf der ersten Stufe überläßt man sich unreflektiert dem Geschlechtstrieb; unerwünschte Folgen werden nachträglich abgewehrt. Auf der zweiten Stufe wird das Zulassen der Folgen des Geschlechtsverkehrs gefordert, eine Stellungnahme zu unerwünschten Folgen verboten, die Zeugung eine normative. Auf der dritten Stufe wird die gott- oder naturergebene Hinnahme der Folgen abgelehnt, vielmehr die Anpassung der Kinderzahl an die ökonomischen Möglichkeiten und Bedürfnisse des einzelnen gefordert und zumeist mittels Präventivverkehrs geübt; damit ist ein individueller Zeugungswille bzw. Zeugungswiderwille entstanden auf dem Boden und mit der Wirkung der Rationalisierung des Geschlechtslebens. In dieser offenbart sich die neue Sexualmoral und damit der entscheidende Grund für die Besonderheiten der Geburtlichkeit unseres Zeitalters.

Referent hat vor nun schon länger als zehn Jahren die Wandlungen des Fortpflanzungsgedankens und -willens innerhalb der europäischen Kultursphäre in einer wesentlich an den Erschließungen der modernen Sexualforschung orientierten Abhandlung (Bonn 1918) darzustellen versucht. Es war ihm dabei vor allem um die Erfassung der Höhenlinie der Entwicklung zu tun, die er damals schon bis zu dem Kampfe verfolgen konnte, in dem Trieb und Bewußtheit widereinander stritten und der Sieg dieser über jenen bereits entschieden war. Aber welcher Geist in Zukunft die Bewußtheit erfüllen, welche „ratio" den individuellen Zeugungswillen und Zeugungswiderwillen bestimmen, welches Ausmaß und welche bevölkerungspolitische Bedeutung der in allen Bereichen des Abendlandes fortschreitende Geburtenrückgang gewinnen werde — das konnte noch nicht abgeschätzt werden; denn die Geburtlichkeit und ihre Bedingungen sind abhängig von der jeweiligen Sexualmoral — alle anderen Faktoren sind demgegenüber unerheblich —, und die weitere Entwicklung der Sexualmoral war damals noch nicht

voraussehbar. Sie ist es im einzelnen zwar auch jetzt noch nicht, aber Richtung und Ziel lassen sich doch so weit überblicken, daß nunmehr Wolf eine bis in alle Verästelungen und Unterströmungen reichende Inbeziehungsetzung zwischen ihr und den Erscheinungen des Geburtenrückganges wagen und darauf eine annähernde Prognose der internationalen Geburtlichkeit gründen kann, deren Richtigkeit und Wert freilich durch die völlige Außerachtlassung qualitativ-bevölkerungspolitischer Gesichtspunkte in Frage gestellt werden.

Die von Wolf von jeher hervorgehobene Bedeutung der Konfessionalität und der Parteizugehörigkeit für den Zeugungswillen wird durch neues statistisches Material beleuchtet und durch das interessante Zeugnis des französischen Generals Denvignes illustriert. Diese — vielfach mißverstandene — Bedeutung beruht auf der Beziehung des politischen und konfessionellen Verhaltens zu der Mentalität, aus der heraus verantwortungsbewußt gezeugt wird. Der Wohlstand hingegen — bei dem, beiläufig bemerkt, zwischen dem Volkswohlstand und den typischen wirtschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Volksschichten streng unterschieden werden muß — gibt an und für sich von solcher Mentalität keine Kunde, da er eine rein materielle Erscheinung sein kann und insoweit für die sexualpsychische Struktur der betreffenden Individuen und Gruppen ohne Belang ist. Nur eine Verknüpfung des materiellen mit einem kulturellen Anstieg, mit anderen Worten: nur die Umstimmung der Mentalität mit ihrem sexualmoralischen Gehalt, die eine Steigerung des Wohlstandes in der Regel begleitet und z. B. bei der „Emanzipation des vierten Standes" die soziale Veränderung an realer und an Erlebnis-Bedeutung weit überragt, bewirkt oder steigert die Rationalisierung der Zeugung. Daher muß man mit Wolf den Versuch, in der großen Abnahme der Fruchtbarkeit beim Proletariat einen Beweis für die ursächliche Bedeutung der Wohlstandszunahme als solcher zu erkennen, als abwegig bezeichnen. Auch den übrigen angeblichen statistischen Beweisen Brentanos und seiner Berufung auf das „Gesetz der zunehmenden Konkurrenz der Genüsse" wird durch die Ausführungen Wolfs und seine Belege aus deutschen und außerdeutschen Städten die Stütze entzogen. Beizupflichten ist dem Verfasser auch in der Ablehnung der ursächlichen Bedeutung der Präventivtechnik für den Geburtenrückgang; ihre nach Ansicht des Ref. auch schon als Mittel zum Zweck im allgemeinen stark überschätzte Bedeutung für die effektive Geburtenverhütung (trotz eines schätzungsweisen Jahresverbrauches von 80—90 Millionen Condoms in Deutschland) wird erst durch die neue Sexualmoral bestimmt; sie nämlich öffnet den Zugang zu den Präventivmitteln, was nicht ausschließt, daß das Angebot und die Präventivpropaganda in vielen Einzelfällen auch eine bisher widerstrebende Sexualmoral auf psychischem Wege für sich gewinnen (siehe hierüber das einschlägige Kapitel in Max Marcuse: „Die Ehe", Berlin 1927).

Die moderne Ehekrise sucht Wolf als eine Krise des Verheiratetseins, nicht des Heiratens nachzuweisen und den hier wieder evidenten Zusammenhang zwischen Sexualmoral und Zeugungswillen als eine Auswirkung der veränderten Eheauffassung beider Geschlechter, vornehmlich aber des weiblichen, im wesentlichen nur in der Ehe aufzuzeigen. Ref. sieht hier allerdings vom Blickpunkt des

medizinischen Psychologen den Sachverhalt zum Teil anders. Die Bedeutung der Emanzipation der Frau für das Bevölkerungsproblem wird von Wolf namentlich an dem Frauenleben und der Ehe in der Union beleuchtet, wo die Sitten und Anschauungen dem „Matriarchat" entgegengehen, obschon man der Annahme sein dürfe, daß das Pendel beim Zurückschwingen ist und daß die Frau es wagt, sich dem Worte „weiblich" wieder zu nähern (Leitich). Schon hier sei dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß Wolf die Arbeit von Walter Knoche noch nicht bekannt sein konnte, die über den Zusammenhang zwischen dem nordamerikanischen „Gynarchat" und der Abkehr der dortigen Frau von der Mutterschaft sehr eindrucksvolle anthropogeographische Aufschlüsse gibt.

Die Reproduktionsaufgabe eines Volkes hängt im wesentlichen von der Sterblichkeit der Bevölkerung ab, dahinter von dem Entwicklungsgrade der Menschenökonomie. Für das deutsche Volk stellt Wolf nach beiderlei Richtung eine leidlich günstige Prognose. Er hält es für wahrscheinlich, daß wir mit einem weiteren Sinken der Sterblichkeit zu rechnen haben, und sieht das höchstmögliche Durchschnittsalter der Sterbenden bei uns noch nicht erreicht. Und zur Menschenökonomie ist ja überhaupt erst unsere Zeit gelangt: „Was hinter ihr liegt, war Raubbau an der menschlichen Arbeitskraft . . . Aber auch heute noch stehen wir am Anfang. Zurzeit fehlt auch noch der vom niedrigen Kapitalzins und hohem Arbeitslohn zusätzlich ausgehende Anreiz für eine mehr arbeitshygienisch wertvolle Durchrationalisierung der Betriebe." Unter diesen Umständen findet Wolf die Reproduktions-Aufgabe für das deutsche Volk nicht so groß, daß die hinter ihr zurückbleibende Reproduktions-Intensität eine so verzweifelte Lage, wie sie den Politikern vielfach sich darstellt, geschaffen hätte: „Berlin entscheidet die Lage in Deutschland nicht. Es liegt kein zwingender Grund vor, zu glauben, daß alle Bezirke der Geburtsziffer zustreben, mit der sich die geburtsärmsten bescheiden. Auch unter der neuen Sexualmoral müssen der örtlich verschiedene Altersaufbau, die örtlich verschiedenen Lebensbedingungen, die örtlich verschiedenen Aufstiegsmöglichkeiten usw. sich in der Geburtenhäufigkeit auswirken. Auch kommt für einen nicht ganz kleinen Teil der Bevölkerung die neue Sexualmoral kaum überhaupt je in Frage." Eine Vergleichung der europäischen Geburtlichkeit zeigt — abweichend von den Verhältnissen bis 1924 — den „Vorrang" von England, Deutschland und der Schweiz gegenüber Frankreich bezüglich der niedrigen Nachwuchsziffer. „Von nun an hat das Geburtsland von Malthus als das Land zu gelten, das in Europa am konsequentesten die Geburtenziffer ‚kontrolliert', ihm folgen Deutschland und die Eidgenossenschaft auf dem Fuße. Die Neueinstellung Frankreichs ist deutlich durch den Krieg bewirkt. England hat aus dem Kriegserfolg nicht die gleiche Konsequenz gezogen, seine (individuelle) Geburtenpolitik vielmehr ganz so wie die neutral gebliebene Schweiz und wie das geschlagene Deutschland orientiert." Die bevölkerungsstatistischen Erwägungen, die dieser Beurteilung zugrunde gelegt sind, scheinen dem Ref. nicht durchaus unanfechtbar zu sein, indessen fühlt er sich zu einer Kritik hier nicht kompetent genug.

Aus der Betrachtung der überseeischen Bevölkerungsbewegung interessieren besonders die Rassenprobleme, die ja schließlich von hier aus

ihrer Entscheidung zugeführt werden. Der Anteil der Weißen und der Neger an der Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug:

	% der Bevölkerung	
	Weiße	Neger
1860	85,6	14,1
1920	89,7	9,0

Aus diesem Sachverhalt im Verein mit der seit langer Zeit nur „weißen" Einwanderung und der größeren Sterblichkeit nebst fortschreitender „Assimilierung" der Neger ergebe sich, daß eine Negergefahr, überhaupt ein eigentliches Negerproblem in der Union nicht existiert. Dagegen könne noch immer eine Rassengefahr für die Weißen in den Mulatten gesehen werden, von denen es in den Vereinigten Staaten

1870	600 000
1910	2 000 000

gab. Immerhin: „The superior white race will supplant the mulattoes" (East). Ganz anders liegen die Verhältnisse in Mittel- und Südamerika. Wolf unterstreicht die hohe Geburtenziffer (30—40) in Südamerika, namentlich in dessen südlichen Staaten, „wo das weiße Blut eine verhältnismäßig größere Rolle spielt", und zitiert zur Beleuchtung der südamerikanischen Sexualmoral, die noch „den Kindersegen in breiter Fülle hereinströmen" und sogar „die Neueinwanderer fremder Nationalität von dem Kinderreichtum der Einheimischen angesteckt" werden läßt, W. Manns Buch: Volk und Kultur Lateinamerikas (1927).

Wenn man mit diesen Ausführungen Wolfs die schon erwähnten Auseinandersetzungen von Walter Knoche vergleicht, wird ein Mangel der Wolfschen Betrachtungsweise deutlich, der dem vorliegenden Werke auch sonst, wie schon wiederholt angedeutet wurde, anhaftet und auch bei überwiegender Uebereinstimmung in wesentlichen Fragen die Verständigung mit dem Biologen erschwert. Die rassenpsychologischen und biosoziologischen Darlegungen von Knoche, der auf die Beziehungen zwischen Besiedelung und Rassenschicksal an den historisch-geographischen Verhältnissen Nord- und Südamerikas höchst anregend hinweist, lassen die Unzulänglichkeit des Wolf verfügbaren Materials erkennen und erweisen seine optimistischen Ausdeutungen als revisionsbedürftig. Den Referenten wenigstens überzeugen die Feststellungen und Begründungen Knoches davon, daß „die beiden (an sich sehr unterschiedlichen. Ref.) Wege der Kolonisation, der nordischen wie der iberischen, zum Untergange der weißen Rasse in den eroberten Ländern führen, wobei die nordische Kolonisation noch besonders schwerwiegende Folgen für die europäischen Mutterländer hat".

Fesselnd sind Wolfs Darlegungen „zur Sexualmoral des Ostens". Auch der Russe ist „intellektualisiert", aber der russische Intellektualismus ist ein wesentlich anderer als der abendländische. Dieser ist etwas spezifisch Bürgerliches, während der Russe auch als Intellektueller Stimmungsmensch bleibt. Er macht den Intellekt seinem kontrapunktischen Wesen, nicht aber wie der intellektualisierte Abendländer sein ganzes Wesen dem Intellekt hörig. Selbstverständlich muß dieser Zug auch in der Sexualmoral zum Vorschein kommen. Auch die neuere sowjetistische Sexualmoral, die A-, nicht Unmoral ist und bleiben will, wird nach Wolf den Russen — den einzelnen wie die Masse —

einer „rechenhaften" Zeugung abgeneigt machen. Man will nur den Verkehr vom erotischen „Beiwerk" befreien: „Die Ehe- und Liebesverhältnisse sind nicht unsittlich, sondern nur öffentlich. Rußland ist kein Sündenpfuhl, sondern ein naturwissenschaftliches Lesebuch" — zitiert Wolf aus J. Roth und fragt nun, was die Zeugung in dieser „Uebersteigerung alles Physiologischen in den Sexualbeziehungen" bedeute. Die Antwort orientiert Wolf an den (hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Quellenwertes doch wohl fragwürdigen) Berichten von Magnus Hirschfeld, Koch-Weser und Erwin Honig mit dem Bekenntnis, daß der europäische Beobachter die sowjetistische Mentalität schwer begreifen könne. Aber es sei mittels sozialökonomischer und demographischer Betrachtung der gesamten russischen bevölkerungspolitischen Bedingungen zu errechnen, daß Rußland in weniger als 20 Jahren eine Bevölkerungszahl von 200 Millionen haben werde.

Die sehr interessanten Ausführungen Wolfs über die Sexualmoral des fernen Ostens gipfeln in der Erkenntnis, daß die Zeugung in China und Japan eine harmonisch-sinnvolle, dem einzelnen und der Gemeinschaft gerecht werdende ist, wodurch sie sich ebensosehr von der des früheren Abendlandes und des heutigen nahen Ostens wie von der gegenwärtigen abendländischen unterscheidet, die vielfach eine egozentrisch-reflektierte ist. Einzelheiten müssen hier übergangen werden, ebenso die Darlegungen über die Sexualmoral und die Geburtlichkeit Indiens.

Den gedanklichen Höhepunkt erreicht die Schrift Wolfs in dem „Ausblick". Die außenpolitische Umschau führt den Verfasser zu der Feststellung, daß jeder abendländische Staat zurzeit ungefähr die Bevölkerungsbewegung hat, die für seine augenblicklichen Zwecke die beste ist. In besonderem Bezug auf Deutschland und seine Locarnopolitik sieht Wolf jene Zusammenhänge so: Hätte nicht die in beispiellosem Ausmaß geübte Geburtenbeschränkung dem deutschen Proletariat und dem proletarisierten Kleinbürgertum über die harten ersten Jahre nach dem Kriege hinwegkommen helfen, so wären nicht leicht zwei Drittel des deutschen Volkes, wenn nicht mehr, von echtem Willen zum Frieden erfüllt gewesen. In welche entsetzliche Lage wäre nicht auch die deutsche Industrie geraten, wenn zur Ernährung der Gesamtheit bzw. der Familie ein noch größerer Teil des Einkommens hätte aufgewendet werden müssen. Daß aber trotz Geburtenbeschränkung dank einem noch überraschenderen Niedergang der Sterblichkeit für Deutschland immer noch ein Geburtenüberschuß von annähernd einer halben Million zu erreichen war, half mit, Deutschland Respekt und der Außenpolitik weiser Mäßigung, die es befolgte, wachsenden Erfolg zu gewinnen. Andererseits ist dem deutschen Volkstum das stärkere Wachstum der slawischen Völker abträglich. Schon vor dem Kriege vermehrten sich die Polen doppelt so rasch wie die Deutschen. Nach dem Kriege ist das Vermehrungsverhältnis den Deutschen noch ungünstiger geworden. Immerhin wird nach Wolfs Prognose das deutsche Volk auch nach zwei oder drei Jahrzehnten noch kopfreicher sein als seine unmittelbaren östlichen und südöstlichen Nachbarn zusammen. Im ganzen dürfte Deutschland durch die Bevölkerungsbewegung Europas zunächst politisch mehr ent- als belastet werden. Im Verhältnis zum fernen Osten werden aus dem Geburtenrückgang im Abendland die letzten Kon-

sequenzen erst nach einem Menschenalter zu ziehen sein. Die Entscheidung liegt noch immer bei dem Inhalt, mit dem sich die neue Sexualmoral erfüllen wird. Wolf sieht schwarz in die Zukunft, falls sie mit den gegenwärtigen egozentrischen Erwägungen durchsetzt bleibt und nicht „dem rechenhaften Menschen seine wirtschaftlichen Argumente durch wirtschaftlich-soziale Maßnahmen aus der Hand genommen" werden (Burgdörfer). Zum Beleg für die Erfolgsmöglichkeiten einer wirtschaftlichen Entlastung der Eltern verweist Wolf auf die Erfahrungen des französischen Großindustriellen Michelieu, der die Geburtenziffer seiner Arbeiterschaft auf das Fünffache des Landesdurchschnittes gehoben haben soll, indem er den Arbeitslohn bei jedem neugeborenen Kinde um jährlich 1000 Franken erhöhte.

In einem „Nachtrag" skizziert Wolf die Geburtenentwicklung bei arm und reich in London, den Geburten- bzw. Sterbeüberschuß europäischer Länder im Jahre 1927, die Säuglingssterblichkeit, die Lebensdauer und die Berufsgeburtlichkeit in Preußen.

Zum Schluß dieses Referates muß nun noch in Zusammenfassung der einzelnen beiläufigen Bemerkungen aus- und nachdrücklich festgestellt werden, daß Wolfs im übrigen so belangvolles Werk der grundsätzlichen Anlage und Betrachtungsweise nach einen schwerwiegenden Fehler aufweist: es übersieht fast völlig die entscheidende Bedeutung der Geburtenqualität und die Aufgabe einer qualitativen Geburtenpolitik. Berührt wird das Problem allenfalls durch die Einbeziehung der Erscheinungen und Einflüsse der Kindersterblichkeit, des Altersaufbaues und ähnlicher Zusammenhänge. Aber dies doch nur in ganz unzulänglicher, weil ganz unbiologischer Verarbeitung. Wolf — obschon, wie bereits eingangs hervorgehoben, vor der überwiegenden Mehrzahl seiner Fachgenossen durch die Einsicht in die Bedeutung des Menschen und seiner geistig-seelischen Artung für die Erscheinung des Geburtenrückganges ausgezeichnet — ist schließlich doch zu sehr Volkswirt und Statistiker, um sich nicht über Gebühr von den Zahlen imponieren zu lassen und alle exogenen Faktoren zu überschätzen. Rassenhygienische Gesichtspunkte insbesondere sind ihm fremd (oder werden vorsätzlich von ihm ignoriert), und die Tatsache, daß die nationale und kulturelle Prognose des Geburtenrückganges in Deutschland und Westeuropa von dem Tempo und der Zielsicherheit abhängt, mit denen die „neue Sexualmoral" den eugenischen Gedanken in sich aufnimmt — diese Tatsache also wird von Wolf nicht erkannt. Es gibt selbstverständlich quantitative Abstände, die innerhalb desselben Kulturbereiches durch keinen qualitativen Vorrang ausgeglichen werden können, und jedes Volk braucht einen gewissen Geburtenüberschuß als Existenzminimum; aber dieser Geburtenüberschuß nützt ihm auch nur etwas, wenn er eine qualitative Sicherung einschließt. Auf der anderen Seite irren die „Neomalthusianer" nicht minder gröblich und fatal, die schon in der Beschränkung des Nachwuches als solcher Voraussetzung und Gewähr für seine Qualitätssteigerung zu sehen vermeinen und dabei für den Unterschied zwischen dem Werte des Menschen und der Gunst seiner äußeren Lebensbedingungen blind sind. Daß auf jeden Fall über aller Oekonomie die Biologie steht — diese grundlegende Erkenntnis vermittelt und respektiert Wolfs Buch leider nicht.

Max Marcuse (Berlin).

v. Schullern-Schrattenhofen, Ueber einige Nebenfragen des Bevölkerungswesens. Aus: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. 128. Bd. (1928) S. 49—75; 222—260.

Die Abhandlung will an einer Fülle von zum Teil sehr interessanten Einzelbeispielen zeigen, wie wichtig die Genealogie als soziologische Hilfswissenschaft sein könnte, wenn sie in dieser Eigenschaft mehr Beachtung und Würdigung fände. Der Verfasser weiß auch die biologisch-vererbungswissenschaftliche Bedeutung der genealogischen Forschung wohl zu schätzen.

Zunächst wird das Problem der Generationendauer, deren Durchschnitt auch bei den hier angezogenen Beispielen aus allen Bevölkerungsschichten (mit Ausnahme des Proletariats, dessen Fehlen mit Recht bedauert wird) etwa ein Dritteljahrhundert beträgt, ferner das des Ahnenverlustes behandelt. Der allgemeine Erkenntniswert dieser repräsentativen Methode, dem der Verfasser selbst skeptisch gegenübersteht, ist leider nicht groß, so verdienstvoll und notwendig zur lebendigen Veranschaulichung der Fragen das gewählte Verfahren bislang mangels eines besseren auch ist. Es wäre wohl zu beachten, daß die herangezogenen Familien mit lückenlosen Stammbäumen, insbesondere im Bürgertum, eine Auslese darstellen, der von vornherein nur sehr beschränkt repräsentativer Wert zugesprochen werden kann. Dieser Einwand muß natürlich in ganz besonderem Maße Geltung besitzen für die Anwendung dieser Methode auf das Problem des Geburtenrückganges, die im dritten Abschnitt versucht wird. Wenn hier z. B. bei den aufgeführten Bauern- und Bürgergeschlechtern nur sehr vereinzelt sich die Tatsache des Nachlassens der Geburtenhäufigkeit der Familie zeigt, so liegt der Schluß nahe, daß es sich um besonders familienfreudige, gesunde Geschlechter mit religiösem Sinn handelt, wie ja der Verfasser selbst öfters bemerkt, also Geschlechter, die eben aus dieser Eigenschaft heraus auch die Traditionen der Familie treu hegten und so der Genealogie lückenloses und dankbares Material boten. Sie können also kaum als typisch gelten. Auch die aus dem Adel gewählten, im einzelnen oft interessanten Beispiele vermögen kein einheitliches Bild zu geben. Dasselbe war auch für die wenigen Fälle zu erwarten, mit Hilfe deren die Frage des im populationistischen Sinne günstigsten Heiratsalters sowie der Heiratshäufigkeit in bestimmten Sippen beobachtet wird.

K. V. Müller.

Notitzen.

Leipziger Tagung der Eheberatungsstellen.

Anläßlich der Leipziger Tagung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege fand dort am 9. September 1928 auch die erste große Tagung der ärztlich geleiteten kommunalen Eheberatungsstellen seit der Verbandsgründung unter dem Vorsitze von Prof. Dr. v. Drigalski statt. Die Versammlung war sehr gut besucht und bildete einen eindrucksvollen Beleg für die Werbekraft des Gedankens. Die Grüße des Rates der Stadt Leipzig, der in großzügiger Gastfreundschaft die Teilnehmer empfangen hat, sprach Dr. Pötter aus, der dabei hervorhob, welch lebhafte Kämpfe in Leipzig anläßlich der Errichtung einer ärztlichen Eheberatungsstelle entbrannt sind. Den Vortrag des Abends hielt Prof.

Dr. Grotjahn (zurzeit Dekan der Berliner med. Fakultät) über das Thema „Kommunale Eheberatungsstellen und Geburtenprävention“. Mit großem Nachdruck legte er dar, daß man zwei Dinge sorgfältig auseinanderhalten müsse, nämlich die Frage, ob und inwieweit in bestimmten Fällen eine Geburtenprävention ärztlich und privatwirtschaftlich am Platze sei, und die andere Frage, ob es Aufgabe kommunaler Eheberatungsstellen sein könne, im bejahenden Sinne Stellung zu nehmen und wohl gar ärztliche Maßnahmen selber durchzuführen. Nach seiner Ueberzeugung sind kommunale Stellen nicht dazu da, sich im Sinne der Geburtenprävention zu betätigen. Grotjahn gelangte zu folgenden Leitsätzen:

1. Aerzte, die an kommunalen oder aus öffentlichen Mitteln der Länder, Gemeinden und Versicherungsträger unterstützten Eheberatungsstellen tätig sind, müssen sich stets der Tatsache bewußt bleiben, daß die bisherige Volksvermehrung in Deutschland einem Bevölkerungsstillstand Platz gemacht hat, der binnen kurzem in einen Bevölkerungs*schwund* überzugehen droht.
2. Die Zahl der Lebendgeburten ist in Deutschland in den letzten 50 Jahren von 42 auf 18,3 auf das Tausend der Bevölkerung gesunken, also noch unter 20, eine Zahl, die bei normaler Altersklassenbesetzung nicht dauernd unterschritten werden darf, wenn auch nur der Bevölkerungs*bestand* erhalten bleiben soll.
3. Da die Geburtenziffer noch nicht zum Stehen gekommen, sondern bisher von Jahr zu Jahr gesunken ist, kann mit Sicherheit angenommen werden, daß sie *noch weiter sinkt*, zumal die Großstädte bereits nur noch 14, Berlin gar nur noch 11 Lebendgeburten auf das Tausend zählen und erfahrungsgemäß die Bevölkerung der Mittel- und Kleinstädte sowie des Landes diesem Beispiel nach einiger Zeit zu folgen pflegt.
4. Ob das Wachsen unserer Bevölkerung wünschenswert ist oder nicht, mag Gegenstand des Streites sein. Einstimmigkeit wird aber darüber herrschen, daß sie nicht *abnehmen* darf, namentlich nicht in einem Industrielande, das auf eine gewisse Dichte der Bevölkerung angewiesen ist, wenn es nicht gezwungen sein will, Ausländer niederer Kulturstufe und geringerer Lebensansprüche als Lohndrücker ins Land zu ziehen.
5. Der Geburtenrückgang ist großenteils auf die Verbreitung der geburtenverhütenden Mittel zurückzuführen.
6. Die Rücksicht auf die *Bestands*erhaltung der Bevölkerung macht es den ärztlichen Eheberatern zur Pflicht, die Neigung der Ehepaare zur Anwendung geburtenverhütender Mittel an *unrechter* Stelle und in *übertriebenem* Ausmaße hintanzuhalten.
7. Die Fälle, in denen den ärztlichen Eheberatern die Benutzung von empfängnisverhütenden Pessaren dringend angezeigt erscheint, sollen den praktischen Aerzten zur *Verordnung, Einlegung und Kontrolle zugewiesen werden, da diese Obliegenheiten nicht zu den Aufgaben der kommunalen oder mit öffentlichen Mitteln unterstützter Eheberatungsstellen gehören.*

Eine Abstimmung über diese Leitsätze fand nicht statt. An Grotjahns sehr inhaltsreichen, insbesondere viele hochbedeutsame Zahlen bringende Aus-

führungen schloß sich eine lebhafte Aussprache an, in der von den meisten Rednern und Rednerinnen die Ansicht vertreten wurde, daß es doch Aufgabe kommunaler Eheberatungsstellen sei, die Geburtenprävention zu vertreten und durchzuführen, wenn diese aus ärztlichen oder privatwirtschaftlichen Gründen geboten erscheine, und daß sie sich hiervon nicht abbringen lassen dürften durch ihnen beigelegte Benennungen wie „Pessarpoliklinik“, durch Worte wie „Pessarpolitik“ und ähnliche.

Von dem bekannten Leiter einer der umfangreichsten Eheberatungsstellen, dem Dresdener Professor Dr. Fetscher, wurden folgende Leitsätze vertreten: I. Keine Geburtenzahl ist so klein, daß sie nicht die Verminderung um krankhaften Nachwuchs vertrüge. II. Bei gesunden Elternpaaren ist es besser, die Fortpflanzungsfähigkeit der Frau durch hygienisch einwandfreie Prävention zu erhalten, als sie durch Aborte, die ungewollten Schwangerschaften in der Regel ja doch folgen, zu gefährden.

Der Gedanke einer wirtschaftlichen Bevorrechtung der Elternschaft wurde von mehreren Rednern in Uebereinstimmung mit Grotjahn befürwortet, wobei freilich starke Meinungsverschiedenheiten darüber hervortraten, ob nur bei den Festbesoldeten einschließlich der Industriebeamten eine ausgiebige Gehaltsabstufung nach der Kinderzahl angezeigt sei, oder ob auch für Lohnempfänger das französische und belgische System des Soziallohnes sich empfehle. Ganz unerörtert blieb bemerkenswerterweise die Frage, ob es anzustreben sei, bei jener wirtschaftlichen Elternschaftsbevorrechtung Unterschiede zu machen je nachdem, ob es sich um Elternpaare von wünschenswerter oder unerwünschter Beschaffenheit (Epileptiker, Trinker, Taubstumme usw.) handelt. Unwidersprochen blieb die in der Aussprache hervorgetretene Meinung, daß die Heiratsberatungsstellen nicht — wie einige es tun — sich grundsätzlich weigern dürfen, auf Verlangen schriftliche Aeußerungen darüber abzugeben, ob bei einem Eheanwärter ärztliche Bedenken insbesondere hinsichtlich ansteckungsfähiger Geschlechtserkrankungen sich ergeben haben. Schubart (Charlottenburg).

Ein spanischer Erlaß gegen rassenhygienische Vorträge.

In der „Gaceta de Madrid“ Nr. 82 vom 22. März 1928 findet sich folgender Erlaß:

Real Orden Circular. Num. 505. Excmo. Sr.: Con motivo del llamado „Primer Curso Eugénico“, que viene dándose en el gran anfiteatro de la Facultad de Medicina de San Carlos, al que asisten, sin limitación alguna, oyentes de distintas edades, sexo y condición, varios conferenciantes han expuesto opiniones y emitido conceptos verdaderamente demoledores de la familia y de los fundamentos sociales, y destructivos de la santidad del matrimonio y de la dignidad de la mujer.

Y aunque la discusion de temas como la Eugenesia y la Eutanasia, por su caracter crudamente materialista, suele ser peligrosa en sus derivaciones sociales, puede estimarse lícita en un órden puramente científico y de controversia doctrinal mientras se desarrolle entre hombres de ciencia y ante auditorios de profesionales con los necesarios conocimientos, no puede consentir el Poder

público que se conviertan en propaganda contra la natalidad, en regodeo pornográfico, ni en ofensa ni ataque contra la moral cristiana y los fundamentos éticos de la sociedad, con el consiguiente estrago entre los jóvenes que escuchan tan perniciosas teorías.

S. M. el Rey (q. D. g.) se ha servido disponer que se prohiba la celebración de nuevas conferencias del llamado „Curso Eugenico" en locales oficiales ni públicos, pudiendo solo autorizarse en Academias o Centros profesionales de carácter científico, sin otro auditorio que el que integre la propia Corporación.

Lo que de Real órden comunico a V. E. para su conocimiento y demás efectos. Dios guarde a. V. E. muchos años.

Madrid, 17 de Marzo de 1928

Señores . . . . . Primo de Rivera.

Wir begnügen uns damit, eine Uebersetzung zu geben:

Umlaufschreiben auf Königlichen Befehl.

Nummer 505.

Hochverehrter Herr!

Anläßlich des sogenannten „Ersten eugenischen Kurses", der im großen Saal der Medizinischen Fakultät von San Carlos abgehalten wird und dem ohne Einschränkung Zuhörer verschiedener Lebensalter, verschiedenen Geschlechts und verschiedener Art beiwohnen, haben einige Vortragende Meinungen ausgesprochen und Ideen geäußert, die die Familie und die Grundlagen der Gesellschaft wahrhaft zerrütten und die Heiligkeit der Ehe und die Würde der Frau untergraben müssen.

Und obgleich die Besprechung von Themen wie die Eugenesie und die Euthanasie wegen ihres grob materialistischen Charakters in ihren gesellschaftlichen Folgerungen gefährlich zu sein pflegt, kann man sie für erlaubt halten auf rein wissenschaftlichem Gebiet und in einem gelehrten Streit, sofern sie sich unter Männern der Wissenschaft und vor Zuhörerschaften von Fachleuten mit den notwendigen Kenntnissen entwickelt; dagegen kann die öffentliche Gewalt nicht billigen, daß sie zur Propaganda gegen die Geburt, zur Schlüpfrigkeit und zur Verletzung oder zum Angriff gegen die christliche Sitte werde und die ethischen Fundamente der Gesellschaft untergrabe, mit dem daraus folgenden Zerstörungsunheil unter den Jugendlichen, die solch verderblichen Theorien lauschen.

Seine Majestät der König (den Gott behüten möge) hat geruht zu verfügen, daß man die Veranstaltung neuer Vorträge des besagten „Eugenischen Kongresses" in amtlichen sowie in öffentlichen Lokalen verhindern solle, da sie nur gutgeheißen werden könnten in Akademien oder Fachstellen rein wissenschaftlichen Charakters, ohne andere Zuhörerschaft als die, welche zu der Körperschaft selbst gehört.

Das ist es, was ich auf Königlichen Befehl Ihnen mitteile zu Ihrer Kenntnis und weiteren Maßnahmen.

Gott behüte Eure Exzellenz viele Jahre!

Madrid, am 17. März 1928.

Herren . . . . . Primo de Rivera.



Diskussionen und Erklärungen.

Zu dem Abschnitt „Antikritisches" in dem Aufsatz von Prof. F. Kern, Bonn, Band 20, Heft 4, dieser Zeitschrift.

Die Erwiderung, zu der mir liebenswürdigerweise die Schriftleitung dieser Zeitschrift Gelegenheit gibt, vermag ich kurz zu fassen wie folgt:

1. Ich habe aus dem Kernschen Aufsatz mit Bedauern gesehen, daß mir bei Darstellung und Beurteilung der Kernschen Anschauungen in der 12. Aufl. meiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" Versehen unterlaufen sind, die mit Recht zu tadeln sind, auch wenn es sich in diesen Fällen um Erörterungen handelt, die bei der Anlage meines Buches nicht zu den Hauptfragen gehören. Es war ein Mißgriff, daß ich bei der schon nahezu druckfertig abgeschlossenen Umarbeitung der 11. zur 12. Auflage noch eilig die Kernschen Anschauungen berücksichtigen zu müssen glaubte. Dies hätte nach reiflicherer Ueberlegung auch in einer späteren Auflage geschehen können.

2. Die von Herrn Prof. Kern für seinen Aufsatz gewählte Schreibweise macht es mir zu meinem Bedauern unmöglich, mich zu den Anschauungen zu äußern, die er den meinigen entgegengesetzt hat. Ich möchte es Stilkennern überlassen, das aus dem Kernschen Aufsatz herauszuhören, was sich an Außerwissenschaftlichem noch alles in dieser Schreibweise kundgibt. Ich glaube, der Würde dieser Zeitschrift*) ist am besten gedient, wenn Aufsätze, die in der Art bedenklicher Tageszeitungen sich bis zu Verdächtigungen der menschlichen Haltung des sachlichen Gegners oder gar nur vermeintlichen Gegners gehen lassen (vgl. z. B. die Stelle Seite 417, wo mir die „Anbahnung eines berechtigten Rückziehers" untergeschoben werden soll), ohne die Erwiderung bleiben, die in anderen Fällen angemessen ist. Der Verzicht auf eine eigentliche Erwiderung wird mir auch insofern nicht schwer, als mich ein mir gütigst gewährter Einblick in die Druckbogen von Darré, „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse", vermuten läßt, die Erörterung der Kernschen Anschauungen werde durch dieses bald erscheinende Buch in viel fruchtbarerer Weise gefördert als durch eine sozusagen vordarrésche Erwiderung, wie Herr Prof. Kern sie mir durch eine andere Schreibweise ermöglicht haben würde.

Z. Zt. Dresden, November 1928. Dr. Hans F. K. Günther.

Zeitschriftenschau.

Ose-Rundschau (The Ose-Review), Zeitschrift der Gesellschaft für Gesundheitsschutz der Juden, „Ose" e. V., 1. Jg. Nr. 1. Juli 1926. Die Entstehung der Gesellschaft Ose und ihre ersten Maßnahmen. — Nr. 2. **Schneersohn,** F.: Die jüdische Schule und die psychisch abnormen Kinder (eine heilpädagogische Untersuchung der jüdischen Schulen in Kowno). S. 6—10. Die Zahl der in elf Kownoer Schulen mit 1814 Kindern befindlichen psychisch (organisch und funktionell) anormalen Kinder beträgt 106 = 5,8 %. Die vergleichenden Untersuchungen mit den Warschauer Schulen stimmen auch darin überein, daß überall die Zahlen der funktionell abnormen im Vergleich mit denen der organisch abnormen

*) Anmerkung der Schriftleitung: Ich glaubte der Arbeit von Kern wegen ihrer sachlichen Bedeutung trotz gewisser Bedenken hinsichtlich der Schreibweise die Aufnahme nicht versagen zu sollen. Lenz.



Kinder überwiegen. — Nr. 3. **Rosenblum,** M. B. (Moskau): Beitrag zur Rassenpathologie. S. 1—4. Beim Vergleich der Sterblichkeitsursache bei russischen und jüdischen Aerzten zeigte sich, daß das Verhältnis zur Gesamtzahl der Todesfälle in Prozenten betrug: bei Herz- und Gefäßerkrankungen bei Juden 51,9, bei Nichtjuden 20,7, bei Selbstmorden 5,8 bzw. 5,3, bei malignen Neubildungen 3,9 bzw. 6,2 (!), bei Tuberkulose 1,9 bzw. 8,1 (!). — **Szpidbaum,** H.: Altes und Neues über Anthropologie der Juden. S. 4—6 (vgl. später). — Nr. 4. **Ullmann,** H.: Die Juden als Objekt biologischer Forschung. S. 1—6. Allgemeine Richtlinien. — **Schneersohn,** F.: Die jüdische Schule und die psychisch abnormen Kinder. S. 7—12. Der Prozentsatz der psychisch abnormen Kinder in Riga ist um 2 % geringer als in Warschau und Kowno (vgl. oben). Die sozialökonomischen Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung in Riga sind besser als in den anderen genannten Städten. Insgesamt gibt es eine fast bedrohliche Zahl psychisch anormaler Kinder, weshalb heilpädagogische Arbeit dringend gefordert wird. — **Olschwanger:** Die Gesundheitsfürsorge in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. S. 12—14. Die Gesamtsterblichkeit sank von 31 : 1000 im Jahre 1872 auf 12 : 1000 im Jahre 1923; insbesondere die Kindersterblichkeit von 205 : 1000 Neugeborenen 1898 auf 66 : 1000 im Jahre 1923. — **Haltrecht,** N.: Die Tuberkulose in Palästina. S. 14—17. Auf Grund von Mitteilungen von Aerzten wird die Behauptung Muchs von einer enorm starken Ausbreitung der Tuberkulose in Palästina bestritten. Die Tuberkulose hält sich in den gleichen Grenzen wie in Europa und Amerika. — Nr. 5. **Bychowski,** Z.: Eine Diskussionsbemerkung zu Prof. Dr. Toby Cohns Aufsatz „Nervenkrankheiten bei Juden". S. 1—3. Die statistisch häufig belegte große „Nervosität" der Juden und das häufige Aufsuchen von Aerzten ist eigentlich kein pathologischer Zustand, sondern elementarer Wille und Drang zum Leben. Krankheiten der endokrinen Drüsen kommen bei Juden außerordentlich häufig vor, auch die Basedowsche Krankheit und Struma. — 2. Jg. 1927. Nr. 2. **Becker,** R.: Die jüdische Kleinstadt in Polen im Lichte der Statistik. S. 1—4. Bei Ehen mit zehnjähriger Dauer ist die Zahl der geborenen Kinder durchschnittlich 4,2. Bei Ehen mit 2 Kindern sterben durchschnittlich ein Zehntel der Kinder, bei den Ehen mit 3 Kindern ein Sechstel, bei solchen mit 4—6 Kindern mehr als ein Fünftel, mit 7—8 Kindern über ein Viertel, mit 9—12 Kindern mehr als ein Drittel, mit 13 Kindern die Hälfte und mit 14 Kindern schon drei Viertel der Kinder. Die Zahl der Totgeburten betrug 3 % (nach Segall in Bayern 1904—1908 2,96 %), Verwandtenehen sind in 8,3 % aller Ehen angegeben. — **Strauß,** H.: Das Tuberkuloseproblem bei den Juden. S. 4—10. Im wesentlichen die Wiedergabe der Veröffentlichungen der Schüler von Strauß: Kreinermann und Werner (die früher besprochen wurden). Die im Vergleich zu Nichtjuden erhöhte Widerstandskraft der Juden gegen die Tuberkulose ist eine durch Gewöhnung und Auslese im Verlaufe von Jahrhunderten erworbene Eigenschaft. — **Szpidbaum,** H.: Altes und Neues über die Anthropologie der Juden. 2. Forts. S. 7—10. Literaturübersicht, besonders unter Verwendung der Arbeit von Wagenseil: „Beiträge zur physischen Anthropologie der spaniolischen Juden und zur jüdischen Rassenfrage." Auf Grund dieser Arbeiten und besonders durch serologische (Blutgruppen-) Untersuchungen müssen Unterschiede zwischen sephardischen und aschkenasischen Juden angenommen werden. Andererseits wird eine deutliche Annäherung der spaniolischen Juden an die Araber und der polnischen Juden an die Polen ersichtlich. — Nr. 3. **Schapiro,** L.: Die Tuberkulose bei den Yemeniten. S. 1—2. Entgegen der Muchschen Auffassung scheinen die Schutzkräfte gegen die Tuberkulose bei den Yemeniten außerordentlich groß zu sein. — **Goldfeder,** A.: Vergleichende Augenuntersuchungen bei jugendlichen Juden

und Nichtjuden in der Ukraine. S. 3—10. Das häufigere Auftreten von Augenkrankheiten bei Juden hängt von beruflichen, sozialen, wirtschaftlichen und Milieuverhältnissen und nur in unbedeutendem Maße (wenn überhaupt) von Rassenbesonderheiten ab. — Nr. 4. **Schabad,** Z.: Mortalität und Natalität der Juden in Wilna während des Jahrfünfts 1921—1925. S. 1—9. Trotz der schlechteren wirtschaftlichen Lage der jüdischen Bevölkerung im Vergleich mit der Vorkriegszeit hat die Natalität das Vorkriegsniveau eingeholt und die Mortalität, namentlich unter den Kindern, ist beträchtlich zurückgegangen. — **Herstein,** F. E.: Eintritt der Menstruation und Beginn des geschlechtlichen Lebens bei den Arbeiterinnen verschiedener Nationalitäten der Stadt Charkow. S. 10—20. Die geschlechtliche Reife tritt am frühesten bei den Jüdinnen, am spätesten bei den Ukrainerinnen ein. Es besteht ein Zusammenhang zwischen den Unterschieden der Menarche und den Unterschieden der Körpergröße. Die Jahre der Unterernährung haben eine wesentliche Verzögerung des Menstruationseintrittes bewirkt, wodurch aber die nationalen Unterschiede zwischen den Jüdinnen und Ukrainerinnen nicht verschwunden sind. — **Mézan,** S.: Ueber die Gesundheitsverhältnisse der Juden in Bulgarien. S. 20—22. Die jüdische Bevölkerung beträgt rund 50 000 (weniger als 1 % der Gesamtbevölkerung), davon lebt die Hälfte in Sofia. Der gesundheitliche Zustand ist im allgemeinen weniger günstig als der der übrigen Bevölkerung, und zwar nach Annahme des Verfassers wegen ihrer vorwiegend sitzenden Lebensweise, ihres Heiratssystems (Einheiraten) und der ärztlichen Gesundheitspflege, von der die Juden in höherem Maße Gebrauch machen (!): die chronisch Kranken und minderwertig veranlagten Nichtjuden bleiben weniger lange am Leben als die Juden, pflanzen sich daher weniger fort als diese und beeinträchtigen weniger die Nachkommenschaft; es bilde sich auf diese Weise bei den Nichtjuden eine natürliche Zuchtwahl aus, die bei den Juden fehle (? Ref.!). Die Sterblichkeit der Juden ist die niedrigste im Lande (Genügsamkeit, Mäßigkeit, Fernbleiben von gefährlichen Berufen [Polizei, Gendarmerie, Eisenbahn], städtisches Leben [die Sterblichkeit der Städter ist geringer als die der ländlichen Bevölkerung], Entwicklung der jüdischen Wohlfahrtseinrichtungen und eifrige Inanspruchnahme der Aerzte). — Nr. 5. **Becker,** R.: Die jüdischen Geisteskranken und ihre Versorgung. S. 1—4. — **Lubinski:** Das Kinderhaus in Kowno. Versuch eines jüdischen Settlements. S. 4—8. Ursprünglich ein Kinderhaus für die „auf der Straße liegenden" Kinder, hat es sich im Verlaufe von fünf Jahren zu einer richtigen Kindersiedlung (vom Säugling bis zum erwachsenen Jugendlichen) mit einer pädagogischen, medizinischen und sozialen Abteilung) entwickelt. — **Nedrigailow,** O.: Nationale und soziale Unterschiede der Muskelkraft und der prozentuale Anteil der Linkshänder, Rechtshänder und Beidhänder. S. 8—16. In der Gruppe der Intellektuellen z. B. ist die durchschnittliche Muskelkraft der rechten Hand bei den Ukrainern um 5,09 kg, bei den Großrussen um 5,04 kg höher als bei den Juden. Bei den Juden sind die sozialen Unterschiede in der Muskelkraft wesentlich weniger scharf ausgeprägt als bei den Vertretern der beiden anderen Nationalitäten. Linkshänder wurden bei den Großrussen in 3,89 %, bei den Ukrainern in 5,17 %, bei den Juden in 8,56 % der Fälle gefunden. — Nr. 6. **Neslin,** S. E.: Die Tuberkulose bei den Juden. S. 1—7. Von je 10 000 Einwohnern starben in Leningrad an Tuberkulose aller Formen:

1900—1904:	18,6	Juden,	38,9	Nichtjuden,
1905—1909:	18,9	„	38,1	„
1910—1914:	14,7	„	34,3	„
1915—1917:	15,9	„	36,1	„
1918—1920:	23,0	„	45,7	„
1922—1924:	11,7	„	33,3	„

— Nr. 8. **Nikolajew,** L. P.: Nationale und soziale Unterschiede in den Kopfdimensionen und einigen somatoskopischen Symptomen der Bevölkerung des Bezirkes Charkow. S. 5—20. — Nr. 9. **Grotjahn,** A.: Eugenik oder Rassenhygiene? S. 1—4. — **Trigyes,** L.: Ueber Geistes- und Nervenkrankheiten und Gebrechlichkeiten unter den Juden. S. 4—21. — **Jakobsohn,** A.: Zur Frage der körperlichen Minderwertigkeit der jüdischen Schulkinder der Stadt Riga. S. 6—14. — **Steckelis,** R. J.: Beiträge zum Studium des Tuberkuloseproblems bei den Juden. S. 14—27. — Nr. 12. **Steckelis,** R. J. (Schluß): S. 7 bis 12. Der eigenartige (gutartige) Verlauf der Tuberkulose bei den Juden läßt sich zurückführen auf die eigenartige Resistenz ihres Organismus als Folge ihrer geschichtlichen Milieugestaltung. — **Sourasky,** A.: Race, Sex and Environment in the Development of Myopia. S. 12—20. Augenschädigungen unter jüdischen Knaben im Osten Londons sind doppelt so häufig als bei nichtjüdischen; die Störungen nehmen durch die Schule nicht zu, nur die Kurzsichtigkeit kommt etwas häufiger vor im Alter von 10—14 Jahren als im Alter von 5—9 Jahren. Die weit häufigere Myopia der Knaben (auch der nichtjüdischen) gegenüber den Mädchen ist durch das Geschlecht bedingt. Gutmann (München).

Russisches Anthropologisches Journal. Bd. 15. Heft 1—2. 1926. **Maslowsky,** W.: Ueber Metopismus. S. 7—12. Die persistierende Stirnnaht soll die Folge der Reduktion des Kauapparates sein, wobei aber außer acht gelassen wird, daß von beiden Erscheinungen die Metopie die primäre, die Reduktion der Kiefer die sekundäre ist. — **Anserow,** N. J.: Die Armenier von Nachitschewan am Don in anthropologischer Beziehung. S. 13—32. Die genannten Armenier unterscheiden sich von den kaukasischen, deren Abkömmlinge sie sind, durch geringeren Wuchs, geringeren Kopfindex und breiteres Gesicht, was auf Beimischung tatarischer Elemente zurückgeführt wird. — **Roginsky,** J. J.: Der Einfluß verschiedener Umstände auf den Durchbruch der ersten Milchzähne. S. 33—49. Bei Erstlingen früher, bei Letztlingen am spätesten. Jugendliches Alter der Eltern sowie schlechte Ernährung der Kinder hemmen den Durchbruch, dagegen beschleunigt ihn die höhere Qualifikation der Eltern. — **Jarcho,** A.: Ueber einige morphologische Merkmale der menschlichen Hand. S. 50—74. — **Wagner,** L. B.: Die Verteilung der Blutgruppen unter der Bevölkerung des Erdballs zu Anfang 1926. S. 75—88. — Heft 3—4. 1927. **Brandt,** A.: Rechtshändigkeit, Linkshändigkeit und gekreuzte Asymmetrie der Extremitäten. S. 7—29. Die ungleichmäßige spiralige Entwicklung des Embryo ist die Ursache der Asymmetrie, wobei Rechts- oder Linkshändigkeit Folge des Ueberwiegens der entsprechenden Seite ist. — **Rogosin,** S. S.: Ueber die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge in Abhängigkeit von der Arbeit bei der Aussprache der Laute. S. 30—36. Der Bau der Sprachwerkzeuge soll je nach der Sprache verschieden und somit ein Rassenmerkmal sein. Dagegen spricht jedoch der Umstand, daß Rasse und Sprache sich nicht decken, und daß tadellose Aussprache bei frühem Erlernen einer fremden Sprache etwas Gewöhnliches ist. — **Zimmermann,** S. E.: Zur Anthropologie der Tadschiken. S. 37—48. Ein in Turkestan lebender iranischer Stamm. — **Semenskaja,** E.: Die Verbreitung der Blutgruppen unter der Bevölkerung von Tiflis. S. 49—53. Der serologische Index von 446 Grusiern betrug 2,4, jener von 287 Armeniern 2,8. — **Bunak,** V. V.: Einige Bemerkungen über die Methoden der Ausscheidung der einzelnen Elemente aus einer gemischten Gruppe. S. 54—86. Eine allgemein orientierende Arbeit. Die Hauptmethode für das Aufstellen der rassischen Typen ist die geographische, d. h. die Untersuchung

der geographischen Verteilung einzelner Merkmale. — **Serebrowskaja, M.** und **Senin, J.**: Die physischen Merkmale der Schulkinder dreier Proportionstypen. S. 87—97. Der dolichomorphe Typus ist keine krankhafte Erscheinung. — **Lorin-Epstein, M. J.**: Ueber die Bedeutung der vergleichend-anthropologischen Untersuchungen für die Chirurgie und die Pathologie im allgemeinen. S. 98—102. — **Gremjazky, M. A.**: Ueber die morphologische Bedeutung der Besonderheiten der Hirnwindungen des Hinterhauptgebiets. S. 103—106. S. Weißenberg.

Russisches Eugenisches Journal. Bd. V. 1927. Heft 1. **Tschulkow,** N. P.: Die Genealogie der Dekabristen vom Stamme Murawjew. S. 3—20. Dieser Stamm, der bis ins 15. Jahrhundert sich verfolgen läßt, zeichnete sich bis ins 18. Jahrhundert hinein durch nichts Bemerkenswertes aus. Erst von diesem Zeitpunkt an treten einzelne Vertreter der Familie als politische, militärische und geistige Führer auf. Das auffallendste ist, daß der Stamm neun Dekabristen und vier von im ganzen sechs Begründern des ersten russischen Geheimbundes geliefert hat. Später waren drei Murawjews Minister. Auch stammte der weltbekannte Anarchist Bakunin mütterlicherseits von dieser Familie ab. — **Rokizki,** P. F.: Die Familie Bakunin. S. 21—24. Die Familie stammt aus dem ungarischen Geschlecht Battor und läßt sich bis ins 15. Jahrhundert verfolgen. Sie zeichnet sich aus durch allgemeine Begabung, Neigung zu Mystizismus und Selbstmord sowie durch künstlerische und musikalische Fähigkeiten. — **Frank-Kamenetzki,** S.: Eine eigenartige hereditäre Glaukomform im Gouvernement Irkutsk. S. 25—36. Es handelt sich um mehrere russische Familien aus der Umgebung von Irkutsk, deren männliche Nachkommen an einem angeborenen Mangel des Irisstromas (ungenügende Entwicklung der vorderen bindegewebigen Schicht) leiden. Im jugendlichen Alter, manchmal aber auch später, entwickelt sich bei den Behafteten ein gewöhnliches Glaukom, das allmählich zur Blindheit führt. Das Leiden ist erblich, und zwar rezessiv geschlechtsgebunden nach dem Typus der Hämophilie (siehe Klin. Monatsbl. f. Augenheilk., 1925, Jan./Febr.). — Heft 2. **Lublinsky,** P. J.: Ehe und Eugenik. S. 49—89. Eine ausführliche Auseinandersetzung über die Frage der ärztlichen Kontrolle der Heiratenden, die ökonomische, hygienische und eugenische Ziele verfolgen soll. — **Laß,** D. J.: Ehe und Kindererzeugung. S. 90—91. Nach einer Umfrage unter 2500 Studenten und Studentinnen in Odessa. Obgleich etwa drei Viertel im Alter unter 25 Jahren standen, waren ein Drittel der Männer und ein Viertel der Frauen verheiratet. Von den Nichtverheirateten gaben als Grund an: 63 Prozent der Männer Mangel an materiellen Mitteln, dagegen 64 Prozent der Frauen das Fehlen eines passenden Partners. Als Vorbeugungsmittel dient in mehr als der Hälfte der Fälle der Coitus interruptus, Präservative dagegen nur in 17 Prozent, die Frauen nehmen in 43 Prozent ihre Zuflucht zum Abort. Letzteres wurde deshalb von 12 Prozent schon in so jungen Jahren viermal durchgemacht. S. Weißenberg.

Verhandlungen der ständigen Kommission für Blutgruppenforschung. Ukrainisches Zentralblatt für Blutgruppenforschung. Charkow. 1927. In Anbetracht der Wichtigkeit der Blutgruppenforschung für verschiedene wissenschaftliche Disziplinen fingen, hauptsächlich auf Initiative von Prof. W. Rubaschkin, seit 1927 in Charkow die genannten „Verhandlungen", jährlich 4 Hefte, zu erscheinen an. Sie sollen in erster Linie als Zentralorgan für die sonst zerstreuten russischen Arbeiten dienen, gewähren aber auch fremdländischen Beiträgen gerne Aufnahme. Um das Material allgemein zugänglich zu machen, erscheinen die „Verhandlungen" in ukrainischer, russischer und deutscher Sprache; auch andere Sprachen sind nicht ausgeschlossen. Aus dem reichen Inhalt des ersten Jahrganges seien hier folgende Arbeiten erwähnt: Heft 1, S. 23—34. **Hirszfeld,** L.: Der gegenwärtige

Stand der Untersuchungen über die Vererbung isoagglutinabler Substanzen. Einleitender Bericht. — S. 41—45. **Steffan,** P.: Die Arbeitsweise der Deutschen Gesellschaft für Blutgruppenforschung. — S, 59—65. **Zwetkow,** B.: Die Blutgruppen des Hundes. Bei wiederholten Untersuchungen an 85 Hunden wurde Gruppe I nach Jansky vermißt, dagegen gefunden Gruppe II in 43,5 %, Gruppe III in 22,3 %, Gruppe IV in 27,1 % und außerdem eine neue Gruppe V in 7,1 %. — S. 66—73. **Rubaschkin,** W.: Die Blutgruppen in U.S.S.R. Der Verfasser kann nicht umhin, die große Buntscheckigkeit der vorgeführten Angaben zu unterstreichen, und fordert künftighin als absolute Regel die Ueberprüfung der Reaktion auf die Erythrozyten durch Untersuchung des Serums. — S. 74—78. Russische Bibliographie für 1923—1927. — Heft 2. S. 13 bis 25. **Wischnewsky,** B.: Blutgruppen und Anthropologie. — S. 32—39. **Melkich,** A. A.: Der neue biochemische Rassenindex. Es wird ein Index vorgeschlagen, der alle vier Blutgruppen berücksichtigt und die Formel hat: $\frac{I(0)+II(A)}{III(B)+IV(AB)}$. — S. 44—47. **Sam,** P. und **Wolinskaja,** A.: Beiträge zur Frage der Isoagglutination bei den Wotjaken des Glasower Kreises im Wotsker autonomen Gebiet. Der Index von 1000 Wotjaken betrug 1,19, von 353 dortigen Russen 1,39. — S. 65—66. **Rubaschkin,** W. und **Pauli,** S.: Der biologische Rassenindex der deutschen Kolonisten der Ukraine. Der Index der 268 deutschen Kolonisten betrug 2,4, jener der Russen 1,4. — Heft 3 bis 4. S. 13—18. **Lattes,** L.: Erreurs dans l'étude de l'hérédité des groupes sanguines. — S. 29—37. **Schiff,** F.: Die gerichtliche Anwendung der Blutgruppenvererbung. Nach praktischen Erfahrungen in Deutschland. Der Gesetzgeber sollte die Möglichkeit einer biologischen Abstammungsprüfung berücksichtigen und sich nicht auf schematische Formulierungen festlegen. — S. 69—95. **Furuhata,** T.: Ueber die Vererbung der Blutgruppen. Furuhata hat eine neue Theorie der Blutgruppenvererbung konstruiert, die im Grunde auf dasselbe wie die Bernsteinsche hinausläuft. S. Weißenberg.

Zeitschrift für Politik. XVI. Bd. 1926/27. S. 1—31. **Haas:** Der pan-hispanische Gedanke in Amerika. H. schildert anschaulich die Wandlungen der Beziehungen zwischen Hispano-Amerika (insbesondere Argentinien) und dem Mutterlande vom ursprünglichen Haß des Tochterstaates zu bewußter kultureller Anlehnung. So stieg auch erst in den letzten Jahrzehnten die spanische Quote der Einwanderung zu führender Bedeutung. Einige Seitenblicke auf die „rassischen" Ursachen und Folgen dieser Beziehungen gehen von einem falschen Rassenbegriff aus und ermöglichen nur indirekte Schlüsse auf rassenbiologische Wandlungen. — S. 32—68. **Grabowsky:** Klassenstaat und überparteiliche Regierung. G. wendet sich gegen die soziologische Staatslehre insbesondere Oppenheimers; sie vernachlässige ebenso wie der Marxismus die biologischen und psychischen Wurzeln der Klassenbildung. Die rassenbiologische Seite der Frage wird knapp und klar gestreift. G. meint, daß der Klassenstaat heute bei uns zwar Tatsache sei, aber durch eine geschlossene, klassenlose Führerschicht, die Intelligenz, auch unter Beibehaltung der Fiktion der Demokratie ein Rechtsstaat im Innern und Machtstaat nach außen werden könne. — S. 145—160. **Kohn:** Die nationale Bewegung in Aegypten 1881—1926. Das „Erwachen des Fellachentums zu Selbstbewußtsein" und die politischen Erfolge der sozialen Auflockerung der Stände (Zaghlul kam aus dem Fellachentum!) sind nicht ohne rassenbiologisches Interesse. — S. 377—406. **Krofta:** Die Deutschen in der Tschechoslowakei. — S. 407—453. **Kafka:** Die Deutschen in der tschechoslowakischen Republik. Eine Entgegnung auf Kroftas Artikel (von deutschem Standpunkt aus). — S. 454—482. **Grabowsky:** Englands

Grundprobleme. Die Eingeborenenfrage im Rahmen des Empire beurteilt G. ziemlich optimistisch. G. glaubt auch sonst nicht an einen „Zerfall". Fünf feste Bande knüpfen die Dominien an das Mutterland: die Wirtschaft (Kredit und Markt), die Sprache, Kultur und Lebensstil, die Krone und die Flotte. — Die englische Wirtschaftskrise führt G. auf „Ueberalterung" der Industrie und Ueberbetonung des Händlertums zurück. In der Zusammensetzung der Labour-Führerschaft fällt G. eine rassische Wandlung auf, zugleich mit ihrer Radikalisierung (S. 471). G. tritt für englisch-deutsches Zusammengehen ein. — S. 571—602. **Kutzscher,** G.: Die natürlichen und nationalen Grundlagen des jugoslawischen Staates. K. bringt u. a. eingehende Nachweise der Bevölkerungsgliederung nach nationalen Gesichtspunkten.

K. V. Müller.

Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 81. Bd. 1926. S. 40—79. **Hintze,** O.: Max Schelers Ansichten über Geist und Gesellschaft. H. knüpft an die Theorie Schelers an, der zwei entgegengesetzte Reihen von Faktoren unterscheidet: die Realfaktoren (Rasse, Staat und Wirtschaft) und die Idealfaktoren. Für die Auseinandersetzung mit Scheler bezüglich der ersteren verweist H. auf seine angekündigte „Philosophische Anthropologie". — S. 193—241. **Vogel,** W.: Rudolf Kjellén und seine Bedeutung für die deutsche Staatslehre. — 82. Bd. 1927. S. 337—348. **Strieder,** J.: Die Geschäfts- und Familienpolitik Jakob Fuggers des Reichen. Als Hauptantrieb für die Unternehmertätigkeit Jakob Fuggers gibt S. nicht Machtbedürfnis, sondern Familiensinn an. Das Unternehmen in seiner umfassenden Größe der Familie Fugger zu erhalten, treibt ihn an, einer äußerst sorgfältigen und mit geradezu despotischer Strenge durchgeführten Auslese weniger tüchtiger männlicher Glieder der Familie die „Regiererschaft" des Unternehmens zuzuschanzen. Sein unfähiger und kinderloser Neffe Hieronymus z. B. wird noch 1511 von Leitung und Sondergewinn ausgeschlossen. „Man sieht deutlich das Bestreben Jakobs, die Vermögensvergrößerung dahin zu leiten, wo schon rein biologisch die Zukunft der Familie lag." — S. 457—511. **Winter,** E. K.: Die historische Ethnologie und die Sozialwissenschaften. W. sucht zwischen dem historischen Empirismus (Dopsch u. a.) und dem soziologisch-konstruktiven „Evolutionismus" zu vermitteln. Nach W. „müssen wir einen einheitlichen Kulturkreis, eben den Kulturkreis der weißen Rasse, und zwar als primären Kulturkreis, wenigstens für so lange annehmen, als nicht bewiesen ist, daß Ackerbau und Viehzucht in der Tat zwei ethnische Schichten bedeuten". — S. 512—535. **Weinberger,** O.: Heinrich Pesch S. J. (1854—1926). Würdigung des Lebenswerkes Peschs, der auch für die Kritik des „soziologischen Darwinismus" (vgl. S. 522f.) und für die Bevölkerungswissenschaft als Gegner des Malthusschen Gesetzes und des Neomalthusianismus (vgl. S. 528f.) Bedeutung hat. — S. 577—593. **Egner,** E.: Zur Psychologie des Sozialismus. Im wesentlichen zustimmende Besprechung des Buches Hendrik de Mans. — 83. Bd. 1927. S. 93—135. **Pfister,** B.: Werner Sombarts „Proletarischer Sozialismus". Kritische Untersuchung, die Sombart einen Zirkelschluß (durch den Begriff „Proletismus" bedingt) in der „Untreue — nicht in der Falschheit — der metaphysischen Konzeption" vorwirft.

K. V. Müller.

Münchener Druck- und Verlagshaus, G.m.b.H., München, Paul Heysestr. 9 bis 13.

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE

21. Band

Zeitschrift

für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

3. Heft

Wissenschaftliches Organ der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

Herausgegeben von

Dr. med. A. PLOETZ in Verbindung mit Dr. AGNES BLUHM, Professor der Anthropologie Dr. EUGEN FISCHER, Professor der Rassenhygiene Dr. F. LENZ, Dr. jur. A. NORDENHOLZ, Prof. der Zoologie Dr. L. PLATE und Professor der Psychiatrie Dr. E. RÜDIN

Schriftleitung

Dr. ALFRED PLOETZ und

Prof. Dr. FRITZ LENZ in Herrsching bei München



J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN

Ausgegeben 28. Februar 1929

J. F. Lehmanns Verlag · München · Paul Heyse-Straße 26

Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie

Das Archiv wendet sich an alle, die für das biologische Schicksal unseres Volkes Interesse haben, ganz besonders an die zur geistigen Führung berufenen Kreise, an Aerzte, Biologen, Pädagogen, Politiker, Geistliche, Volkswirtschaftler. Es ist der menschlichen Rassenbiologie, einschließlich Fortpflanzungsbiologie und ihrer praktischen Anwendung, der Rassenhygiene (einschließlich Eugenik), gewidmet. Die allgemeine Biologie (Erblichkeit, Variabilität, Auslese, Anpassung) wird so weit berücksichtigt, als sie für die menschliche Rassenbiologie von wesentlicher Bedeutung ist. Die erbliche Bedingtheit menschlicher Anlagen einschließlich der krankhaften wird eingehend behandelt. Im Mittelpunkt des praktischen Interesses stehen die Fragen der Gesellschaftsbiologie (soziale Auslese, Aufstieg und Verfall der Völker und Kulturen) und der Bevölkerungspolitik, zumal der qualitativen. Das Archiv sucht alle Kräfte zu wecken, die geeignet sind, dem biologischen Niedergang entgegenzuarbeiten und die Erbmasse, das höchste Gut der Nation, zu ertüchtigen und zu veredeln.

Der laufende Band umfaßt zirka 480 Seiten und erscheint in 4 Heften.

Preis eines jeden Heftes Goldmark 6.—. Auslandspreis: $ 1.50 / Dän. Kron. 5.60 / sh. 6/4 / Holld. fl. 3.75 / Italien. Lire 28.70 / Jap. Yen 3.20 / Norw. Kron. 5.70 / Schwed. Kron. 5.60 / Schweiz. Frk. 7.80 / Span. Peset. 9.— / Originalbeiträge sowie Referate von Büchern, welche von der Schriftleitung geliefert werden, werden zurzeit mit Goldmark 80.—, andere Referate mit 120.—, Zeitschriftenschau mit 240.— für den 16seitigen Druckbogen honoriert. Sonderabdrucke werden nur auf besonderen Wunsch geliefert (zum Selbstkostenpreise). Beiträge werden nur nach vorheriger Anfrage an Prof. Dr. Fritz Lenz oder Dr. Alfred Ploetz, beide in Herrsching bei München, erbeten.

Besprechungsstücke bitten wir ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

INHALTSVERZEICHNIS:

Die bevölkerungspolitische Lage und das Gebot der Stunde.

Von Prof. Dr. F. Lenz, München.

Den Anstoß zu diesem Aufsatz gibt mir eine soeben erschienene Schrift von Dr. Friedrich Burgdörfer[1]), Oberregierungsrat im Statistischen Reichsamt in Berlin. Die aktuelle Bedeutung dieser Schrift läßt es mir angezeigt erscheinen, sie nicht in einem gewöhnlichen Referat zu erledigen, sondern in einer besonderen Arbeit zu den von Burgdörfer beigebrachten Tatsachen und den von ihm erhobenen Forderungen Stellung zu nehmen.

Betrachten wir zunächst die Tatsachen. Die auf Grund der gegenwärtigen Sterblichkeitsverhältnisse im Deutschen Reich berechnete mittlere Lebensdauer beziffert sich für den Durchschnitt beider Geschlechter auf 57,4 Jahre. Daraus ergibt sich auf je 1000 Einwohner und das Jahr berechnet eine „bereinigte" Sterbeziffer von 17,4. In einer stationären Bevölkerung wären daher zur bloßen Aufrechterhaltung des Bevölkerungsstockes 17,4 Lebendgeburten auf 1000 Einwohner im Jahr erforderlich. Die „rohe" Sterbeziffer, welche im Jahre 1927 nur 12,0 betrug, ergibt also ein viel zu optimistisches Bild. Der „Geburtenüberschuß" der letzten Jahre, welcher als Differenz der rohen Geburtenziffer und der rohen Sterbeziffer berechnet wurde, ist illusorisch. Eine entsprechend dem Altersaufbau der Vorkriegsbevölkerung bereinigte Geburtenziffer für das Jahr 1927 ergibt 16,6. Sie reicht also in Wahrheit nicht mehr hin, den Bestand zu erhalten. Auf eine stationäre Bevölkerung berechnet beträgt die Geburtenziffer von 1927 nur noch 15,9. Aber auch das aus der Sterbetafel 1924 bis 1926 errechnete Erhaltungsminimum der Geburtenziffer von 17,4 hat nur Geltung für ein Volk, dessen Altersaufbau dem einer tatsächlich im Gesamtbestand aller lebenden Generationen stationär gewordenen Bevölkerung entspricht. Würde das deutsche Volk einen stationären Altersaufbau besitzen, so würden unter 63¼ Millionen Einwohnern 13,3 Millionen Frauen im gebärfähigen Alter (von 15 bis 45 Jahren) vorhanden sein; und diese Frauen müßten zur Erhaltung des Bestandes jährlich 1,1 Millionen Kinder

[1]) Der Geburtenrückgang und seine Bekämpfung. (Veröffentlichungen aus dem Gebiet der Medizinalverwaltung, Bd. 28, H. 2.) 192 S. Berlin 1929. R. Schoetz. M. 5.80.



lebend zur Welt bringen, d. h. auf je 1000 gebärfähige Frauen 83,3 Kinder. In der Bevölkerung von 1927 betrug die Zahl der gebärfähigen Frauen aber tatsächlich 16,4 Millionen, da die mittleren Altersklassen unverhältnismäßig stark besetzt sind. Wenn der biologische Bestand erhalten werden sollte, so müßten je 1000 von diesen Frauen jährlich 83,3 Kindern das Leben schenken. Das würde pro Jahr und Reich 1 366 000 lebende Kinder machen. Die Bevölkerungszahl würde dabei auf 78 Millionen stabilisiert werden. Tatsächlich wurden im Jahre 1927 nur 1 160 000 lebende Kinder geboren. Von der zur Erhaltung des Bestandes an gebärfähigen Frauen nötigen Mindestzahl fehlen also bereits 15 %.

Die berechnete Mindestzahl würde ausreichen, auch die Kriegsverluste auszugleichen, die ja im wesentlichen nur die Männer betroffen haben. Nach dem Kriege ist der Prozentsatz der verheirateten Frauen natürlich ein geringerer. Während 1910 von je 100 Frauen im gebärfähigen Alter 51,7 verheiratet waren, waren es 1925 nur 48,3. Wenn man die Zahl der gebärfähigen Frauen von 1927 entsprechend reduziert, so erhält man 15,3 Millionen. Zur Erhaltung dieses Bestandes wären jährlich 1 275 000 lebende Kinder nötig. Die Bevölkerungszahl würde dann auf 73 Millionen stabilisiert werden. Wenn der ganze Bestand von 16,4 Millionen Frauen erhalten werden sollte, so müßten je 1000 Frauen der reduzierten Zahl (15,3 Mill.) jährlich 89,3 lebende Kinder zur Welt bringen. Auch nach Abschreibung der durch die Kriegsverluste brachgelegten Frauen bleibt die Zahl der Geburten heute aber um rund 10 % hinter jener Zahl zurück, die zur Erhaltung des reduzierten Bestandes erforderlich wäre. Nach der Geburtenzahl des Jahres 1927 treffen heute auf 1000 gebärfähige Frauen des reduzierten Bestandes nur noch 75,8 Lebendgeborene. Würde man den tatsächlichen Bestand an gebärfähigen Frauen zugrunde legen, so treffen auf 1000 nur noch 70,4 Lebendgeborene.

„Die wahre Geburtenziffer bleibt heute bereits um 9 v. H. hinter dem Mindestsoll zurück. Mit der heutigen Geburtenziffer ist unser Volk nicht mehr in der Lage, seinen Bestand zu erhalten. Es wird — nach vorübergehendem Anstieg der Volkszahl um noch etwa 3 Millionen — in Auswirkung des heute bereits vorhandenen Geburtendefizits wieder zusammenschrumpfen auf die heutige Volkszahl, dann aber nicht etwa stationär werden, sondern — auch wenn es gelingen sollte, die heute schon ungenügende Geburtenziffer wenigstens in ihrer jetzigen Höhe aufrechtzuerhalten — weiter und weiter zusammenschrumpfen, ohne daß heute abzusehen ist, wo und wann das Abgleiten auf der abschüssigen Bahn zum Stillstand kommen wird.“

In den 49 deutschen Großstädten, welche nach der Volkszählung von 1925 17 Millionen Menschen oder 27 % der Reichsbevölkerung umfaßten, trafen im Jahre 1927 auf 1000 Einwohner nur noch 13,4 Lebendgeborene. Den Tiefenrekord hielt Berlin mit 9,9; dann kam Dresden mit 11,1, Frank-

furt a. M. mit 11,6, München 12, Stuttgart 12, Hamburg 12,2. Auf eine stationäre Bevölkerung berechnet ergibt sich für die 4 150 000 Einwohner Berlins eine bereinigte Geburtenziffer von 7,6. Gegenüber der bereinigten Sterbeziffer von 17,4 beträgt das Defizit 9,8 = 56 %, während nach den rohen Ziffern sich nur ein Geburtendefizit von 9,9 — 11,4 = — 1,5 = 13 % ergeben hatte. „Würde heute jeder Zuzug nach Berlin und jeder Wegzug aus Berlin gesperrt, wäre also die Berliner Bevölkerung sich selbst überlassen, so würde — selbst wenn kein weiterer Geburtenrückgang mehr stattfände — die Viermillionenstadt in einer einzigen Generationsdauer auf weniger als zwei Millionen zusammengeschrumpft sein, und in der zweiten Generation würden nicht einmal eine Million Enkel, in der dritten Generation kaum noch eine halbe Million Urenkel von der heutigen Berliner Bevölkerung übrig sein." Berlin ist heute die unfruchtbarste Stadt der Welt. Im Jahre 1926, dem letzten, für das internationale Vergleichsziffern vorliegen, betrug die Geburtenziffer in Berlin 10,6, Wien 12,2, London 17,1, Paris 16,1, Moskau 29,8.

Burgdörfer stellt sich die Frage: „Welche Kinderzahl reicht zur Erhaltung der Familie und des Volkes aus?" Und er sucht sie folgendermaßen zu beantworten: „Nach den Sterblichkeitsverhältnissen, wie wir sie im Durchschnitt der Jahre 1924—1926 hatten, sterben von dem Anfangsbestand von 100 000 Mädchen 13 000 vor Erreichung des 16. Lebensjahres, es werden sonach nur 86 700 das Alter der Geschlechtsreife erlangen. Von diesen 86 700 16 jährigen Mädchen werden nach der Heiratstafel von 1910/11 etwa 85 v. H., das sind 73 700, vor Vollendung des 40. Lebensjahres, also innerhalb der Zeit ihrer Gebärfähigkeit, sich verheiratet haben. Etwa ein Zehntel der Ehen bleibt erfahrungsgemäß aus irgendwelchen Gründen (in der Regel wohl ungewollt) unfruchtbar. Mithin kommen von der Generation von 100 000 Mädchen, von der wir ausgegangen sind, nur etwa 66 300 für eheliche Mutterschaft in Betracht. Diese 66 300 müssen nun Ersatz schaffen: zunächst für die Anfangsgeneration von 100 000 Mädchen, sodann aber auch für die entsprechende Knabengeneration. Da erfahrungsgemäß auf je 100 Mädchengeburten 106 Knabengeburten treffen, beziffert sich sonach die zugehörige Knabengeneration nicht bloß auf 100 000, sondern auf 106 000 Knaben. Das sind zusammen 206 000 Kinder, und dazu ist noch ein Zuschlag von etwa 3,3 v. H. für Totgeburten zu machen, so daß die 66 300 ehelichen Mütter, welche aus der Anfangsgeneration von 100 000 lebendgeborenen Mädchen übrigbleiben, insgesamt mindestens 213 000 Kinder zur Welt bringen müssen, wenn der Bevölkerungsstand der Familien und des Volkes erhalten bleiben soll. Das sind durchschnittlich etwa 3,2 Kinder je fruchtbare Ehe."

Bei dieser Berechnung ist angenommen, daß der ganze Nachwuchs von den verheirateten Frauen aufgebracht werden solle. Rechnet man dagegen



mit einem Satz von 10 % unehelicher Geburten, so ermäßigt sich die von einer verheirateten Frau aufzubringende Mindestleistung auf 2,9 Geburten auf die fruchtbare Ehe. Andererseits ist aber auch der Umstand zu berücksichtigen, daß ein Teil der Ehen durch Tod oder Scheidung vorzeitig gelöst wird. Würden alle heiratenden Frauen das natürliche Ende ihrer Gebärfähigkeit erleben, so würde nach der Heiratstafel 1910/11 die durchschnittliche Ehedauer bis zum Ende des 45. Lebensjahres 20,81 Jahre betragen; tatsächlich betrug sie aber nur 19,55. Berücksichtigt man das, so wären zur Erhaltung des Bestandes im Durchschnitt 3,4 Geburten auf die fruchtbare Ehe nötig.

Methodologisch ist diese Rechnung zweifellos einwandfrei. In zwei Punkten hat Burgdörfer meines Erachtens jedoch zu optimistische Annahmen gemacht. Erstens hat er die günstige Verheiratungswahrscheinlichkeit der Vorkriegszeit mit der günstigen Lebenserwartung der Nachkriegszeit kombiniert. Wenn auch die rohe Eheziffer der Nachkriegszeit nicht geringer war als die der Vorkriegszeit, so ergibt eine „bereinigte" Eheziffer unter Berücksichtigung des Altersaufbaues doch niedrigere Werte. Im Jahre 1910 machten die Frauen im Alter von 15—45 Jahren 25,4 % der Bevölkerung aus, im Jahre 1925 aber 28,4 %. Auf 1000 Frauen dieses Alters kamen im Durchschnitt der Jahre 1906—1913 daher 31 Eheschließungen, in den Jahren 1925 und 1926 aber nur 27. Die Zahl 3,4 Kinder auf die Ehe kann den Bestand der Familien also nur nach Abschreibung der infolge der Kriegsverluste ledig bleibenden Frauen ersetzen. Zweitens habe ich Bedenken gegen die Annahme von einem Zehntel dauernd unfruchtbarer Ehen. Da Burgdörfer sagt, daß die Unfruchtbarkeit „in der Regel wohl ungewollt" sei, so meint er offenbar, daß nicht die ganzen 10 % ungewollt steril seien, sondern daß auch die gewollt unfruchtbaren einbegriffen seien Der Satz von 17,1 %, den er in einer Fußnote als für Amerika gültig zitiert, enthält zweifellos einen großen Bruchteil gewollt steriler Ehen. Wenn man nur die aus pathologischen Ursachen unfruchtbaren Ehen ins Auge faßt, so mag der Satz von 10 % wohl zutreffen. Tatsächlich bleiben heute im Reichsdurchschnitt aber mindestens 20 % aller Ehen kinderlos; und wenn man diesen Satz zugrunde legt, so reichen 3,4 Kinder auf die fruchtbare Ehe nicht zur Erhaltung des Bestandes aus, sondern es müßten 3,9 sein. Wenn auch die Frauen, welche infolge der Kriegsverluste brachgelegt sind, ersetzt werden sollten, so wäre diese Zahl noch im Verhältnis 27 : 31 zu erhöhen; und man würde 4,5 erhalten.

Der Forderung von 3,2 Lebendgeburten auf die Ehe (die aber zweifellos zu niedrig ist) entspricht die Aufzucht von mindestens 2,7 Kindern bis in das Alter von über 5 Jahren. Der Forderung von 3,9 würden 3,3 Kinder von mehr als 5 Jahren entsprechen.



Burgdörfer stellt übrigens nicht eine schematisch gleiche Forderung für alle auf, sondern er sagt: „Asoziale und rasseuntüchtige Elemente sollen keine Kinder — rassetüchtige, körperlich, geistig, moralisch gesunde Eheleute aber mindestens 4 Kinder haben!" Die allgemeine Fruchtbarkeitsziffer (Lebendgeburten auf 1000 Frauen im gebärfähigen Alter) betrug 1880/81 im Deutschen Reich noch 166,8, im Jahre 1927 nur noch 70,4; die eheliche Fruchtbarkeitsziffer 1880/81: 307,1, 1927 nur noch 129,1. In Berlin betrug die eheliche Fruchtbarkeitsziffer im Jahre 1880: 253,5, 1927: 58,8. Die durchschnittliche Kinderzahl der Ehen erhält man, wenn man die eheliche Fruchtbarkeitsziffer durch die durchschnittliche Dauer der Ehen im gebärfähigen Alter dividiert; da diese rund 20 Jahre betrug, ergeben sich 2,58 Lebendgeborene auf die Ehe. Da Burgdörfer mit 10% unfruchtbaren Ehen rechnet, kommt er auf eine tatsächliche Leistung von 2,94 Geburten auf die fruchtbare Ehe. Dazu wären allerdings auch noch die nachträglich legitimierten Kinder zu rechnen, was Burgdörfer übersehen hat. Auch dann aber reicht die tatsächliche Kinderzahl nicht zur Erhaltung des Bestandes aus.

Burgdörfer gibt auch Material über die unterschiedliche Fortpflanzung verschiedener sozialer Schichten. Im Jahre 1926 trafen in der Reichsverwaltung Kinder unter 14 Jahren

	auf 1 Beamten überhaupt	auf 1 verheirateten Beamten
bei den höheren Beamten	0,64	0,77
bei den mittleren Beamten	0,83	0,95
bei den unteren Beamten	0,95	1,08

Natürlich ist das nicht die gesamte Kinderzahl; die Unterschiede der Gruppen dürften aber zutreffend dadurch gekennzeichnet sein.

Nach einer Erhebung in Bremen haben in der Zeit von 1901—1925 die Unterschiede zwischen den Geburtenziffern der wohlhabenden und der proletarischen Stadtteile erheblich abgenommen. Allerdings erklärt sich das zum guten Teil daraus, daß in der Zeit der Wohnungsnot nach dem Kriege zahlreiche junge Ehepaare in den größeren Wohnungen der Wohlhabenden untergebracht worden sind. Es gilt daher wohl nur mit einer gewissen Einschränkung, wenn Burgdörfer sagt: „Es hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts*) eine bemerkenswerte Angleichung des Niveaus der Geburtenhäufigkeit in allen Bevölkerungsschichten vollzogen." Richtig dürfte es dagegen sein, daß der Geburtenrückgang schließlich einmal einer gewissen Stabilisierung Platz machen wird, wie sie gegenwärtig schon in Frankreich eingetreten ist. Es fragt sich nur, auf welchem Niveau diese Stabilisierung erfolgen wird.

*) Gemeint sind die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts.

Während gegenwärtig 5,6 % aller Angehörigen des deutschen Volkes über 65 Jahre alt sind, werden es im Jahre 1975 13,0 % sein. „Es wird ein Volk mit stark greisenhaften Zügen, ein kinderarmes und überaltertes Volk sein." Wenn man die Grenze bei 60 Jahren ziehen würde, so würde die Vergreisung um 1975 sogar noch viel deutlicher hervortreten. Man kann nun diesen Zustand meines Erachtens aber nicht einseitig dem Geburtenrückgang zur Last legen; rührt er doch gerade von der starken Besetzung der Geburtsjahrgänge 1900—1914 her. Man könnte mit fast ebensoviel Recht die Schuld darin sehen, daß der Geburtenrückgang zu spät erfolgt ist. Denn irgendwann mußte das Bevölkerungswachstum natürlich einmal zum Stillstand kommen. Burgdörfer selber sieht den Geburtenrückgang „in gewisser Hinsicht als Reaktion auf die beispiellose Bevölkerungsvermehrung im 19. Jahrhundert" an. Aber ich kann nicht finden, daß dieses Jahrhundert ein Beweis gegen die Malthussche Theorie sei. Wenn Burgdörfer anführt, daß in Asien nur 24 Menschen auf den Quadratkilometer kommen, in Amerika noch nicht 5, in Afrika 4, in Australien noch nicht 1 (gegenüber 42 in Europa), so hat er zu sagen vergessen, daß sehr weite Gebiete der außereuropäischen Erdteile Wüsten, Gebirge und Tundren sind. Daher besagt es wenig, daß in Australien nur 1 %, in Kanada bisher nur 6 % der Gesamtfläche in landwirtschaftliche Kultur genommen sind; der weitaus größte Teil des Restes ist eben nicht dazu geeignet. Burgdörfer meint unter Berufung auf „hervorragende Statistiker und Geographen", daß die Erde Raum für 6—8 Milliarden Menschen biete. East, der als landwirtschaftlicher Fachmann mir zur Beurteilung dieser Frage besonders berufen zu sein scheint, kommt nur auf etwas über 5 Milliarden; und dieser gewiß nicht schöne Zustand wird bei der gegenwärtigen Vermehrung der Erdbevölkerung in einem Jahrhundert erreicht sein.

Burgdörfer gibt die neuesten verfügbaren Zahlen über die Fruchtbarkeitsverhältnisse in den verschiedenen Ländern Europas. Eine aus der Statistik des Deutschen Reiches entnommene Karte zeigt eindrucksvoll, wie die Länder der nordwestlichen Hälfte Europas die niedrigste Fruchtbarkeit, die ost- und südeuropäischen dagegen eine viel höhere haben. In Rußland betrug die Geburtenziffer im Jahre 1926 noch 44,2, in Rumänien 1925: 35,2, in Bulgarien 37,0, die russische war also mehr als doppelt so hoch als die deutsche, obwohl in Deutschland die gebärfähigen Altersklassen viel stärker vertreten waren. Selbst in Moskau war 1926 die Geburtenziffer 29,8 (gegen 16,6 in Berlin), obwohl in Rußland die Unterbrechung der Schwangerschaft in weitem Ausmaß freigegeben ist. „Jede slawische Frau zieht im Durchschnitt doppelt so viele Kinder auf wie jede deutsche Frau."

Im zweiten Teil, der von den Gefahren unserer bevölkerungspolitischen Lage handelt, schildert Burgdörfer zunächst die Gefahren für die Volkswirtschaft. Er meint: „Eine Schrumpfung der Volkswirtschaft würde

zweifellos von den schwersten Erschütterungen nicht nur für das ganze wirtschaftliche, sondern auch für das soziale, das kulturelle und das politische Leben des Volkes begleitet sein und unabsehbare Folgen haben." Wenn ich mir die Erschütterungen der Wirtschaft während des Krieges und der Inflationszeit vergegenwärtige, so bin ich allerdings geneigt, anzunehmen, daß eine Schrumpfung der Wirtschaft in dem Ausmaß, wie sie ein mäßiger Bevölkerungsrückgang mit sich bringen würde, an und für sich keine katastrophalen Folgen haben würde, wohl kaum schwerere, als sie die gegenwärtige Uebervölkerung hat. Haben wir doch im Winter 1928/29 rund 2 Millionen Arbeitslose durchzufüttern. Wenn allerdings ein Vakuum in der Industrie entstehen sollte, das zur Heranziehung volksfremder Elemente in großer Zahl führen würde, so würde auch ich das für verhängnisvoll halten. Burgdörfer meint, daß der noch vorhandene geringe Nachwuchs des Volkes sich in der Hauptsache industriellen und städtischen Berufen zuwenden werde. Das scheint mir immerhin fraglich zu sein; ich möchte es vielmehr für möglich halten, daß die deutsche Industrie mit dem fortschreitenden industriellen Selbständigwerden der überseeischen Agrarländer in steigendem Maße unrentabel wird; und dann würde das Land wieder relativ an wirtschaftlicher Bedeutung gewinnen, was rassenbiologisch vielleicht gar nicht so ungünstig wäre. Durchaus zustimmen kann ich dagegen Burgdörfer, wenn er sagt, daß der deutsche Qualitätsarbeiter nicht zu ersetzen ist. Die Zukunft der deutschen Industrie wird daher in erster Linie von der Qualität der Menschen abhängen, die ihr zur Verfügung stehen.

Damit kommen wir zu der qualitativen Seite der Frage, die Burgdörfer in einem Kapitel „Die kulturellen Gefahren des Geburtenrückgangs" bespricht. Tatsächlich behandelt er auch die Frage des rassischen Niedergangs. „Es ist die Gefahr einer unheilvollen Auslese, die Gefahr des Aussterbens der Tüchtigsten, Tapfersten, Besten des Volkes, die Gefahr der Verpöbelung des Volkes, wie sie der kürzlich verstorbene Münchener Rassenhygieniker Max v. Gruber drastisch, aber treffend genannt hat." Nach Burgdörfer „kann kein Zweifel darüber bestehen, daß auch in unserem Volk die rassehygienisch höchst bedenkliche Gegenauslese im Wege der Unterfruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Besten und Tüchtigsten im vollen Gange ist. Auch unser Volk treibt Raubbau durch ungenügende Fortpflanzung der Träger des besten Erbguts." „Um nicht mißverstanden zu werden, will ich ausdrücklich hinzufügen, daß auch in den unteren Schichten des Volkes zweifellos bestes Erbgut in großem Umfang vorhanden ist. Sobald aber der Aufstieg beginnt, ist er erfahrungsgemäß mit einer außerordentlich scharfen Beschränkung der Kinderzahl verbunden, und die tüchtigen Erblinien werden dadurch automatisch wieder ausgetilgt. Und schließlich ist

kein Volk unerschöpflich an tüchtigen Erbstämmen." Es ist im höchsten Maße erfreulich, daß die rassenhygienische Einsicht nun bis ins Statistische Reichsamt vorgedrungen ist, während bisher die Statistiker meist an der Fiktion Mensch = Mensch festhielten.

Sehr eindringlich schildert Burgdörfer die Gefahr, welche in der Beschäftigung fremder Wanderarbeiter liegt, unter Beibringung des einschlägigen statistischen Materials. „Wir müssen dazu kommen, daß bei Behandlung der Wanderarbeiterfrage den volkspolitischen Gesichtspunkten unbedingt der Vorrang eingeräumt wird gegenüber den arbeitsmarkt- und wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten." Das sollte meines Erachtens für die gesamte Bevölkerungspolitik gelten. Der Mensch ist nicht der Wirtschaft wegen da, sondern die Wirtschaft des Menschen wegen.

Besonders bedenklich ist die Lage in den östlichen Grenzgebieten, durch deren relative Menschenarmut die Slawen von jenseits der Grenzen geradezu angelockt werden. Burgdörfer sagt: „Nur eine bodenständige, schollenfeste, geburtenfreudige Bauernbevölkerung würde imstande sein, dem slawischen Volksüberdruck auf die Dauer standzuhalten und den deutschen Volksboden im Osten mit Erfolg zu sichern." Das ist an und für sich gewiß richtig; „geburtenfreudig" aber ist der deutsche Bauer nicht mehr. Man könnte ihn aber durch bevölkerungspolitische Maßnahmen wieder geburtenfreudig machen.

Aber, wie Burgdörfer mit Gruber sagt: „Unsere heutige gesellschaftliche und staatliche Ordnung ist so unsinnig, daß sie jene geradezu wirtschaftlich straft, welche der Gesamtheit durch Erzeugung eines zahlreichen und lebenskräftigen Nachwuchses den größten Dienst leisten." „Die Gesellschaft, die nichts tut, um diesen Zustand zu ändern, darf sich also nicht wundern, wenn der einzelne Mensch, das einzelne Ehepaar rücksichtslos die Konsequenzen aus diesen Tatsachen zieht und die Kinderzahl in einem Maße einschränkt, als es seinem persönlichen Wunsch und seiner egoistischen Lebensauffassung entspricht." Auch ich bin der Ansicht, daß die entscheidende Ursache der ungenügenden Fortpflanzung in einer verfehlten Gesellschaftsordnung liegt; den Vorwurf „egoistischer Lebensauffassung" halte ich dagegen für nicht berechtigt, wenigstens nicht allgemein. Man braucht nur an die Opfer, welche unser Volk im Kriege gebracht hat, zu denken. *Krank ist nicht so sehr die individuelle Moral als die Sozialmoral, welche in den gesellschaftlichen Einrichtungen ihren Ausdruck findet; und diese konnte nur deshalb so schwer erkranken, weil es unserer öffentlichen Meinung ganz allgemein an der nötigen biologischen Einsicht fehlt.* Was aber den einzelnen Staatsbürger betrifft, so halte ich das Moralisieren im allgemeinen weder für berechtigt noch

für aussichtsreich. Durchaus zustimmen kann ich aber Burgdörfer, wenn er sagt: „Man muß dem rechenhaften Menschen seine wirtschaftlichen Argumente durch wirtschaftlich-soziale Gegenmaßnahmen aus der Hand nehmen. Man muß den Nachteil, den jetzt Kinderreichtum für die Familien in wirtschaftlicher Hinsicht zweifellos bedeutet, wenn auch nicht in einen Vorteil verwandeln, so doch so weit abmildern, daß die wirtschaftliche Last der Kinderaufzucht und Kindererziehung bei gutem Willen noch tragbar ist." Heute bringt die Erzeugung einer biologisch ausreichenden Zahl von Kindern die Gefahr mit sich, daß die Familie aus der überkommenen gesellschaftlichen Schicht herabsinke. „Wird diese Gefahr, die heute vielfach in entscheidendem Maße geburtenhemmend wirkt, gebannt, wird durch solche Ausgleichsmaßnahmen dem kinderreichen Ehepaar im wesentlichen die gleiche Lebenshaltung und der gleiche Lebenszuschnitt wirtschaftlich ermöglicht, den das kinderlose oder kinderarme Ehepaar seiner Gesellschaftsschicht innehat, so ist damit zu rechnen, daß auch in den kulturell und gesellschaftlich führenden Schichten wieder eine stärkere Fruchtbarkeit der Ehen eintritt." Das wäre ein vom qualitativen, vom rassenhygienischen Standpunkt dringlich anzustrebendes Ziel. „Die praktische Bevölkerungspolitik darf also nicht bloß Quantitätspolitik, sie muß gleichzeitig auch Qualitätspolitik sein." Dieser Forderung kann der Rassenhygieniker natürlich nur wärmstens zustimmen. Die praktischen Vorschläge, die Burgdörfer dann macht, lassen die Rücksicht auf die Qualität leider aber teilweise vermissen.

Burgdörfer macht sich die Forderung einer Elternschaftsversicherung oder Familienversicherung, wie sie Grotjahn und andere vertreten haben, zu eigen; und er möchte sie in den Rahmen der Sozialversicherung einordnen; ja sie soll die „Krönung der deutschen Sozialpolitik" bilden. Grundsätzlich sei zwar anzustreben, daß die Familienversicherung alle Volkskreise umfasse; aus „praktischen Erwägungen" und „in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Anschauung" werde man sich aber vorerst damit begnügen müssen, daß nur diejenigen Kreise erfaßt werden, die jetzt schon in die Sozialversicherung einbezogen seien. Und da es sich hier um eine soziale Schicht von ungefähr gleicher Einkommenshöhe handle, so könne auch auf eine Staffelung der Beiträge wie der Leistungen verzichtet werden. Eine solche Bevölkerungspolitik würde nun meines Erachtens geradezu verhängnisvoll sein; sie würde zweifellos eine Vermehrung der Quantität auf Kosten der Qualität zur Folge haben, was nach Burgdörfers eigener Ansicht nicht sein darf. Das große Uebel, unter dem wir leiden, ist, daß wir zu viele untüchtige und zu wenig tüchtige Menschen haben; und dieses Uebel würde durch eine Familienversicherung im Rahmen der Sozialversicherung noch verschlimmert werden.

Burgdörfer meint zwar, man müsse vom eugenischen Standpunkt gewisse Vorkehrungen treffen in dem Sinne, daß Versicherungsleistungen nur solchen Eheleuten in Aussicht zu stellen seien, die einen gesunden Nachwuchs erwarten ließen, und man könne den Anspruch auf Versicherungsleistungen von einem Ehetauglichkeitszeugnis abhängig machen. Das halte ich nun für gänzlich utopisch. Gerade die Untüchtigen würden am lautesten nach Kinderbeihilfen schreien, weil sie sie am nötigsten hätten. Außerdem würden auch wohl die dummen, die faulen und die moralisch bedenklichen Elemente als „gesund" angesehen werden. Allgemein gleiche Kinderbeihilfen fördern unweigerlich hauptsächlich die Fortpflanzung der untüchtigen Bevölkerungselemente, weil sie für diese wirtschaftlich relativ am meisten bedeuten. Die furchtbare Gefahr der Verpöbelung, die teilweise schon Tatsache ist, würde durch eine solche Bevölkerungspolitik noch vergrößert werden.

Auch abgesehen davon könnte ich es nicht für zweckmäßig halten, die Bevölkerungspolitik an ein so ungesundes Werk, wie es die sogenannte „soziale" Versicherung ist, anzuknüpfen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß über die Hälfte, nach anderen Schätzungen über zwei Drittel der Mittel, welche für die Krankenversicherung aufgewendet werden, nicht wirklich der Pflege und Behandlung von Kranken zugute kommen, sondern durch das Krankschreiben von Arbeitsscheuen aufgezehrt werden. Entsprechendes gilt auch von der Arbeitslosenversicherung. Es kann keine Rede davon sein, daß wir ohne die Arbeitslosenversicherung auch 2 Millionen Arbeitslose im Reich haben würden; auch die Mittel der Arbeitslosenversicherung werden daher zum sehr großen Teil von Arbeitsscheuen verbraucht. Das deutsche Volk, welches nicht mehr die Mittel zu haben glaubt, die zu seiner Erhaltung nötige Zahl von Kindern aufzuziehen, verschwendet auf diese Weise jährlich Milliarden für unproduktive und daher im Grunde unsoziale, ja antisoziale Ausgaben. Die mißbräuchliche Inanspruchnahme ergibt sich mit Zwangsläufigkeit aus der Natur der meisten Menschen; und es ist daher aussichtslos, diese Mißstände unter Beibehaltung des Systems zu beseitigen. Die mißbräuchliche Inanspruchnahme hat vielmehr bisher ständig zugenommen; und sie wird voraussichtlich weiter zunehmen. Es ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die „soziale" Versicherung schließlich überhaupt zusammenbrechen wird, nämlich dann, wenn die Wirtschaft infolge übermäßiger Belastung einfach nicht mehr in der Lage ist, die ausländische Konkurrenz auszuhalten. Ob die politische Einsicht bei uns ausreichen wird, noch rechtzeitig eine Aenderung des Systems zuzulassen, muß mindestens als zweifelhaft erscheinen. Auf ein solches System aber darf man meines Erachtens die deutsche Bevölkerungspolitik nicht gründen.

Auch Burgdörfer möchte die Bevölkerungspolitik nicht auf die Familienversicherung beschränken. Er fordert, daß die Kinderzulagen für Beamte proportional dem Grundgehalt gestaffelt sein sollten, und zwar unter ausdrücklicher Berufung auf die Rassenhygiene. Er tritt auch für eine bevölkerungspolitisch gerichtete Aenderung des Steuerwesens ein, wobei er sich die Forderung Schloßmanns zu eigen macht, daß „das durch die Zahl der unterhaltsberechtigten Familienglieder geteilte Familieneinkommen der Besteuerung zugrunde gelegt" werde. „Die Erbschaftssteuer müßte grundsätzlich so ausgestaltet werden, daß auch das einzige Kind oder die etwa vorhandenen zwei Kinder oder drei Kinder keinen größeren Erbanteil erhalten können, als wenn die Familie die volksbiologisch erforderliche Zahl von vier Kindern gehabt hätte." Dem kann ich grundsätzlich zustimmen, wenn ich es auch vorziehen würde, daß schon bei drei Kindern keine Erbschaftssteuer mehr erhoben würde.

Ich bin im Laufe der letzten Jahre immer mehr zu der Ansicht gekommen, daß der Ausgleich der Familienlasten am zweckmäßigsten ganz auf dem Wege der Steuer herbeigeführt werden würde. Für die Frau und jedes Kind sollten 20 % der Steuer nachgelassen werden, so daß Familien mit vier und mehr Kindern steuerfrei ausgehen würden, und zwar bis in die höchsten Einkommensstufen hinein. Natürlich würde die Steuer für Junggesellen und Kinderarme entsprechend höher sein müssen als heute. Ich kann Burgdörfer nicht zustimmen, wenn er meint, daß eine Junggesellensteuer nichts helfen könne. Grundsätzlich ist Mussolini, der eine nicht unbeträchtliche Junggesellensteuer eingeführt hat, durchaus auf dem rechten Wege. Sie sollte nur durch eine Kinderlosen- und Kinderarmensteuer ergänzt werden. Eine Steuerreform als Hauptmittel der Bevölkerungspolitik hätte auch den großen Vorteil, daß der Ausgleich der Familienlasten mit ihrer Hilfe allmählich herbeigeführt werden könnte. Man könnte mit den Nachlässen, die heute für Kinder gewährt werden, beginnen und jedes Jahr um ein oder zwei Prozente hinaufgehen, bis der obengenannte Satz von 20 % für jedes Kind erreicht wäre. Ein großer Vorteil wäre es auch, daß keine neue Versicherung und kein neues Amt den Haushalt des Reiches zu belasten brauchte, sondern daß die Reform mit Hilfe der bestehenden Finanzverwaltung bzw. der Finanzämter durchgeführt werden könnte.

Der Einwand, daß auf dem Wege der Steuerreform nur ein kleiner Teil der Bevölkerung, nicht aber die Masse der tüchtigen Volksgenossen in der Familiengründung gefördert werden könne, ist zweifellos nicht stichhaltig. Auch tüchtige Handarbeiter werden ja heute sehr empfindlich zu Steuerleistungen herangezogen. Auch diese würden daher wirksam in der Fortpflanzung gefördert werden, zumal da ledige und kinderlose Arbeiter natürlich mehr Steuer zu zahlen haben würden als heute. Unwirksam würde

die Steuerreform nur bei jenen Bevölkerungselementen sein, die infolge wirtschaftlicher Schwäche ohnehin keine Steuern zahlen. Und das sind zweifellos vorzugsweise wirtschaftlich untüchtige Elemente, an deren Vermehrung der Staat kein Interesse hat, deren Abnahme vielmehr im Sinne des wahren Wohles der Volksgemeinschaft liegt. Im Gegensatz zur Familienversicherung würde der Ausgleich der Familienlasten auf dem Wege der Steuer daher auch qualitativ nicht ungünstig, sondern in hohem Maße segensreich wirken. Ich halte mich daher für verpflichtet, eine **dringende Warnung** vor der heute von vielen Seiten geforderten Elternschaftsversicherung auszusprechen und an ihrer Stelle den Ausgleich der Familienlasten auf dem Wege der Steuer zu empfehlen.

Ob in Anbetracht unseres Parteiwesens eine gesunde Bevölkerungspolitik auf dem Wege parlamentarischer Gesetzgebung Aussicht auf Durchführung habe, ist freilich sehr fraglich. Günstiger liegen aber die Verhältnisse in Italien, wo Mussolini die Bedeutung der Bevölkerungspolitik als Grundlage aller Staatspolitik grundsätzlich erkannt hat. Ich halte die Hoffnung für nicht ganz utopisch, daß Mussolini sich von der Zweckwidrigkeit einer rein quantitativen Bevölkerungspolitik überzeugen werde, und daß er dann eine wirklich rassenhygienische Bevölkerungspolitik ins Werk setzen und durchführen werde. Die Macht dazu liegt in seiner Hand und auf dem Wege dazu ist er. Durch eine wahrhaft rassenhygienische Bevölkerungspolitik würde ein Volk so sehr an innerer Stärke und politischer Macht gewinnen, daß auch die Nachbarn nicht zurückbleiben dürften. Es würde ein biologisches Wettrüsten beginnen, das nicht wie das militärische Wettrüsten zum Niedergang der Menschheit auf dem Wege der Gegenauslese des Krieges führen würde, sondern das wirklich dem Aufstieg der Menschheit und ihrer Kultur zugute kommen würde. Aus diesem Grunde erhoffe ich von der bevölkerungspolitischen Einsicht Mussolinis[1]) auch Segen für unser eigenes Volk. Mussolini sieht, daß der Niedergang sich nicht nur an einzelnen Städten oder Nationen vollzieht, sondern daß er auch vor sich gehen kann „in un ordine di grandezze infinitamente maggiore: la intiera razza bianca, la razza dell'Occidente, può venire sommersa dalle altre razze di colore che si moltiplicano con un ritmo ignoto alla nostra" („in einer Ordnung von unendlich größeren Ausmaßen: die ganze weiße Rasse, die Rasse des Abendlandes, droht von den farbigen Rassen überflutet zu werden, die sich in einem unerhörten Rhythmus vermehren"). Und wenn Mussolini dem rassischen Niedergang des Abendlandes mit wirksamen Mitteln entgegentreten würde, die ihm zweifellos zur

[1]) Mussolini, Benito: Il numero come forza. In der Zeitschrift „Gerarchia", Jg. 8, Nr. 9, September 1928.



Verfügung stehen, so könnte auch seine stolzeste Hoffnung in Erfüllung gehen: ein Retter des ganzen Abendlandes zu sein.

Burgdörfer sagt am Schluß: „Die wirtschaftlichen und sozialen Maßnahmen werden auf die Dauer fruchtlos sein und das drohende Verhängnis nicht mehr abwenden können, wenn nicht gleichzeitig von innen heraus eine sittliche Erneuerung des Volkes, eine Erneuerung des Volksgeistes wieder die geistige Atmosphäre schafft, die zum Gedeihen der Familien und des Volkes unentbehrlich ist, wenn nicht wieder eine Lebensauffassung sich durchsetzt, die den verantwortlichen Willen zum Leben, den Willen zum Lebensdienst und Lebensopfer bejaht." Solche von hohem Pathos getragene Sätze sind seit Jahrzehnten als Schluß bevölkerungspolitischer Arbeiten üblich. Geholfen haben sie bisher aber nichts; und ich zweifle, ob sie jemals viel helfen werden. Ich glaube, daß in dieser Hinsicht der Lehre des sogenannten „historischen Materialismus" eine gewisse relative Wahrheit zukommt. Wenn die soziale Moral, die in den Einrichtungen des Staates ihren sichtbaren Ausdruck findet, familienfeindlich eingestellt ist, so nützt kein Appell an das moralische Gewissen des einzelnen. Die Sache würde aber sofort anders werden, wenn der Staat sich entschließen würde, den Wert der Familie nicht nur mit Worten, sondern durch die Tat anzuerkennen. Dann würde alsbald auch eine Erneuerung der Lebensauffassung sich durchsetzen. Auch hier hat also am Anfang nicht das Wort, sondern die Tat zu stehen. Und die Pflicht zu dieser Tat hat Mussolini, weil er allein die Macht dazu hat.

Die Entwicklung der gesetzlichen rassenhygienischen Sterilisierung in den Vereinigten Staaten*).

Von Harry H. Laughlin,
Carnegie Institution of Washington, Eugenics Record Office, Cold Spring Harbor, Long Island, N. Y.
(Uebersetzt von F. Lenz, München.)

Die Entwicklung der staatlich legalisierten rassenhygienischen Sterilisierung in den Vereinigten Staaten hat zwei Seiten: die eine ist die gesetzliche, die andere die rassenhygienische.

Wir wollen zuerst die gesetzliche Seite betrachten. In den Vereinigten Staaten sind Angelegenheiten wie die Fürsorge für minderwertige und unselbständige Individuen, die Bestrafung von Verbrechern, die Regelung

*) Dieser Bericht wurde auf der Münchener Tagung der Internationalen Vereinigung Rassenhygienischer Organisationen (International Federation of Eugenic Organizations) am 14. September 1928 verlesen.



der Eheschließung, die Ueberwachung der ärztlichen Tätigkeit, allgemein die mehr persönliche Leitung der Individuen, Aufgabe der einzelnen Staaten, nicht der Bundesregierung. Die rassenhygienische Sterilisierung zum Zweck der Verhinderung erblicher Entartung, soweit ihre Regelung durch Gesetz angestrebt wird, ist eine Funktion der einzelnen Staaten. Die Vereinigten Staaten als Gesamtheit könnten sie erst in Angriff nehmen, wenn die Bundesverfassung geändert würde. Aber kein Gesetz, das irgendein Staat einführt, darf in Widerspruch mit der Bundesverfassung stehen.

Die gesetzliche Regelung der rassenhygienischen Sterilisierung in den Vereinigten Staaten fing mit der Einführung eines Gesetzes in Indiana im Jahre 1907 an. Seit 1899 hatten die Leitungen von Anstalten in diesem Staate, hauptsächlich Dr. Harry C. Sharp von der Strafanstalt in Jeffersonville, die Familiengeschichten gewisser Anstaltsinsassen erforscht und die rassenhygienische Sterilisierung in ziemlich großem Umfang ohne besondere gesetzliche Ermächtigung oder Regelung ausgeführt. Bald nach der Einführung des Gesetzes in Indiana wurden viele sorgfältige Untersuchungen antisozialer Sippen verschiedener Art in den Vereinigten Staaten durchgeführt, hauptsächlich durch das Institut für rassenhygienische Forschung (Eugenics Record Office). Die öffentliche Meinung im allgemeinen, Leitungen von Anstalten und gesetzgebende Körperschaften im besonderen, wurden dadurch zu einem klareren Verständnis der Rolle gebracht, welche die Erblichkeit im Leben der Menschen und ihren Leistungen spielt. Man verstand nun, daß manche Individuen reich mit Eigenschaften ausgestattet sind, die zu Erfolg im Leben und zu sozialem Verhalten führen, während andere so arm ausgestattet sind, daß sie, ganz gleich welche Gelegenheiten, Erziehung oder besondere Behandlung ihnen geboten werden, sicherlich zu erfolglosem und antisozialem Leben geführt werden. Keine Gesellschaftsordnung kann gedeihen, wenn sie nicht von einer Bevölkerung mit gesunden, erblichen Anlagen in körperlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht getragen wird. Die Verhinderung der Fortpflanzung jener Individuen, deren erbliche Eigenschaften sehr niedrig oder entartet sind, ist eine anerkannte Notwendigkeit im Sinne der negativen Seite der Rassenhygiene. Aber auf welchem Wege gelangt man dahin? Man muß die Frage offenbar von mehreren Seiten angreifen. Eine von diesen ist die Sterilisierung gewisser Individuen von erwiesenermaßen entartetem Familienerbe. Die Frage der rassenhygienischen Sterilisation ist von 23 verschiedenen Staaten der Amerikanischen Union und von einer Provinz Kanadas versuchsweise in Angriff genommen worden. Sie sind in der folgenden Liste mit den Daten der Einführung der Gesetze aufgeführt:

1. Indiana, 1907, 1927.
2. Washington, 1909, 1921.
3. California, 1909, 1913, 1917.
4. Connecticut, 1909, 1918, 1919.
5. New Jersey, 1911.
6. Iowa, 1911, 1913, 1915.

7. Nevada, 1911.
8. New York, 1912.
9. North Dakota, 1913, 1927.
10. Kansas, 1913, 1917.
11. Wisconsin, 1913.
12. Michigan, 1913, 1923, 1925.
13. Nebraska, 1915.
14. New Hampshire, 1917, 1921.
15. Oregon, 1917, 1923, 1925.
16. South Dakota, 1917, 1919, 1925.
17. Montana, 1923.
18. Delaware, 1923.
19. Virginia, 1924.
20. Idaho, 1925.
21. Minnesota, 1925.
22. Utah, 1925.
23. Maine, 1925.

Die kanadische Prov. Alberta, 1928.

Von den 23 Staaten, welche seit 1907 den Versuch gemacht haben, die Sterilisierung zu rassenhygienischen Zwecken zu regeln und zu legalisieren, haben sechs in ihren ersten Beschlüssen Gesetze ergehen lassen, die entweder mit ihrer Staatsverfassung oder mit der Bundesverfassung der Vereinigten Staaten in Widerspruch standen. Folgende Gesetze, die mit ihren Jahreszahlen angegeben sind, sind für verfassungswidrig erklärt worden und aus folgenden Gründen:

1. Das Gesetz von New Jersey aus dem Jahre 1911 wurde 1913 von dem Obersten Gericht des Staates für verfassungswidrig erklärt mit der Begründung, es verleugne den für die Sterilisierung ausgewählten Personen gegenüber den allen Staatsbürgern in gleicher Weise verbürgten Schutz des Gesetzes („denies equal protection of the law").

2. Das Gesetz von Iowa aus dem Jahre 1913 wurde 1914 von dem Bundesbezirksgericht (Federal District Court) für verfassungswidrig erklärt, weil es kein geregeltes Gerichtsverfahren vorsehe („no provision for due process of law"), weil es „eine grausame und ungewöhnliche Strafe" festsetze und weil es eine unsittliche Verfügung sei („a bill of attainder").

3. Das Gesetz von Nevada von 1911 wurde 1918 durch das Bundesbezirksgericht für verfassungswidrig erklärt mit der Begründung, daß es „eine grausame und ungewöhnliche Strafe" vorsehe.

4. Das New-Yorker Gesetz von 1912 wurde 1918 durch das Oberste Gericht des Staates für verfassungswidrig erklärt mit der Begründung, es verleugne den allen Staatsbürgern in gleicher Weise verbürgten Schutz des Gesetzes.

5. Das Gesetz von Oregon aus dem Jahre 1917 wurde 1921 von dem Amtsgericht von Marion County für verfassungswidrig erklärt mit der Begründung, es verleugne den allen Staatsbürgern in gleicher Weise verbürgten Schutz des Gesetzes.

6. Das Gesetz von Indiana aus dem Jahre 1907 wurde 1925 vom Obersten Gericht des Staates für verfassungswidrig erklärt mit der Begründung, es verleugne den allen Staatsbürgern in gleicher Weise verbürgten Schutz des Gesetzes.

Durch diese Gesetze wurden offenbar zwei Bestimmungen der sog. „Bill of Rights“ (der Verfassungsgarantie der persönlichen Rechte) verletzt. Der erste Punkt bezieht sich auf die Strafe. Wenn man die Sterilisierung als Strafe anwendet, so ist das natürlich kein rassenhygienischer Zweck. Die Verfassung der meisten Staaten verbietet grausame und ungewöhnliche Strafen, sie verbietet auch unsittliche Verfügungen („bills of attainder“) und sie verbietet doppelte Bestrafung desselben Vergehens. Die Bundesverfassung bestimmt in ihrer 14. Verbesserung, daß jeder Staat allen seinen Bürgern den gleichen Schutz angedeihen lassen soll. In manchen der ersten Gesetzgebungsversuche war der rassenhygienische Gedanke nicht klar ausgesprochen. Der Sinn des Gesetzes war durch Absichten der Strafe und der Heilung noch beeinträchtigt. In einigen dieser Gesetze war bestimmt, daß die Operation zum „Wohl des Individuums“ geschehen solle. Es wurde durch die Gerichte gezeigt, daß, im Falle ein Individuum eine Operation nötig habe, die seine Fortpflanzungsfähigkeit aufhebe, die Operation durch die Staatsgesetze, welche die chirurgische Tätigkeit regeln und freigeben, legalisiert ist. Im allgemeinen bringt eine Operation, die beiläufig Unfruchtbarkeit verursacht, juristisch keinen neuen Gesichtspunkt, und die Einfügung des Heilzwecks war daher völlig überflüssig. Der größte Fehler dieser Gesetze war aber ihre Verquickung mit dem Gesichtspunkt der Strafe. Manche Leute hielten es gefühlsmäßig für eine gerechte Strafe, daß gewisse Sittlichkeitsverbrecher zur Strafe geschlechtslos gemacht würden. Weiter wurde an einigen Beispielen vor Gericht gezeigt, daß gelegentlich zwei Strafen für dasselbe Vergehen verhängt worden waren. Es widerspricht der „Bill of Rights“, Gesetze einzuführen, welche die Sterilisierung gewisser Verbrecher vorsehen, wenn das nicht ausdrücklich im Urteil gesagt ist. Aehnlich stellt ein Gesetz, das die Sterilisierung gewisser Verbrecher vorsieht, eine unsittliche Bestimmung dar; und wenn es sich um die Bestrafung eines Verbrechens handelt, das vor der Einführung des Gesetzes begangen wurde, so ist ein solches Gesetz ex post facto. In diesen Fällen trug der rassenhygienische Gesichtspunkt über den strafrechtlichen den Sieg davon. Die „Bill of Rights“ hat das gesunde grundsätzliche Bestreben, grausame und ungebräuchliche Strafen zu verhüten und unsittlichen Bestimmungen vorzubeugen. Sie kommt auch dem Interesse der Rassenhygiene zugute, indem sie zur Folge hat, daß alle Gesichtspunkte der Strafe aus diesen Gesetzen entfernt werden müssen und daß der rassenhygienische Zweck unmittelbar und entscheidend sein muß.

Die zweite große juristische Schwierigkeit, der die ersten versuchsweisen Gesetze begegneten, betrifft das ordentliche Gerichtsverfahren (due process of law). Die Sterilisierung ist mit so großen Möglichkeiten im guten oder schlechten Sinne beladen und von so grundlegender Bedeutung für das Individuum, daß die Entscheidung über die Sterilisierung einer bestimmten



Person in jedem Falle durch ein formelles Gerichtsverfahren herbeigeführt werden muß. Die Verantwortung für derartige Entscheidungen ist so ernst, daß sie nicht dem Gutdünken von Verwaltungsstellen überlassen werden darf. Wenn die Sterilisierung aus rassenhygienischen Gründen durch grundlegende Gesetze freigegeben werden soll, dann muß der Wortlaut des Gesetzes ein Verfahren vorsehen, daß der Staat im Benehmen mit einem Registrierungsamt („Court of Record") darlegen soll, daß das betreffende Individuum nach dem Stande der menschlichen Erblichkeitswissenschaft ein möglicher Elter sozial unzulänglicher Nachkommenschaft (potential parent of socially inadaquate offspring) ist; und der Rechtsvertreter des Probanden muß jede Gelegenheit zur Verteidigung seines Klienten haben. Gesetzlich und prozeßrechtlich ist die Sache ganz parallel der zwangsweisen Einweisung Geisteskranker oder Schwachsinniger in Anstalten. Die elementaren Gesetze des Landes gestatten nur, daß eine zweckdienliche Unfruchtbarkeit ausschließlich wegen erblicher Entartung, deren Fortpflanzung mit dem wahren Interesse des Staates in Widerspruch stehen würde, herbeigeführt werde. Es gibt kein Beispiel in der amerikanischen Geschichte, das die grundlegende Gesundheit der „Bill of Rights" schöner veranschaulichen würde, als ihre Anwendung in der Entwicklung der rassenhygienischen Sterilisierung. Im Endergebnis steht die rassenhygienische Sterilisierung jetzt auf ihrer eigenen sachlichen Grundlage; sie wird nicht mit Bestrafung oder Heilbehandlung zum Wohl des Individuums verquickt.

Man kann wohl sagen, daß die Periode der Versuche in der Gesetzgebung und dem Rechtsverfahren über diese Sache, die 1907 mit der Einführung des Gesetzes von Indiana begann, ihr Ende gefunden hat mit der günstigen Entscheidung des Obersten Gerichtes der Vereinigten Staaten vom 2. Mai 1927. In dieser Entscheidung ist das Sterilisierungsgesetz von Virginia, das die erbliche Entartung durch Sterilisierung gewisser erblich Entarteter zu verhüten sucht, als durchaus zu Recht bestehend anerkannt worden. Für diejenigen, welche die amerikanische Gesetzgebung und die Art des amerikanischen Rechtsverfahrens nicht kennen, sei zur Erklärung angemerkt, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten das oberste Gesetz des Landes ist, und daß die Gerichte jede Bestimmung in der Verfassung eines Staates, jedes Staatsgesetz, jeden Beschluß des Bundeskongresses, falls sie in Widerspruch mit der Bundesverfassung stehen, für unverbindlich erklären kann. Die besten der neueren Sterilisierungsgesetze haben die Probe bestanden; sie sind als verfassungsmäßig und staatserhaltend erwiesen; sie schützen die Rechte des Individuums, und eine befriedigende Methode der Nachforschung und Untersuchung ist für die meisten einschlägigen Fälle ausgearbeitet worden. Folglich kann nun jeder Staat, der den Wunsch danach hat, ein Gesetz erlassen, das die Sterilisierung gewisser Individuen in seiner Bevölkerung vorsieht und das den Zweck hat, die Fortpflanzung von Personen zu verhindern,

von denen im Benehmen mit einem Registrierungsamt erwiesen ist, daß sie zu entarteten Familien gehören und folglich wahrscheinlich Nachwuchs erzeugen würden, der unter der Last ererbter Entartung zu leiden haben würde. Ein solches Gesetz kann gemacht werden, um die Rechte des Individuums zu schützen; es kann gemacht werden, um in rassenhygienischem Sinne staatserhaltend zu wirken, indem es die Fortpflanzung Entarteter verhindert, die andernfalls wahrscheinlich Eltern entarteten Nachwuchses werden würden; und es würde von den Gerichten anerkannt werden.

Bis zum 1. Juli 1925 sind nach einer Erhebung des Berichterstatters unter den Gesetzen der 23 Staaten 6244 Fälle rassenhygienischer Sterilisierung ausgeführt worden. 3307 von diesen Operationen wurden an Männern und 2937 an Frauen vorgenommen. Auf die verschiedenen Staaten verteilen sich die Fälle folgendermaßen:

1. California	4636	13. Nevada	0
2. Connecticut	93	14. New Hampshire	41
3. Delaware	5	15. New Jersey	0
4. Idaho . , ...	1	16. New York	42
5. Indiana	120	17. North Dakota	33
6. Iowa	56	18. Oregon	313
7. Kansas	335	19. South Dakota	0
8. Maine	0	20. Utah	0
9. Michigan	48	21. Virginia	91
10. Minnesota	0	22. Washington	1
11. Montana	23	23. Wisconsin	144
12. Nebraska	262		

Eine ergänzende Erhebung durch Mr. E. S. Gosney ergab 2271 weitere Fälle vom 1. Juli 1925 bis zum 1. Januar 1928. Mithin sind nun rund 8500 Fälle durch die Gesetzesmühle gegangen und man hat daraus viel über den Eingriff gelernt. Die Beamten der Rechtspflege und der Verwaltung haben Nutzen von der umfangreicheren Erfahrung. Aber wenn man die große Zahl von Sippen betrachtet, die infolge minderwertiger Erbmasse entartet sind, so bedeutet die rassenhygienische Sterilisierung, was ihre tatsächliche Ausführung anbetrifft, bisher nur einen Anfang zur Lösung der Frage. Man tut gut, allmählich zu beginnen, das Gesetz nur in den klarliegenden äußersten Fällen anzuwenden und so in gesunder Weise die Erfahrung jener, die das Gesetz anwenden, zu vermehren, nämlich der rassenhygienischen Familienforscher, der staatlichen Verwaltungsbeamten, der Gerichte und der Rechtsvertreter.

Während der Periode der Versuche auf dem Gebiet der Gesetzgebung ist eine Anzahl Fragen gelöst worden, z. B. die, wie ein geordnetes Gerichtsverfahren in Fällen rassenhygienischer Sterilisierung vor sich zu gehen hat. Was die rein rassenhygienische Seite betrifft, so ist gegenwärtig die Haupt-

frage: „Welche Belege über das Individuum und seinen Stammbaum können von dem Rassenhygieniker beigebracht werden, damit dem Gericht dargelegt werden kann, ob das betreffende Individuum in den Rahmen der Definition eines möglichen Elters sozial unzulänglichen Nachwuchses fällt oder nicht?" Darüber hinaus muß der Rassenhygieniker es aber durch gesunde biologische Gründe sicherstellen, daß kein Fehler gemacht worden ist in der Annahme, daß ein gegebenes Individuum, falls es sich fortpflanzt, mit hoher Wahrscheinlichkeit einen Nachwuchs erzeugen würde, von dem ein großer Teil wegen minderwertiger angeborener Eigenschaften unfähig sein würde, günstigen Bedingungen für die Entwicklung zu nützlichen Bürgern zu entsprechen. Während die Sterilisation gewöhnlich nur als ein Fall angewandter Rassenhygiene angesehen wird, erfordern viele der mit ihr zusammenhängenden Fragen — und besonders die gerade genannte — zu ihrer Lösung das Beste, was die gründlichste Forschung auf dem Gebiet der menschlichen Erblichkeit, der Entwicklung des Rechtes und des Lebens der Gesellschaft zu bieten vermag.

Es lohnt sich zu wiederholen, daß gegenwärtig das hauptsächlichste praktische Bedürfnis eine bestimmtere methodische Kenntnis der biologischen Familienforschung ist. Diese Kenntnis, die sich sehr rasch entwickelt hat, müssen die rassenhygienischen „field-workers" (wissenschaftliche Hilfsarbeiter bzw. -arbeiterinnen) sich zu eigen machen, weil sie mehr und mehr die erfahrenen Zeugen in Fällen vorgeschlagener rassenhygienischer Sterilisierung sein werden. Die „field-workers" müssen über den betreffenden Fall individuelle Erhebungen machen, dann müssen sie in seine Heimat gehen und dort die Eigenschaften und die Familiengeschichte des Falles untersuchen, einschließlich seiner 30 bis 40 nächsten Blutsverwandten. Der genealogische Forscher muß dann das, was die Analyse ähnlicher Stammbäume ergeben hat, anwenden, um die Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, daß ein gewisser Teil des Nachwuchses des Probanden mit großer Wahrscheinlichkeit infolge erblicher Belastung unfähig sei, sich zu nützlichen und erfolgreichen Bürgern zu entwickeln.

Bisher haben die Verwaltungsbeamten darauf gedrungen und die Gerichte haben im gleichen Sinne verfügt, daß nur die offenkundigsten Fälle von Entartung sterilisiert werden. Mit dem Fortschritt der menschlichen Erblichkeitsforschung werden die amtlichen Stellen und die Gerichte voraussichtlich in der Lage sein, mit einer ebenso großen Sicherheit, wie sie es heute in den am schwersten entarteten Fällen tun können, in Zukunft auch in Fällen, die weniger weit unter der Grenze des Normalen liegen, ein wohlbegründetes Urteil abzugeben. In dem bisherigen amerikanischen Material sind alle Individuen, die aus rassenhygienischen Gründen sterilisiert worden sind, nicht nur Mitglieder entarteter Familien im Sinne des Gesetzes, sondern auch selber minderwertig. Dieses Vorgehen ist natürlich

wirksam, wenn es sich darum handelt, die Weitervererbung eines Defekts von dominantem Mendelschen Erbgang zu verhindern; aber wenn es sich um rezessiven Erbgang handelt, würde man auch normale Ueberträger der Anlage sterilisieren müssen, falls sie durch diese Methode ausgetilgt werden soll. Zweifellos beruht aber in vielen Fällen erbliche Entartung auf einer Kombination von dominanten und rezessiven Eigenschaften. Eine Analyse auf Mendelscher Grundlage ist selten versucht worden. Vielmehr ist der Vergleich mit ähnlichen Stammbäumen und die Abschätzung der Wahrscheinlichkeit von Entartung in der Nachkommenschaft die Grundlage, auf der das Urteil sich aufbaut.

Sämtliche Operationen, die bisher ausgeführt worden sind, betrafen Insassen staatlicher Anstalten. Das oberste Gericht der Vereinigten Staaten hat dafür gehalten, daß dies nicht eine unnatürliche Einschränkung sei, aber einige Gesetze sehen auch Sterilisierung von Individuen vor, die nicht Insassen von Anstalten sind. Die Sterilisierung eines Individuums, das den ganzen Rest seines Lebens in staatlicher Verwahrung zu verbringen hat, hat rassenhygienisch keinen Zweck. Die rassenhygienische Sterilisierung ist nur für jene Individuen erforderlich, die noch im fortpflanzungsfähigen Alter sind und die, sei es ehelich oder unehelich, entartete Nachkommenschaft erzeugen können. Wenn das Prinzip gesund ist und wenn die Gesetze möglichst großen Nutzen stiften sollen, so müssen sie auf entartete Individuen in der allgemeinen Bevölkerung anwendbar sein. Die Erweiterung der Bestimmungen und die Ausdehnung des praktischen Vorgehens auf Individuen, die nicht in der Anstaltsfürsorge des Staates sind, wird wahrscheinlich die nächste Frage der Gesetzgebung und der Rassenhygiene auf diesem Gebiet sein.

Es ist auch nötig, die chirurgische Seite der Frage noch weiter zu entwickeln. In den meisten Staaten ist die rassenhygienische Sterilisierung des Mannes auf die Vasektomie (Durchtrennung des Samenstranges) beschränkt. Das ist eine einfache und wirksame Operation, und sie ist allgemein befriedigend, weil sie nur wenige physiologische und geistige Folgen hat. Ihre Hauptwirkung ist die Unfruchtbarkeit der operierten Person. Die Chirurgie hat noch keinen einfachen und unmittelbaren Weg zur Sterilisierung der Frau gefunden. Gegenwärtig erfordert die Operation die Eröffnung der Bauchhöhle und die Resektion eines Stückes jedes der beiden Eileiter. Es ist dabei eine größere Operation notwendig. Die Patientin muß zwei bis drei Wochen in der Klinik bleiben. Möglicherweise werden die Chirurgen noch eine einfache Methode zur Sterilisierung der Frau finden, etwa die Skarifikation der Eileiteröffnung oder die Anwendung der Röntgenstrahlen; aber gegenwärtig stehen solche Methoden nicht zur Verfügung. Wenn die Sterilisierung allgemeiner in Gebrauch kommen soll, so besteht ein dringendes Bedürfnis nach einer einfachen Operationsmethode der Frau, da die Zahl der entarteten Individuen, die geboren werden, hauptsächlich von der Zahl

fortpflanzungsfähiger entarteter Frauen abhängt. Die Sterilisierung der entarteten Frau ist rassenhygienisch daher wichtiger als die des Mannes.

Die physiologischen Folgen werden weiter untersucht. Bisher hat das Eugenics Record Office über 700 Krankengeschichten bzw. Personalberichte über Individuen, die auf Grund der ersten Gesetze sterilisiert wurden, sich verschafft. Diese sind nach dem Geschlecht, nach dem Alter, der sozialen Lage des Individuums und der Art der Operation gruppiert worden. Es besteht die Hoffnung, daß es möglich sein wird, vielen dieser Fälle weiter nachzugehen und die späteren physiologischen Dauerfolgen bei bestimmten Arten der Sterilisierung und bei bestimmten Typen von Individuen genauer kennenzulernen. Wenn die rassenhygienische Sterilisierung chirurgisch einwandfrei ausgeführt wird, so kann nicht ernstlich der Einwand gegen sie erhoben werden, daß sie grausam oder schädlich für das Individuum sei. Im allgemeinen scheint dem Individuum durch die Sterilisierung einfachster Art kein wesentlicher Schaden zugefügt zu werden; aber es wird eine eingehendere und speziellere Kenntnis angestrebt. So wie die Gesetze heute sind, ist ein Mißbrauch der rassenhygienischen Sterilisierung unwahrscheinlich. In allen Gesetzen, die aufrechterhalten worden sind, sind die Rechte des Individuums sorgsam gewahrt. Unsere Erfahrung mit der zwangsweisen Einweisung von Individuen in Gefängnisse, Irren- und Schwachsinnigenanstalten muß mit jener „Bill of Rights" übereinstimmen, die kürzlich aufgestellt worden ist, um die rassenhygienische Sterilisierung zu decken. Die Wahrscheinlichkeit eines Mißbrauches auf diesem Gebiet ist nicht größer als die einer unberechtigten Einsperrung oder des Erfolges einer böswilligen Verbringung eines geistesgesunden Feindes in eine Irrenanstalt. Die Möglichkeit, daß die Sterilisierung zu einem politischen Machtmittel werden könne, das von einer Rasse gegen eine andere angewandt werden könnte, von einer Religion gegen eine andere oder von einer sozialen Klasse gegen eine andere, ist äußerst fernliegend.

Bei dem Werk der Entwicklung der rassenhygienischen Sterilisation in den Vereinigten Staaten hat das „Eugenics Record Office" als Forschungsanstalt und Beratungsstelle mitgewirkt. Es hat Fühlung mit der ganzen Gesetzgebung gehalten, es hat jede Gerichtsentscheidung analysiert, jedes Gesetz ausgeführt und jede Verfügung eingeführt. Es hat Fühlung gehalten mit den Gerichten und den Verwaltungsstellen, die mit der Sterilisierung zu tun haben. Es ist weitgehend behilflich gewesen bei der Entwicklung der Methoden zur Erforschung der Familien- und Lebensgeschichte, die für die Praxis der rassenhygienischen Sterilisierung gebraucht werden. Auf Grund ausgedehnter Erfahrung bei diesen Untersuchungen haben die „fieldworkers" und die Forscher des „Eugenics Record Office" gelernt, wie die relative Bedeutung von Erbanlage und Umwelt (nature and nurture) in einer für praktische Zwecke ausreichenden Weise zu trennen ist und wie

es auf diese Weise möglich ist, in manchen der ausgesprochenen Familienfälle die wahrscheinlichen Grenzen der erblichen Fähigkeiten eines möglichen Nachwuchses anzugeben.

Die rassenhygienische Sterilisierung ist keine radikale Maßnahme mehr, sie hat sich als ein staatserhaltendes Mittel bei der Austilgung erblicher Belastung ernsterer Art erwiesen. Sie ist natürlich ein Unternehmen auf lange Sicht, es ist der letzte Ausweg, die Erzeugung erblicher Entartung zu verhüten in Fällen, in denen die anderen Verhütungsmaßnahmen, Absonderung (segregation), Erziehung, Ehegesetze, Religion, karitative und wirtschaftliche Hilfe, versagt haben. Sie ist ein neues und nützliches ergänzendes Mittel. Allzuviel darf man nicht von ihr erwarten. Sie bleibt stets auf die negative Seite der Rassenhygiene beschränkt, die Verhütung der Fortpflanzung gewisser Mitglieder der degeneriertesten Sippen. Die größte Aufgabe der angewandten Rassenhygiene ist natürlich ihre aufbauende Seite, welche günstige Ehen unter denen, die mit der besten Erbmasse ausgestattet sind, zu fördern sucht.

Der Rassenhygieniker sieht als Biologe die Entwicklung der rassenhygienischen Sterilisierung als einen Fall an, in dem ein Organismus, Staat genannt, eine Anstrengung macht, sich einer hemmenden Last zu entledigen, nämlich der erblichen Entartung unter seinen Gliedern.

Ueber die Motive der Fortpflanzung bzw. der Geburtenverhütung.

Von L. Gschwendtner,
wissenschaftlicher Mitarbeiter des oberösterreich. Landesmuseums, Linz.

Im Züricher Kantonsrat fand im Februar d. J. eine Debatte über die Straffreiheit der Abtreibung statt, wobei der Kantonsrat Widmer folgende Erklärung abgab: „Wenn die Entwicklung bei uns so weitergeht, so werden wir dies Jahr mehr Särge als Wiegen brauchen. Wien ist bereits so weit. Mehr Tote als Geborene hat die Stadt im letzten Jahre zu verzeichnen gehabt! Nationen und Städte, die so weit kommen, werden auf den Aussterbeetat gesetzt. Sie müssen naturnotwendig zugrunde gehen. Die Urzelle der menschlichen Gesellschaft ist und bleibt eben die gesunde Familie. Um diese ewig wahre Tatsache herum kommen wir nicht."

Tatsächlich überwiegen in Wien seit 1926 die Todesfälle die Zahl der Lebendgeborenen. Tabelle 1 zeigt uns die gesamte Entwicklung, wie sie im statistischen Handbuch des Bundesamtes für Statistik wiedergegeben ist.

Aber nicht allein Wien, sondern auch Graz, Linz sowie mehrere kleinere Städte des Bundesgebietes weisen ziemlich große Geburtenverluste

Tabelle 1.

Bundesland	Zahlenbezeichnung	1913	1919	1920	1921	1922	1923	1924	1925	1926
Wien	Lebendgeborene	37,632	24,539	28,769	29,854	30,444	28,601	27,049	26,191	23,383
	Todesfälle	32,655	39,616	33,483	27,932	29,988	25,583	25,177	24,484	25,562
Niederösterreich	Lebendgeborene	36,484	25,014	31,791	32,762	33,168	32,772	31,907	29,715	27,544
	Todesfälle	27,998	26,878	26,051	23,112	24,011	21,115	20,501	19,857	21,073
Oberösterreich	Lebendgeborene	23,222	19,411	24,025	24,373	23,372	22,724	21,713	20,660	19,517
	Todesfälle	17,856	17,393	17,438	16,320	16,858	14,905	14,711	14,052	14,646
Salzburg	Lebendgeborene	5,939	4,630	5,988	6,287	6,191	5,797	5,524	5,396	5,001
	Todesfälle	4,246	4,286	4,009	3,854	3,920	3,491	3,507	3,419	3,553
Steiermark	Lebendgeborene	25,409	19,078	24,758	25,316	25,346	25,305	24,368	23,320	22,201
	Todesfälle	19,607	21,204	20,386	18,341	18,590	16,198	16,053	15,693	16,183
Kärnten	Lebendgeborene	11,408	8,807	10,726	11,374	11,281	11,015	10,946	10,781	10,344
	Todesfälle	7,856	8,139	7,585	7,763	6,961	6,702	6,173	5,969	6,221
Tirol	Lebendgeborene	9,415	6,782	8,028	8,307	8,254	7,884	8,128	7,866	7,556
	Todesfälle	5,695	5,901	5,512	5,116	5,287	4,732	4,792	4,674	4,938
Vorarlberg	Lebendgeborene	3,968	2,561	3,287	3,561	3,566	3,459	3,508	3,368	3,393
	Todesfälle	2,415	2,032	2,229	2,091	2,091	1,933	1,931	2,059	1,905
Burgenland	Lebendgeborene					9,336	9,328	8,998	8,544	8,315
	Todesfälle					5,761	5,265	5,210	4,781	4,953
Summe	Lebendgeborene					150,958	146,885	142,141	135,841	127,254
	Todesfälle					113,467	99,924	98,055	94.988	99,034
Summe ohne Burgenland	Lebendgeborene	153,477	110,822	137,372	141,834	141,622	137,557	133,143	127,297	118,939
	Todesfälle	118,328	125,449	116,693	104,529	107,706	94,659	92,845	90,207	94,081
Linz	Lebendgeborene	1,835	1,974	2,609	2,638	2,444	2,326	2,230	2,172	1,995
	Todesfälle	1,910	2,426	2,413	2,112	2,275	1,932	2,076	2,017	2,082

auf. Nach provisorischen Berechnungen nahm diese Abwärtsbewegung im Jahre 1927 ihren Fortgang und nach den Mitteilungen der amtlichen Korrespondenz des Wiener Rathauses hat sich im Januar 1928 dieser Geburtenverlust gegenüber dem vom Dezember v. J. neuerdings um 175 erhöht. Während die breite Oeffentlichkeit über diese Erscheinung bis vor kurzem noch ziemlich gleichgültig hinwegging, bemerkte man in ganz letzter Zeit in der Tagespresse wiederholt Kommentare, die auf die nationalen oder religiösen[1]) Zusammenhänge der sinkenden Geburtenziffer hinwiesen. Dabei ist bemerkenswert, daß selbst jener Presse, die früher im Dienste des Neomalthusianismus stand, über die auffallend rasche Abwärtsbewegung bereits Bedenken aufgestiegen sind. Mitunter versucht man es auch, nach den Ursachen dieses „erschreckenden Geburtenrückganges" — so nannte ihn unlängst ein wegen seiner neomalthusianistischen Einstellung seit jeher bekanntes Linzer Nachrichtenblatt — zu forschen. Ziemlich allgemein wird den sozialen Verhältnissen und der heutigen Wohnungsnot schuld gegeben. Am nächsten dürfte den tieferen Ursachen wohl noch die Reichspost, das Hauptorgan der christlichsozialen Partei Oesterreichs, kommen, die in ihrer am 5. März 1928 erschienenen Nummer folgendes schreibt: „Ein Bevölkerungsdefizit von mehr als einem Drittel! Die Kurve bewegt sich andauernd scharf in absteigender Linie. Auf der Grundlage der Januarstatistik ließe sich errechnen, wann Wien gänzlich ausgestorben ist. Die Ursachen? Selbstverständlich tragen an den traurigen Erscheinungen die mißlichen sozialen Verhältnisse, nicht zuletzt die Wohnungsnot schuld. Aber ebenso die Propaganda für den Mord am keimenden Leben, die vom Verfassungsgerichtshof geförderte Ehezerstörung und die Begünstigung der Kupplerpresse und die Unsittlichkeit."

Wie die Verhältnisse in Wirklichkeit liegen und wo die tieferen Ursachen[2]) zu suchen sind, darüber ist man sich in Kreisen der Bevölkerungspolitiker längst im klaren. Daß die sozialen Verhältnisse oder besser gesagt

[1]) Noch vermißt man in diesen Artikeln weiterreichende Gesichtspunkte. Die innigen Zusammenhänge des Bevölkerungsproblems mit den Problemen der Volkswirtschaft (im Sinne Heinrich Pesch' und Wilhelm Roschers) oder gar mit den Fragen der Rassenhygiene sind den meisten Zeitungsschreibern noch völlig unbekannt.

[2]) Immer wieder bekommt man zu hören, daß die Verbreitung der Präventivmittel schuld an dem Geburtenrückgang trage. Diese Anschuldigung ist einesteils psychologisch unrichtig, da es sich bei der Präventivtechnik um keine Ursache, sondern um ein Mittel handelt, andernteils kommt den „technischen" Mitteln im Präventivverkehr lange nicht jene Bedeutung zu, die man ihnen für gewöhnlich beimißt, da speziell im ehelichen Präventivverkehr in erster Linie, und zwar bis zu 50 %, der Coitus interruptus angewendet wird und technische Mittel meist erst zur weiteren Sicherung in Gebrauch kommen. Häufig ist der Sachverhalt auch so, daß neben technischen Mitteln auch noch der Coitus interruptus geübt wird, da man, was speziell den Condus betrifft, die Unzuverlässigkeit gewisser technischer Mittel immer mehr in Erfahrung gebracht hat.

Mißverhältnisse für den Geburtenrückgang allein nicht ausschlaggebend sein können, beweist die Statistik, wonach in den wohlhabenden Bezirken Wiens im Jahre 1926 nur 1 Kind 74 % der Familien hatten, 2 Kinder 12 %, 3 Kinder 5 %, 4 Kinder 3 % und 5 Kinder 2 %. Lenz mißt dem Streben nach sozialem Aufstieg von allen Motiven der Geburtenverhütung die größte Bedeutung bei (Menschliche Auslese und Rassenhygiene, I. Auflage, S. 95). Seite 108 und 109 werden von ihm vermögensrechtliche Rücksichten, Erziehungsfragen, wirtschaftliche Gründe, gesellschaftlicher Aufwand, gesellschaftliches Geltungsbedürfnis, Wohnungsverhältnisse und S. 111 der Wunsch ungestörter wissenschaftlicher Betätigung als weitere Verhütungsmotive genannt. Seite 112 streift er die Wandlungen in der Auffassung der Frauenwelt, die heute mit dem Begriff der modernen Dame die Fortpflanzungsgeschäfte nicht mehr vereinbaren will. Scheu vor Verantwortung, mangelndes Muttergefühl, Gefühl eigener Unzulänglichkeit als Motive der Verhütung werden von Lenz als Ausflüsse nicht ganz normalen Fühlens hingestellt. Grotjahn sagt (S. 480 „Soziale Pathologie", III. Auflage) ganz allgemein, daß Geburtenprävention gegenwärtig nur aus „privatwirtschaftlichen und Bequemlichkeitsgründen" angewendet wird. Böhmert (zitiert nach Burgdörfer „Statistik der Ehe" in Marcuses Sammelwerk „Die Ehe", S. 110) behauptet, „daß es sich beim Geburtenrückgang um eine allgemeine, auf klare Ueberlegung begründete Bewegung im Volksleben handelt". Marcuse („Der eheliche Präventivverkehr", Sammelwerk „Die Ehe") tritt S. 381 u. f. mit Entschiedenheit der Auffassung entgegen, daß sich die heutige Rationalisierung des Geschlechtslebens aus äußeren Umständen erklären lasse, da sie als ein psychischer „Vorgang einer Schwächung des menschlichen Fortpflanzungswillens zu verstehen" ist. „Die psychische Einstellung des modernen Menschen zum Leben erkennt ein Recht, vollends eine Pflicht zur Fortpflanzung nicht mehr an und sieht, wo früher gottgewollte Abhängigkeiten zu walten schienen, nur noch „Folgen", die vermeidbar sind und gemäß unserer Wert- und Zielsetzung vermieden oder doch erheblich eingeschränkt werden müssen. In diesem Zusammenhang ist der Wandel der Sexualmoral als Hauptgrund des Geburtenrückganges für jeden erkennbar, der so klar und scharf wie J. Wolf Einblick in die Bevölkerungsbewegung und ihre Beziehungen zum Menschen gewonnen hat (I. Internat. Kongreß für Sexualforschung, Berlin 1926)."

Aus diesen Angaben kann man entnehmen, daß die Frage der Verhütungsmotive schon von verschiedener Seite her eine Beleuchtung erfahren hat und bereits gründlich studiert worden ist. Nichtsdestoweniger werden weitere Versuche, den wahren Ursachen näher zu kommen, immer von Nutzen sein, speziell um den jeweiligen Stand der Dinge verfolgen zu können. Aus dieser Ueberlegung heraus habe ich im Herbst v. J. zusammen

mit dem Leiter der hiesigen Frauenklinik, Universitätsprofessor Dr. Franz Ertl[3]), unter den Wöchnerinnen der Anstalt eine Rundfrage veranstaltet, die sich damit befaßte.

Der Fragebogen war mit einem Begleitschreiben versehen, in dem darauf hingewiesen wurde, daß die Geheimhaltung der Antworten, die ohne Namensnennung abzugeben waren, in jeder Hinsicht gewährleistet wird, daß kein Zwang ausgeübt wird, daß die Beantwortung wahrheitsgetreu erfolgen muß, Aengstlichkeit und Scham unangebracht sind und Auskünfte vertrauensvollst erteilt werden. Wiederholt wurde darin auf den streng wissenschaftlichen Charakter der Rundfrage hingewiesen. Im Rahmen eines kurzen Vortrages wurden die Aerzte, Hebammen und Pflegerinnen der Anstalt von der Sache, soweit es notwendig war, unterrichtet.

Der Fragebogen war folgendermaßen beschaffen:

Fragebogen.

1. Wie viele Geschwister haben Sie?
2. Wie viele Geschwister haben Sie gehabt (die verstorbenen mit eingerechnet)?
3. Wie viele Geschwister hat Ihr Gatte?
4. Wie viele Geschwister hat Ihr Gatte gehabt?
5. Beruf Ihrer Eltern?
6. Beruf der Eltern Ihres Gatten?
7. Beruf Ihres eigenen Gatten?
8. Die wievielte Geburt ist Ihr jetziges Kind?
9. Haben Sie mit Ihrem Gatten vor der Ehe geschlechtlich verkehrt?
10. Sind aus diesem Verkehr Kinder hervorgegangen und wie viele?
11. Wie viele von Ihren Kindern sind am Leben?
12. Wie viele von Ihren Kindern sind gestorben?
13. Haben Sie mit Ihrem jetzigen (letzten) Kinde noch gerechnet oder ist es ungewollt eingetreten („Ist es passiert")?
14. Wie viele Kinder würden Sie sich wünschen?
15. Wie viele Kinder würde Ihr Gatte sich wünschen?
16. Haben Sie sich überhaupt Kinder gewünscht?
17. Warum wünschen Sie eigentlich Kinder?
18. Was für Gründe haben Sie gegen mehr als die gewünschte Kinderzahl?
    a) Um für Sport ein bißchen Zeit und Geld zu erübrigen?
    b) Um Reisen machen zu können?
    c) Um sich besser kleiden zu können?
    d) Um unabhängiger zu sein?
    e) Um nicht gar so viele Arbeit zu haben?
    f) Um sich doch wenigstens hin und wieder ein Vergnügen leisten zu können?
    g) Aus Liebe zu dem (den) schon vorhandenen Kinde (Kindern)?

[3]) Daß die Rundfrage, die mehrmals von versteckter Seite her erschwert worden ist, dennoch zu einem Erfolg geführt hat, ist lediglich dem zielbewußten Vorgehen Prof. Ertls zu danken, der für die rassenhygienische Forschung schon wiederholt großes Verständnis, Bekennermut und Opferwilligkeit an den Tag gelegt hat.



h) Um ihm (ihnen) eine bessere Erziehung angedeihen zu lassen?
i) Um wieder bzw. noch weiter einem eigenen Verdienst nachgehen zu können?
k) Um ein ruhigeres, schöneres Leben zu haben?
l) Weil befreundete Ehepaare auch nicht mehr Kinder haben?
m) Weil Sie höheren (kulturellen) Werten dienen wollen?
n) Weil es die Eltern nicht wollen?
o) Weil Sie über die Ehe anders (moderner) denken?
p) Wegen der Größe der Hausführung?
r) Wegen Erbschaftsangelegenheiten (das Kind soll einmal alles bekommen)?
s) Wegen Krankheiten (welchen)?
Andere Gründe (welche)?

19. Welche Gründe hat Ihr Gatte gegen mehr Kinder?
20. Wären Sie bestrebt, eine größere als die gewünschte Kinderzahl irgendwie zu verhüten?
21. Welche Vorbeugungen (Mittel) würden Sie gegen eine unerwünschte Geburt anwenden:
    1. Geschlechtliche Enthaltsamkeit?
    2. Coitus interruptus — Zurückziehen des Gliedes vor dem Samenerguß?
    3. Präservativ — Goldschlägerhäutchen, Gummihäutchen?
    4. Pessare — Scheideneinlagen?
    5. Andere Mittel?
22. Haben Sie zu Ihrem Mittel Vertrauen?
23. Würden Sie in dieser Hinsicht eventuell ärztlichen Rat aufsuchen wollen?

Es hätten vielleicht einige Fragen im Interesse anderer, wichtigerer, weggelassen werden können, doch schienen mir gewisse harmlose Fragen zur Maskierung der Hauptfragen unentbehrlich zu sein, da ich mit der Mentalität der Wöchnerinnen und des Hauspersonals rechnen mußte.

Insgesamt ist es gelungen, 100 Fragebogen zur Verteilung zu bringen. Eigentlich waren 200 Stück vorgesehen; eine Fortsetzung der Rundfrage war aber nicht gut möglich, wollte man nicht eine ohnehin schon gespannte Situation noch unnütz verschärfen. 93 von den zurückgelangten Fragebogen sind für eine Bearbeitung verwertbar. Von den übrigen 7 sind 2 ganz unbeantwortet geblieben, 5 sind nur bezüglich der Fragen 1, 2 und 5 beantwortet worden und rühren von unehelichen Müttern her. Wie aus dem gesamten Material zu entnehmen ist, sind 63 Antworten von ehelichen und 30 von unehelichen Anstaltsinsassen gegeben worden. Rechnet man zu den 30 die vorhin erwähnten 5 unehelichen Mütter hinzu, so kommen auf 63 eheliche Schwangerschaften 35 uneheliche. Diese hohe Frequenz der Unehelichen entspricht keineswegs dem tatsächlichen Geburtenverhältnis des Landes. Nach Burgdörfer („Statistik der Ehe“ in Marcuses Sammelwerk „Die Ehe“) kommt in Oesterreich 1 uneheliche Geburt auf 4 eheliche. Anläßlich des im Juni 1927 in Wien abgehaltenen Kongresses für Bevölkerungspolitik und Kinderfürsorge wurde festgestellt, daß im Jahre 1922 in Wien 4906 uneheliche Geburten auf 25 538 eheliche und im Jahre 1926

5007 uneheliche auf 18 071 eheliche gezählt wurden, so daß 1926 ungefähr jedes vierte Kind unehelich war. Diese Abweichung ist meines Erachtens darauf zurückzuführen, daß uneheliche Geburten viel häufiger als eheliche in Anstalten erfolgen.

Von den 93 Wöcherinnen, die geantwortet haben, haben sich 82 zur Frage 18 geäußert. Von diesen wiederum stammen 58 von Ehefrauen und 24 von ledigen Müttern. Die soziale Verteilung ist aus der Tabelle 2 ersichtlich.

Wie aus nebenstehender Tabelle hervorgeht, häufen sich die Antworten um die Punkte g und h. In Uebereinstimmung mit Lenz kann man also feststellen, daß Gründe des sozialen Aufstieges in erster Linie für eine Beschränkung der Kinderzahl maßgebend sind. Darin sind sich alle vertretenen Stände vollkommen einig. Je tiefer wir auf der sozialen Leiter heruntersteigen, um so mehr kommen Bequemlichkeits- und andere primitivere Beweggründe zum Vorschein. Verhältnismäßig selten werden wirtschaftliche Rücksichten betont, noch weniger (direkt) die Wohnungsverhältnisse. Wahrscheinlich hängt dies damit zusammen, daß diese Motive auf dem Fragebogen nicht eigens[4]) erwähnt waren und so durch andere Fragen in den Hintergrund gedrängt wurden. Die häufige Angabe von Krankheiten darf nicht wundernehmen, da ein Teil davon von abortierenden, als „krank" eingetretenen Frauen herstammt. Punkt p ist offenbar mißverstanden worden und dürfte von den Antwortenden mit der Wohnungsfrage verwechselt worden sein. Einen ziemlich breiten Raum nimmt die Berufstätigkeit der Frau als Grund der Verhütung ein, ebenso der Umstand, daß die Ehegatten über die Ehe moderner denken. Wir werden auf diese Punkte später nochmals zurückkommen. Sehr spärlich vertreten ist jener naive Typus, der die Kinder kommen läßt, wie sie eben kommen, was recht gut mit der Beantwortung der Frage über die Verbreitung der Prävention, die selbst draußen am flachen Lande schon ihre Anhänger gefunden hat, übereinstimmt. Grundlegende Unterschiede in der Auffassung beider Ehegatten sind nicht zu erkennen, abgesehen davon, daß einige Männer erklärten, nicht mehr Kinder zu wollen, weil sie die Gesundheit der Frau schonen möchten. Hingegen sind bei einigen die Ansichten über die gewünschte Kinderzahl etwas geteilt.

Damit kommen wir zur Beantwortung der nächsten Frage betreffend die gewünschte und tatsächliche Kinderzahl. In der Tabelle 3 sind Raumersparnis halber auch noch die Punkte 9, 10 und 13 aufgenommen, so daß die Frage des vorehelichen Geschlechtsverkehrs und des Gewolltseins der letzten Schwangerschaft gleich hier in die Betrachtung einbezogen werden kann.

[4]) Ich habe dies absichtlich getan, um die Befragten von den alltäglich gewordenen Klagen über die Wirtschaftslage abzulenken und persönliche Momente bei der Beantwortung wachzurufen.



Tabelle 2.

Stand	Anzahl	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	r	s	Wirtschaftliche Gründe	Wohnungsverhältnisse	Damit es die Kinder besser haben als wir	Weil reiche Leute keine haben	Zu hohes Alter	Schwere Geburt	Um sich zu schonen	Keine Gegengründe
der Ehegatten		**Verheiratete**																								
Beamte und Lehrer	6					1		1	6					1				2	2	1				1		
Selbst. Gewerbetreibende	6		1				1	3	2	2	1			1		2	1	2	1		1		1		1	
Artist	1								1										1	1	1					
Landwirte	4			1		3	2	2	3	2	2					3		1								1
Gelernte Arbeiter	28		1	7	4	5	5	13	18	7	11	1	6		6	5	2	4	12			2		1	1	3
Hilfsarbeiter	10			4	3	2		4	6	3	5	1	1	2	1	1		4	7			1		1		
Schwerinvalide	3			2	1	1	1	3	3	2	3				1			1	2	2	2	2	1	3	2	
Summe I	58	—	2	14	8	12	9	26	39	16	22	2	7	4	8	11	3	14	25	4	4	5	2	6	4	4
der Eltern		**Ledige**																								
Beamte und Lehrer	1		1	1					1																	
Selbst. Gewerbetreibende	2				2	1		1	2	2	2			1	1				2							
Landwirte	5			1	1	2	2	1	1	4	2			1	1	1		1	1				1			
Gelernte Arbeiter	7			1	2	2	2	1	5	3	3			1	1	1		1	3					2		1
Hilfsarbeiter	8			1	1	1		3	3	6	2	1		1	3	1	1	2	4					2		
Eltern unbekannt	1	1				1	1	1	1	1	1															
Summe II	24	1	1	4	6	7	5	7	13	16	10	1	—	4	6	3	1	4	10	—	—	—	1	4	—	1
Gesamtsumme I + II	82	1	3*	18	14*	19*	14*	33†	52†	32	32*	3	7	8	14	14	4	18	35	4	4†	5	3	10	4	5

* Bequemlichkeit (82); † Gründe des sozialen Aufstiegs (89).

Tabelle 8.

Stand	Anzahl	Gesamtzahl der Geburten (bzw. Schwangerschaften)	pro Frau	Geschlechtlicher Verkehr vor der Ehe	Vorehel. Geburten bzw. Schwangerschaften	Vorhandene Kinder	pro Frau	Zahl der gestorbenen Kinder[2])	Wurde die gegenw. Schwangerschaft gewünscht bzw. erwartet?	Ist sie ungewollt eingetreten?	Zahl der von der Frau gewünschten Kinder	Im Durchschnitt	Zahl der vom Mann gewünschten Kinder	Im Durchschnitt
		8a	8b	9	10	11a	11b	12	13a	13b	14a	14b	15a	15b
		Verheiratete												
Beamte und Lehrer	6	16	2,67	6 4	1	16	2,7	0	2	4	15	2,5	15	2,5
Selbst. Gewerbetreibende	6	13	2,17	6 5	3	St. 10 7	2,83	6	3	3	13	2,17	30	5,—
Artist	1	2	2,—	1 1	—	1	1,—	1	1	—	2	2,—	2	2,—
Landwirte	4	32	8,—	4 2	2	27	6,75	5	2	2	24,5	6,12	24,5	6,12
Gelernte Arbeiter	30	97	3,23	28 25	11	Zw. 2 59	2,—	37	6	18	70	2,33	68,5	2,28
Hilfsarbeiter	11	65	6,—	10 8	5	33	3,—	32	1	10	21	2,—	17,5	1,6
Schwerinvalide	3	12	4,—	3 2	3	9	3,—	3	1	2	6	2,—	6	2,—
Summe I	61	237	3,89	58[1]) 47	25	164	2,69	84	16	39	151,5	2,48	163,5	2,68
Beruf der Eltern		**Ledige**												
Beamte und Lehrer	1	1	1,—	1	1	1	1,—	0	0	1	2	2,—		
Selbst. Gewerbetreibende	2	2	1,—	2	2	2	1,—	0	0	2	3	1,5		
Landwirte	6	8	1,33	6	8	2	0,33	6	0	6	12,5	2,08		
Gelernte Arbeiter	7	11	1,57	7	11	6	0,86	5	0	7	14,5	2,1		
Hilfsarbeiter	10	15	1,5	10	15	10	1,—	5	0	10	14	1,4		
Unbekannt	1	1	1,—	1	1	0	0,—	1	0	1	2,5	2,5		
Summe II	27	38	1,41	27 27	38	21	0,78	17	0	27	48,5	1,8		
Gesamtsumme (I + II)	88	275	3,13	85[1]) 74	63	St. 10 175	2,1	101	16	66	208	2,36	163,5	2,68
		Verhütungsgrund: (weibl.) Berufstätigkeit												
Verheiratete	16	71	4,44	15 12	7	49	3,06	23	2	12	34	2,13	30	1,88
Ledige	16	19	1,2	16 16	19	11	0,7	8	0	16	22,5	1,4		
Summe	32	90	2,81	31[1]) 28	26	60	1,88	31	2	28	56,5	1,77	30	1,88
		Verhütungsgrund: Moderne Eheauffassung												
Verheiratete	8	37	4,62	8 7	4	Zw. 2 20	2,75	16	2	6	13,5	1,7	13,5	1,7
Ledige	6	6	1,—	6 6	6	3	0,5	3	0	6	9	1,5		
Summe	14	43	3,1	14[1]) 13	10	Zw. 2 23	1,78	19	2	12	22,5	1,6	13,5	1,7

[1]) Anzahl der Frauen, die sich zur Frage 9 und 10 geäußert haben.
St. = Stiefkinder; Zw. = Zwillinge.

[2]) Hier sind infolge Mißverständnisses zum Teil auch Fehlgeburten eingerechnet worden.

Vergleicht man das Ergebnis der Fragen 8 und 12[5]), so wird man mit Staunen wahrnehmen, welche Vergeudung an Frauenkraft in den vergangenen Jahren getrieben wurde. Aus 275 Schwangerschaften sind nur 175 Kinder übrig geblieben. Wohl mag noch ein Teil dieser Verluste dem Krieg zur Last gelegt werden können, ein weiterer Teil wird durch die größere Sterblichkeit in kinderreichen Familien der mittleren und unteren Stände verursacht gewesen sein, der weitaus größte Teil aber dürfte, wie speziell das Ergebnis bei den Ledigen zeigt, durch Abtreibungen herbeigeführt worden sein. Eine derartige Verschwendung an den Fortpflanzungskräften der Menschen fordert geradezu eine Rationalisierung heraus, allerdings keine im Sinne der Neomalthusianer, da diese die Sexualmoral nur erst recht lockern würde, sondern eine im Sinne Grotjahns, der unter Rationalisierung eine Geburtensicherung zur Gewährleistung der Erfüllung unserer nationalen Aufgaben versteht.

Eine nicht weniger interessante Feststellung ergibt der Vergleich der Spalten 11a und 14a bei den verheirateten Frauen. Sowohl in den einzelnen Zahlen, wie in der Summe läßt sich eine auffallende Uebereinstimmung feststellen. Es liegt die Vermutung nahe, daß diese nicht zufällig ist, sondern eine Folge der auf dem Gebiete der Sexualmoral heute immer mehr sich durchringenden Zielsetzung bedeutet.

Was nun das Ergebnis der Fragen 14 und 15 betrifft, so dürfte dasselbe für den Bevölkerungspolitiker wohl von besonderem Interesse sein, jedoch keinerlei Ueberraschungen bieten. Wer die Entwicklung der vergangenen Jahre mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird ja wissen, daß sich der Fortpflanzungswille unseres Volkes, der „Wille zum Kind" (Grotjahn), von Jahr zu Jahr vermindert hat. Wenn man nun die einzelnen Zahlen der Reihe nach durchgeht, bemerkt man, daß sich die Wünsche der niederen Volksschichten denen der oberen, die ihnen als Vorbilder dienen, vollständig angeglichen[6]), zum Teil diese sogar unterboten haben.

---

[5]) Bei der Beantwortung der Frage 12 sind leider zum Teil infolge Mißverständnisses auch vor dem normalen Ende der Schwangerschaft abgestorbene Früchte, d. h. Fehlgeburten, gerechnet worden. So sind von den verheirateten Frauen 237 Schwangerschaften und 84 „gestorbene Kinder" angegeben worden; das würde eine Sterblichkeit von 35 % bedeuten; vermutlich ist etwa die Hälfte davon auf Fehlgeburten zu beziehen. Von den ledigen Müttern wurden 38 Schwangerschaften und 17 „gestorbene Kinder" angegeben, was eine Sterblichkeit von 45 % ergeben würde.

[6]) Mit dieser Tatsache ist das Bevölkerungsproblem in ein neues Stadium eingetreten, mit dem man noch vor einem Jahrzehnt nicht zu rechnen gewagt hätte. Nicht zuletzt kommt darin der demokratische Geist unserer Zeit zum Ausdruck, dem übrigens einige Frauen Worte verliehen haben. „Warum sollen denn wir Arbeiter mehr Kinder haben, da doch die Reichen — die doch auch nichts anderes als bloße Staatsbürger sind (der Autor) — auch nur eines oder gar keine besitzen." Das Beispiel der oberen Stände ist also den unteren auch auf dem Gebiete der Fortpflanzung maßgebend geworden. Es läge demnach in den Händen der führenden Klasse, das Fortpflanzungsniveau wieder zu heben. Solange diese der Masse mit schlechtem und schlechtestem Beispiel vorangeht, werden wir mit unserer bisherigen Bevölkerungs-

Dieser Nivellierungsprozeß, so begrüßenswert er an sich sein könnte, wenn im einzelnen der Bestand der Familie noch gewährleistet wäre, ist ja in manchen Ländern und speziell in vielen Städten schon derart weit vorgeschritten, daß auch die tatsächlich vorhandene Kinderzahl keine merklichen Unterschiede zwischen den einzelnen Ständen mehr aufweist. So berichtet Ehrler in Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung. Verwaltung und Volkswirtschaft Bd. 49, „Der Einfluß des Geburtenrückgangs auf die Familiengröße in Zürich und Berlin", zitiert nach einem Referat von K. V. Müller im Archiv Bd. 19, Heft 3), daß in Zürich die durchschnittliche Kinderzahl aller Ehen, nach Ständen gegliedert, 1,58 nicht übersteigt, welche Höchstzahl einerseits die Fabrikanten, Großkaufleute, höheren Beamten, Akademiker und Rentner, andererseits die ungelernten Arbeiter erreichen. Die der dazwischenliegenden Stände haben diese „Rekordziffer" noch unterboten. Es gibt m. E. keinen schlagenderen Gegenbeweis gegen die heute bereits lästig fallende Behauptung, daß der Geburtenrückgang einen Ausfluß der trostlosen Wirtschaftslage darstelle als diesen, gehört doch Zürich gewiß nicht zu den notleidenden Städten Europas. Die Jagd nach Verdienst und Wohlstand findet man nirgends so ausgeprägt wie in dieser den Fremden so anheimelnden Stadt. Wer mit offenen Augen durch die Straßen und Plätze Zürichs schlendert, wird bald bemerken, daß die Kinder wohl sehr gut gekleidet sind und ein gepflegtes Aussehen besitzen, jedoch gegenüber anderen Städten das Stadtbild viel weniger beherrschen. Das ist das Zukunftsbild, dem auch wir in rasendem Tempo entgegeneilen. Die Schweiz leidet unter der Nähe Frankreichs mehr wie irgendein anderes Land. In Frankreich ist dieses Bild schon traditionell. Wenig Kinder, diese aber mit Luxus und Wohlhabenheit überladen, in kostbare Spitzenkleider gehüllt oder in reich ausgestatteten „Salonwagen" liegend, von den Müttern mit aller Liebe und Pflege gehütet: das ist für Frankreich charakteristisch.

Grotjahn hat bekanntlich in seiner „Sozialen Pathologie" (Seite 527) als Mittel gegen die Schäden der einseitigen Rationalisierung der Fortpflanzung die Forderung aufgestellt: „Noch mehr rationalisieren! Ganz

---

politik nicht viel Erfolg haben. Es dünkt mir übrigens, als würde sich hier ein Ansatz zum Besseren bereits gebildet haben. So zeigen beispielsweise die Aerzte unserer Stadt ein leichtes Ansteigen ihrer durchschnittlichen Kinderzahl, und Lenz hat schon in der I. Auflage seines Lehrbuches „Menschliche Auslese und Rassenhygiene" (1923), Seite 307, die Aeußerung einer heiratslustigen jungen Dame für diese Vermutung ins Treffen geführt, die „mit kaum verhehlter Enttäuschung" festgestellt hat, daß fast alle Assistenten und Privatdozenten der betreffenden Universität schon verheiratet waren und alle nur von ihren Kindern redeten. Nach den Angaben einer Dame, die sich vor zwei Jahren längere Zeit in Frankreich aufhielt, sollen die Maßnahmen der französischen Regierung zur Hebung der Geburtenziffer bei den unteren Ständen noch keinen Einfluß ausgeübt haben, von den oberen Ständen jedoch schon zum Teil erkannt worden sein und da und dort zu größerer Fruchtbarkeit angespornt haben (nach mündlichen Mitteilungen des Herrn Primarius Dr. Chiari).

statt halb rationalisieren! Und das führt zu einer Auslese unter den Völkern je nach der Größe des Willens zum Kinde bei den einzelnen Volksgenossen und den Fähigkeiten der Gesellschaftsorgane des Volkes, diesen Willen zu pflegen und zur Geltung zu bringen." Es wäre dann eine Grundlage geschaffen, auf der sich der qualitative Aufbau des Volkes vollziehen könnte. Wie Grotjahn voraussagt, kann sich dieser Vorgang nur unter schweren physischen und psychischen Verlusten vollziehen. Es ist nun eine Frage von größter Bedeutung, wie unser Volk aus dieser „Uebergangszeit" zum rationellen Fortpflanzungstypus hervorgehen wird, ob noch genügend generative Werte vorhanden sein werden, um einen neuen Aufstieg zu ermöglichen. In dieser Hinsicht ist Grotjahn nicht weniger optimistisch wie Christian, der in einem anderen Zusammenhang zu einem analogen Ergebnis kommt. Christian sagt in seinem Aufsatz „Die biologische Bedeutung der Monogamie" in Marcuses Sammelwerk „Die Ehe", Seite 584: „Wer es unternimmt, dieses Problem einmal nach allen Seiten durchzudenken, wird recht bald einsehen, daß dazu eine vollkommene Umwälzung des Gedanken- und Empfindungskreises gehört, der die heutige Kulturwelt beherrscht. Eine solche Umwälzung wird einmal kommen, aber nicht dadurch, daß man am grünen Tisch neue Einrichtungen ausklügelt, oder auch dadurch, daß man die so bewährten Einrichtungen unserer Gesellschaftskultur mutwillig zerstört, sondern allein dadurch, daß ganz neue leitende Ideen emporwachsen, die unsere Kultur nach einer bisher noch nicht übersehbaren Richtung hin befruchten. Nur das eine kann man heute schon mit einiger Sicherheit behaupten, daß die neuen Ideen aus dem Boden der Biologie hervorsprießen werden, denn dieser ist im Gegensatz zu den übrigen geistig-kulturellen Produktionsstätten im Laufe der Jahrtausende noch kaum beackert worden und verspricht daher aufsehenerregende Erträge. Es wird aber noch mehrerer Jahrhunderte bedürfen, ehe diese Erträge in die Scheuern gefahren werden können. Das Endziel wird es dann sein, eine Edelzucht auch des menschlichen Geschlechtes zu verwirklichen, um ihm den größten Teil des Unglücks, der Not, der Krankheiten und der Unsicherheit der Erdentage zu ersparen."

So erfreulich derartige Bekenntnisse sind, die Befürchtung, daß es dann bereits zu spät sein könnte, wird man doch nicht ganz los. Wir leben in einem mächtigen Zwiespalt zwischen Natur und Kultur. Es liegt im Wesen der Zivilisation, Mittel und Wege zu finden, mit denen sich die Konsequenzen des Naturgeschehens von den Menschen abwenden lassen. Die Naturkräfte sollen, soweit sie für den Menschen von Vorteil sind, in seinen Dienst gestellt werden, soweit sie aber für ihn nachteilig sind, gehemmt oder abgelenkt werden. „Mögen die Gegenkräfte — genährt aus

idealer Begeisterung oder aus realer Notwendigkeit — vorübergehend noch so mächtig sein, die Natur wird ihrer Herr und setzt sich durch — zu spät oft und zu ungestüm, als daß die anderen Werte noch gerettet und Natur und Kultur zur Versöhnung gebracht werden könnten," sagt Finkenrath in seinem Aufsatz „Ehekunde" in Marcuses Sammelwerk „Die Ehe" (Seite 20). Darin liegt nun die große Gefahr. Wenn der Geburtenrückgang und die Erschlaffung des Willens zum Kinde international gleichförmig verteilt wäre, könnte man dem Gang der Ereignisse mit viel mehr Ruhe zusehen. So aber können wir gar nicht ermessen, wie diese Entwicklung weiter vor sich gehen wird, sind wir doch von ganz anders gearteten Völkern umgeben, deren Fortpflanzungsstärke weit größer ist, während uns wir an das französische Vorbild angleichen.

Um auf die Ansicht Grotjahns zurückzukommen, möchte ich feststellen, daß es bis heute allen Vermutungen zum Trotz noch gar nicht erwiesen ist, ob es überhaupt möglich ist, unter den Volksgenossen, welchen Ständen sie auch immer angehören mögen, den Willen zum Kinde so stark neu zu beleben, daß der Bestand des Volkes bzw. der notwendige „Geburtenauftrieb" gewährleistet wäre. Abgesehen von den Erfahrungen aus der Geschichte der Römer zeigen doch jene Kreise, die seit Jahrzehnten aus Bequemlichkeitsgründen und aus Gründen des sozialen Aufstiegs[7]) Geburten verhütet haben, daß sie nicht gewillt sind, einmal eingewurzelte Sitten wieder aufzugeben. Selbst die Adelsfamilien, die doch dem rassenhygienischen Gedanken seit jeher nähergestanden sind, konnten sich meist nicht erhalten.

[7]) Ich habe die Ansicht gewonnen, daß Grotjahn den wirtschaftlichen Momenten im allgemeinen zu große Bedeutung für den Geburtenrückgang beimißt. Je weiter die Zeit vorschreitet, um so mehr kommt man zur Erkenntnis, daß die Bindung zwischen der Wirtschaftslage und der Volksvermehrung doch eine lockerere ist, als man nach den Bevölkerungsverhältnissen des vorigen Jahrhunderts anzunehmen geneigt war. Wesentlicher als der „ungeahnte wirtschaftliche Aufschwung" scheint mir für die rasche Volksvermehrung des vorigen Jahrhunderts der Umstand zu sein, daß die religiöse und nationale Bindung der Menschen damals noch eine viel festere war als heute, wodurch sich die Präventivsitte von vornherein nicht recht einbürgern konnte. Not und Elend mag auch schon damals in vielen kinderreichen Familien geherrscht haben und doch hätte man es nicht gewagt, einen „sündhaften Lebenswandel" zu führen, hatte man doch nicht allein die Strafe der ewigen Verdammnis zu fürchten, sondern auch die Beichte und vielleicht auch die schwer lastende persönliche Verurteilung seitens des Seelenhirten. Daß die Umwälzungen nach Beendigung des Weltkrieges derart katastrophal vor sich gehen konnten, ist nicht zuletzt eine Folge jahrzehntelang zurückgehaltener Aufklärung. Der Freiheitstaumel der Massen, der sich nun auch des sexuellen Gebietes bemächtigt, drängt nach Erlösung von dem schwer empfundenen Zwang natürlicher Folgen und jagt die Befreiten über alles, was früher war, blindlings hinweg. Man glaubt nun die Dinge durchschaut zu haben und fühlt sich gescheit genug, über das „Geschwätz der Pfaffen", die ihnen die Geburtenverhütung und Abtreibung als sündhaft hinstellen, triumphieren zu können. Verschiedene Fürsorgeeinrichtungen, die ihre Tätigkeit vielfach auch darin sehen, diesen Armen zu helfen, sie unter dem Deckmantel der sozialen Indikation von der Last der Elternschaft zu befreien, haben an dieser Entwicklung starken Anteil genommen und so mittelbar beigetragen, im Volke den Familiensinn zu lockern und zu zerstören.



Aber auch psychologische Erwägungen sprechen gegen diese Annahme. In der Charakterisierung der einzelnen Ehetypen („Die Hygiene der menschlichen Fortpflanzung", Seite 206) hat Grotjahn selbst darauf hingewiesen, daß Ehepaare, die „zunächst für die Dauer einiger Jahre ohne Kinder zu bleiben wünschen", der Gefahr ausgesetzt sind, sich an ihre Kinderlosigkeit zu gewöhnen. Bei der Einstellung der meisten heute lebenden Menschen wird in solchen durchaus nicht seltenen Fällen der Wille zum Kind in dieser an Bequemlichkeiten reicheren Zeit immer mehr unterdrückt, und so zeigt die Erfahrung, daß solche Ehepaare auch späterhin kinderlos bleiben. Wenn Grotjahn an einer anderen Stelle des Buches sagt, daß in absehbarer naher Zeit „überhaupt jedes Kind, mindestens aber jedes weitere als erste Kind ein von den Eltern gewolltes sein wird", so ist die Erhaltung der Volkszahl zu einem Rechenexempel einfachster Art geworden. Grotjahn unterzieht sich deshalb auch der Mühe, zu untersuchen, wieviel Kinder sich die Elternpaare heute überhaupt wünschen. Ich möchte deshalb seinen Angaben das Ergebnis meiner Rundfrage gegenüberstellen: Keine Kinder wünschen sich 7, 1 Kind 12, 2 Kinder 38, 3 Kinder 18, mehr als 3 Kinder 13. Zur Ergänzung sei noch folgende Zusammenstellung gebracht: 20 Frauen hatten die erste Geburt durchgemacht, 12 Konzeptionen davon waren gewollt, 7 ungewollt, 8 Frauen hatten die zweite Geburt, 2 davon waren gewollt, 6 ungewollt, 9 Frauen die dritte Geburt, 0 gewollt, 7 ungewollt, und 24 Frauen mehr als die dritte Geburt, 2 davon waren gewollt, 19 ungewollt (3 nicht näher bezeichnet). Im großen und ganzen kann man sagen, daß das erste Ergebnis mit den Angaben Grotjahns ziemlich gut übereinstimmt. Das zweite Ergebnis spricht nicht direkt dagegen, da mit dem Ausdruck „ungewollt" nicht immer ausgedrückt werden sollte, daß die Empfängnis ausgesprochen unerwünscht war, sondern zum Teil nur, wenigstens soweit es die erste und zweite Geburt anbelangt, daß sie nicht bewußt angestrebt wurde.

Hingegen können wir nach dem zweiten Ergebnis eine andere nicht unwichtige Feststellung machen, nämlich daß die Präventivmittel noch lange nicht so erfolgreich angewendet werden, daß das Eintreten unerwünschter Konzeptionen wirklich ausgeschlossen wäre[8]). Solange die Präventivtechnik außer der bloßen Anwendung auch noch ein erhebliches Maß von Einsicht und Selbstbeherrschung voraussetzt — ob dies immer der Fall sein wird, wissen wir ja nicht, glaubt doch der Innsbrucker Physiolog Haberlandt bereits ein Mittel gefunden zu haben, mit Hilfe dessen es gelingen könnte, Frauen auf hormonalem Wege zeitweilig zu sterilisieren —, wird es immer unerwünschte Konzeptionen geben. Aller-

[8]) So zeigt das Fragebogenergebnis, daß etwa 71 % der ehelichen Schwangerschaften unerwartet eingetreten waren, d. h. mehr oder weniger auf ein Versagen irgendeines Präventivmittels zurückzuführen sind.

dings werden diese Fälle nicht hinreichen, um auf ihnen eine vernünftige Bevölkerungspolitik aufzubauen, denn abgesehen davon, daß solche Konzeptionen im Verlauf der weiteren Ausgestaltung der Präventivtechnik immer seltener werden, dürften der daraus hervorgehenden Nachkommenschaft nicht immer gerade die besten Prophezeiungen gemacht werden können. Ich habe schon früher einmal[9]) auf diesen Zusammenhang hingewiesen. Bei der Sicherheit, die die Präventivtechnik heute bereits erreicht hat, ist eine unerwünschte Konzeption nicht immer auf bloßes Mißgeschick zurückzuführen, sondern zum guten Teil auch auf Mangel an Selbstbeherrschung, Alkoholrausch u. dgl., kurz und gut auf eine teilweise Minderwertigkeit, die sich auf die Nachkommenschaft nur allzu oft vererbt. Zum Teil dürfte für diese Annahme auch der Umstand sprechen, daß die Zahl der unerwünschten Kinder gerade in den niederen Kreisen eine besonders große ist, wo auch die Zahl der vorehelichen[10]) Schwangerschaften prozentuell größer ist als bei den höheren Ständen.

Bevor ich mich einem weiteren Punkt des Ergebnisses der Rundfrage zuwende, möchte ich noch kurz einiges zu der Gegenüberstellung der Antworten 14 und 15 bemerken. Nach der Ansicht der meisten Frauenärzte ist die Frau[11]) der geistige Urheber des ehelichen Präventivverkehrs. Darauf hat auch Marcuse in seinem Aufsatz „Der eheliche Präventivverkehr" in dem Sammelwerk „Die Ehe" (Seite 382) ausdrücklich hingewiesen. Die Antworten auf unsere Rundfrage sind nun eigentlich nicht dazu angetan, diese Ansicht zu bestätigen, denn abgesehen von unbedeutenden Unterschieden in der Endziffer scheint der Anteil beider Geschlechter an dem Willen zum Kinde gleich groß zu sein. Bei näherer Ueberlegung findet man aber, daß dieses Bild dadurch eine besondere Note erhält, daß die Frauen mit geringen Ausnahmen, ohne den Mann zu befragen, geantwortet und somit mehr oder weniger ihre Ansicht dem abwesenden Manne aufoktroyiert haben. Nur ganz wenige geben Meinungsdifferenzen in diesem Punkte zu. Einige Frauen versuchen dagegen, dem Mann die Schuld für einen geringen Kinderwillen zu geben, indem sie für sich „keines mehr" schreiben und für den Mann das „mehr" weglassen oder für ihn eine Zahl unter der schon vorhandenen Kinderzahl angeben.

---

[9]) Zeitschrift für Sexualwissenschaft Bd. XIV, Heft 12 (1928): „Frauenberufstätigkeit, Geburtenrückgang und Verpöbelung des Volkes", Seite 447.

[10]) Es ist zu bedenken, daß der voreheliche Geschlechtsverkehr im allgemeinen mit noch viel größerer Bedachtnahme auf etwaige Folgen vollzogen wird.

[11]) Bei diesem Anlaß dürfte der Hinweis am Platze sein, daß die Ausführung des von rassenhygienischer Seite gemachten Vorschlags, den katholischen Priestern das Eingehen einer Ehe zu gestatten, um dem Volke mit einem kinderreichen, idealen Familienleben beispielgebend vorangehen zu können, infolge dieser Tatsache des öftern in eine arge Beklemmnis geraten könnte. So begrüßenswert dieser Vorschlag an sich auch ist, so gefährlich wäre diese nähere Motivierung.



In einem Aufsatz über „Frauenkrankheiten und Gebärtätigkeit" (Grotjahns „Soziale Pathologie", III. Auflage) behauptet Lewinsohn, daß sich nur mehr ein verhältnismäßig kleiner Teil der Bevölkerung des vorehelichen Geschlechtsverkehrs enthalte, und zum Beweis dafür, daß selbst im Mittelstand und im Kleinbürgertum der „Verlobtenverkehr" nicht mehr selten vorkommt, führt er eine Statistik des sächsischen Landesamtes über Erstgeburten, die innerhalb der ersten sieben Monate nach der Verehelichung geboren wurden, an. Am häufigsten kommt nach dieser Statistik der Verlobtenverkehr bei den in der Landwirtschaft und im Handel und Verkehr Beschäftigten vor: 67,8 % ihrer Kinder waren vorehelich konzipiert. Den geringsten Anteil haben in dieser Statistik die höheren Beamten, Geistlichen, Lehrer und Offiziere mit 14,9 %. Wenn man bedenkt, daß durch diese Statistik doch nur ein Bruchteil der Fälle erfaßt worden ist — unerwartete Folgen des Verlobtenverkehres sind doch meist nur in den höheren Ständen für eine Beschleunigung der Eheschließung maßgebend — und weiter, daß diese Statistik aus der Vorkriegszeit (1908) stammt, wird einem der hohe Prozentsatz, den unsere Rundfrage unter den Ehefrauen ergab (81 %) nicht wundernehmen. Jedenfalls bestätigt dieses Ergebnis die Behauptung Lewinsohns, daß die „Termindeflorierung" selten zu werden beginnt: man hat sich von der doppelten Moral nach der leichteren Seite hin emanzipiert.

Daß der Berufstätigkeit der Frauen für die Erschlaffung des Willens zum Kinde im Volke eine wichtige Rolle zukommt, geht aus dem Ergebnis der Rundfrage ohne weiteres hervor. Noch auffallender wird diese Tatsache, wenn man der Zahl erwünschter Kinder der berufstätigen die der nichtberufstätigen Wöchnerinnen gegenüberstellt, die für die Verheirateten 2,61 und für die Ledigen 2,36 beträgt. Ob die Berufstätigkeit schon vor der Ehe bestand oder ob sie eine durch die Not der schon vorhandenen Familie erst ausgelöste Erscheinung darstellt, ist für die Frage insofern gleichgültig, als sowohl in dem einen wie in dem anderen Falle der Wille zum Kind eine starke Hemmung erfährt, was ein Vergleich der Verheirateten einerseits und der Ledigen, bei denen die Berufstätigkeit als eine primäre aufgefaßt werden kann, andererseits zeigt. Auffallend hoch ist hier die Zahl der tatsächlich vorhandenen Kinder (P. 11), die aber zu 86 % auf unerwünschte Konzeptionen zurückgeführt werden. Dieser unerwartete Familienzuwachs mag vielfach mit der Ergreifung eines Berufes im kausalen Zusammenhang stehen.

Es ist schon früher erwähnt worden, daß eine Anzahl Frauen deshalb Geburten verhüten, weil sie über die Ehe „modern" denken. Am primitivsten kommt diese Wandlung in der Auffassung der Ehe in der Begründung zum Ausdruck, die eine Arbeiterfrau gegeben hat. Zugleich verrät diese Antwort die Früchte der speziell von sozialdemokratischer Seite ausgehen-

den Aufklärung. Sie sagt: „Ich denke, daß die Ehe nicht dazu geschaffen wurde, um für den Kapitalismus möglichst viele Kinder zu zeugen, um so mehr, als wir doch heute so viele Arbeitslose besitzen. Mein Prinzip wäre: weniger Kinder, dafür aber mehr Bildung. Warum sollen wir Arbeiter eine Schar Kinder in die Welt setzen, wo doch reiche Leute gar keine haben?" Einer ähnlichen Anschauung mögen wohl viele dieser „modernen" Frauen huldigen. Ihre Auffassung findet in der Angabe der gewünschten Familiengröße beredten Ausdruck.

Die heute sich vollziehenden Wandlungen der Ehe dürften letzten Endes die entscheidende Ursache des Versiegens der menschlichen Fortpflanzung sein. Alles andere betrifft mehr oder minder nur Aeußerlichkeiten, die nach den jeweiligen Verhältnissen und der menschlichen Eigenart verschieden gelagert sind. Und wenn die paar Arbeiterfrauen in ihrer naiven Denkart diese Begründung geben, so werden sie sich der Tragweite der Antwort im Grunde genommen kaum bewußt sein, jedenfalls weniger als jene Beamten- und Kaufmannsgattinnen, die mit einer solchen Antwort zurückgehalten haben. Höchstwahrscheinlich besitzen diese sogar eine viel modernere Auffassung über die Ehe als jene, die dieses Schlagwort bestenfalls aus Zeitungen und Versammlungen kennen. „Die Ehe nimmt immer ausgeprägter den Charakter einer ‚Gesellschaft zu zweien' (Simmel) an und stellt ihre soziologische und psychologische Bedeutung immer entschiedener auf die ‚Paar'-Beziehung (L. v. Wiese) ab," sagt Marcuse (Seite 379 a. a. O.). Die individualistische Richtung der Ehereformer zielt dahin, die Ehe zu einer bloßen „Wirtschafts- und Vergnügungsgemeinschaft" (Hagen) herunterzudrücken.

In ganz ausgezeichneter Weise hat Christian in seinem Aufsatz „Die biologische Bedeutung der Monogamie" ein Bild von den revolutionären Wandlungen der Ehe entworfen, aus dem man ersieht, daß wir vor einer Krise stehen, die das gesamte Leben der Völker vom Grund auf umzugestalten geeignet ist. Christian fühlt sich versucht, eine Parallele zwischen unserer Zeit und den letzten Tagen von Hellas und Rom zu ziehen. Wenn er auch, wie schon früher gezeigt, durchaus nicht zu den Schwarzsehern gehört, so kann er doch nicht umhin, der Befürchtung Ausdruck zu verleihen, daß die heute sich vollziehenden Wandlungen der Ehe, die sinnlos auf die Auflösung der Monogamie hinarbeiten, ohne Besseres dafür zu bieten, einfach den Untergang unserer Gesellschaftsordnung nach sich ziehen werden, womit unser Schicksal besiegelt wäre.

Interessante Aufschlüsse ermöglichen uns die Antworten auf die Frage 17. Es ist hier nicht der Ort, die in den einzelnen Antworten zum Ausdruck kommenden Gefühle auf ihre generative Wertigkeit hin zu prüfen, doch möchte ich erwähnen, daß ich die Anordnung annähernd nach diesem Gesichtspunkt getroffen habe. Im Grunde genommen kann man

Tabelle 4.

Stand	Anzahl	„Pflicht gegen Gott, Heimat und Volk“	Aus Muttergefühlen	„Um den Zweck der Ehe zu erfüllen“	„Um selbst einen Lebenszweck zu erhalten“	Aus Freude am Familienleben	Kinderliebe	„Weil der Gatte kinderliebend ist“	„Der Bauer braucht Arbeiter“	„Um Hab u. Gut nicht fremden Leuten auszuliefern“	„Um im Alter eine Stütze zu haben“	„Damit der Name nicht ausstirbt“
der Ehegatten		Verheiratete										
Beamte und Lehrer	6			2	2	2	4					
Selbst. Gewerbetreibende	7		3		2	3	1	2			1	
Artist	1		1			1						
Landwirte	4					1	2		2			
Gelernte Arbeiter	27	1			4	8	6			1	10	2
Hilfsarbeiter	6			1		2	2				1	
Schwerinvalide	3			1			1				1	
Summe I	54	1	4	4	8	17	16	2	2	1	13	2
der Eltern		Ledige										
Beamte und Lehrer	1					1						
Selbst. Gewerbetreibende	1						1					
Landwirte	6					1	3				2	1
Gelernte Arbeiter	6		1				4				3	
Hilfsarbeiter	5			1			1				4	1
Summe II	19		1	1		2	9				9	2
Gesamtsumme (I + II)	73	1	5	5	8	19	25	2	2	1	22	4

sagen, daß das Ergebnis und speziell die einzelnen Antworten, die aber aus Raummangel nicht wörtlich wiedergegeben werden können, gezeigt haben, daß sich die Instinkte der meisten Frauen, die diese Frage beantwortet haben, durchaus gesund erhalten haben, so daß man, wenn man eine nähere Untersuchung anstellen würde, wohl lediglich quantitative Einbußen als Reaktion auf die modernen Wandlungen feststellen können würde. Das ist immerhin ein erfreuliches Zeichen. Im besonderen beachtenswert ist die Tatsache, daß so viele Frauen ihren Familiensinn in der einen oder anderen Form ausdrücklich bekannt haben. Wenn ich das Motiv „Kinderliebe“ dem vorgenannten nachgereiht habe, so geschah dies aus der Ueberlegung heraus, daß sich unter dieser Liebe bei vielen Frauen oft nur ein Hang zum Spielen verbirgt, vor dem ja bekanntlich kein Ding und kein Wesen ganz sicher ist, und der hier eher dahin gerichtet ist, der Geburt weiterer Kinder entgegenzuwirken, um das eine oder die zwei schon vorhandenen Kinder voll und ganz als Spielzeug und Zeitvertreib betrachten zu können.

Rein mütterliche Instinkte, die in der spendenden Liebe und völligen Hingabe für ein schutzbedürftiges, hilfloses Wesen ihren edelsten Ausdruck

finden, werden von einigen Frauen mit oft recht hübschen Umschreibungen kundgegeben. Gerade diese Instinkte sind für den Bestand eines Volkes von höchstem Wert, da sie ihre Träger auch weiterhin und unter allen Umständen zum Kinde drängen und so den Willen zum Kind vor starken Erschütterungen bewahren.

Rassenhygienische Gedanken im engeren Sinne lassen die Antworten vermissen, doch dürfte eine Antwort, die ich an die erste Stelle gesetzt habe, ein gewisses nationales Pflichtbewußtsein verraten. Jedenfalls können wir diese als die wertvollste aller Antworten betrachten, um so mehr, als doch sehr vielen, wenn nicht den meisten Frauen dieses Motiv heute vollkommen fernliegt.

Eine tiefe Tragik liegt in den zahlreichen Antworten jener Frauen, die, nur um einmal Dank zu ernten, Kinder in die Welt setzen wollen. Daß „Undank der Welt Lohn ist", bewahrheitet sich bekanntlich nirgends so sehr wie auf dem Gebiet der Kinderaufzucht, macht man doch immer wieder die Erfahrung, daß gerade jene Mütter, die ihren Kindern die größte und blindeste Liebe widmen, in späteren Jahren den größten Undank ernten und arge Enttäuschungen erleben. Auch Christian hat auf diese Erfahrungen in seinem bereits mehrfach zitierten Aufsatz (S. 578) hingewiesen: „Früher war es selbstverständlich, daß Eltern, wenn sie alt oder arbeitsunfähig wurden, von ihren Kindern unterhalten wurden, und kranke Kinder flüchteten in den Schoß ihrer Familie. Jetzt bürgert sich immer mehr die Sitte ein, daß die Kinder, sobald sie erwerbsfähig werden, ihres Weges ziehen und sich um Eltern und Geschwister Zeit ihres Lebens nicht mehr kümmern."

Ich komme nun zu dem letzten Ergebnis der Rundfrage, zur Prävention, das die Fragen 20 bis 23 umfaßt. Wie die Zusammenstellung beweist, ist der Wille zur Geburtenverhütung, was mit der tatsächlichen Ausübung gleichbedeutend sein dürfte, weit verbreitet. 78 % der Ehefrauen[12]) geben Präventivverkehr zu, so daß man mit ruhigem Gewissen behaupten kann, daß heute mindestens drei Viertel aller Ehepaare Prävention üben. Was nun die Mittel selbst betrifft, so kann man in Uebereinstimmung mit den bisher gemachten Erfahrungen feststellen, daß der Coitus interruptus an erster Stelle steht; etwa 50 % aller Ehepaare bedienen sich seiner. Im außerehelichen Geschlechtsverkehr hat er etwa die gleiche Verbreitung. Seine Beliebtheit ist von nicht geringer Tragweite, auch wenn man von den etwaigen physischen und psychischen Störungen, die er verursacht, absieht. Seine Anwendung führt wohl überwiegend zu kontraselektorischen Auswirkungen, da „Mißerfolge[13]) im Gebrauch" meist auf „Selbstverschulden infolge persönlicher Unzulänglichkeit" zurückgeführt werden können.

[12]) Man beachte den Anteil der bäuerlichen Bevölkerung an der Präventivsitte.

[13]) Einige Frauen, deren ehelicher Präventivverkehr sich auf den Coitus interruptus beschränkt, geben auch zu, zu ihrem Mittel kein Vertrauen mehr zu besitzen, „da es diesmal wiederum passiert ist".



Tabelle 5.

Stand	20			21							22				23		
	Anzahl der Antworten	ja	nein	Anzahl der Antworten	1	2	3	4	Andere Mittel	Abtreiben	Anzahl der Antworten	ja	ein wenig	nein	Anzahl der Antworten	ja	nein
	Verheiratete																
Beamte und Lehrer	6	6		6	1	5	1	1	2		3	2	1		5	3	2
Selbständ. Gewerbetreibende	5	4	1	4	1	2			1		1	1			1		1
Artist															1	1	
Landwirte	3	2	1	2	1			1							2	1	1
Gelernte Arbeiter	24	15	9	18	5	8			2	3	5	2	2	1	17	13	4
Hilfsarbeiter	10	10		10	4	6				2	4	2		2	9	9	
Schwerinvalide	3	3		3	2	1					1	1			3	3	
Summe I	51	40	11	43	14	22	1	2	5	5	14	8	3	3	38	30	8
	Ledige																
Beamte und Lehrer	1	1		1		1					1	1					
Selbständ. Gewerbetreibende	2	2		2	2	1	1	1			2	1		1	2	2	
Landwirte	4	4		4	1	3	1				2	2			4	3	1
Gelernte Arbeiter	7	6	1	4	1	2	1				1	1			6	5	1
Hilfsarbeiter	8	6	2	8	2	2	3		1		3	2		1	4	3	1
Unbekannt	1	1		1		1					1	1					
Summe II	23	20	3	20	6	10	6	1	1		10	8		2	16	13	3
Gesamtsumme (I + II)	74	60	14	63	20	32	7	3	6	5	24	16	3	5	54	43	11

Für rassenhygienische Zwecke kommen nur die „technischen" Mittel wie der Condus und das Pessar in Frage. Man muß meines Erachtens anstreben, die Prävention in die Hände der berufenen Stellen, der sachverständigen Aerzte, hinüberzuspielen. Mit Aufklärungen über etwaige Schädlichkeiten allein wird man nicht mehr viel ausrichten. Nur dadurch, daß man den Leuten zum Bewußtsein bringt, daß man ihnen ja helfen will, ohne sie in ihrer Freiheit einzuschränken, wird man ihr Vertrauen gewinnen. Nicht zuletzt wird man auf diesem Wege das generative Gewissen im allgemeinen und unter den zur Fortpflanzung Tüchtigen im besonderen mehr wie bisher wachrütteln können.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß heute immer mehr die Sitte einreißt, die Abtreibung als Mittel der Geburtenverhütung anzuwenden und sie auf die gleiche Stufe mit den empfängnisverhütenden Mitteln zu stellen. Tatsächlich möchten mehrere Frauen unter P. 21/5 den Abtreibungsparagraphen des Strafgesetzbuches abgeschafft wissen. Die an sich nicht gerade erschreckend hohe Anzahl dieser Aeußerungen wird durch die bejahenden Antworten auf Frage 23, die, wie ich anzunehmen allen Grund habe, sinngemäß zum Großteil mit dem Begriff „Aerztlicher Eingriff" identifiziert worden sind, bedenklich erhöht. Man sieht daraus, welche Folgen die fanatisch betriebene Hetze gegen unseren Abtreibungsparagraphen schon gezeitigt hat.

Zum Schluß sei noch auf die verhältnismäßig große Anzahl von Frauen hingewiesen, die in ihrer Antwort auf 21/1 die Fortpflanzung durch geschlechtliche Enthaltsamkeit regeln wollen. Dieser Modus ist bekanntlich der einzige, den die katholische Kirche als nicht sündhaft zuläßt. Bis zu einem gewissen Grade kann man aus diesen Fällen, zusammen mit jenen wenigen[14]), die noch Kinder kommen lassen wollen, wie sie eben kommen, darauf schließen, daß die katholische Kirche noch einen erheblichen Einfluß auf die Bevölkerungsfrage auszuüben imstande ist. Daß ihre Macht über die Volksvermehrung in den letzten Jahren stark zurückgegangen ist, ist ja längst kein Geheimnis mehr und wird in maßgebenden katholischen Kreisen mitunter auch nicht mehr bestritten. Doch um sich selbst zu beruhigen, tröstet man sich darüber hinweg mit der Behauptung, „daß die der katholischen Kirche innewohnende Idee stark genug sei, eine hohe Geburtenziffer dauernd zu sichern, wenn sich die Menschen mehr an ihre Lehre halten würden". Es soll gar nicht geleugnet werden, daß speziell die katholische Lehre hier einmal einen Machtfaktor dargestellt hat, doch darf

[14]) Jene, die die Frage 20 verneint haben, sind für eine Einbeziehung in diesen Sachverhalt nicht ganz geeignet, da sich einesteils mehrere Frauen darunter befinden, die die geschlechtliche Enthaltsamkeit als keine „Verhütungsmaßnahme" auffassen und sohin auch unter 21/1 mitgezählt wurden, andernteils wohl keine Verhütungsmaßnahmen anzuwenden vorgeben, aber doch nicht mehr als ein oder zwei Kinder wünschen.



man nicht übersehen, daß heute selbst strenggläubige Katholiken, wie Grotjahn (Soz. Pathologie, S. 509) sagt, bereits der Ansicht sind, daß diese Dinge außerhalb der eigentlichen religiösen Sphäre liegen, und daß sie sich deshalb von kirchlicher Seite für die Gestaltung der Lebensführung (Familiengröße, der Autor) keine Vorschriften machen lassen. Diese stillschweigend vorgenommene Trennung der Anschauungen über Fortpflanzung von der Religion will man in kirchlichen Kreisen nicht ausreichend würdigen, obwohl es ja längst aufgefallen sein muß, daß selbst treue Anhänger der Kirche aufgehört haben, ihre „religiösen Pflichten" auf diesem Gebiet zu erfüllen. Daß übrigens die Stellung der Kirche zur Frage der Prävention keine einheitliche mehr ist, geht beispielsweise aus folgenden Aeußerungen des Grazer Theologieprofessors Dr. Johannes Ude hervor, der im III. Jahrgang der „Völkerwacht" Nr. 7, 8 und 9 (1924) folgendes schreibt: „Die gegenwärtig geübte Seelsorgepraxis, wie sie heute gang und gäbe ist, ist nur zu geeignet, die schon wankenden, nicht mehr festen Katholiken noch mehr der Kirche zu entfremden. Weniger Rücksichtnahme auf die onanistisch gesinnte Männerwelt, dafür aber schärfere Parteinahme für das kategorische Sittengesetz auch in der Praxis erscheint mir als größere Nächstenliebe und als größere pastorale Klugheit, als die derzeit geübte „milde" Auffassung, die man mehr als Schwäche denn als Milde zu charakterisieren geneigt ist. Durch diese falsch angebrachte Milde, die gar nicht jene Folgen hat, die man sich von ihr verspricht, wird innerhalb der Kirche vielmehr jene religiöse Indifferenz und jene Heuchelei gezüchtet, die der Kirche selbst den größten Schaden zufügt und einer weltlichen, materialistischen Partei- und Interessengemeinschaft Platz macht, durch die jenes politische Kompromißchristentum groß wird, das heute vielfach an Stelle des Tatchristentums getreten ist. Freilich, wenn man die Politik als die Kunst bezeichnen darf, das Mögliche zu erreichen, auch wenn dabei die Grundsätze der Moral nicht immer so, wie es wünschenswert wäre, durchgesetzt werden können, und wenn man sich trotzdem als christlich bezeichnen darf; dann allerdings haben jene recht, die da sagen, die Kirche hat zwar eine strenge Theorie, aber in der Praxis wird diese Theorie nicht gehandhabt." Der wegen seines Bekennermutes und seiner fanatischen Wahrheitsliebe bekannte Grazer Theologieprofessor hat einesteils vollkommen recht, wenn er darauf hinweist, daß die katholische Kirche durch ein etwaiges Abgehen von ihrem Non-licet-Standpunkt eines Machtfaktors sondersgleichen verlustig gehen würde, ja bei Berücksichtigung der bisher unter diesem Losungswort geführten hartnäckigen Kämpfe sogar ihre Macht über die große Masse auf das Spiel setzen würde, doch nichtsdestoweniger begeht auch er durch sein starres Verharren auf dem Standpunkt des kategorischen Sittengesetzes den gleichen Fehler, Heuchelei und Scheinchristentum herauszufordern, denn viele sind eben heute einfach nicht imstande,

ein Kind nach dem anderen in die Welt zu setzen, mit denen der Welt übrigens bestimmt nicht geholfen wäre. Ebenso sehr, wie von seiten der Neomalthusianisten das wirtschaftliche Moment in den Vordergrund gestellt wird, wird es von seiten der Kirche vernachlässigt. Beide übersehen den Mittelweg und schädigen in ihren Auswirkungen die Qualität der Volksgemeinschaft. Der oftmals vorgebrachte Einwand, daß so viele Genies erst das soundsovielte Kind eines Elternpaares waren, kann heute lediglich als Argument gegen das Ein- und Zweikindsystem gelten, nicht mehr aber für die Beibehaltung des naiven Fortpflanzungstypus, da unter den heutigen Umständen eine so große Kinderzahl wohl in den allermeisten Fällen Not und Elend preisgegeben wäre und der öffentlichen Fürsorge zur Last fallen würde. Die wenigen Genies, die sich aus einem solchen Elend emporringen würden, wären dann doch zu teuer erkauft.

Ueber Geigenbauerfamilien.

Von Dr. jur. Dr. med. h. c. von Behr-Pinnow, Berlin.

(Mit 16 Stammbäumen.)

Die Untersuchung, ob und inwieweit geistige Anlagen, welche zu einem bestimmten Berufe befähigen, vererbbar sind, bietet gegenüber der der Vererbung körperlicher Anlagen ungleich größere Schwierigkeiten. Die Hauptschwierigkeit liegt in der wissenschaftlich befriedigenden Feststellung von Art und Grad der Begabung. Nicht selten wird der Fall eintreten, daß eine Begabung in ungünstiger Umwelt nicht zur Entfaltung bzw. Betätigung kommt. Trotzdem aber kann sie weitervererbt werden. Es kommt hinzu, daß die Fähigkeit für bestimmte Berufe, namentlich für die höheren, natürlich nicht nur auf einem Faktor, sondern auf mehreren oder vielen beruht. Wenn ich im nachstehenden den Versuch mache, die erblichen Voraussetzungen für den Beruf des künstlerischen Saiteninstrumentenbaues zu prüfen, so ist es eben nur ein Versuch, unter Benutzung der heute vorhandenen wissenschaftlichen Möglichkeiten etwas zur Klärung der Frage beizutragen.

Ausdrücklich im Vordergrunde steht das am häufigsten vorkommende gestrichene Saiteninstrument, die Geige. Die anderen Instrumente dieser Art ganz auszuschalten, ist nicht möglich, weil in den Geigenbauerfamilien sich immer solche Mitglieder finden, die auch andere mit dem Bogen gespielte Instrumente, Baß, Cello und Bratsche, machen. Ich halte dies auch für bedenkenfrei, weil es sich hier um die gleiche Anlage handeln dürfte. Nicht zu vermeiden war auch die Einbeziehung von übrigens verschwindend wenigen Verfertigern von Zupf-Saiteninstrumenten (Laute, Zither und Gitarre), die im Vergleich zu den gestrichenen als geringwertiger

anzusehen sind. Man wird hier aber wohl höchstens von einem Qualitätsunterschied bei ein und derselben Anlage sprechen können. Haben doch Gitarren- und Zithermacher auch Söhne, die begabte Geigenmacher sind, und die Laute ist nichts anderes als die Vorläuferin der Geige. Es darf auch nicht übersehen werden, daß der künstlerische Geigenmacher sich öfter aus äußeren Veranlassungen (Nachfrage) auch zur Herstellung der weniger angesehenen Instrumente wendet.

Der handwerksmäßige Geigenbau, der selbstverständlich neben dem künstlerischen vorkommt, ist nach Möglichkeit ausgeschaltet, indem bei den Untersuchungen nur Familien genommen wurden, von denen feststeht, daß ein wesentlicher Teil ihrer Mitglieder über dem Handwerksmäßigen steht. Ich nehme zwar an, daß auch die handwerksmäßige Herstellung eine besondere Anlage erfordert, wie sie wohl für jeden gelernten Beruf Vorbedingung ist; der künstlerische Beruf hat jedoch andere und höhere Voraussetzungen, und vor allen Dingen sind die Künstler dieses Berufes bezüglich ihrer Abstammung naturgemäß sehr viel leichter durch die Generationen verfolgbar, da es Aufzeichnungen über sie gibt und Produkte von ihnen vorhanden sind.

Die Veranlagung zum künstlerischen Geigenbau sehe ich als einen Komplex von Anlagen an. Ich möchte folgende Fähigkeiten als erforderlich erachten: 1. Beurteilungsvermögen für Holz; 2. Beurteilungsvermögen für Lack und dessen Anwendung; 3. Schnitzkunst; 4. Konstruktionskunst; 5. Sinn für Form und Linie; 6. Einen zur musikalischen Begabung gehörigen Faktor.

Zu 1. Die richtige Beurteilung des für den Geigenkörper zu verwendenden Holzes ist ganz wesentlich, und es muß deswegen eine Befähigung dafür vorhanden sein. Die großen Cremoneser haben hierauf sehr hohen Wert gelegt. Ein einmal als hochwertig erkanntes Stück Holz wurde restlos ausgenutzt. Ich kenne eine Stradivarigeige, in deren Boden ein etwa ein Quadratzentimeter großes Stückchen nicht etwa im Wege der Reparatur, sondern nachweisbar beim Bau eingesetzt ist, und es gibt eine Guarneri-Geige, deren Zargen sogar aus wurmstichigem Holz hergestellt sind. Beide Zargen weisen völlig symmetrische Wurmbohrlöcher auf, und das weist klar auf das Spalten bereits angenagten Holzes zur Verwendung für die beiden Seiten hin, die übrigens mehrfach vorgekommen sein soll.

Zu 2. Das Beurteilungsvermögen für Lack und seine Anwendung ist selbstverständlich erforderlich, wenn es sich auch nur um ein nebensächlicheres Mittel, nämlich ein solches für Konservierung und für äußere Schönheit handelt. Eine eben fertiggestellte Geige klingt vor der Lackierung schöner als unmittelbar nachher. Ohne den schützenden Ueberzug würde das Instrument aber durch Einfluß von Staub, Schweiß u. dgl. bald geringer klingen als das lackierte. Die Kunst besteht hier darin, dem Tone durch das Lackieren nichts zu nehmen und ihn beständig zu machen.

Zu 3, 4 und 5. Die Erfordernisse der Schnitz- und Konstruktionskunst sowie des Sinnes für Form und Linie dürften sich von selbst verstehen. Gewisse Abweichungen in der Form kommen vor, ohne daß man ihnen ausschlaggebende Bedeutung beimessen könnte. Selbst ein Stradivari hat in der Form öfter ge-



wechselt, und im Verlaufe der drei Jahrhunderte des Geigenbaues sind manchmal auch die Linien der Zeit und der Umgebung einflußreich gewesen.

Zu 6. Daß auch ein musikalischer Faktor vorhanden sein muß, erscheint mir ganz fraglos, obwohl seine Notwendigkeit von einzelnen musikalischen Sachverständigen, anscheinend sogar von ihrer Mehrheit, bestritten wird. Dieser unzweifelhafte Irrtum ist meines Erachtens daraus entstanden, daß der Begriff der Musikalität in seinen bisherigen Definitionen zu eng und deswegen unvollkommen gefaßt worden ist.

Die Anlage zur Musikalität beruht, wie allseitig anerkannt ist, nicht auf einer einzigen Erbeinheit, sondern sicher auf ziemlich vielen, die in ihrer Gesamtheit keineswegs immer, sondern nur in seltenen Einzelfällen in der Erbmasse eines Menschen, bei solchen mit in dieser Beziehung außergewöhnlicher Begabung, den musikalischen Genies, vorhanden sind. Darüber, wie viele Einzelkomponenten vorhanden sein müssen, besteht noch keineswegs Klarheit. Mehrfache Einteilungen sind von musiksachverständiger Seite aufgestellt worden, so von Valentin Schäfer, der folgende Einzelfaktoren annimmt:

1. Sensorielle (Tonempfindungserregungen und Tonempfindungen); 2. retentive (Gedächtnis für Qualitäten usw.); 3. synthetische (Sinn für Melodie, Motiv); 4. motorische (Uebertragung des Klangbildes auf Stimme und Instrument); 5. ideative (Fähigkeit, Tongebilde und eine nicht akustische Idee miteinander zu verbinden).

Ziehen fügt diesen noch das Emotionale und Kreative hinzu, wobei mir eine klare Grenze zwischen dem Ideativen und Kreativen nicht gegeben zu sein scheint. Er nimmt folgende Einzelfaktoren an:

1. Qualitative und intensive Tonunterscheidungsempfindlichkeit; 2. Unterschiedsempfindlichkeit für unausgefüllte und ausgefüllte Zeitstrecken; 3. Konsonanz- und Dissonanzgefühl (falsche Harmonisierungen); 4. Gedächtnis für einfache Töne, Klangfarben der Instrumente, Klänge einschließlich Akkorde und sukzessive Tonreihen (Melodien); 5. Gedächtnis für Rhythmen; 6. akustische Komplexion und Abstraktion (Heraushören von Melodien); 7. temporale Komplexion (rhythmische), Heraushören von Rhythmen mit längeren Perioden usw.; 8. richtiges Nachsingen und Nachpfeifen (auch zweite Stimme, Transponieren); 9. starke und differenzierte Gefühlsbetonungen von Harmonien, Melodien; 10. kreative Kombination oder musikalische Phantasie.

Neuerdings hat Mjöën in einem Referat auf dem Berliner Kongreß für Vererbungswissenschaft eine noch umfangreichere Teilung versucht:

1. Unterscheidungsfähigkeit für Tonhöhen; 2. Unterscheidungsfähigkeit für Tonstärken; 3. Unterscheidungsfähigkeit für Zeitintervalle; 4. Tonhöhenerkennung; 5. Unterscheidungsfähigkeit für Tondistanzen; 6. Gedächtnis für Tonfolgen; 7. Intervallenempfindlichkeit; 8. Melodienreinheitsempfindlichkeit; 9. Melodiegedächtnis; 10. Unterscheidungsfähigkeit für Moll und Dur; 11. Unterscheidungsfähigkeit für Konsonanz und Dissonanz; 12. Analyse von Mehrklängen; 13. Sinn für Harmonisierung; 14. musikalische Imagination; 15. rhythmisches Gedächtnis; 16. Unterscheidung von Taktarten; 17. Wiedergabe von Melodien; 18. Singen einer Unterstimme (Improvisieren); 19. absolutes Gehör; 20. musikalische Gefühlsbetonung.

Ueber diese verschiedenen Einteilungen läßt sich selbstverständlich streiten, und es mag nur bemerkt werden, daß zur besseren Klärung ein Zusammenarbeiten von erbbiologischer und musiksachverständiger Seite sehr erwünscht wäre. Die Einteilungsversuche interessieren hier insofern besonders, als sie einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben, der für die völlige Erfassung der Musikalität nicht genügend ist. Die Definitoren suchen die Komplexteile nur in der geistigen, der seelischen und der körperlich-motorischen Tätigkeit, bei letzterer aber nur in Beziehung zur menschlichen Stimme und zum fertigen Instrument, ohne zu bedenken, daß an dieses ebenfalls hohe musikalische Anforderungen, wenn auch passiver Art gestellt werden müssen. Es ist doch schon allgemein kaum denkbar, daß Instrumente, auf denen und mittelst derer wirkliche Kunst geboten werden soll, ohne ein musikalisches Verständnis und eine dementsprechende Anlage gebaut werden könnten. Der Begriff der Musikalität muß eben erweitert werden, und wir können das etwa an der Hand der Schäferschen Definition, wenn wir die musikalische Komponente dahin erweitern, daß wir von einer Anlage sprechen, welche die instrumentalen Grundlagen zur Wiedergabe des Klangbildes zu schaffen befähigt. Hiermit muß mindestens noch die sensorielle Komponente verbunden sein, ähnlich wie bei der Musikausübung. Bei beiden ist doch eine künstlerische Leistung nur möglich, wenn ein richtiges Tonempfindungsvermögen vorhanden ist. Auch das Retentive müssen wir in gewissem Umfange verlangen, nämlich neben dem Verständnis auch das Gedächtnis für Ton und Klangfarbe. Diese müssen mindestens als eine unausgebildete Naturgabe vorhanden sein. Man kann das einigermaßen treffend, wenn auch nicht gerade wissenschaftlich mit den Worten ausdrücken: Die Seele des Meisters muß im Instrumente wohnen.

Die Notwendigkeit des Vorhandenseins einer bestimmten Art von musikalischen Begabung läßt sich aber auch indirekt beweisen, und zwar aus den immer wieder gescheiterten Versuchen, die „Theorie der Geige" zu ergründen, mag es sich nun um den „goldenen Schnitt", um „Neu-Cremona" und ähnliche Versuche handeln. Alle diese Bemühungen, die sich eben nur mit der Geige selbst, mit der Wahl des Materials, mit der Konstruktion in technischer und akustischer Beziehung, mit den Formen und Linien, beschäftigen, leiden an einer großen Einseitigkeit, indem sie eben nur vom Instrument und seiner technischen Herstellung aus- und am Verfertiger, bzw. dessen musikalischem Ingenium vorbeigehen. Wäre der eingeschlagene Weg der richtige, dann müßte es eben gelingen, eine Stradivari bei Verwendung gleich guten Materials und ganz exakter konstruktioneller Nachahmung so zu kopieren, daß die Kopie wie das Vorbild klingt. Das ist aber keinem Geigenbauer gelungen und kann auch keinem gelingen, wenn er nicht selbst ein Stradivari, d. h. ein außergewöhnlicher Könner ist. Viele hervorragende Geigenbauer, darunter die besten aus Mittenwalds Blütezeit, haben versucht, nach Stradivari zu bauen. Sie haben dabei Großes, aber nicht dem Vorbild Gleichwertiges geleistet. Wenn es aber diese nicht einmal fertig bekamen, dann wird es rein technischen Versuchen erst recht nicht beschieden sein, zu künstlerischen Höchstleistungen zu kommen. Der physikalischen Wissenschaft allein kann es nicht gelingen, die Frage zu lösen, eben weil sie nicht allein beteiligt ist. Der ganze Geigenkörper ist uns im Verlauf der Jahrhunderte trotz aller Bemühungen doch



ein einziges großes Geheimnis geblieben, weil wir den musikalischen Götterfunken nicht in eine Formel zwingen können.

Es soll dabei nicht geleugnet werden, daß manche wissenschaftliche Berechnungen für den Geigenbau wertvoll sind, etwa die Feststellung, daß der Druck auf die Geige beim Spielen bis zu 18, der Druck auf das Cello bis zu 50 Kilo beträgt. Das sind Hilfsmittel für die Konstruktion, die aber nur einen Teil der Leistung bildet, gewiß einen wesentlichen, aber einen mit dem musikalischen Faktor gewissermaßen verwachsenen. Es handelt sich eben um eine Kombination von technischer und musikalischer Begabung. Demgegenüber wird allerdings behauptet, die großen Cremoneser hätten nicht selber spielen können, und man will besonders daraus die Unnötigkeit musikalischer Begabung folgern. Selbst wenn dies wahr wäre, wäre es nicht einmal ein zwingender Beweis, denn es ist undenkbar, eine Qualitätsware herzustellen und zu verwerten, wenn der Verfertiger sich nicht von ihrer Güte überzeugen kann. Deshalb muß also der Geigenbauer den Ton seines Instrumentes prüfen und beurteilen können. Einen Beweis, daß die Cremoneser gespielt haben, besitzen wir zwar nicht, wir sind aber berechtigt, es anzunehmen, denn wir wissen, daß sie z. B. die Decke geschabt haben, „bis die Geige klang". Eine Tonprüfung hat also jedenfalls stattgefunden. Andererseits wissen wir von ersten Größen, so von dem berühmten Stainer, daß sie gespielt haben, Stainer schon sehr gut. Seine Geigen haben übrigens, obwohl es einigermaßen sicher ist, daß er in Cremona, anscheinend bei einem der Amatis, längere Zeit gearbeitet hat, nicht den Cremoneser Ton. Stainer ging in seinem Kunstbau seine eigenen Wege, vielleicht unbewußt dadurch dazu getrieben, daß er nach seiner Abstammung nicht zu gleichartigen Leistungen wie die Cremoneser veranlagt war. Die italienische Geige, vorzugsweise die Cremoneser, hat einen anderen, und zwar wärmeren Ton als die deutsche. Erstere hat einen direkt sinnlichen Klang, wie dies auch bei den italienischen Singstimmen gegenüber den deutschen zu beobachten ist. Man kann einen Stradivari ebenso wie einen Caruso einem deutschen Geigenbaukünstler bzw. Sänger gegenüberstellen und wird dabei nicht fehlgehen, wenn man die Unterschiedlichkeit der Veranlagung auf rassische Erbqualitäten zurückführt. Auch hierin erblicke ich einen indirekten Beweis für das Mitwirken eines musikalischen Faktors beim künstlerischen Geigenbau. Vorsichtshalber sei hierbei bemerkt, daß der erwähnte bessere Ausfall der italienischen Geigen nicht allein auf einen hochwertigeren musikalischen Erbfaktor zurückzuführen ist. Etwas, wenn auch sicher nicht allein, spielen begünstigende Umweltverhältnisse mit, wie besserer Holzwuchs, bessere klimatisch bedingte Trocknungsmöglichkeiten von Holz und Lack. Man darf aber berechtigt sein, diesen Umständen keine hohe Bedeutung beizumessen.

Die alten Mittenwalder haben, wie feststeht, ihre Instrumente alle selber, so auch zum Verkauf gespielt, und unter den neueren Geigenbauern an den verschiedensten Orten finden wir viele, die auch gute Musiker sind. Ein weiterer Anhalt für das Vorhandensein des musikalischen Faktors wird bei der Besprechung der größeren Geigenbauzentren gegeben werden. Mag es einem guten Bastler auch einmal gelingen, bei sorgsamer Beobachtung gewisser Konstruktionsmerkmale oder bei guter Nachahmung einer berühmten Meistergeige ein leidliches Instrument herzustellen, so wird das doch immer nur eine Ausnahme, ein

Glückstreffer sein, in der Regel die Arbeit aber eine Stümperei bleiben, wenn der musikalische Teil der Begabung fehlt.

Es fragt sich nun, ob diese Anlage bzw. dieser Anlagenkomplex vererblich ist. Grundsätzlich wird gegen eine solche Annahme natürlich nichts einzuwenden sein, doch muß geprüft werden, welche Rolle der Einfluß der Umgebung spielt. Traditionelle Weiterführung eines Berufes ist gewiß keine Seltenheit auch dann, wenn es den Nachfolgern an eigentlicher Befähigung mangelt. Gelingt es aber, in längeren Generationenfolgen nachzuweisen, daß in einer Familie immer wieder Hochbegabte auftreten, dann darf man wohl von Vererbung sprechen. Als weiterer Beweis kann gelten, wenn der Nachweis geführt wird, daß bei Fortfall der anregenden oder zwingenden Umgebungsverhältnisse die Leistungen mindestens ebensogut wie in der alten Umwelt bleiben. Ferner kann unterstützend wirken, wenn beobachtet wird, daß auch in der alten, zuungunsten veränderten Umwelt doch zähe an dem Weiterbetrieb festgehalten bzw. die Herstellung unter solchen Verhältnissen doch immer wieder von den Söhnen erlernt wird. Endlich ist es sehr beachtenswert, wenn Geigenbauernachkommen trotz persönlicher Hindernisse es durchsetzen, im Beruf des Vaters tätig zu sein, gegebenenfalls erst im Wege eines Berufswechsels.

Um das erforderliche genealogische, möglichst auch erbbiologisch verwertbare Material zu gewinnen, erschien es zweckentsprechend, Untersuchungen an einem Orte vorzunehmen, in dem der Geigenbau möglichst viele Generationen hindurch betrieben worden ist. Hiernach kamen vier Orte in Betracht: Cremona, Mirecourt, Markneukirchen mit Umgegend und Mittenwald. Bemerkenswert hinsichtlich des von mir angenommenen musikalischen Faktors ist der Umstand, daß alle vier Plätze eine mehr oder weniger musikalische Bevölkerung haben. Von Mirecourt habe ich es allerdings nicht mit Sicherheit feststellen können, Cremona gilt aber allgemein dafür, und die Markneukirchener Gegend gehört zu dem hochmusikalischen Vogtland. Mitglieder der dortigen Geigenbauer-Innung brachten kürzlich bei einem Innungsfeste die 5. Tschaikowskysche Symphonie zum Vortrag. Auch die Mittenwalder Bevölkerung ist durchaus musikalisch. Es sind zwei tüchtige Musikkapellen in dem kleinen Marktflecken vorhanden, auch bestehen Trios und Quartette.

Mirecourt als französischer Platz erschien bei den derzeitigen politischen Verhältnissen nicht geeignet, namentlich da man bei solcher Arbeit doch auf ein starkes Entgegenkommen der Bevölkerung angewiesen ist. Gegen Cremona sprach die Lückenhaftigkeit des Kirchenbücherbestandes. Ein trotzdem gemachter Versuch scheiterte trotz deutscher diplomatischer Empfehlung daran, daß der Bürgermeister auf ein noch dazu ins Italienische übertragenes Schreiben nicht einmal zu einer Antwort zu bewegen war. Von den genannten deutschen Orten habe ich Mittenwald gewählt, weil in

dem „deutschen Cremona" sehr viele altansässige Geigenbauerfamilien vorhanden sind, die hervorragende Meister aufweisen, und man dort nicht in der übergroßen Fülle des Materials so ersticken kann wie in Markneukirchen und Umgegend. Letzteres Geigenbauerzentrum besteht aus rund zehn Ortschaften, und wenn es dort auch unzweifelhaft hervorragende Familien mit künstlerischen Leistungen gibt, so ist doch die Arbeitsteilung sehr fortgeschritten und sogar die Maschine schon eingeführt, während Mittenwald letztere noch beharrlich abgelehnt hat. Die ganzen Verhältnisse sind dort einigermaßen übersichtlich.

Mittenwald war ein Ort von großer Bedeutung, weil es Umschlagsort für den deutsch-italienischen Handel über Augsburg war, namentlich als die Venetianer ihren Stapelplatz von Bozen nach Mittenwald verlegt hatten. Nach Umlegung dieses Verkehrs gewann es eine neue Blüte durch den Geigenbau unter der Aegide seines Sohnes Mathias Klotz und war dadurch zeitweise weltbedeutend. Die Geigenbauerei ist dort sehr alt; im Jahre 1684 waren bereits so viele Geigenmacher in Mittenwald, daß eine Vereinigung gegründet wurde. Im 19. Jahrhundert fand wohl ein Abstieg statt, doch wurden immer noch vortreffliche Leistungen erzielt. Die letzten 50 Jahre brachten eine Besserung in den Leistungen, woran die Tätigkeit der Geigenbauschule einigen Anteil hat. Diese ist jetzt staatlich und verlangt Ausbildung in der Herstellung der ganzen Geige, auch hat sie obligatorischen Spielunterricht. Die Herstellung nach der Zahl ist in letzter Zeit ganz erheblich zurückgegangen. Das liegt aber an der Zeitkonjunktur, die infolge des Rundfunks und der mechanisch spielenden Instrumente die Nachfrage nach Handspielinstrumenten stark mindert, in etwas auch in der Ablehnung des fabrikmäßigen Betriebes und in der nur ausnahmsweise vorhandenen kaufmännischen Begabung der Mittenwalder Geigenmacher. An anlagemäßigen Vorbedingungen für eine reichliche und gute Produktion fehlt es unbedingt auch heute nicht.

Bestimmend für die Wahl von Mittenwald kam hinzu, daß die Kirchenbücher, soweit sie überhaupt vorhanden sind, keine Lücken aufweisen und daß sie bis in das 17. Jahrhundert zurückreichen, das Sterbebuch bis 1617, das Tauf- und Heiratsbuch annähernd ebensoweit. Erschwerend für den Zweck der Arbeit wirkte, daß in den älteren Registern manche erforderlichen Angaben fehlten, so im Sterbebuch die Angabe des Alters und des Berufs, in diesem und dem Taufbuch der Mädchenname der Mutter. Immerhin gelang es, mit zweckentsprechenden Ermittelungen ziemlich weit zurückzukommen, teils bis zu elf Generationen. Die Arbeit wurde durch das große Entgegenkommen des Ortspfarrers Herrn Carl und des Direktors der Geigenbauschule Herrn Aschauer sowie der Geigenbauerfamilien selbst sehr gefördert, die, einer sehr freundlichen Bevölkerung entstammend, jede Frage, soweit sie nur irgend konnten, beantworteten. Die familiengeschicht-

lichen Erinnerungen waren, abgesehen von einigen wenigen Einzelfällen, so dürftig, wie das meist der Fall zu sein pflegt, doch boten sie öfter einen annehmbaren Anfang zu eigenen Ermittelungen.

Besondere Schwierigkeiten bot das ungemein häufige Vorkommen bestimmter Vor- und Familiennamen. Johann, Joseph oder Anton heißen die meisten Mittenwalder, und es gibt unter der zirka 2000 Köpfe zählenden Bevölkerung nur verhältnismäßig wenige Familiennamen, und zwar besonders unter dem altansässigen, also für die Untersuchung allein in Frage kommenden Teile. Ein alphabetischer Index für die Kirchenbücher kommt wohl zuhilfe, aber doch nur in gewissem Maße, da er in einzelnen älteren Epochen nicht immer vollständig und zuverlässig ist. Das gleiche gilt von einem Hausbuch, das zudem nur rund 100 Jahre zurückreicht. Das vorzügliche Werk von Frhrn. v. Lütgendorff über die europäischen Geigenbauer brachte einige Erleichterung, wenigstens gute Anhaltspunkte, wenn auch hier einige Irrtümer über Verwandtschaften usw. vorhanden waren.

Da die Mittenwalder nur ganz ausnahmsweise Heiraten mit Auswärtigen schließen, kann von einer begrenzten Inzucht gesprochen werden, die zur Konservierung der Erbanlagen beiträgt. Auffallend ist es aber, daß die Geigenbauer verhältnismäßig selten Töchter von Geigenbauern geheiratet haben. Es gelang immerhin, zehn größere und kleinere Stammtafeln einwandfrei herzustellen. Sämtliche guten Geigenbauerfamilien zu erfassen, war deswegen unmöglich, weil dies eine ein- bis zweijährige Arbeit erfordert hätte. Es wäre auch nicht immer durchführbar gewesen, wie Versuche z. B. an der Hauptlinie der Hornsteiner mit besonders ausgezeichneten Mitgliedern zeigten.

Die Geigenbauer arbeiten teils selbständig, teils für einen Unternehmer, den „Verleger". Es sind nur noch einige 20 Selbständige vorhanden, die anderen sind Heimarbeiter, teilweise sehr begabte, die hauptsächlich im Winter Geigen bauen, aber auch dann zuweilen aussetzen, wenn sich lohnendere Arbeit als der im Verdienst immer mehr zurückgehende Geigenbau findet. Bei der Auswahl für die Stammtafeln ist besonders darauf geachtet, Familien mit möglichst viel Selbständigen zu bekommen. Ferner ist darauf Bedacht genommen, auch Familien zu nehmen, von denen Mitglieder nach auswärts gegangen sind und in anderer Umgebung ihren Beruf erfolgreich ausgeübt haben oder noch ausüben, um zu zeigen, daß die Anlage auch ohne entsprechenden Umwelteinfluß zur Geltung kommt. Einzelbeispiele hierfür finden sich übrigens außerdem noch reichlich in dem erwähnten Lütgendorffschen Buche. Es seien erwähnt die Familien Hornsteiner (Passau, Chicago, Vorderwald), Jais (Tölz und Bozen), Kriner (Freising, Landshut, Johannisburg [Südafrika], Würzburg, Stuttgart, Altötting, Königsberg Pr. und Berlin), Lipp (Döllingen), Neuner (St. Petersburg, Berlin),

Schandl (Stuttgart), Tiefenbrunner (München, Altötting), Zwerger (Neuburg a. d. Donau) und von den eigenen Stammbäumen Nebel und Hammig aus Markneukirchen. Bei den meisten Stammtafeln ist eine Bewertung der geigenbauenden Mitglieder der betreffenden Familie mit sachverständiger Hilfe versucht worden, indem sie mit +, ++ und +++ bezeichnet sind, wobei +++ die besten Leistungen bezeichnen. Eine gewisse Unvollkommenheit haftet solcher Schätzung natürlich an, und sie macht deswegen keinen Anspruch auf absolute Gültigkeit. Außerdem war für manche Angehörige älterer Generationen, die im Kirchenbuch als Geigenbauer bezeichnet, von denen aber keine Geigen bekannt sind, eine Einschätzung natürlich nicht möglich. Immerhin ist die Tatsache, daß sie Geigenbauer waren, für die Beurteilung der Vererbungsfrage wesentlich. Die Verleger sind mit einem V bezeichnet.

Auch eine Markneukirchener Stammtafel ist aufgestellt worden, und zwar von der schon erwähnten hervorragenden Familie Hammig. Hier handelt es sich um Geigenbauer, die ganz überwiegend Geigenbauer- bzw. Saitenmachertöchter geheiratet haben. Die Familie blüht in ihrem Beruf gerade außerhalb, in Dresden und Berlin.

Endlich sind einige Cremoneser Stammtafeln und eine aus Turin (Guadagnini) aufgestellt, und zwar nach Angaben von Lütgendorff. Es sind nur die Generationen genommen, in denen Geigenbauer vorhanden waren, d. h. es ist nur die Zeit vom Beginn der Berufsausübung in der Familie bis zur vollständigen Aufgabe des Berufes berücksichtigt worden. Bei Lütgendorff findet sich die Stradivari-Familie bis zur Gegenwart genealogisiert. Diese Tafeln haben allerdings geringere Bedeutung, weil die Abstammung der Frauen fehlt und außer bei Stradivari auch der nicht im Geigenbauberuf tätigen Mitglieder. Trotzdem sind sie nicht ohne Interesse, weil das Verlöschen des Berufs in sehr kurzer Zeit geradezu typisch ist. Die Familie Stradivari hat nur einen bedeutenden Geigenbauer, und zwar den unbestritten bedeutendsten aller Zeiten, hervorgebracht; er ist deswegen auch ausnahmsweise mit ++++ versehen. Die Qualitäten der deutschen und der italienischen Geigenbauer sollen als für jede Gruppe besonders eingeschätzt gelten, so daß beispielsweise +++ bei einem Italiener nicht dasselbe wie bei einem Deutschen bedeuten. Gleichwohl kann man dieses Verlöschen nicht als einen Gegenbeweis gegen die Vererbungsmöglichkeit der Anlage ansehen. Die Cremoneser Künstler stammen anscheinend sämtlich aus hochstehenden Familien, in denen man deswegen eine Häufung von verschiedenen Begabungen mit einigem Recht vermuten darf. Unter solchen Umständen sind Berufsveränderungen in den Generationen, und zwar aus äußeren Ursachen, nichts Auffälliges oder der Anlagevererbung Widersprechendes.



Bezüglich der Stammtafeln sei folgendes zur Erläuterung bemerkt:

Die Töchter, soweit sie nicht Geigenbauerinnen wurden, was übrigens nur in einem Falle vorgekommen ist, sind nicht mit aufgenommen, ebenso nicht die noch nicht berufsfähigen und die vor Erlangung des berufsfähigen Alters gestorbenen Söhne.

Gb. bedeutet Geigenbauer, V. Verleger, O. Obermeister der Innung.

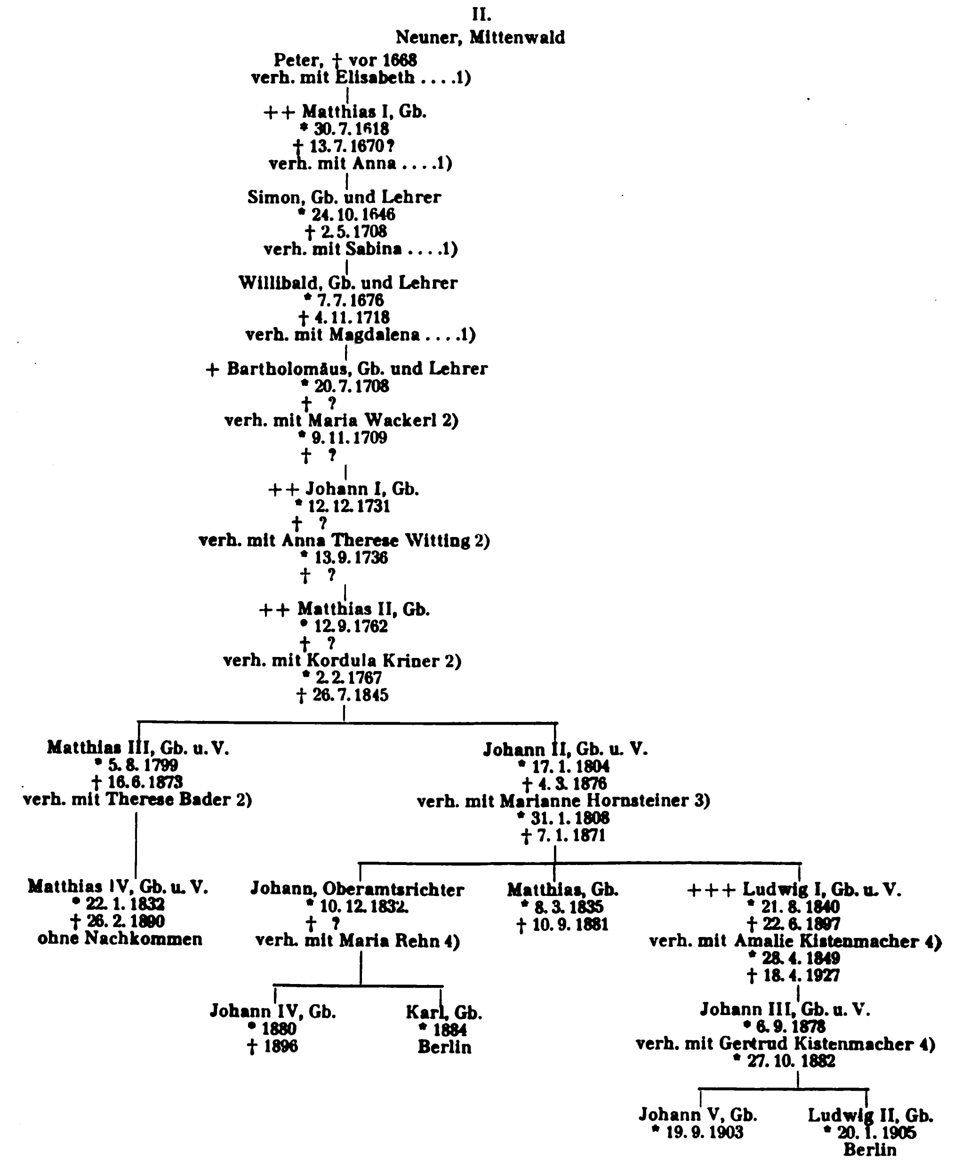
Die Zahlen bei den Ehefrauen besagen:

1) unbekannt, ob aus Geigenbauerfamilie,
2) aus Geigenbauerfamilie,
3) Geigenbauertochter,
4) weder Geigenbauertochter noch aus Geigenbauerfamilie.

Die Stammtafel I (s. S. 296/297) ist die der Klotz-Lautmacher, wie sich diese Familie zum Unterschiede von einer anderen mit dem gleichen Namen Klotz nennt. Die letztere hat auch einige Geigenmacher hervorgebracht, wie das Kirchenbuch ergibt, doch sind sie ohne Bedeutung, soweit man das feststellen kann. Ein gemeinsamer Ausgang beider Familien war nicht nachzuweisen, weil ein etwaiger gemeinsamer Stammvater zu einer Zeit gelebt haben müßte, für welche die Kirchenbücher nicht vorhanden sind.

Die Familie ist in elf Generationen festgestellt worden, und es darf wohl gesagt werden, lückenlos, da kein verheirateter Klotz auswärts gelebt haben dürfte. Jedenfalls sind alle männlichen Nachkommen auch als gestorben im Kirchenbuch zu finden, mit Ausnahme des verschollenen Johann Baptist aus der vierten Generation und eines Teiles der Nachkommenschaft von Georg I. (siehe besonderen Hinweis auf der Stammtafel). In neun Geschlechtsfolgen, von der dritten bis zur elften, sind Geigenbauer zu finden, und zwar auffallend viele. Es sind von den 46 Familienmitgliedern, wenn man die erwähnten Kinder Georg I. fortläßt, nur acht Nichtgeigenbauer gewesen, unter denen sich drei Brüder des ersten Geigenbauers Mathias I. befinden, und der schon erwähnte verschollene Johann Baptist, dessen Beruf nicht feststellbar war. Von den 42 Geigenbauern waren bzw. sind eine Reihe überragend oder gut, namentlich in den älteren Generationen, doch ist auch der noch lebende Balthasar II. gut, ebenso war es mindestens einer seiner im jugendlichen Alter im Weltkriege gefallenen Söhne. Die Qualität der jüngeren lebenden Generation ist in diesem wie in anderen Fällen schwer zu beurteilen, da die jetzige sehr schlechte Konjunktur des Berufs nur eine ganz minimale Produktion gestattet und viele Begabte zwingt, den schon erlernten Beruf aufzugeben oder den ihr liegenden erst gar nicht zu ergreifen. Zahlenmäßig läßt sich das damit illustrieren, daß der größte Verleger vor dem Kriege zeitweise eine Jahresproduktion von 10 000 Geigen gehabt hat, während jetzt ganz Mittenwald eine Jahreserzeugung von bestimmt unter 2000 dieser Instrumente hat.

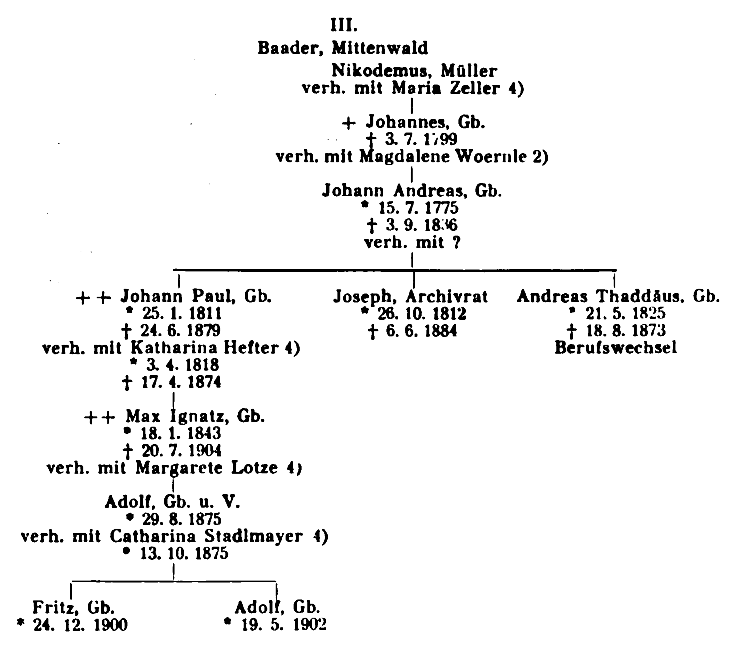
Von den 42 Geigenbauern Klotz ist einer (event. noch 3) unbestimmten Berufs; vier andere Mitglieder haben den Familienberuf erst gar nicht ergriffen. Es ist dabei bezeichnend, daß diese sämtlich den jüngeren Generationen angehören. Sie stammen aus der Zeit des Niederganges, und die Berufswechsel sind hieraus nicht nur erklärlich, sondern auch tatsächlich deswegen erfolgt.



Die Tafel II, Neuner, zeigt nicht weniger denn zehn Geigenmacherfolgen, und es ist an ihr bemerkenswert, daß das bedeutendste Mitglied,

Ludwig I., aus der einzigen Ehe entsprossen ist, von der sich mit Bestimmtheit sagen läßt, daß die Ehefrau bzw. Mutter Geigenbauertochter, in diesem Falle übrigens Tochter eines erstklassigen Künstlers gewesen ist. Bei den Neuners ist übrigens das kaufmännische und organisatorische Talent besonders bemerkbar. Es handelt sich bei ihr um die größte Verlegerfamilie.

Die Tafel III, Baader, zeigt die zweite Verlegerfamilie Mittenwalds, die eben wegen dieser Stellung untersucht worden ist, aber nicht eindeutig beurteilt werden kann, da sich die Lücken nicht ganz ausfüllen ließen. Der Ausfall von Name und Vaterstand der Ehefrau von Johann Andreas ist absolut störend, namentlich wegen etwaiger Vererbung von Mutterseite. Bemerkenswert ist aber, in erster Linie wegen Max Ignaz, daß ausgesprochene Begabung auch dann entsteht, wenn die Mutter keine entsprechende Abstammung zeigt. Ich habe übrigens bei den hier beschriebenen Familien sowohl wie bei anderen, die ich verfolgt habe, außerordentlich häufig festgestellt, daß Geigenbauer keine Töchter von Berufsgenossen geheiratet haben.



Auf Tafel IV, Wörnle, findet man mehrfach, daß die Begabung von nur einer Elternseite vererbt wird. Von den beiden ersten Stamm-Müttern läßt sich zwar nicht nachweisen, daß sie Geigenbauertöchter waren, aber dem Namen nach vermuten und deswegen annehmen, daß die Berufsanlage durch sie in die Familie gekommen ist, deren erster ermittelter Vorfahr, Anton, Schuhmacher war. Ebenso bezeichnend ist es, daß das in der fünften Generation beginnende Heiraten von Frauen, die weder Geigen-

I
Klotz, Lautmache

Erstemal verh. mit Mari
† 28. 12. 1704

+++ Georg I, Gb.
* 31. 3. 1687
† 31. 8. 1737
verh. mit Anna Spranger 4)

+ Mathias II, Gb.
* 20. 2. 1718
† nach 1770

Carl, Gb.
* 3. 11. 1726
† nach 1756

die weiteren 5 Brüder:
Bernhardino * 18. 5. 1719
Thomas * 17. 12. 1720
Hyeronimus * 30. 9. 1722
Karl Borom. * 5. 11. 1723
Josef Karl * 7. 9. 1731
sind zum Teil klein gestorben (Bernhardin und Jos. Karl), zum Teil wohl auswärts, da das Kirchenbuch ihren Tod nicht vermerkt.

+++ Aeg
verh. mit

+ Josef Anton, Gb.
* 22. 1. 1761
† 4. 2. 1842
verh. mit ?

+ S

+ Anton Josef, Gb.
* 12. 6. 1787
† 1835
verh. mit Magdalene Seitz 2)

astian Andreas, Gb.
* 28. 11. 1792
hollen auf Berufsreise

Anton, Gb.
* 3. 10. 1802
† 28. 8. 1851
verh. mit Marianne Niggl 2)

ton, Gb.
1831
1. 1851

Anton, Gb.
* 14. 2. 1837
† 26. 7. 1902
verh. mit Magdalene Kriner 1)
- 2 ohne männliche Nachkommen

Johann, Rottmeister
* 19. 10. 1841
† 31. 12. 1921
verh. mit Maria Heiß 1)

Mathias Conrad, Gb.
* 19. 2. 1843
† 13. 10. 1902

Johann, Gb.
* 16. 1. 1878
später Zimmermann

Mathias Johann, Gb.
* 19. 6. 1881
später Jäger

+
verh. mi

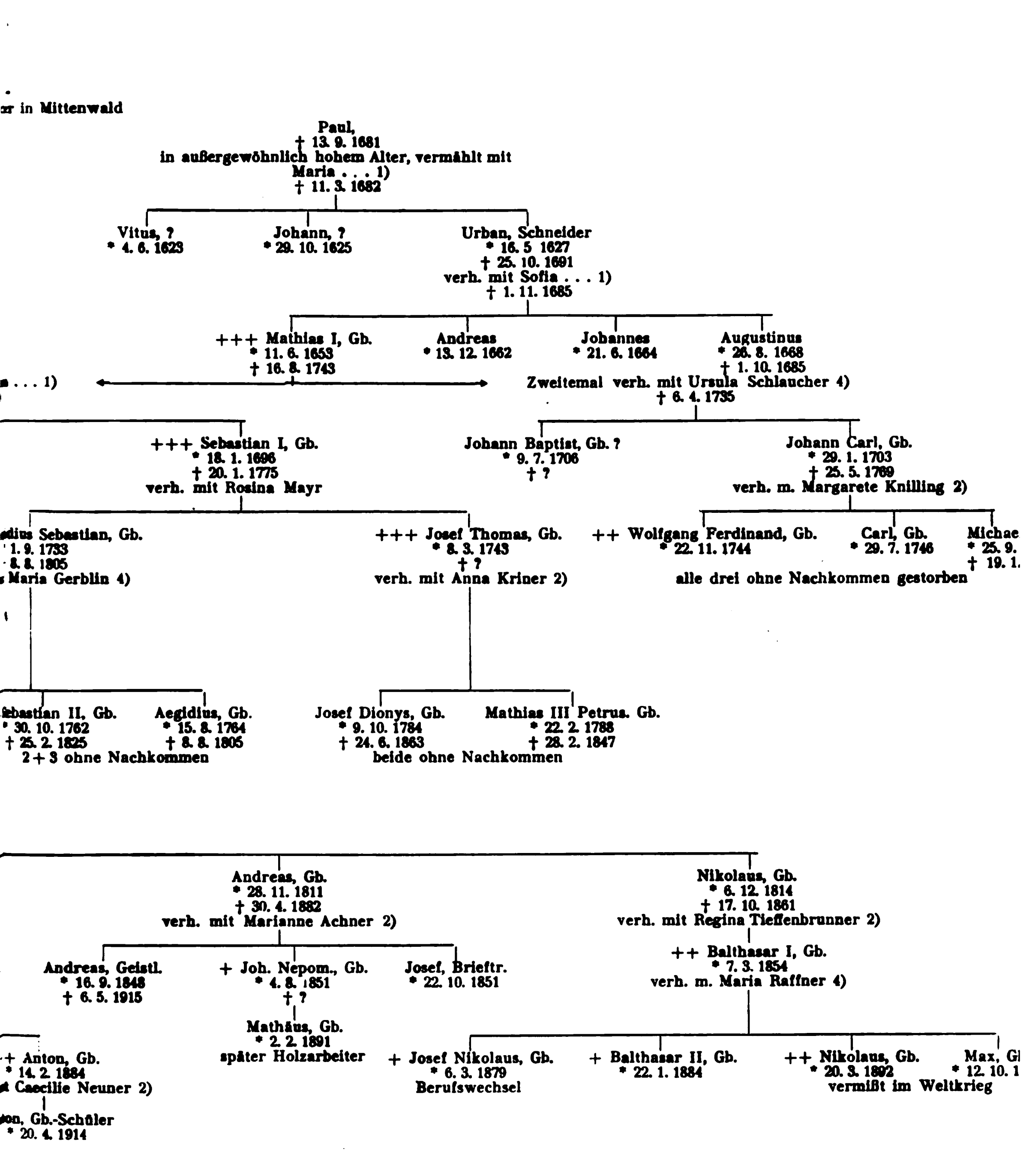
Ant

+ Johann, Gb.
* 6. 10. 1906

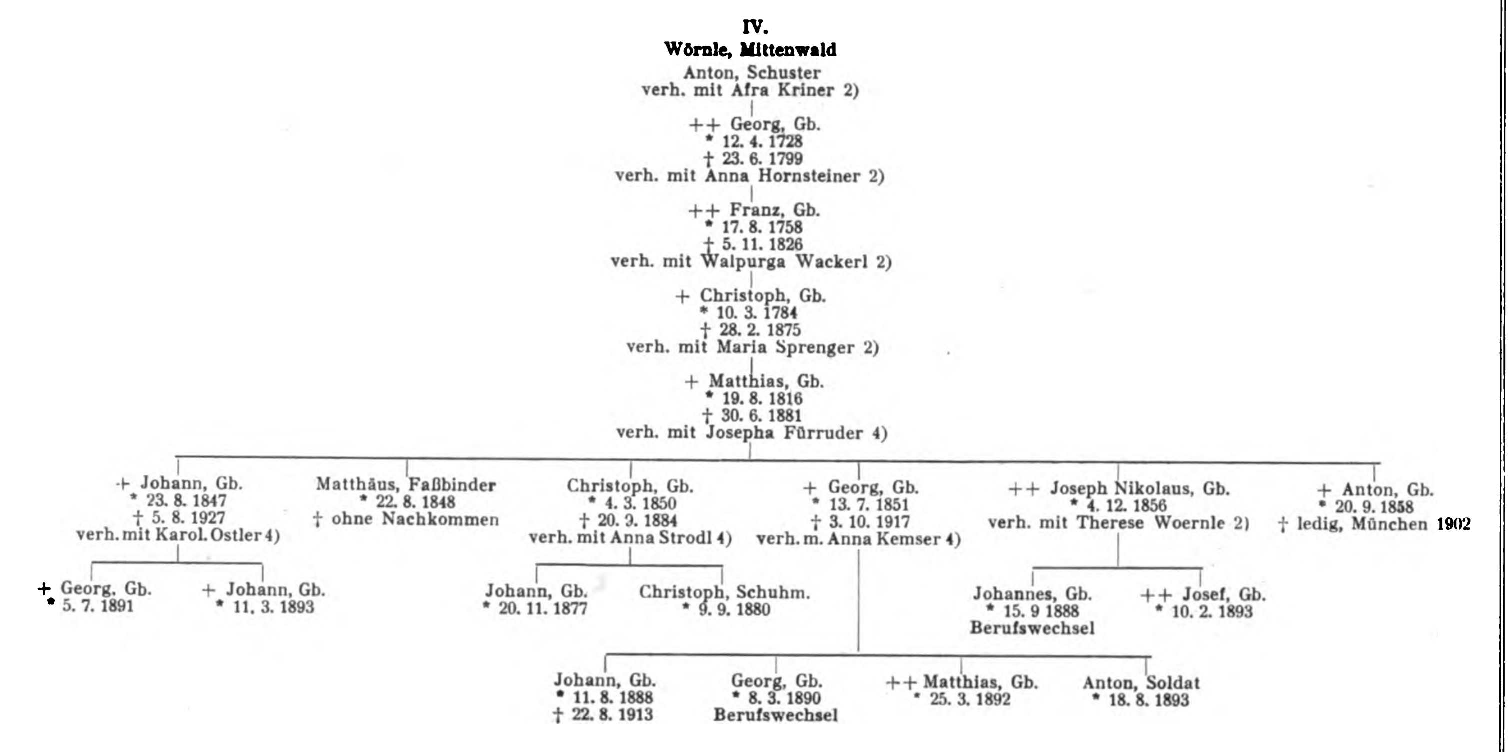
Max, Maurer
* 2. 10. 1909

Georg, Forstamtsgehilfe
* 8. 12. 1905

++ Mathias, Gb.
* 7. 5. 1907

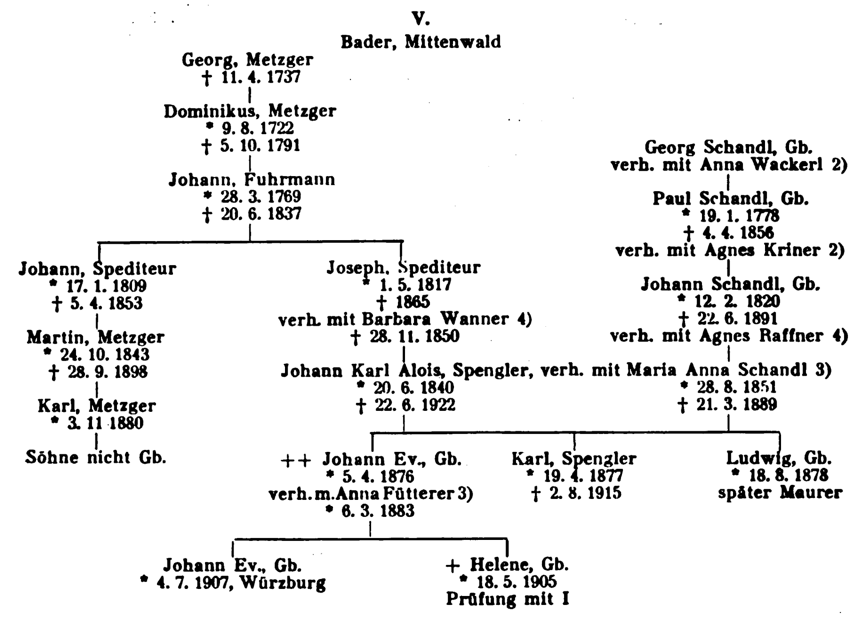


er in Mittenwald
Paul,
† 13. 9. 1681
in außergewöhnlich hohem Alter, vermählt mit
Maria . . . 1)
† 11. 3. 1682
Vitus, ?
* 4. 6. 1623
Johann, ?
* 29. 10. 1625
Urban, Schneider
* 16. 5 1627
† 25. 10. 1691
verh. mit Sofia . . . 1)
† 1. 11. 1685
+++ Mathias I, Gb.
* 11. 6. 1653
† 16. 8. 1743
Andreas
* 13. 12. 1662
Johannes
* 21. 6. 1664
Augustinus
* 26. 8. 1668
† 1. 10. 1685
. . . 1)
Zweitemal verh. mit Ursula Schlaucher 4)
† 6. 4. 1735
+++ Sebastian I, Gb.
* 18. 1. 1696
† 20. 1. 1775
verh. mit Rosina Mayr
Johann Baptist, Gb. ?
* 9. 7. 1706
† ?
Johann Carl, Gb.
* 29. 1. 1703
† 25. 5. 1769
verh. m. Margarete Knilling 2)
dius Sebastian, Gb.
1. 9. 1733
8. 8. 1805
Maria Gerblin 4)
+++ Josef Thomas, Gb.
* 8. 3. 1743
† ?
verh. mit Anna Kriner 2)
++ Wolfgang Ferdinand, Gb.
* 22. 11. 1744
Carl, Gb.
* 29. 7. 1746
Michae
* 25. 9.
† 19. 1.
alle drei ohne Nachkommen gestorben
ebastian II, Gb.
* 30. 10. 1762
† 25. 2. 1825
Aegidius, Gb.
* 15. 8. 1764
† 8. 8. 1805
2 + 3 ohne Nachkommen
Josef Dionys, Gb.
* 9. 10. 1784
† 24. 6. 1863
Mathias III Petrus. Gb.
* 22. 2. 1788
† 28. 2. 1847
beide ohne Nachkommen
Andreas, Gb.
* 28. 11. 1811
† 30. 4. 1882
verh. mit Marianne Achner 2)
Nikolaus, Gb.
* 6. 12. 1814
† 17. 10. 1861
verh. mit Regina Tieffenbrunner 2)
Andreas, Geistl.
* 16. 9. 1848
† 6. 5. 1915
+ Joh. Nepom., Gb.
* 4. 8. 1851
† ?
Josef, Brieftr.
* 22. 10. 1851
++ Balthasar I, Gb.
* 7. 3. 1854
verh. m. Maria Raffner 4)
Mathäus, Gb.
* 2. 2. 1891
später Holzarbeiter
+ Anton, Gb.
* 14. 2. 1884
Caecilie Neuner 2)
ton, Gb.-Schüler
* 20. 4. 1914
+ Josef Nikolaus, Gb.
* 6. 3. 1879
Berufswechsel
+ Balthasar II, Gb.
* 22. 1. 1884
++ Nikolaus, Gb.
* 20. 3. 1892
vermißt im Weltkrieg
Max, G
* 12. 10. 1


IV.
Wörnle, Mittenwald
Anton, Schuster
verh. mit Afra Kriner 2)
++ Georg, Gb.
* 12. 4. 1728
† 23. 6. 1799
verh. mit Anna Hornsteiner 2)
++ Franz, Gb.
* 17. 8. 1758
† 5. 11. 1826
verh. mit Walpurga Wackerl 2)
+ Christoph, Gb.
* 10. 3. 1784
† 28. 2. 1875
verh. mit Maria Sprenger 2)
+ Matthias, Gb.
* 19. 8. 1816
† 30. 6. 1881
verh. mit Josepha Fürruder 4)
+ Johann, Gb.
* 23. 8. 1847
† 5. 8. 1927
verh. mit Karol. Ostler 4)
Matthäus, Faßbinder
* 22. 8. 1848
† ohne Nachkommen
Christoph, Gb.
* 4. 3. 1850
† 20. 3. 1884
verh. mit Anna Strodl 4)
+ Georg, Gb.
* 13. 7. 1851
† 3. 10. 1917
verh. m. Anna Kemser 4)
++ Joseph Nikolaus, Gb.
* 4. 12. 1856
verh. mit Therese Woernle 2)
+ Anton, Gb.
* 20. 9. 1858
† ledig, München 1902
+ Georg, Gb.
* 5. 7. 1891
+ Johann, Gb.
* 11. 3. 1893
Johann, Gb.
* 20. 11. 1877
Christoph, Schuhm.
* 9. 9. 1880
Johannes, Gb.
* 15. 9 1888
Berufswechsel
++ Josef, Gb.
* 10. 2. 1893
Johann, Gb.
* 11. 8. 1888
† 22. 8. 1913
Georg, Gb.
* 8. 3. 1890
Berufswechsel
++ Matthias, Gb.
* 25. 3. 1892
Anton, Soldat
* 18. 8. 1893

bauertöchter waren, noch aus einer Geigenbauerfamilie stammten, die Vererbung der Begabung keineswegs ausschaltete. Von dem ersten Geigenbauer der Familie, Georg, an zählt man deren 17, daneben nur drei Familienmitglieder mit anderem Beruf, dessen Wahl bei Christoph und Anton schon in die Zeit des mehrfach erwähnten Berufsniederganges fällt.

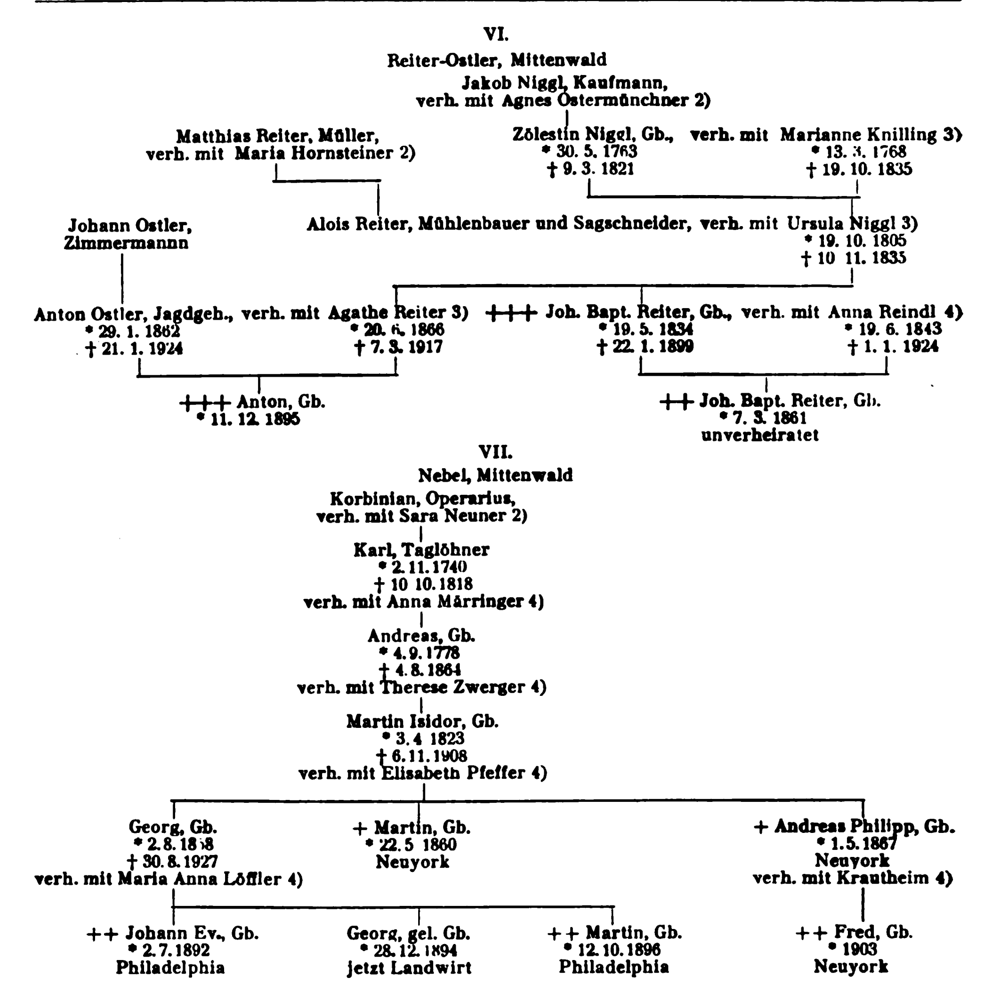
Bei Tafel V, Bader, springt die nur von einer Seite her stammende Anlage besonders ins Auge. Erst in der sechsten Generation dieses langen Stammbaumes taucht der Geigenbauerberuf auf, nachdem ein Mitglied der Familie eine Frau genommen hat, deren Vater, Groß- und Urgroßvater Geigenbauer waren. Der beiden letzteren Frauen stammen aus Geigenbauerfamilien, die des Vaters aber nicht.



Auch die Tafel VI, Reiter-Ostler, zeigt, wie die Begabung nur von einer Seite, hier wieder von der mütterlichen, stammt. Ein Sproß der Müllerfamilie Reiter heiratet eine Geigenbauertochter Ursula Niggl, deren Großmutter auch aus einer solchen Familie stammt. Sofort erscheint ein Sohn mit einer entsprechenden Begabung, und zwar einer besonders hohen, und wieder dessen Sohn hat trotz Heirat aus einer berufsfremden Familie einen guten Geigenbauer als Nachkommen. Die Schwester des hervorragenden älteren Johann Baptist ehelicht einen berufsfremden Mann Ostler, und der Sohn dieser Ehe Anton ist einer der besten, wenn nicht der beste der lebenden Mittenwalder Geigenbauer.

Bei der Familie Nebel — Tafel VII — ist der Ursprung der Begabung in der Heirat von Korbinian und einer Neuner-Tochter möglich, aber leider nicht feststellbar. Sowie aber die Anlage vorhanden ist, bleibt sie in allen

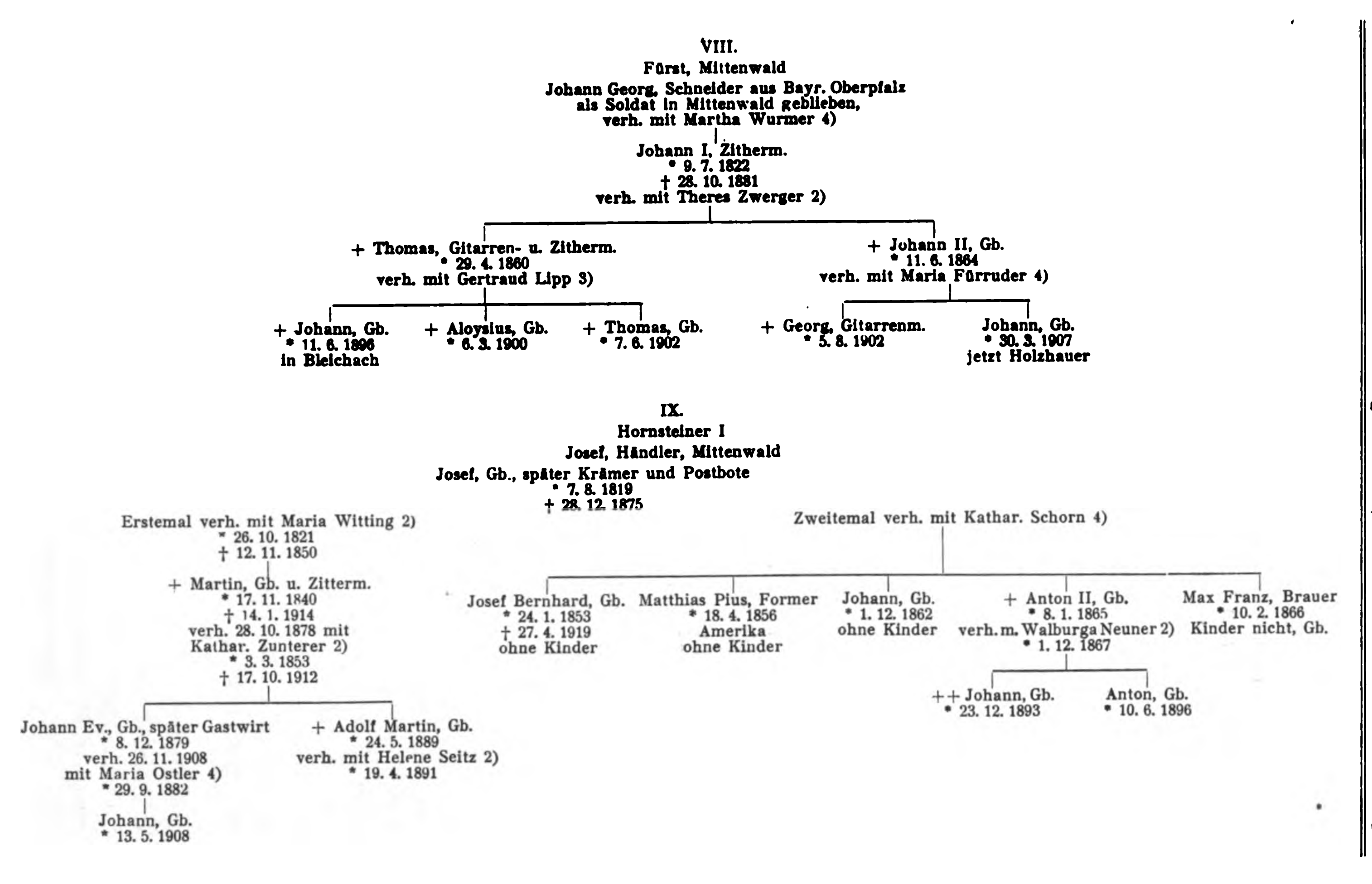




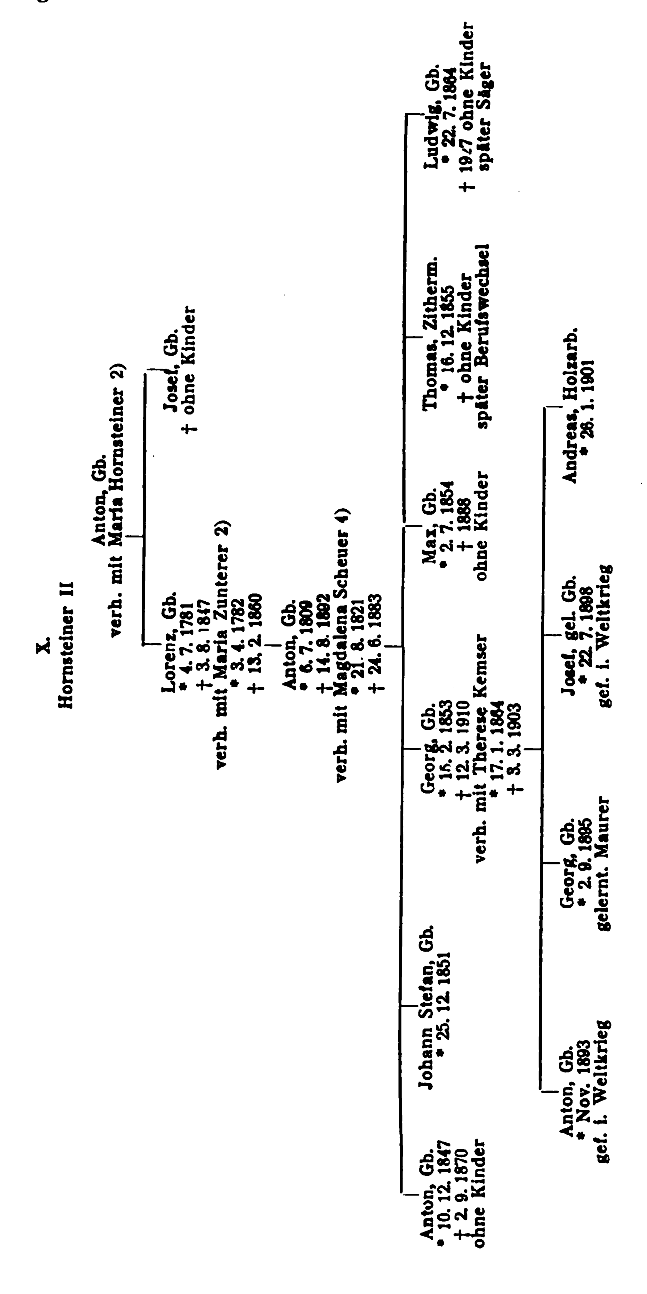
männlichen Mitgliedern konstant, obwohl fast ausnahmslos berufsfremde Frauen geheiratet werden. Bemerkenswert ist, wie die Familie auch im Auslande ihrem Berufe treu bleibt, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge.

Die eingewanderte Familie Fürst — Tafel VIII — scheint den Saiteninstrumentenmacherberuf mehr aus äußeren Gründen ergriffen zu haben, und sie produziert zunächst nur Zithern und Gitarren. Der Geigenbau wird erst von Johann II. ausgeübt, dessen Mutter einen Geigenbauernamen trägt, und die drei Söhne seines älteren Bruders Thomas, der eine Geigenbauertochter geheiratet hat, bauen nunmehr Geigen.

Die Tafel IX — Hornsteiner I. — zeigt jedenfalls ein gehäuftes Vorkommen der Begabung in der Familie, ebenso die Tafel X, Hornsteiner II. Es handelt sich hier um zwei weniger bedeutsame Zweige der Gesamtfamilie Hornsteiner, die bei der vergeblichen Suche nach der Abstammung einiger sehr bedeutender Geigenbauer dieses Namens festgestellt wurden.


VIII.
Fürst, Mittenwald
Johann Georg, Schneider aus Bayr. Oberpfalz
als Soldat in Mittenwald geblieben,
verh. mit Martha Wurmer 4)
Johann I, Zitherm.
* 9. 7. 1822
† 28. 10. 1881
verh. mit Theres Zwerger 2)
+ Thomas, Gitarren- u. Zitherm.
* 29. 4. 1860
verh. mit Gertraud Lipp 3)
+ Johann II, Gb.
* 11. 6. 1864
verh. mit Maria Fürruder 4)
+ Johann, Gb.
* 11. 6. 1896
in Bleichach
+ Aloysius, Gb.
* 6. 3. 1900
+ Thomas, Gb.
* 7. 6. 1902
+ Georg, Gitarrenm.
* 5. 8. 1902
Johann, Gb.
* 30. 3. 1907
jetzt Holzhauer
IX.
Hornsteiner I
Josef, Händler, Mittenwald
Josef, Gb., später Krämer und Postbote
* 7. 8. 1819
† 28. 12. 1875
Erstemal verh. mit Maria Witting 2)
* 26. 10. 1821
† 12. 11. 1850
Zweitemal verh. mit Kathar. Schorn 4)
+ Martin, Gb. u. Zitterm.
* 17. 11. 1840
† 14. 1. 1914
verh. 28. 10. 1878 mit
Kathar. Zunterer 2)
* 3. 3. 1853
† 17. 10. 1912
Josef Bernhard, Gb.
* 24. 1. 1853
† 27. 4. 1919
ohne Kinder
Matthias Pius, Former
* 18. 4. 1856
Amerika
ohne Kinder
Johann, Gb.
* 1. 12. 1862
ohne Kinder
+ Anton II, Gb.
* 8. 1. 1865
verh. m. Walburga Neuner 2)
* 1. 12. 1867
Max Franz, Brauer
* 10. 2. 1866
Kinder nicht, Gb.
Johann Ev., Gb., später Gastwirt
* 8. 12. 1879
verh. 26. 11. 1908
mit Maria Ostler 4)
* 29. 9. 1882
+ Adolf Martin, Gb.
* 24. 5. 1889
verh. mit Helene Seitz 2)
* 19. 4. 1891
++ Johann, Gb.
* 23. 12. 1893
Anton, Gb.
* 10. 6. 1896
Johann, Gb.
* 13. 5. 1908

Die Bedeutung des anderen deutschen Geigenbauerzentrums, Markneukirchens nebst Umgebung — die geigenproduzierenden Orte des Vogtlandes liegen übrigens sämtlich in Nachbarschaft von Markneukirchen, teils jenseits der deutschen Grenze in der Tschechoslowakei —, erforderte es, wenigstens eine Stammtafel von den dorther stammenden hochstehenden Familien zu geben.

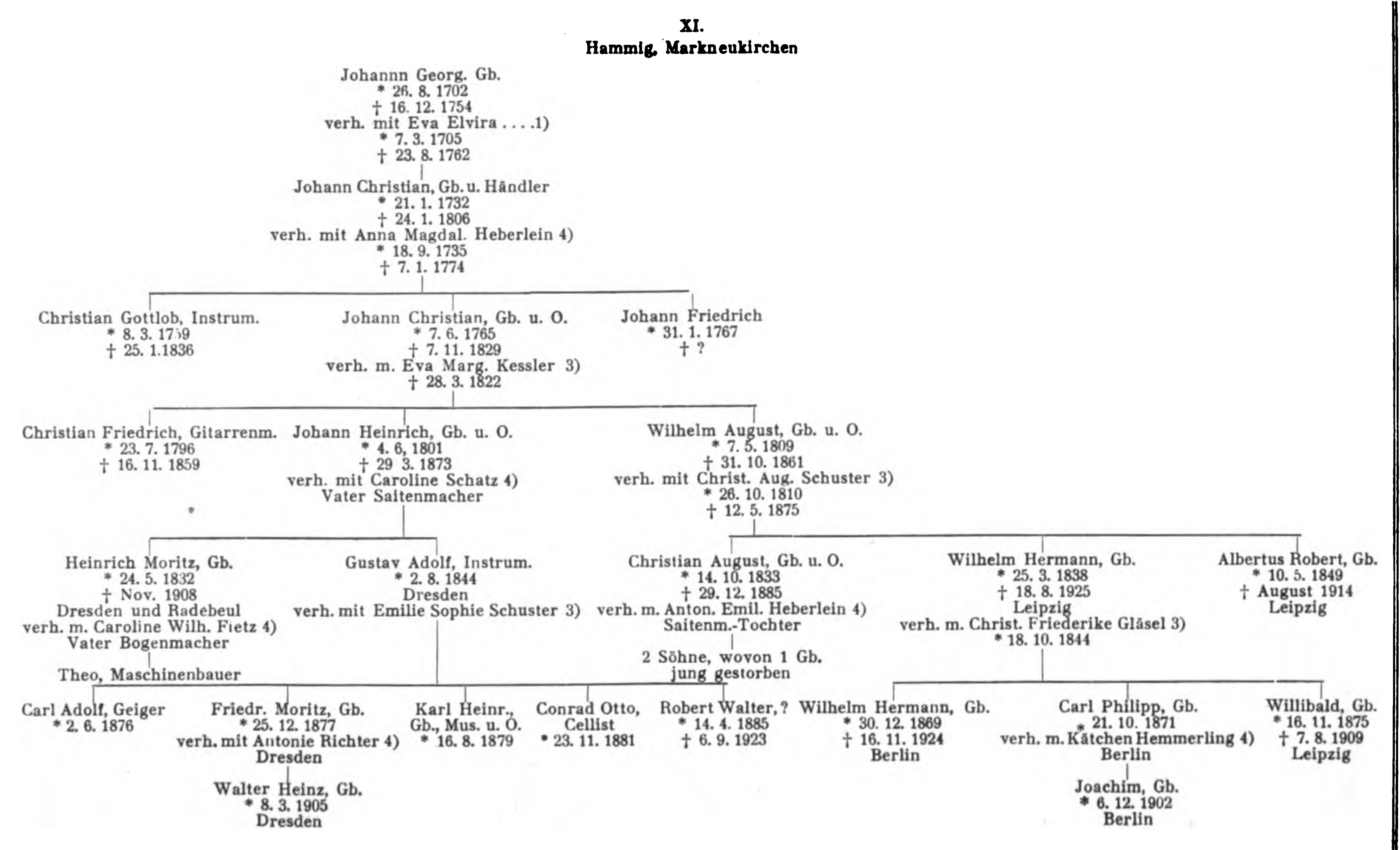


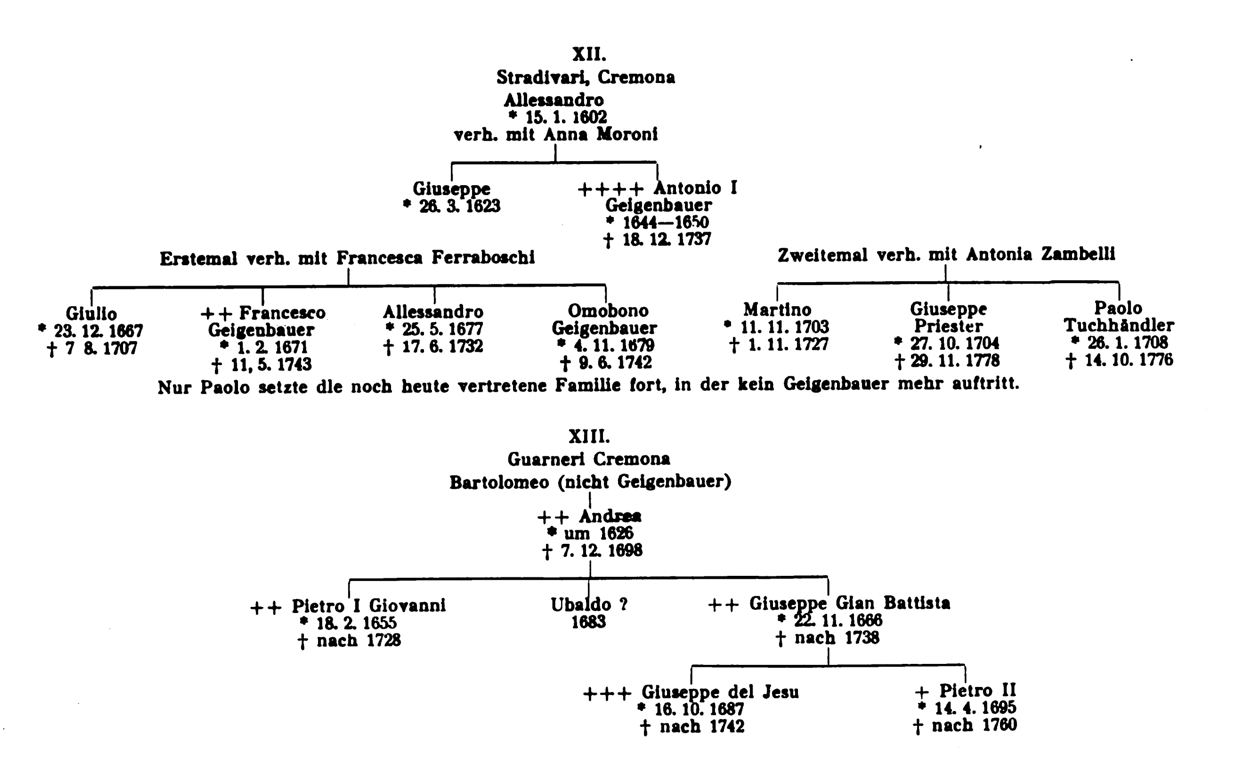
Die Tafel XI stellt die hervorragende Geigenbauerfamilie Hammig aus Markneukirchen dar. Die 26 Mitglieder bestehen aus 20 Berufsangehörigen, von denen einer auch noch Musiker ist, zwei unbestimmten Berufs, zwei Musikern und zwei Berufsfremden (Theo und ein Sohn von Karl August). Von den zehn Ehefrauen, deren Vaterberuf bekannt ist, sind vier Geigenbauertöchter, drei stammen aus berufsfremden und drei aus berufsnahen Familien (zwei Saiten- und ein Bogenmacher). Die Mütter der beiden jüngsten Mitglieder stammen aus berufsfremden Familien. Die Familie Hammig gehört hiernach zu denjenigen, die ungewöhnlich viel geigenbauende Mitglieder in ihrem Bestande hat, nämlich rund 80 %, und es ist auch auffallend, wie unter den Nachkommen von Gustav Adolf und seiner Ehefrau, die übrigens Geigenbauertochter ist, die musikalische Begabung hervortritt. Von den fünf Söhnen sind je zwei Geigenbauer und Musiker, einer ist beides. Die Familie hat sich ganz von der Heimat und damit von einer Umwelt gelöst, die möglicherweise Einwirkung auf die Berufswahl haben könnte. Sie blüht gleichwohl stark im Beruf.

Für die Cremoneser Stammtafeln der Familien Stradivari (XII), Guarneri (XIII), Amati (XIV) und Bergonzi (XV), die ein großes Viergespann genannt werden können, ist mit Ausnahme der Familie Amati das schnelle Erlöschen des Berufs typisch und auffallend. Bei der letzteren hat sich der Geigenbau wenigstens in vier Generationen gehalten, und der letzte Künstler Girolamo II. starb ohne männliche Nachkommen. Andererseits zeigen die beiden letzten Folgen je vier erwachsene männliche Mitglieder, von denen immer nur eines den bisherigen Familienberuf ergriffen hat. Auch Bergonzi hat nur drei Generationen Geigenbauer, die Qualität sinkt in jeder. Die gleiche Anzahl Folgen finden wir bei den Guarneri, wo der Beruf mit dem bedeutendsten Mitgliede erlischt; bei den Stradivari gar nur zwei. Da es nicht möglich war, diese vier Familien erbbiologisch zu untersuchen, ist eine kritische Würdigung der geschilderten Erscheinungen untunlich; die Frauen und Mütter sind nach ihrer Abkunft unbekannt. Man ist deswegen auf Vermutungen angewiesen. Das Erlöschen von Einzelbegabungen ist ja an sich nichts Seltenes und spricht doch nicht gegen die erbliche Bedingtheit. Es kann an einer ungünstigen Genkombination sowie daran liegen, daß in der Erbmasse von anlagemäßig hochstehenden Familien, wie es die Cremoneser waren, vielseitige Begabungen lagen, deren Betätigung im Einzelfalle von Umwelteinflüssen, wie Zeitrichtung, Verdienstmöglichkeit usw., abhängig war.

Die letzte Tafel — XVI —, Guadagnini, die bis in die Gegenwart reicht, enthält lauter Geigenbauer, aber nur diejenigen Mitglieder der Familie, die diesen Beruf ergriffen haben. Ob noch andere männliche Mitglieder vorhanden waren, konnte nicht festgestellt werden. Die reinen Jahreszahlen bedeuten die Jahre, die auf den Geigenzetteln vermerkt sind.

XI.
Hammig, Markneukirchen




XII.
Stradivari, Cremona
Allessandro
* 15. 1. 1602
verh. mit Anna Moroni
Giuseppe
* 26. 3. 1623
++++ Antonio I
Geigenbauer
* 1644—1650
† 18. 12. 1737
Erstemal verh. mit Francesca Ferraboschi
Giulio
* 23. 12. 1667
† 7 8. 1707
++ Francesco
Geigenbauer
* 1. 2. 1671
† 11, 5. 1743
Allessandro
* 25. 5. 1677
† 17. 6. 1732
Omobono
Geigenbauer
* 4. 11. 1679
† 9. 6. 1742
Zweitemal verh. mit Antonia Zambelli
Martino
* 11. 11. 1703
† 1. 11. 1727
Giuseppe
Priester
* 27. 10. 1704
† 29. 11. 1778
Paolo
Tuchhändler
* 26. 1. 1708
† 14. 10. 1776
Nur Paolo setzte die noch heute vertretene Familie fort, in der kein Geigenbauer mehr auftritt.
XIII.
Guarneri Cremona
Bartolomeo (nicht Geigenbauer)
++ Andrea
* um 1626
† 7. 12. 1698
++ Pietro I Giovanni
* 18. 2. 1655
† nach 1728
Ubaldo ?
1683
++ Giuseppe Gian Battista
* 22. 11. 1666
† nach 1738
+++ Giuseppe del Jesu
* 16. 10. 1687
† nach 1742
+ Pietro II
* 14. 4. 1695
† nach 1760

XIV.

Amati in Cremona
(Ahnen bis 1097 zurückverfolgbar)

++ Andrea, Begründer der Cremoneser Schule
* um 1535
† nach 1611

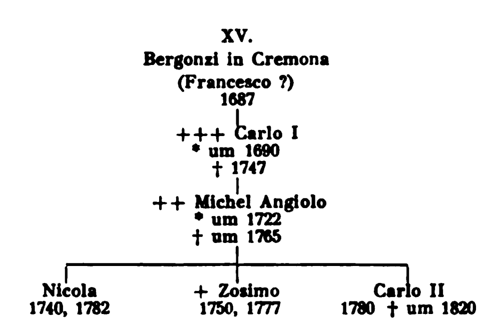
++ Antonio
* zwischen 1555 und 1560
† nach 1640

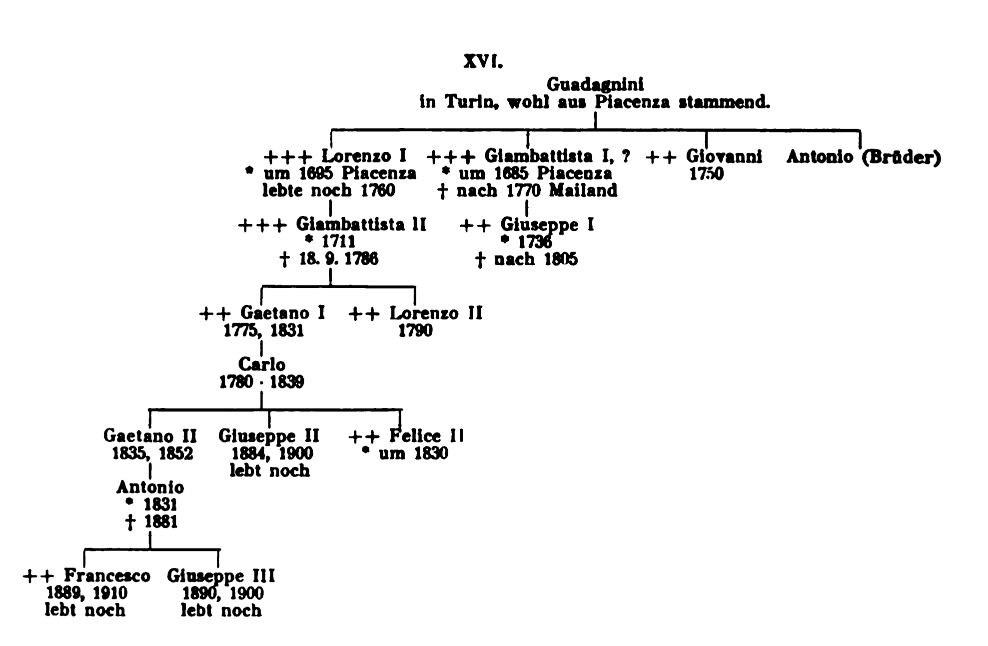
++ Girolamo I
* um 1556
† 2. 11. 1630

+++ Nicola
* 3. 12. 1596
† 12. 4. 1684

++ Girolamo II
* 26. 2. 1649
† 21. 2. 1740

Von den 4 Söhnen Nicolas war nur Girolamo Geigenbauer, die 3 Brüder Nicolas waren auch nicht Geigenbauer. Auffallend ist das hohe Alter, das diese 5 Amatis erlangten. Der Kurzlebigste, Girolamo I, starb an der Pest. Die Kinder Girolamos II starben alle ganz früh, so daß der Stamm erlosch.





Die fünf italienischen Tafeln könnten eine wirklich brauchbare Grundlage nur dann erhalten, wenn die in Betracht kommenden Frauen und Mütter nebst deren Berufsabstammung festgestellt werden könnten. Ob ein dahin gehender Versuch erfolgreich sein würde, muß jedenfalls hinsichtlich der Cremoneser — unzureichende Kirchenbücher — bezweifelt werden, doch wäre ein Teilerfolg, etwa bei den Stradivari, nicht ausgeschlossen.

Bei der Würdigung der Ergebnisse der vorgenommenen Untersuchungen erscheint eine gewisse Zurückhaltung um so mehr geboten, als gerade auf dem Gebiete der Vererbung geistiger Anlagen vieles noch ungeklärt ist. Immerhin darf vielleicht gesagt werden, daß etwas von Ergebnissen vorliegt, das zur weiteren Bearbeitung dieses Teilgebietes nützlich sein kann.

Darüber, daß die Begabung für den künstlerischen Geigenbau eine polymere ist und daß einer dieser Teile, der musikalische, auch noch für sich eine Zusammensetzung enthält, wird man wohl kaum streiten können. Die Notwendigkeit des musikalischen Faktors glaube ich einwandfrei nachgewiesen zu haben, bin allerdings hierbei auf Widerspruch, wenigstens von musikalischer Fachseite, gefaßt. Für eine rein handwerksmäßige Herstellung der Geige mag dieser Faktor ja fehlen können, und bei der fabrikmäßigen Herstellung kommt es selbstverständlich gar nicht auf ihn an. Es ist hier aber von einer künstlerischen Begabung und Tätigkeit die Rede, und meiner Ansicht nach ist gerade der musikalische Anteil der Begabung derjenige, der zur Kunst führt. Es kann auch nicht eingewendet werden, daß etwa nur zur Erfindung der Geige der musikalische Faktor erforderlich gewesen wäre, da, wie schon früher ausgeführt, ein Kopieren von Meisterinstrumenten nur ähnliche und wohl noch geringere Erfolge zeitigt wie das Kopieren von Gemälden.

Die angeführten sechs Faktoren gehören meiner Auffassung nach zwar zu einer wirklichen Vollkommenheit im Geigenbau, doch soll deswegen nicht bestritten werden, daß auch eine Veranlagung, natürlich nur eine begrenzte, vorhanden sein kann, wenn der eine oder andere weniger wichtige Faktor fehlt, etwa der für das Vermögen der Holz- oder der Lackbeurteilung, wobei darauf hinzuweisen ist, daß die Mittenwalder vielfach das Lackieren ihren weiblichen Familienmitgliedern überlassen haben. Uebrigens läßt sich auch hier eine Parallele zur Musikalität ziehen, denn auch dort können Künstler bei Ausfall des einen oder anderen Faktors entstehen, wenn auch verschiedengeartete, wie ausübende Musiker und Komponisten.

Die beiden hauptsächlichsten Faktoren, neben denen aber auch notwendige, wie Schnitzkunst, erforderlich sind, scheinen mir Musikalität und Konstruktionsbegabung zu sein; ohne ihr gleichzeitiges Vorhandensein kann es nicht zu künstlerischen Leistungen kommen. Es entsteht nun die Frage, ob die als zusammengesetzt angenommene Anlage zum künstlerischen

Geigenbau erblich ist. Es ist dabei zu untersuchen, ob etwa eine rein äußere Beeinflussung, ein gewohnheitsmäßiges, im vorliegenden Falle durch mehrere Jahrhunderte hindurch betriebenes Anlernen zur Konservierung des Berufes allein genügen würde. Wenn auch zuzugeben ist, daß in diesem wie auch in vielen anderen Berufen die Tradition eine Rolle spielt, so schließt das selbstverständlich nicht aus, daß auch die erbliche Veranlagung von wesentlicher Bedeutung sei. Künstlerisches Bauen läßt sich eben nicht anlernen, ohne daß Begabung da wäre, und Begabungen sind vererbbar. Wenn Gunst der Umwelt genügen würde, dann müßte diese doch dahin führen, daß wenigstens solche Individuen, die als einigermaßen intelligent anzusehen sind, die besten oder wenigstens sehr gute Geigen nach ahmen könnten. Daß das nicht der Fall ist, ist weiter oben dargelegt worden.

Wenn aber diejenigen Umweltverhältnisse, welche der Wahl und Ausübung eines ortsüblichen Berufes günstig sind, fortfallen und dennoch Berufsbewährung nicht nur bei den der bisherigen Umgebung Entzogenen, sondern auch bei ihren Nachkommen festzustellen ist, dann kann man diese Einflüsse mit Recht als irrelevant für die Beurteilung der Vererbungsfrage einschätzen. Auf Seite 291 f. sind acht Mittenwalder Familien benannt, die zum Teil in mehreren Generationen, bis zu dreien, den Beruf fern der Heimat ausüben und, soweit feststellbar, mit besserem Erfolge als bisher in dieser. Von den Stammtafelfamilien seien in dieser Beziehung Nebel (Tafel VII) und Hammig (Tafel XI) genannt, deren Mitglieder sämtlich auswärts angesiedelt sind.

Als für die Vererbung sprechend ist auch das Moment des zähen Festhaltens am Beruf unter ungünstigen Umständen anzusehen. Man kann dieses Festhalten in den sehr ungünstigen Konjunkturverhältnissen in Mittenwald beobachten. Die Berufstreue ist außerordentlich groß und spiegelt sich auch im Besuche der Geigenbauerschule. Daß hin und wieder Aufgabe des Berufs, namentlich bei weniger Begabten, erfolgt, ist bitterer Lebenszwang, und es ist feststellbar, daß er hart empfunden wird.

Auf erbliche Begabung weist auch eine Erfahrung hin, die einer der besten Berliner Geigenbauer gemacht hat, der in langen Jahren sehr viele junge Leute im Geigenbau ausgebildet hat. Er hat dabei regelmäßig festgestellt, daß Geigenbauersöhne bedeutend leichter anzulernen waren als Söhne von Berufsfremden, auch wenn man dabei entsprechend ein gewisses Plus berücksichtigt, das die ersteren durch das haben, daß sie im elterlichen Hause schon beobachtet und schon zu lernen versucht haben. Die gleiche Erfahrung ist in der Mittenwalder Geigenbauschule gemacht worden. Der eben erwähnte Meister, dessen Vater auch schon einen bedeutenden Ruf im gleichen Beruf hatte, bewies schon früh die ererbte Anlage, indem er als Zehnjähriger ohne vorangegangenen Zeichenunterricht eine tadellose Zeichnung einer Geigenschnecke anfertigte.

Auch ein anderer illustrierender Fall mag erwähnt werden. Ein trefflicher Geigenbauer hat drei Söhne und eine Tochter, die sämtlich den väterlichen Beruf ergreifen wollten, doch wurde ein Sohn zunächst davon zurückgehalten, da gesundheitliche und auch geschäftliche Gründe dagegen sprachen. Trotzdem hat es dieser eine Sohn nach harten Kämpfen durchgesetzt, ebenfalls Geigenbauer zu werden, und alle vier sind tüchtig. Uebrigens ist auch hier der Vater aus seiner geigenbauenden Heimat ausgewandert.

Mögen auch diese letzterwähnten Einzelheiten nicht allein den Beweis der Vererbung erbringen, so unterstützen sie ihn doch. Alles in allem glaube ich aber behaupten zu dürfen, daß bei dem ungewöhnlich gehäuften familiären Vorkommen der Begabung, das sich auch bei Loslösung von heimatlichen Traditionsverhältnissen fortsetzt, ohne Bedenken von Erblichkeit der Veranlagung gesprochen werden kann.

Manches deutet darauf hin, daß der Erbgang einzelner Anlagen, namentlich der vorstehend als besonders wichtig, fast notwendig bezeichneten, dominant sei. Dafür spricht das massenhafte Vorkommen von geigenbauenden Mitgliedern in den untersuchten Familien aus Mittenwald und Markneukirchen, selbst wenn man annehmen will, daß ein Teil der Berufsangehörigen nur traditionell gearbeitet hat. Nach meiner Kenntnis der Mittenwalder Verhältnisse würde übrigens die Untersuchung weiterer Familien das gleiche Ergebnis bringen.

Für den überdeckenden Erbgang mindestens eines großen Teiles der beteiligten Anlagen spricht des weiteren die nicht nur aus den Stammtafeln ersichtliche, sondern von mir auch sonst häufig an der Hand der Kirchenbücher festgestellte Tatsache, daß die Geigenbauer sehr häufig berufsfremde Frauen geheiratet haben. Ebenso spricht für die Dominanz, daß die Einheirat einer Geigenbauertochter in eine Familie mit anderem Beruf in den Nachkommen die Erbanlage zutage treten läßt. Das ist besonders bei den Familien Bader (Tafel V) und Reiter-Ostler (Tafel VI) auffällig und bei den Familien Nebel (Tafel VII) und Fürst (Tafel VIII) als wahrscheinlich anzunehmen.

Man könnte noch die Frage stellen, ob in den untersuchten Familien Mitglieder vorhanden seien, bei denen keine Begabung für den Geigenbau vorhanden war bzw. ist. Ich halte aber eine solche Ermittelung für einerseits unmöglich, andererseits auch nicht für belangreich. Unmöglichkeit liegt natürlich für die verstorbenen nicht im Beruf tätigen Mitglieder vor, deren Zahl übrigens so ziemlich dieselbe wie die der lebenden gleicher Art ist. Selbst die Untersuchung der letzteren dürfte praktisch kaum durchführbar sein. Ihre Zahl ist übrigens im Verhältnis zu den vielen verstorbenen Generationen verhältnismäßig hoch, was eine zwanglose Erklärung in der Abwendung vom Geigenbau wegen dessen ungünstiger Lage findet,

und es ist deswegen bei diesen Nichtberuflichen eine Erbanlage keineswegs ausgeschlossen, im Gegenteil mindestens bei einem Teile zu vermuten.

Belangreich würde eine Ermittelung aus dem Grunde nicht sein, daß die geigenbauenden Mitglieder ein außerordentliches zahlenmäßiges Uebergewicht haben. Wenn man eine Zusammenstellung in der Weise macht, daß man nur die ersten Geigenbauer der untersuchten Familien und ihre Nachkommen in Betracht zieht, was wohl richtig sein dürfte, und diese in drei Gruppen teilt: Geigenbauer, Persönlichkeiten unbestimmten Berufs und Berufsfremde, übrigens zur ersten Gruppe selbstverständlich diejenigen zählt, die den Beruf aus äußerem Zwang aufgegeben haben, dann kommt man zu folgendem Ergebnis:

Tafel:	Geigenbauer:	Unbestimmte:	Berufsfremde:
I. Klotz	38	1 (3)	4
II. Neuner	16	0	1
III. Baader	9	0	1
IV. Wörnle	17	0	3
VII. Nebel	9	0	0
VIII. Fürst	8	0	0
IX. Hornsteiner I	10	0	2
X. Hornsteiner II	13	0	1
XI. Hammig	20	3	3 (2)
	140	4 (3)	15 (2)

Die Tafeln IV, Bader, und V, Reiter-Ostler, waren für diese Zusammenstellung nicht verwertbar wegen der Familienkombinationen, ebensowenig die italienischen, die, wie früher ausgeführt, nur einen bedingten Wert haben. Die eingeklammerten Zahlen in Kolonne 2 bei Tafel I beziehen sich auf die vielleicht erwachsenen Mitglieder, Söhne von Georg, die man auch hätte fortlassen können, und die in Kolonne 3 bei Tafel XI auf die beiden Hammig, die Musiker geworden sind und bei denen Anlage zum Geigenbau mindestens nicht unwahrscheinlich ist. Es stehen also 140 sicheren Geigenbauern nur 4, eventuell 7 unsichere und 15, eventuell 17 Berufsfremde gegenüber.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Veranlagung zum künstlerischen Geigenbau in den untersuchten Familien sich bei mindestens drei Vierteln der männlichen Mitglieder findet.

Kleinere Mitteilungen.

Der Fall Kammerer und seine Umfilmung durch Lunatscharsky.

Von Prof. F. Lenz, München.

In Sowjetrußland läuft zurzeit ein Film, der die Ueberschrift „Salamandra" trägt und dessen Verfasser der Kommissar für „Volksbildungswesen", wir würden sagen der Kultusminister, Lunatscharski selbst ist. Ein ziemlich eingehender Bericht darüber, der den Eindruck macht, daß der Inhalt des Filmes sachlich richtig wiedergegeben ist, findet sich in Nr. 351 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 25. Dezember 1928. Nach dem Inhalt kann kein Zweifel sein, daß der Film eine tendenziöse Umdichtung des Falles Kammerer ist, was übrigens der Zeitungsberichterstatter nicht bemerkt hat, vermutlich einfach deshalb nicht, weil er von dem Fall Kammerer nichts wußte. Dieser Fall ist aber psychologisch so interessant und speziell seit der Mitwirkung des sowjetrussischen Kultusministers von so großer politischer Bedeutung, daß mir Anlaß zu bestehen scheint, ihn einmal im Zusammenhange zu beleuchten.

Der Titel „Salamandra" des von Lunatscharski gedrehten Films bezieht sich auf die Salamanderversuche Kammerers, des hauptsächlichen Vorkämpfers des Lamarckismus, der Lehre von der „Vererbung erworbener Eigenschaften". Ich habe darüber in Bd. 10, Heft 4 (1913) dieses Archivs auf S. 517 bis 520 berichtet. Kurz zusammenfassend darf ich noch einmal sagen, daß Kammerer bei Feuersalamandern (Salamandra maculosa) durch Halten auf gelbem Grund eine Vergrößerung der gelben Flecke, durch Halten auf schwarzem Grund eine Zunahme der schwarzen Grundfarbe erzielt haben wollte; und diese Modifikationen („erworbenen Eigenschaften") sollten sich auf die Nachkommen vererbt haben. Auffallend war schon damals, daß Kammerer keine Originalabbildungen, sondern nur „halbschematische" Zeichnungen „unter Zugrundelegung wirklicher Exemplare" gab. Eine Beurteilung seines Materials war dem Leser also nicht möglich. Ich schrieb damals: „Die Resultate Kammerers sind für die gesamte Biologie und insbesondere auch für die Rassenhygiene von so einschneidender Bedeutung, daß eine Nachprüfung von anderer Seite dringend erwünscht ist. K. scheint in dieser Beziehung Bedenken zu haben. Er meint, die Zucht der Salamander und die experimentelle Technik erforderten so viele spezielle Erfahrung, daß bei einem Experimentator, der neu an das Gebiet herantrete, kaum ein ersprießliches Ergebnis zu erwarten sei. Er selbst scheint sich in nächster Zeit nicht weiter mit diesen Experimenten befassen zu wollen. Um so wichtiger ist es, daß sie von anderer, zuverlässiger Seite, am besten an mehreren Orten,

aufgenommen werden." Deutlicher wollte ich damals meine Zweifel an den tatsächlichen Befunden Kammerers nicht zum Ausdruck bringen. Stärkere Zweifel sind von anderen Autoren geäußert worden. So hat Johannsen, der in der 2. Auflage seiner „Elemente der exakten Erblichkeitslehre" (1913) die Versuche Kammerers besprach, ohne sie als Beleg für eine „Vererbung erworbener Eigenschaften" anzuerkennen, gesagt: „Es ist für diesen Forscher charakteristisch, daß er immer so viel Positives findet, wo nähere Prüfung nichts ergibt" (S. 449).

Experimentell hat der Heidelberger Zoologe C. Herbst die Angaben Kammerers nachgeprüft. Er fand dabei nicht einmal die Angabe bestätigt, daß Salamander auf gelbem Grunde größere gelbe Flecke und auf schwarzem Grunde kleinere bekämen. v. Frisch hat zwar eine Aenderung der Fleckung bestätigen zu können geglaubt; eine Vererbung eines neuerworbenen Färbungs- oder Zeichnungstypus, wie sie Kammerer angegeben hatte, ist aber von keiner Seite bestätigt worden. Was die Frage der Tatsächlichkeit von Kammerers Befunden betrifft, so ist das Zeugnis eines früheren Mitarbeiters von ihm, namens Megušar, von so großem Interesse, daß ich es hier wörtlich wiedergebe: „Vorgänge, von welchen uns Kammerer berichtet, konnte ich weder in seinen Versuchen noch in meinen eigenen feststellen, obwohl ich seine äußerst unexakt geführten Versuche durch nahezu zehn Jahre in Evidenz hielt, indem ich den Laboranten bei der Bedienung seiner Experimente kontrollierte und dieselben durch einige Jahre hindurch persönlich betreute"[1]). Kammerer hat sich zu diesem Zeugnis Megušars, das sich hauptsächlich auf seine Salamanderversuche bezieht, nicht geäußert. Vermutlich hat er seine Gründe dafür gehabt. Megušar kann nicht mehr darüber gehört werden, weil er im Weltkriege an der Karpathenfront gefallen ist. Noch bedenklicher für Kammerer ist das Ergebnis der Nachprüfung eines anderen seiner Versuchsobjekte, eines Exemplars der Geburtshelferkröte, Alytes obstetricans, durch den amerikanischen Zoologen G. K. Noble ausgefallen. Kammerer hatte nämlich angegeben, daß er bei der Geburtshelferkröte, die für gewöhnlich ihr Fortpflanzungsgeschäft auf dem Lande besorgt, es durch dauernde Haltung im Wasser erreicht habe, daß sich bei den Männchen dunkelpigmentierte Haftballen an den Daumen bildeten, wie sie bei verwandten wasserlebenden Arten vorkommen, und daß diese dunklen Daumenschwielen sich auf die Nachkommen vererbt hätten. Von diesen Befunden, die, wenn sie sich bewahrheiten würden, von sehr weittragender Bedeutung wären, hatte Kammerer bezeichnenderweise nur eine Originalabbildung, auf der nichts Deutliches zu erkennen war, gegeben. Eine zweite Photographie wurde erst im Jahre 1923 in Cambridge, wo Kammerer auf Betreiben des englischen Lamarckianers Mc Bride einen Vortrag hielt, hergestellt. Sie stammt von dem einzigen Exemplar, das er bei sich hatte und an dem er die angeblich durch „Vererbung erworbener Eigenschaften" entstandene Daumenschwiele demonstriert hatte. Etwas Deutliches ist auch auf diesem Bilde nicht zu sehen. Weitere Exemplare modifizierter Geburtshelferkröten hat er nach seinen Angaben nicht aufgehoben. Dem Zoologen Noble, der sich speziell mit Amphibien beschäftigt, kam die Sache verdächtig

---

[1]) Megušar, F.: Ueber den Einfluß äußerer Faktoren und über Vererbung bei Krustaceen, Insekten, Mollusken und Amphibien. Verhandlungen der 85. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Wien 1913. S. 717—719.



vor; und er ging mit echt angelsächsischer Energie und Rücksichtslosigkeit vor. Er reiste nach Wien und ließ sich in der von Prof. H. Przibram geleiteten Biologischen Versuchsanstalt, wo Kammerer seine Versuche angestellt hatte, das Alytesexemplar zeigen. Noble berichtet darüber in der Zeitschrift „Nature" Bd. 118, Nr. 2962, August 1926[2]): „Es ist da von den vielbesprochenen Versuchen Kammerers . . . . nur ein einziges Exemplar, das die von ihm beschriebenen Modifikationen zeigen soll, vorhanden. Dieses Exemplar . . . ist jenes einzige, das Kammerer kürzlich mit nach England brachte und das von ihm dazu benutzt wurde, seine Behauptung, daß er erbliche Modifikationen bei der Geburtshelferkröte hervorgerufen habe, zu stützen." Als Noble die Biologische Versuchsanstalt in Wien besuchte, war Kammerer gerade abwesend. Der Direktor Prof. Przibram trug aber kein Bedenken, ihm die Untersuchung des Objektes auch in Kammerers Abwesenheit zu gestatten. Eine mikroskopische Untersuchung der geschwärzten Stellen zeigte, daß die Schwärzung nicht in Rauhigkeiten der Epidermis wie bei den Brunstschwielen wasserlebender Kröten ihren Sitz hatte, sondern unter der Haut. An keiner der beiden Hände war auch nur eine Spur von Stacheln, erhabenen Punkten, Bürsten oder anderen Rauhigkeiten auf dem Integument des Praepollex oder in dessen Umgebung zu sehen." „Der Farbstoff war nicht epidermal, sondern in großen Massen unter der Haut, zwischen den Muskeln und sogar in vielen von den Kapillaren der Dorsal- und der Ventralfläche der linken Hand verteilt." „Dr. Przibram und ich haben unabhängig Schnitte der Haut von der Gegend des Praepollex der linken Hand von dem zur Diskussion stehenden Exemplar gemacht. Das ist die Gegend, die bei der wasserlebenden Salientia am häufigsten Rauhigkeiten zeigt." „An meinen Schnitten ist keine Spur von Rauhigkeiten zu sehen. Die Hautoberfläche ist vollkommen glatt." „Die schwarze Substanz, die so unregelmäßig durch die Muskeln verteilt ist, hat das Aussehen chinesischer Tusche (India ink); denn auch bei stärkster Vergrößerung sind die Körnchen schwarz, nicht bräunlich (oder heller) wie die meisten Melanine der Amphibien." „Die schwarze Substanz ist auch der Behandlung mit Antiformin unterworfen worden, und sie widerstand diesem Reagens, das alle bisher bekannten Melanine auflöst." „Es ist daher über jeden Zweifel sichergestellt, daß das einzige vorhandene Exemplar von Kammerers modifizierten Alytes keine Spur einer Brunstschwiele hat." Kammerer hat auch histologische Präparate abgebildet, die nach seiner Angabe von der Haut des ersten Fingers seiner Exemplare gemacht sind. Solche Präparate sind auch noch in der Biologischen Versuchsanstalt in Wien vorhanden. Wie Noble ausführt, zeigen diese Präparate jedoch genau das Bild, welches die Daumenschwielen einer anderen Krötenart, nämlich Bombinator maxima, darbieten. Nach den sonstigen Erfahrungen mit Objekten Kammerers ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß es tatsächlich Präparate von Bombinator maxima sind.

Kurz nachdem die Fälschung des Alytespräparates von Noble aufgedeckt worden war, hat Kammerer sich erschossen, weil er, wie er in einem Briefe angegeben hat, die Vereitelung seiner Lebensarbeit nicht ertragen könne. Er hat zwar nicht zugegeben, daß er selber die Fälschung ausgeführt habe, hat es aber auch nicht bestritten. Jedenfalls spricht sein freiwilliger Tod für diese Annahme;

[2]) Die angeführten Sätze sind von mir übersetzt.



denn wenn seine Befunde echt gewesen wären, so hätte es ihm doch möglich sein müssen, die Versuche zu wiederholen und die Wahrheit seiner Angaben zu belegen. Von seinen Freunden und Parteigängern wird daher eine andere Motivierung seines Todes versucht. So schreibt sein Freund Gutmann, dem Kammerer sein Buch über die „Vererbung erworbener Eigenschaften" gewidmet hat, in der Vorrede zu einer posthum erschienenen Schrift Kammerers: „Als innere Ursache erachte ich seine Zwiespältigkeit, die seine Lebenskräfte vorzeitig aufzehrte und so die Widerstandskraft nach außen hin verringerte." Von der Aufdeckung der Fälschung durch Noble schreibt Gutmann kein Wort, obwohl das gefälschte Präparat, das in Cambridge photographiert worden ist, auch in dieser Schrift abgebildet ist (Geschlecht, Fortpflanzung, Fruchtbarkeit. München 1927. Drei-Masken-Verlag. S. 32). Kammerers „Zwiespältigkeit" oder Psychopathie — es handelte sich offenbar um hysterische Veranlagung — soll zwar nicht bestritten werden, aber die unmittelbare Ursache seines Todes ist sie schwerlich gewesen.

Von anderen wird der drohende Abschied von Wien bzw. von einer Frau als Beweggrund seines Todes angesehen. Kammerer hatte nämlich einen Ruf an die Universität Moskau erhalten, da der Volkskommissar Lunatscharski seine „Bedeutung" erkannt hatte. Er sollte seine dortige Stelle am 1. Oktober 1926 antreten; und als es Zeit war abzureisen, hat er sich erschossen. Kammerer war dreimal verheiratet; mit keiner seiner drei Frauen gestaltete sich das Zusammenleben aber auf die Dauer harmonisch, was offenbar an seiner „Zwiespältigkeit" bzw. Hysterie lag. Als er den Ruf nach Moskau erhielt, suchte er seine erste Frau zu veranlassen, mit ihm zu gehen, was diese aber begreiflicherweise ablehnte. Es mag immerhin sein, daß dieser Umstand mit dazu beigetragen hat, ihn in eine Stimmung zu versetzen, die ihn geneigt machte, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Es besteht aber kein Anlaß, anzunehmen, daß der Grund seines Todes, den er in einem Briefe an die Moskauer Universität angegeben hat, nicht der wahre gewesen sein soll. In diesem Briefe, der in der Wochenschrift für Aquarien- und Terrarienkunde, Jg. 1926, Nr. 46, veröffentlicht worden ist, heißt es: „Sie haben vermutlich alle Kenntnis von dem Angriff, den Prof. Noble in der „Nature", London, vom 7. August 1926 gegen mich gerichtet hat. Der Angriff beruht auf einer Untersuchung meines Belegexemplares von Alytes mit Brunstschwiele, die Dr. Noble in der Wiener Biologischen Versuchsanstalt mit Prof. Przibrams und meiner Bewilligung ausgeführt hat. Das Hauptmoment dabei ist eine künstliche, wahrscheinlich Tuschefärbung, wodurch die schwarze Hautfärbung der schwielentragenden Region vorgetäuscht werden sollte. Es würde sich also um eine Fälschung handeln, die voraussichtlich nur mir zur Last gelegt werden würde. Ich fand die Angabe Dr. Nobles vollkommen bestätigt. Wer außer mir ein Interesse daran hatte, solche Fälschungen vorzunehmen, kann nur ganz entfernt vermutet werden. Gewiß jedoch ist, daß so gut wie meine gesamte Lebensarbeit dadurch in Zweifel steht. Ich sehe mich außerstande, diese Vereitelung meiner Lebensarbeit zu ertragen, und hoffentlich werde ich Mut und Kraft aufbringen, meinem verfehlten Leben morgen ein Ende zu bereiten."

Für Kammerer war die Lehre von der „Vererbung erworbener Eigenschaften" ein fanatisch verfochtener Glaubenssatz. Ihre Ablehnung erklärte er



für einen Ausfluß „reaktionärer" Gesinnung. In einer Schrift von 1913[3]) hat er z. B. gesagt, wer die „Vererbung erworbener Eigenschaften" leugne, dem bleibe nichts anderes übrig, als die Abstammungslehre und die Höherentwicklung überhaupt in Abrede zu stellen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß das natürlich ein Trugschluß ist; weder Weismann noch die übrigen großen Gegner der „Vererbung erworbener Eigenschaften" haben an der Abstammungslehre gezweifelt, sich vielmehr um deren Ausbau gerade große Verdienste erworben. Kammerer glaubte, daß der biologische Fortschritt durch direkte Anpassung unter der Wirkung der Umwelt und ihre Vererbung zustandekomme. Wenn der Fortschritt so langsam gehe, so seien daran die ungerechte Verteilung der wirtschaftlichen Güter und sonstige Einflüsse der „Reaktion" schuld. In der „Mangelhaftigkeit der Auslese" eine Entartungsursache zu sehen, sei dagegen „das bequemste, unverschämteste und empörendste Auskunftsmittel" der „auf Rückschritt bedachten Vererbungsforscher". Auch dafür, daß er in Deutschland nicht die ihm seiner Meinung nach gebührende Anerkennung fand, gab er natürlich der „Reaktion" die Schuld. Als er im Jahre 1923 in England war, hat er den staunenden Zuhörern erzählt, daß man ihn in Deutschland deshalb nicht aufkommen lasse, weil er ein Gegner der imperialistischen Bestrebungen Deutschlands, des Krieges und des Kampfes ums Dasein überhaupt sei und die Höherentwicklung auf dem friedlichen Wege der „Vererbung erworbener Eigenschaften" lehre. Sein Parteigänger Mc Bride[4]) bezeugt: „When Dr. Kammerer was in England, he attributed a great deal of German opposition to his views to the fact, that he had always been an opponent of the war and of German imperialistic aims." („Als Dr. Kammerer in England war, schrieb er einen großen Teil der deutschen Gegnerschaft gegen seine Ansichten der Tatsache zu, daß er stets ein Gegner des Krieges und imperialistischer deutscher Ansprüche gewesen sei.") Ausgerechnet in dem imperialistischen England und ausgerechnet einige Jahre nach dem unglücklichen Kriege glaubte Kammerer sich auf diese Weise auf Kosten des deutschen Volkes beliebt machen zu sollen. Und Mc Bride, ein fanatischer Verfechter des Lamarckismus, fragt: „Can we suppress the suspicion that Kammerer may have been justified?" („Können wir den Verdacht unterdrücken, daß Kammerer gerechtfertigt sei?").

Stets stand bei Kammerer der politische bzw. demagogische Zweck an erster Stelle. Dann erst kam die Wissenschaft bzw. das, was er darunter verstand. In seinem Buch von 1925 sagt er, die Ablehnung der „Vererbung erworbener Eigenschaften" sei eine Modeströmung, die man als „Reaktion" bezeichnen müsse. Der Weltkrieg habe leider das nationale und das Rassenbewußtsein gestärkt. „Dem völkischen Selbstbewußtsein aber ist der Glaube an die Vererbung erworbener Eigenschaften abträglich; denn er lehrt zugleich, daß Vererbung — Forterbung der von den Vorfahren überkommenen stolzen Rassen- und Adelseigenschaften — nicht alles ist; sondern daß auch Lebenslage und Lebensraum — Land und Leute, von denen der Mensch umgeben ist, in deren Mitte er aufwächst — Macht über ihn haben. Dieser mächtige Einfluß erstreckt sich sogar auf die Eigentümlichkeiten seiner Herkunft, seiner Abstammung: die Rassengrenzen verwischen

[3]) Sind wir Sklaven der Vergangenheit oder Werkmeister der Zukunft? Wien und Leipzig 1913. Anzengruber-Verlag.

[4]) The Eugenics Review, Bd. 15, Nr. 4, S. 601.

sich: die nationalen Gegensätze erscheinen durch Umwelt und Erziehung aufhebbar." Es ist in diesem Zusammenhange von Interesse, daß Kammerer Halbjude war.

Ich habe in der „Menschlichen Erblichkeitslehre" darauf hingewiesen, daß die Anhänger der Lehre von der „Vererbung erworbener Eigenschaften" zum allergrößten Teil Juden sind. Die Hinneigung der Juden zum Lamarckismus ist offenbar aus dem Wunsche geboren, daß es keine unüberbrückbaren Rassenunterschiede geben möge. Geistig hochstehende Juden, welche sich als zugehörig zum deutschen Volk und zur deutschen Kultur fühlen, haben mir gesagt, daß es für sie die große Tragik ihres Lebens sei, daß sie als fremd empfunden werden. Wenn es eine Vererbung erworbener Eigenschaften gäbe, so würden die Juden durch ihr Leben in der germanischen Umwelt und die Aneignung der germanischen Kultur aber zu echten Germanen werden können. So wird es verständlich, warum der Lamarckismus den Juden, die ihrer Wesensart nach ihr Fortkommen als Minderheit unter anders gearteten Bevölkerungen suchen müssen, zusagt. Gegen diese meine Darlegungen hat der Jude und Lamarckianer Iltis erregt Stellung genommen; ich kann aber nicht finden, daß meine Feststellung dadurch erschüttert sei, im Gegenteil. Ein anderer Jude und Lamarckianer hat mir eingewandt, Kammerer sei gar kein Jude gewesen. Nur seine Mutter war eine Jüdin, sein Vater dagegen ein Siebenbürger Sachse. Auch das ändert an dem von mir dargelegten Zusammenhange natürlich nichts; für einen Halbjuden sind die Wünsche, welche in der Richtung auf die „Vererbung erworbener Eigenschaften" tendieren, vielmehr eher noch stärker. Auch die Freunde und Parteigänger Kammerers, Przibram, Goldscheid, Gutmann u. a., sind Juden. Nun ist auch noch der Jude Lunatscharski in diese Front eingetreten.

Kammerer sagt weiter in seinem Buche von 1925: „Mit der Vererbung erworbener Eigenschaften steht oder fällt des ferneren der menschliche Fortschritt: wenigstens soweit er sich nicht bloß mit Hilfe der äußeren Ueberlieferung, sondern innerlich und organisch vollzieht, also wahrer Fortschritt, Höherentwicklung (Goldscheid) ist." „Kein Wunder also, daß alles, was im privaten und öffentlichen Leben rückschrittlich (reaktionär) gesinnt ist, sich gewaltsam gegen die Zumutung wehrt, als seien persönlich erworbene Eigenschaften irgendwie und irgendwann erblich." „Bewußt, halbbewußt und unbewußt haben sich die Gelehrtenrepubliken, wie sie unsere heute größtenteils reaktionären Hochschulen darstellen, jener Abwehr einer so umstürzlerischen Doktrin vielfach angeschlossen." Um hier einen Umschwung vorzubereiten, sucht Kammerer auf die öffentliche Meinung, also demagogisch, zu wirken. „Ein gewisser Druck der öffentlichen Meinung, ein gewisser Gegensatz zwischen ihr und den Lehrmeinungen der Professoren hat — ob mit verbrieftem Recht oder nicht — bisweilen schon recht heilsam auf die Erforschung der Wahrheit eingewirkt." „Wahrheit" im Sinne Kammerers.

So versteht man es, warum Kammerer von Lunatscharski, dem Kommissar für Volksbildungswesen, als Professor an die Universität Moskau berufen wurde. Dazu kommt noch ein spezieller Umstand, der die Lehre Kammerers den neuen Machthabern in Rußland ganz besonders willkommen erscheinen lassen mußte. Durch die bolschewistische Revolution ist die geistige Führerschicht des russischen Volkes zum größten Teil vernichtet worden. Die Revolutionäre glaubten ja nicht daran, daß die Begabung für geistige Führung

in der Erbmasse begründet liege. Sie hofften vielmehr, daß man aus der Schicht der Arbeiter und Bauern massenhaft hohe Begabungen hervorholen könne, wenn man ihnen nur die entsprechende Gelegenheit zur Bildung gebe. Die Sowjetregierung gibt daher trotz der schwierigen wirtschaftlichen Lage verhältnismäßig viel für Bildungsmittel aus; das muß anerkannt werden. An den wissenschaftlichen Instituten in Rußland wird offenbar auch viel gearbeitet. Die zu wissenschaftlicher Leistung befähigende Begabung läßt sich aber durch äußere Mittel, wie der „historische Materialismus" wähnt, nicht schaffen. Das beginnen heute offenbar auch manche der bolschewistischen Machthaber zu ahnen. Ich zweifle nicht, daß viele Bolschewisten ehrlich der Ueberzeugung waren, die bolschewistische Revolution werde ein Zeitalter des Glückes und der hohen Menschlichkeit heraufführen. Gerade für die Gutgläubigen unter ihnen muß nun die Einsicht, daß die höhergearteten Elemente, die der Bolschewismus vernichtet hat, sich nicht ersetzen lassen, eine schwere Belastung ihres Gewissens bedeuten. Sie greifen daher sehnsüchtig nach der Lehre Kammerers, daß alles nur auf die Umwelt ankomme; denn wenn Kammerer recht hätte, so würde ja auch die Abschlachtung aller höhergearteten Menschen auf die Dauer keinen unersetzlichen Verlust für das Volk bedeuten.

Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß der Volkskommissar Lunatscharski Kammerer zum Märtyrer zu stempeln sucht. Daß die einzigen Präparate, welche für eine „Vererbung erworbener Eigenschaften" zu sprechen schienen, als Fälschungen entlarvt worden sind, ist für den Lamarckismus ein schwerer Schlag. Aber Lunatscharski weiß sich zu helfen: er dreht den Spieß um und schiebt die Fälschungen der „Reaktion" in die Schuhe. Kammerer hatte in seinem Briefe ja schon eine Andeutung gemacht: „Wer außer mir ein Interesse daran hatte, solche Fälschungen vorzunehmen, kann nur ganz entfernt vermutet werden." Lunatscharski aber weiß es, wenigstens stellt er es in dem von ihm verfaßten Film so dar: die reaktionären deutschen Professoren seien es gewesen! Die Fälschung kann jedenfalls nicht nach 1923 gemacht worden sein; denn Kammerer hat ja das gefälschte Präparat im Jahre 1923 in England demonstriert, wie durch die in Cambridge hergestellte Photographie belegt wird. Der Umstand, daß ihm an diesem Präparat, das nach Nobles Darlegungen unschwer als gefälscht zu erkennen war, nichts aufgefallen ist, ist jedenfalls außerordentlich verdächtig, zumal wenn man sich an die Aussage Megušars und an die Nachprüfung der Salamanderversuche erinnert.

Die erste Szene des Films spielt „in einer alten europäischen Stadt, in der der Fascismus herrscht". Das Bild zeigt gotische Fassaden, gotische Tore, gotische Türme — das alte und das neue Münchener Rathaus. Schrift: „Der Universitätsprofessor Zange macht an Salamandern biologische Experimente, um nachzuweisen, daß die Umwelt Habitus und Charakter der Lebewesen beeinflußt. Die dunklen fascistischen Mächte befürchten, daß die Zangesche Theorie die Grundlagen der Religion und des Staates gefährde." Als Vertreter der dunklen fascistischen Mächte sieht man Korpsstudenten mit Monokel, den Universitätsprofessor Baron v. Pletiskus und einen Jesuitenpater, der zugleich Biologe ist. Schrift: „Die dunklen fascistischen Mächte suchen Professor Zange zu verderben." Im Bild erscheint Frau Professor Zange, sie liegt allein im Bett und hat Langeweile.



Da Professor Zange nur Sinn für seine Salamander hat, ist die Ehe nicht glücklich, obwohl Frau Zange keineswegs eine „Zange" ist. Ein Student, Prinz Rupprecht, sieht sie in der Kirche und verliebt sich prompt in sie. Der Jesuitenpater im Hintergrund lächelt diabolisch. Prinz Rupprecht bewirbt sich um eine Assistentenstelle bei Professor Zange; er hat nun Gelegenheit, mit Frau Zange ein Verhältnis anzuknüpfen. Um ihren Mann zu verderben, vertauscht er die Salamander, welche als Folge der Umweltwirkung eine veränderte Färbung zeigen, mit Exemplaren, die er künstlich gefärbt hat. Nun tritt Professor Baron v. Pletiskus auf und erklärt vor dem Senat der Universität, Zange sei nicht nur eine Gefahr für Kirche und Staat, sondern er arbeite auch mit gefälschten Objekten. Die Salamander werden untersucht, die Farbe wird als unecht erkannt, und Zange wird mit Schimpf und Schande von der Universität gejagt. Frau Zange wird von dem Jesuitenpater vergiftet, damit sie nichts verraten kann. Professor Zange kann nur noch in einer ärmlichen Kammer wohnen; seine Salamander züchtet er aber weiter; trotz aller Entbehrungen läßt er sein Lebenswerk nicht im Stich. Schließlich hat er Erfolg. Er erhält von den infolge Umweltwirkung umgefärbten Salamandern Nachkommen, welche die Umfärbung ebenfalls zeigen. Die erworbene Eigenschaft hat sich also vererbt. Durch einen früheren Assistenten Zanges, den russischen Studenten Filonow, der aus dem fascistischen deutschen Staat ausgewiesen ist, erfährt der russische Kommissar für Volksbildung von den Entdeckungen Zanges. Er erkennt sofort, daß diese von der allergrößten Bedeutung sind; und Zange wird an die Universität Moskau berufen, „dorthin, wo man den schöpferischen Gedanken zu schätzen weiß".

Der Film ist unter Mitwirkung der deutschen Filmfirma „Prometheus" mindestens zum Teil in Deutschland aufgenommen. Verfaßt ist er, wie gesagt, von Lunatscharski, dem Kommissar für Volksbildungswesen selber. Dieser wirkt zugleich auch als Schauspieler mit, indem er sich selber spielt, den russischen Kultusminister Lunatscharski. Und Frau Lunatscharski, geb. Rosenöl, spielt die Frau Professor Zange.

Daß der Fall Kammerer den Vorwurf und die Idee zu diesem Film geliefert hat, liegt auf der Hand. Viele Einzelheiten sind der Wirklichkeit entnommen, von den Salamanderzuchten und dem unerquicklichen Eheleben bis zu der Fälschung und ihrer Entdeckung. Vieles andere ist „Dichtung". Der Fall im ganzen aber ist nicht weniger umgefärbt als das Krötenpräparat Kammerers. Es wird interessant sein, zu beobachten, wieweit der Versuch Lunatscharskis, auf Kosten der deutschen Wissenschaft eine Ehrenrettung Kammerers herbeizuführen, in der öffentlichen Meinung Glauben finden wird. Ich vermute, daß der Erfolg ein negativer sein wird; denn die Wahrheit ist auch heute noch eine Macht. Jedenfalls ist der Fall Kammerer-Lunatscharski lehrreich insofern, als er besonders eindrucksvoll zeigt, daß die Lehre von der „Vererbung erworbener Eigenschaften", falls sie sich als wahr erweisen ließe, von ungeheurer politischer Tragweite sein würde. Es sei daher zum Schluß festgestellt, daß es trotz jahrzehntelanger eifriger Bemühungen der Lamarckianer bisher nicht gelungen ist, auch nur einen einzigen Fall von „Vererbung erworbener Eigenschaften" beizubringen, daß es aber eine Fülle von Tatsachen gibt, welche ihr Vorkommen als ausgeschlossen erscheinen lassen.

Die Hauptursache des Rückgangs der Verwandtenehen.

Von Prof. Dr. F. Lenz, München.

In Preußen kamen auf 100 Eheschließungen Vetternehen ersten Grades im Durchschnitt der Jahre

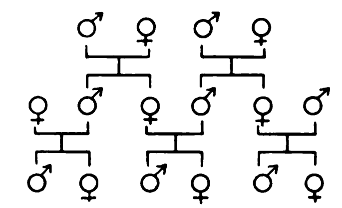
1875—1879	1880—1884	1885—1889	1890—1894	1895—1899
0,71	0,70	0,61	0,51	0,45

Im Jahre 1907 waren es nur noch 0,40 %, 1912: 0,36 %, 1924: 0,22 %. Die Verwandtenehen sind also in schneller Abnahme begriffen. Als Ursachen dieses Rückgangs hat man bisher in Betracht gezogen: erstens die Zunahme der Großstädte, in denen die Blutsverwandten unter den Menschen, mit denen man verkehrt, einen kleineren Bruchteil ausmachen als auf dem Lande, zweitens die Zunahme der Binnenwanderung auch auf dem Lande, drittens eine steigende Abneigung gegen die Schließung einer Verwandtenehe. Was zunächst den dritten Punkt betrifft, so kommt diesem mindestens keine allgemeine Geltung zu. Wulz hat in katholischen ländlichen Gemeinden Oberbayerns in den letzten Jahrzehnten sogar eine deutliche Steigerung der Verwandtenehen gefunden, was im wesentlichen darauf zurückzuführen sein dürfte, daß die früher wirksamen konfessionellen Bedenken gegen Verwandtenehen eine fortschreitend geringere Rolle spielen. Auch die Zunahme der Großstädte dürfte kaum entscheidend für den Rückgang der Verwandtenehen sein. In Berlin betrug nach Czellitzer die Häufigkeit der Vetternehen ersten Grades im Durchschnitt der Jahre 1896—1913: 0,57 %; sie lag also über dem Landesdurchschnitt von Preußen, was ebenfalls wohl darauf beruht, daß Bedenken, die in der moralischen Ueberlieferung ihre Wurzel haben, in der Großstadt weniger wirksam sind als auf dem Lande. Die Zunahme der Binnenwanderung, durch welche die Mitglieder der Sippen häufiger räumlich getrennt werden als früher, dürfte dagegen eine wesentliche Ursache der Abnahme der Verwandtenehen wenigstens bis gegen die Jahrhundertwende sein.

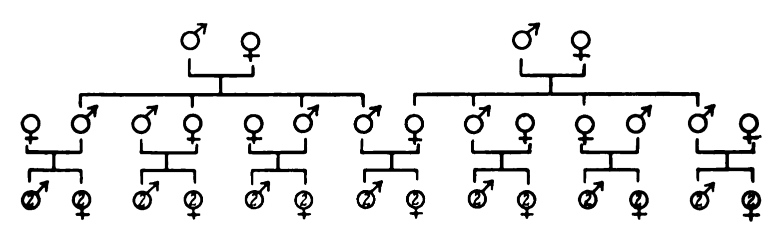
Für den starken Rückgang der Verwandtenehen in den letzten Jahrzehnten kommt dagegen noch ein ganz anderer Umstand entscheidend in Betracht, dessen Bedeutung für diese Frage meines Wissens bisher übersehen worden ist. Es ist der Geburtenrückgang. Je kleiner die Familien werden, desto geringer wird natürlich auch die Zahl der Blutsverwandten, die für eine Verwandtenehe überhaupt in Betracht kommen.

Wenn in jeder Familie im Durchschnitt zwei Kinder aufwachsen und heiraten, so hat ein junger Mann im Durchschnitt zwei Basen, die er eventuell heiraten könnte. Das zeigt Schema 1 (S. 320). Wenn in jeder Familie im Durchschnitt vier Kinder aufwachsen und heiraten, so hat ein junger Mann dagegen im Durchschnitt 12 Basen, die er eventuell heiraten könnte, wie Schema 2 zeigt. Bei acht Kindern im Durchschnitt wären es schon 56 Basen; und entsprechend viele Vettern hätte natürlich auch eine Base. Wenn in der gegenwärtig im heiratsfähigen Alter stehenden Generation im Durchschnitt zwei Kinder, in der der Eltern dagegen vier vorhanden wären, so würden auf einen heiratsfähigen Menschen im Durchschnitt

sechs Vettern bzw. Basen kommen. Und da der Geburtenrückgang im Laufe der letzten Generation ungefähr dieses Ausmaß gehabt hat, so würde allein aus diesem Grunde auch ein Rückgang der Vetternehen auf die Hälfte zu erwarten sein. Dem entspricht die Tatsache, daß im Jahre 1924 die Häufigkeit der Vetternehen in Preußen nur noch rund die Hälfte von der eine Generation früher beobachteten betrug (0,22 % gegen 0,45 % in den Jahren 1895—1899). Der Rückgang der Verwandtenehen von 1875—1899 kann allerdings nur zum kleineren Teil durch den Geburtenrückgang erklärt werden; denn die um 1895—1899 heiratsfähige Generation stammt ja aus den sehr kinderreichen Ehen der siebziger Jahre; und in jener Generation waren daher auch entsprechend viele Vettern vorhanden. Für die Abnahme der Verwandtenehen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kommt daher wohl in erster Linie die Zunahme der Binnenwanderung und erst in zweiter der Geburtenrückgang in Betracht. Für die weitere und stärkere Abnahme der Verwandtenehen in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts dagegen



Schema 1. Zwei Kinder im Durchschnitt.



Schema 2. Vier Kinder im Durchschnitt.

dürfte der verschärfte Geburtenrückgang seit der Jahrhundertwende entscheidend sein. Es ist daher auch mit einer weiteren Abnahme der Verwandtenehen in den nächsten Jahrzehnten zu rechnen. Die Kinder, welche gegenwärtig geboren werden, haben nur etwa halb so viele Vettern wie ihre Eltern. Um 1950 werden die Vetternehen daher auf ungefähr 0,1 % zurückgegangen sein.

Literatur.

Mayet, P.: Die Verwandtenehe und die Statistik. Berlin, Springer, 1902.

Burgdörfer, F.: Statistik der Ehe. In dem von M. Marcuse herausgegebenen Sammelwerk „Die Ehe". Berlin und Köln, Marcus u. Weber, 1927.

Wulz, G.: Ein Beitrag zur Statistik der Verwandtenehen. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 17, H. 1, 1925.

Czellitzer, A.: Wie vererbt sich Schielen? Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 14, H. 4, 1923.

Internationale Vereinigung rassenhygienischer Organisationen.

Die Internationale Vereinigung rassenhygienischer Organisationen (International Federation of Eugenic Organizations) hat Mitte September 1928 in München eine Tagung abgehalten. Präsident der Vereinigung ist seit 1927 C. B. Davenport, New York. Außer Verhandlungen über die Organisation internationaler Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Rassenhygiene wurden einige wissenschaftliche Vorträge gehalten. Davenport berichtete unter Vorweisung von Lichtbildern über Mischlinge von Negern und Weißen in Jamaika. Die Mischlinge zeigen nicht nur körperlich, sondern auch geistig eine viel stärkere Variabilität als die Ausgangsrassen. Nach den Begabungsprüfungen stehen die Mischlinge im ganzen zwischen den beiden Elternrassen; doch zeigen sie einen größeren Prozentsatz minderbegabter Individuen. Ein Vortrag von H. Lundborg, Uppsala, über die Frage der Rassenmischung konnte nur verlesen werden, da Lundborg am persönlichen Erscheinen verhindert war. Der Vortrag wird in der holländischen Zeitschrift „Genetica" erscheinen. Auch ein Bericht von H. H. Laughlin über den gegenwärtigen Stand der Sterilisierungsfrage in den Vereinigten Staaten konnte wegen Abwesenheit des Verfassers nur verlesen werden. Dieser Bericht erscheint in vorliegendem Heft des Archivs. Während die bisher genannten Vorträge nur den Delegierten und den geladenen Gästen zugänglich waren, fand ein öffentlicher Vortrag von E. Rüdin, Basel, über Geistesstörungen und Rassenhygiene vor rund 500 Zuhörern statt. Rüdin, der inzwischen wieder dauernd von Basel nach München zurückgekehrt ist, um die Leitung der genealogischen Abteilung der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie zu übernehmen, eines Instituts, das auf Betreiben Kraepelins von der Kaiser Wilhelms-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften hauptsächlich aus Mitteln der Rockefeller-Stiftung errichtet worden ist, führte die Teilnehmer der Tagung auch durch die Räume dieser Anstalt und erläuterte ihren Zweck und ihre Arbeitsweise. Auch durch das Münchener Anthropologische Institut wurde eine Führung durch den Direktor Prof. Mollison veranstaltet. Weiter wurde auch die private Forschungsanstalt von Dr. Ploetz in Herrsching besichtigt; Ploetz gab einen Ueberblick über die bisherigen Ergebnisse seiner Experimente zur Frage der künstlichen Aenderung der Erbmasse. Bisher waren die Ergebnisse im wesentlichen negativ, insofern als sich Aenderungen der Erbmasse als Folge einmaliger starker

Alkoholvergiftung nicht nachweisen ließen. Die gegenwärtig laufenden Untersuchungen sind auf die Wirkungen chronischer Alkoholvergiftung gerichtet.

In den Geschäftssitzungen der Internationalen Vereinigung wurden einige Fragen der internationalen Zusammenarbeit behandelt. Ein schon im Jahre 1927 beschlossener Ausschuß für das Studium der rassenbiologischen Wirkung des Krieges soll unter der Leitung von Prof. Gini, Rom, gebildet werden. Gemäß einem Vorschlage Ginis sollen aus jedem der am Kriege beteiligten Länder zwei Vertreter in den Ausschuß eintreten, und zwar ein Angehöriger des Heeres (bzw. des früheren Heeres) und ein Wissenschaftler. Weiter wurde ein Ausschuß zum Studium der Rassenmischung beim Menschen gebildet. Außer dem Präsidenten Prof. Davenport gehören diesem Ausschuß an: Prof. Lundborg, Uppsala, Prof. Nilsson-Ehle, Lund, Dr. Mjöen, Oslo, Prof. E. Fischer, Berlin-Dahlem, und Prof. Rodenwald, Soerabaja.

Eine lebhafte Aussprache entspann sich über die Frage, ob in Einwanderungsländern eine Kontrolle der Einwanderer erwünscht sei oder nicht. Dieses Thema hat eine ziemlich lange Vorgeschichte. Schon im Jahre 1925 hatte Prof. Davenport auf der Versammlung in London folgende Fassung zur Diskussion gestellt: „Whereas, every nation has a right to select those who shall be included in its body politic; and, whereas, some knowledge of both family history and past personal performance are as essential a part of the information about a human immigrant as an imported horse or cow; therefore, Resolved that each immigrant receiving country may properly inquire into the family and personal history of such immigrant." Auf der Versammlung in Amsterdam 1927 wurde dann beschlossen, eine neue Formulierung zu suchen und diese das nächste Mal auf die Tagesordnung zu setzen. Für die Tagung des Jahres 1928 hatte dann Prof. Frets, Amsterdam, folgende Formulierung vorgeschlagen: „Some knowledge of both family history and past personal performances are an essential part of the information about a human immigrant and potential parent. Therefore from the standpoint of Eugenics, every nation may well inquire into the personal history of each immigrant." Auf Deutsch: „Eine gewisse Kenntnis sowohl der Familiengeschichte als auch der eigenen früheren Betätigungen ist ein wesentlicher Teil der Information über einen menschlichen Einwanderer und möglichen Elter. Vom Standpunkt der Rassenhygiene möge es daher jeder Nation anheimgestellt sein, über die persönliche Geschichte jedes Einwanderers Nachforschungen anzustellen." Diese Resolution wurde nach längerer lebhafter Diskussion schließlich angenommen mit den Stimmen von Frets (Holland), van Herwerden (Holland), Lenz (Deutschland), Ploetz (Deutschland), Reichel (Oesterreich), Schlaginhaufen (Schweiz), während Gini (Italien),

Mallet (England), Mjöen (Norwegen), Schiller (England) dagegen stimmten. Der Führer der Opposition war Gini, und das hängt wohl damit zusammen, daß Italien ein Auswanderungsland ist. Die Vertreter Englands und Norwegens, welche mit ihm gegen die Resolution stimmten, taten es vermutlich, weil sie nicht wünschten, daß in einer solchen Frage ein Land majorisiert werde; und dieser Gesichtspunkt ist gewiß sehr beachtlich. Daher wird die Resolution praktische Folgen voraussichtlich auch nicht haben.

Als Ort der nächsten Tagung im Jahre 1929 wurde auf Einladung von Gini Rom gewählt, und zwar soll die Tagung zugleich mit der der Italienischen Gesellschaft für Rassenhygiene stattfinden. Im Jahre 1930 soll die Tagung in Zürich stattfinden. 1931 soll keine Tagung stattfinden. Für 1932 ist eine Tagung zugleich mit dem Internationalen Genetikerkongreß in Ithaka (U. S. A.) in Aussicht genommen.

Als Vizepräsidenten für 1928/29 wurden Prof. C. Gini (Italien) und Dr. A. Govaerts (Belgien) gewählt. Die Geschäftsführung bleibt in den Händen von Mrs. C. B. S. Hodson (London).

Nachträglich sei auch noch ein kurzer Bericht über die Versammlung des Jahres 1927 in Amsterdam gegeben. Diese fand noch unter dem Vorsitz Leonard Darwins statt. Deutschland war durch Dr. A. Ploetz und Ministerialdirektor Dr. O. Krohne vertreten. Damals wurde schon die Bildung eines Ausschusses zum Studium der Rassenmischung beschlossen. Für die Kommission zum Studium der rassenhygienischen Wirkungen des Krieges stiftete Prof. Irving Fisher von der Yale University, New Haven, Connecticut, 1000 Dollar.

Für die Aufnahme von Mitgliedern in die Internationale Vereinigung rassenhygienischer Organisationen wurden folgende Richtlinien beschlossen: Von jedem Lande sollen drei führende Gesellschaften oder Forschungsanstalten durch je ein Mitglied vertreten sein, und zwar womöglich nicht mehr als zwei Vertreter je der Rassenhygiene und der Genetik. Wenn in einem Lande so viele Organisationen nicht vorhanden sein sollten, so soll der Vorsitzende einen Vertreter von mindestens zwei vorgeschlagenen auswählen und ihn für die Dauer von drei Jahren ernennen.

An Stelle des zurücktretenden Vorsitzenden Leonard Darwin wurde Dr. Ch. B. Davenport gewählt. Leonard Darwin wurde zum Ehrenvorsitzenden gewählt, Ploetz und Schlaginhaufen zu stellvertretenden Vorsitzenden.



Kritische Besprechungen und Referate.

Kammerer, Paul, Geschlecht, Fortpflanzung, Fruchtbarkeit. 280 S. München 1927. Drei-Masken-Verlag.

Es handelt sich um eine populäre Darstellung der im Titel genannten Gegenstände. Da grundsätzlich Neues nicht geboten wird, erübrigt sich eine Besprechung des Inhalts im einzelnen. Kammerer hat das Erscheinen dieser seiner letzten Schrift nicht erlebt. Die Korrekturen hat ein Dr. W. Gutmann, der sich als Laien bezeichnet, besorgt. Gutmann hat dem Bändchen auch ein Gedenkwort und ein Bild Kammerers beigegeben.

Auf dem Umschlag wird Kammerer als Vorkämpfer der „Vererbung erworbener Eigenschaften" bezeichnet. Gutmann meint: „Wer könnte es leugnen, daß aus dem ausgewanderten Europäer binnen weniger Generationen der deutlich kenntliche Typus des Amerikaners entsteht?" Zugleich behauptet er, „daß sich jetzt immer mehr Wissenschaftler der Lehre von der Vererblichkeit erworbener Eigenschaften zuwenden". Tatsächlich aber finden immer mehr Wissenschaftler ein Haar darin. Kammerer selbst sagt auf S. 35: „Ich muß zugeben, daß die Ansicht von der Nichterblichkeit erworbener Eigenschaften, besonders aktiver Anpassungen, unter den Forschern der heutigen Zeit vorherrscht; zugleich fühle ich mich zur Aussage verpflichtet, daß diese Ansicht einer Verirrung und wissenschaftlichen Modetorheit entspringt." Auf S. 264 sagt er zwar: „Ethische und Gefühlsmomente sollen ja in unserer rein naturwissenschaftlichen Darstellung nicht zu Worte kommen"; er kann aber auch in dieser Schrift den Agitator nicht verleugnen. Im Schlußkapitel kommt sein Haß gegen die selektive Rassenhygiene, die „Ertüchtigung der Rasse auf dem Wege der Auslese" erstrebt, deutlich zum Ausdruck. Er meint, „daß die gegenwärtigen Kenntnisse uns in keiner Weise zur Unterscheidung befähigen, was als gesund für die Rasse erhalten bleiben, was als schlecht für die Rasse ausgemerzt werden soll". Kammerer seinerseits stellt die schematische Behauptung auf: „Je größer die Nachkommenzahl, desto geringer der Nachkommenwert." Auch die Rassenhygiene kennt ja einen derartigen bedenklichen Zusammenhang als Auslesewirkung der Geburtenverhütung; so meint es Kammerer aber nicht, er behauptet vielmehr: „Weil Massenproduktion Schundware liefert, geht mehr davon vorzeitig zugrunde" (S. 260). Die „Armen, Kranken, Geplagten" haben nach seiner Ansicht den meisten und zugleich minderwertigsten Nachwuchs, weil sie „vom unwiderstehlichsten Fortpflanzungswillen (? d. Ref.) gepeitscht" würden. Bei Trinkern und Tuberkulösen wüßten wir, woher das komme; diese hätten eine „vergrößerte Zwischendrüse in ihrem Geschlechtsorgan" und daher einen „entsprechenden mächtigen Geschlechtstrieb" (S. 261). Da nach Kammerer große Kinderzahl minderwertige Qualität unmittelbar zur Folge hat, fordert er allgemeine Verminderung der Kinderzahl. Er wähnt, daß dadurch die Qualität gehoben werde und auf dem Wege der Vererbung erwor-

bener Eigenschaften schließlich die Qualität der Menschheit überhaupt. Bei einer derartigen Voreingenommenheit ist eine Verständigung natürlich nicht möglich. Ueber die Tatsachen, auf welche die Rassenhygiene sich stützt, sich zu orientieren, hat Kammerer offenbar nicht für nötig befunden.

Auch sonst finden sich absonderliche Ansichten bei Kammerer. Das männliche Geschlecht ist nach seiner Ansicht das „schwache Geschlecht". „Es entsteht, wenn schlechte Entwicklungsbedingungen mit knapper Not erlauben, das Entwicklungsziel noch zu erreichen" (S. 262). Wenn er konsequent sein würde, so müßte er von der von ihm geforderten Einschränkung der Geburten und der „Hebung der Lebenslage" also eigentlich erwarten, daß dann nur noch Mädchen geboren würden. Aber ein „scharfer, klarer, kritischer Geist", wie Gutmann in seinem Gedenkwort ihn nennt, war er nun einmal ganz und gar nicht.

Gutmann gibt als innere Ursache des freiwilligen Todes Kammerers „seine Zwiespältigkeit, die seine Lebenskräfte vorzeitig aufzehrte", an. Die Fälschung des Alytespräparates, nach deren Aufdeckung Kammerer sich das Leben genommen hat, erwähnt er dagegen mit keinem Wort. Er sagt vielmehr, als ob nichts gewesen wäre: „Gleich zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn sind ihm einige Versuche von epochaler Bedeutung gelungen, und Kammerer wurde ein feuriger Verfechter der Lehre von der Vererblichkeit erworbener Eigenschaften." Lenz.

Martin, Rudolf, Lehrbuch der Anthropologie. 2. vermehrte Auflage. I. Band: Somatologie. 578 S. mit 266 Abbildungen im Text, 3 Tafeln und 7 Beobachtungsblättern. II. Band: Kraniologie, Osteologie. S. 579 bis 1182, mit 281 Abbildungen im Text. III. Band: Bibliographie, Literaturverzeichnis, Sachregister, Autorenregister. S. 1183 bis 1816. Jena 1928. G. Fischer. Alle 3 Bände zusammen geb. 96 M.

Die erste Auflage des vorliegenden Werkes (von 1914) habe ich in Band 11, Heft 4 des Archivs besprochen. Im ganzen gilt das damals Gesagte auch noch für die vorliegende Auflage. Martin, der inzwischen eine Reihe von Jahren als Professor der Anthropologie in München gewirkt hat, ist am 11. Juli 1925 gestorben. Die neue Auflage ist von seiner Mitarbeiterin Stefanie Oppenheim herausgegeben worden. „Ein großer Teil der Aenderungen stammt von der Hand des Verfassers, während die Bibliographie, das Sach- und Autorenregister nach dem heutigen Stand der Wissenschaft umgearbeitet, das Zeitschriften- und Schriftenverzeichnis soweit irgend möglich ergänzt wurde." Das Buch im ganzen und in seinen Einzelheiten stammt jedenfalls auch in dieser Auflage durchaus aus dem Geiste Martins.

Für die Neubearbeitung einzelner Kapitel ist die Hilfe einiger Fachmänner herangezogen worden. So hat Direktor Dr. A. Huth, Nürnberg, auf Wunsch des Verewigten das Kapitel über die Methoden (S. 67—110) einer Neubearbeitung unterzogen. Professor Dr. Th. Mollison, München, der Nachfolger Martins auf dem Lehrstuhl der Anthropologie, hat ein Kapitel über die Methoden der biologischen Eiweißdifferenzierung neu eingefügt und die Anweisungen für photographische Aufnahmen einer Revision unterzogen. Dr. E. Hanhart, Zürich, hat das kurze Kapitel über Zwerg- und Riesenwuchs umgearbeitet. Dr. F. Bach, München, hat Tabellen über das Wachstum beigesteuert, Professor Dr. H. Ober-

maier, Madrid, hat die Tafel der geologischen Zeiten und die Liste der fossilen Menschenreste überarbeitet.

Der erste Band des Werkes stellt ein ausgezeichnetes Handbuch der Methoden menschlicher Morphologie und eine Zusammenstellung der bisherigen Beobachtungen über menschliche Körperformen dar. Das Kapitel, welches die Ueberschrift „Anthropologische Methoden" trägt, bringt in der Hauptsache Methoden, die für die Morphologie des Menschen überhaupt, nicht nur für die Anthropologie, brauchbar sind. Andererseits sind die physiologischen Methoden, die genau so gut für anthropologische Zwecke gebraucht werden können wie die morphologischen (Martin selbst rechnet ja die Physiologie mit zur Anthropologie), abgesehen von dem kurzen Kapitel über die Eiweißdifferenzierung, nicht behandelt. Man könnte darüber aber heute schon Bände schreiben, wie das bekannte Handbuch von Abderhalden zeigt. Auch die psychologischen Methoden sind nicht behandelt. Im Grunde hat eben Martin die Anthropologie mit der Morphologie identifiziert, wenn er das auch schwerlich zugegeben haben würde.

Der zweite Band stellt ein ausführliches Handbuch der Morphologie des menschlichen Schädels und des übrigen Skeletts dar. Auch hier nimmt die Besprechung der Technik und der Methoden dieser Gebiete wieder einen großen Raum ein. Für den Morphologen ist auch dieser Band unentbehrlich und in seiner Art vorbildlich.

Der dritte Band bringt eine äußerst umfangreiche und sehr vollständige Bibliographie der Anthropologie und verwandter Gebiete. Die Uebersichtlichkeit ist dadurch beeinträchtigt, daß auch sehr viele Arbeiten ohne wissenschaftliche Bedeutung aufgeführt sind. Von meinen eigenen ist z. B. mancher Gelegenheitsartikel, den ich auf Drängen irgendeiner Zeitschrift geschrieben habe, aufgenommen, obwohl er nichts wesentlich Neues enthält. Andererseits sind Bearbeitungen von Gegenständen, die ich im Rahmen größerer Schriften geliefert habe, bei den betreffenden Gegenständen nicht genannt, obwohl sie viel mehr darüber enthalten als die dort genannten Gelegenheitsartikel. Entsprechendes dürfte auch von den Arbeiten anderer Autoren gelten. Wenn jemand sich über die Literatur eines Gebietes orientieren will, so erhält er daher kein ganz zutreffendes Bild. Gewiß ist auch eine möglichst vollständige Bibliographie von großem Wert für Fachleute, Historiker und Bibliothekare; da das Buch aber ein „Lehrbuch" sein, sogar in erster Linie für Studierende bestimmt sein sollte, so wäre eine Kennzeichnung der Arbeiten nach dem Grade ihrer Wichtigkeit dringend erwünscht, ja eigentlich unerläßlich gewesen. Das Namenregister stellt eine Bereicherung gegenüber der ersten Auflage, in der es fehlte, dar; es wäre aber zu wünschen gewesen, daß auch die Namen aus dem Literaturverzeichnis darin aufgenommen worden wären; denn so, wie es jetzt ist, ist es äußerst schwierig, die Arbeiten eines Autors aufzufinden; man muß eine große Zahl einzelner Kapitel dazu durchsehen. Das Sachregister ist wohl im ganzen ausreichend. Die Isohämagglutination z. B., die doch auch große anthropologische Bedeutung hat und die von Mollison auf S. 114 bis 116 wenigstens kurz skizziert ist, kann man nach dem Sachregister allerdings nicht auffinden. Man sucht sie sowohl unter Isoagglutination als auch unter dem gebräuchlichsten Namen „Blutgruppen" vergeblich; diese landläufige Bezeichnung findet sich übrigens auch im Text nicht.

In dem von Huth bearbeiteten methodologischen Kapitel ist mir eine Unstimmigkeit aufgefallen. Huth schließt sich meiner Kritik der sog. stetigen oder Standardabweichung an und sagt: „Man sollte infolgedessen die traditionell gewordene Vorherrschaft der stetigen Abweichung σ brechen und an ihrer Stelle nur noch die durchschnittliche Abweichung ε verwenden." Weiter unten gibt er aber als einziges Korrelationsmaß den Bravais-Pearsonschen Koeffizienten r an, der doch auf σ basiert. Will man als Abweichungsmaß aber ε nehmen, so ist es angezeigt, auch den darauf basierenden, von mir vorgeschlagenen Korrelationsindex K zu verwenden, wie Scheidt das in seiner „Rassenforschung" (Leipzig 1927) getan hat. Denn nimmt man den Koeffizienten r, so muß man σ eben doch vorher berechnen und hat folglich weder logisch noch ökonomisch etwas gewonnen.

Ich komme nun zu mehr grundsätzlichen Auseinandersetzungen. Für den Rassenbiologen und Rassenhygieniker hat die Martinsche Morphologie ja nur als Hilfswissenschaft und daher nicht zentrale Bedeutung. Von höchster Bedeutung für unser Gebiet ist aber das, was Martin unter der Ueberschrift „Allgemeines" allzu kurz auf den ersten 25 Seiten behandelt. Da ist zunächst die Frage: Was ist Anthropologie, was will sie, was kommt dabei heraus? Martin erklärt meine Definition der Anthropologie als „Wissenschaft von den erblichen Unterschieden der Menschen" für „unhaltbar", „weil (? d. Ref.) wir auf den Phänotypus als den einzig direkt zu beobachtenden und meßbaren angewiesen" seien (S. 1). Wenn der von Martin hier angeführte Grund der Ablehnung stichhaltig wäre, so müßte er folgerichtig die menschliche Erblichkeitslehre als „unhaltbar" ansehen. Das aber ist nicht seine Meinung gewesen. Im Vorwort wird die „Menschliche Erblichkeitslehre" von Baur, Fischer und mir sogar als „ausgezeichnetes Buch" bezeichnet, während es doch ein unmögliches Buch sein müßte, wenn Martins obiges Argument stichhaltig wäre. Es kann sich also nicht darum handeln, ob eine Wissenschaft von den erblichen Unterschieden der Menschen möglich sei oder nicht, sondern nur darum, ob es zweckmäßig sei, sie Anthropologie zu nennen. Das Gegenargument Martins trifft also gar nicht die Frage, um die es geht. Martin definiert bekanntlich die Anthropologie als „die Naturgeschichte der Hominiden in ihrer zeitlichen und räumlichen Ausdehnung". Was der Passus „zeitliche und räumliche Ausdehnung" besagen soll, ist umstritten; sicher hat Martin dabei an die Phylogenese und an die Anthropographie gedacht; andere Gebiete sollen aber nicht dadurch ausgeschlossen werden. Jedenfalls ermöglicht die Martinsche Definition keine Abgrenzung gegenüber der Anatomie und Physiologie sowie den sonstigen Wissenschaften vom Menschen. Daß Anatomie und Physiologie im Unterschied von der Anthropologie „Individualwissenschaften" seien, wie Martin angibt, ist zweifellos nicht klar gedacht. Die „normale" Anatomie und Physiologie abstrahieren ja gerade von den individuellen Unterschieden und suchen das Generelle zu erfassen. Gerade die Anthropologie beschäftigt sich aber mit Unterschieden der Menschen. Ihr Verhältnis zu der Anatomie und Physiologie ist also beinahe umgekehrt, als Martin es aufgefaßt wissen wollte. Wenn er die Anthropologie als „Gruppenwissenschaft" bezeichnet, so kann das nur bedeuten, daß sie sich für die Unterschiede der Gruppen interessiert; denn wenn sie auf das ausginge, was den Gruppen gemeinsam ist, wozu bedürfte es da der Gruppenbildung? Welche Unterschiede der

Menschen aber sind nun die eigentlich anthropologischen? Ich antworte: die Rassenunterschiede, das aber sind die erblichen Unterschiede, und zwar alle erblichen Unterschiede; denn jeder erbliche Unterschied bedeutet potentiell einen Rassenunterschied. Martin sagt auf S. 8: „Daß bei den die Rasse charakterisierenden Merkmalen das Schwergewicht auf den erblichen Anlagen liegt, versteht sich von selbst; denn (? d. Ref.) das eigentliche Wesen des einzelnen Menschen ist erblich bedingt. Aber Rasse ist nicht ausschließlich „der Inbegriff der Erbanlagen" wie Lenz es will, denn (? d. Ref.) in dem eine Rasse charakterisierenden Merkmalkomplex stecken auch Eigenschaften paratypischer Art." Auch das ist leider wieder nicht klar durchgedacht. Wenn man erbliche und nichterbliche „Merkmale" als charakteristisch für eine Rasse ansehen will, so verliert der Rassenbegriff nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch seine Faßbarkeit. Was wäre dann noch Rasse? Irgendeine x-beliebige „Gruppe"? Die herkömmlichen „Rassen" zieht Martin ja in Zweifel; daher enthält sein Buch keine Rassenlehre; hier aber scheint ihm eine ganz populäre Vorstellung vorgeschwebt zu haben. An den Negern z. B. sind die meisten kennzeichnenden Merkmale erbbedingt, einige aber auch durch Umwelteinflüsse, z. B. durch das Klima. Gehören aber letztere zum Rassenbilde? Ich glaube, es wird wenige Anthropologen geben, die mit Martin diese Frage bejahen werden. Es ist eben zweckmäßig, den Rassenbegriff auf die erblichen Eigenschaften zu beschränken; dann aber kann man auch sagen: das Wesen der Rasse liegt in der Erbmasse. Das Wesen des Individuums dagegen ist entgegen der zitierten Aeußerung Martins keineswegs so einseitig erblich bedingt.

Andererseits sagt Martin wieder, daß „die Konstanz der Merkmale bei allen Gruppen auf Vererbung beruht" (S. 9). Auf S. 10 zitiert er sogar ohne Einschränkung meinen Satz: „Idiokinese und Selektion sind die beiden einzigen treibenden Faktoren der generellen Organismengestaltung." Die Konsequenz daraus aber hat er nicht gezogen; und wenn er es getan hätte, so wäre sein ganzes Gebäude der „Anthropologie" ins Wanken gekommen.

Martin führt gegen meine Definition weiter ins Feld, daß es „eine Nachwirkung paratypischer Variationen im Phänotypus" gebe, die sich über Generationen erhalten könne. Da er aber so großes Gewicht darauf legt, nur „Tatsachen" zu bringen, muß doch angemerkt werden, daß das Vorkommen paratypischer Nachwirkungen über Generationen beim Menschen mindestens sehr zweifelhaft ist. Im übrigen würde es an der Berechtigung meiner Definition nichts ändern. Auch daß die individuell erworbenen Eigenschaften auf „Anpassung an das Milieu" beruhen, wie Martin auf S. 10 angibt, ist einseitig und daher nicht korrekt. Solche Eigenschaften können Anpassungscharakter tragen, sie brauchen es aber nicht; und sehr viele Umweltwirkungen beeinträchtigen bekanntlich die Anpassung.

Im Vorwort von Stefanie Oppenheim wird gegen meine Definition folgendes eingewandt: „Abgesehen davon, daß im Sinne des Verfassers der Begriff der Anthropologie hierdurch viel zu eng gefaßt sein würde, wäre dann auch die Zoologie folgerichtigerweise (? d. Ref.) nichts anderes als die Wissenschaft von den erblichen Unterschieden der Tiere." Dazu ist zu bemerken, daß die Zoologie auch die gesamte Anatomie und Physiologie, kurz alle Wissenschaft von den Tieren zu behandeln hat. Will aber Stefanie Oppenheim wirklich auch die

ganze Anatomie und Physiologie des Menschen zur Anthropologie rechnen? Kann man dieser im Ernst die Aufgabe stellen, alle Wissenschaft vom Menschen zu umfassen und die einzige zu sein? Die Analogie der Werte „Anthropologie" und „Zoologie" ist doch nur eine formale bzw. philologische. Sachlich folgt gar nichts daraus. Die Anthropologie bedarf vielmehr einer Begrenzung ihres Arbeitsgebietes, und diese notwendige Begrenzung sollte meine Definition theoretisch formulieren. Die ganze Rassenlehre einschließlich der Phylogenese wird von ihr eingeschlossen; und weder Martin noch irgendein anderer Anthropologe hat mir bisher ein zweifelsfrei anthropologisches Arbeitsgebiet nennen können, das nicht von meiner Definition getroffen würde. Martin dagegen hat praktisch als Anthropologie alle Messungsarbeit an Menschen einschließlich der Auswertung dieser Messungen angesehen. Seine Messungen an Schulkindern dienten der Physiologie des Wachstums, seine Messungen an Sportsleuten und Turnern der Physiologie der Leibesübungen, viele seiner sonstigen Messungen der menschlichen Morphologie*). Gerade weil er das Gebiet der Anthropologie übermäßig ausdehnte, kam er praktisch zu einer zu engen Betätigung; denn das, was er als Anthropologie definiert hat, kann kein Mensch überblicken, geschweige denn beherrschen; und ein Handbuch der „Anthropologie" in seinem Sinne würde, konsequent durchgeführt, nicht drei Bände, sondern mehrere Dutzend umfassen.

So ist es denn gekommen, daß die Rassenkunde, in der wir den Kern der Anthropologie sehen, in Martins „Lehrbuch" überhaupt nicht zur Darstellung gekommen ist. Stefanie Oppenheim sagt dazu im Vorwort: „Wenn nun einzelne (? d. Ref.) Gebiete der Anthropologie, ganz besonders die Rassenlehre, in diesem Lehrbuch nicht die genügende Berücksichtigung fanden, so liegt das in erster Linie daran, daß ihnen bisher die sicheren Fundamente fehlten und auch heute, wo die Begriffe noch keineswegs feststehen, fehlen." Mindestens in zweiter Linie liegt es aber auch daran, daß harte Wahrheiten, die mehr als „akademisches" Interesse haben, Martin stets unbehaglich gewesen sind. Er wandte daher den Blick von solchen Fragen ab. Das soll nicht heißen, daß er subjektiv nicht ehrlich die Wahrheit gesucht hätte. Ihm hat wohl die Vorstellung vorgeschwebt, daß man auf dem Wege immer genauerer und immer umfangreicherer Messungen schließlich auch einmal zu Rassen gelangen werde. In der Tat hatte es ja zu Zeiten von Anders Retzius einmal geschienen, als ob man auf dem Wege der Schädelmessung die Menschenrassen bestimmen könne, wie ein Zoologe etwa verschiedene Schmetterlingsarten bestimmt. Inzwischen hat aber gerade die Geschichte dieser Forschungsrichtung zumal in ihrer extremen Entwicklung unter Martin gezeigt, daß es so nicht geht. Dem Zoologen liegen zahlreiche, meist gut abgegrenzte Arten vor; und er kann durch vergleichende Morphologie mancherlei Wissenswertes über ihre gegenseitige Stellung, ihre Phylogenese usw. herausbringen. Dem Anthropologen aber liegen keine biologisch getrennten Gruppen der Menschen vor; und es hat sich gezeigt, daß sie sich auf dem Wege der Phäno-

*) Es ist schade, daß Martin sich nicht mit den kritischen Arbeiten von Scheidt, der diese Dinge ausführlicher als ich und sehr viel klarer als Martin erörtert hat, auseinandergesetzt hat. Rein sachlich hätte er allen Anlaß dazu gehabt; vermutlich aber widerstrebte es ihm, sich mit seinem früheren Schüler, der die Position des Meisters als unhaltbar erkannt hatte, auseinanderzusetzen.



typenmessung auch nicht gewinnen lassen. Wenn beim Messen etwas herauskommen soll, so muß man vorher wissen, was man eigentlich messen will. Martin aber hoffte, daß sich das im Laufe der Messungsarbeit ergeben werde. Eine solche Arbeit mußte ebenso unfruchtbar bleiben, wie der Versuch der Lösung einer Gleichung mit mehreren Unbekannten. Martins Leistungen als Morphologe, als Physiologe und als Meßtechniker werden davon natürlich nicht berührt.

Die Eigenart der Lebensarbeit Martins hängt aufs engste mit seinen Vorstellungen vom Wesen der Wissenschaft zusammen. Ihm schwebte das Ideal einer voraussetzungslosen, möglichst hypothesenfreien Wissenschaft vor. Nun ist aber alle Wissenschaft Hypothesenbildung und Hypothesenerhärtung. Auch auf dem Gebiet der Rassenlehre kann man daher nur weiterkommen, wenn man Hypothesen bildet und diese an der Hand des empirischen Materials prüft. Die reine Empirie als solche kann niemals zu Ergebnissen führen.

Martin hat gesagt: „Es kann niemals der Zweck eines Lehrbuches sein, alle Gesetzmäßigkeiten darzustellen, die sich aus der Betrachtung des einzelnen ergeben. Diese synthetische Arbeit muß der Studierende selbst leisten, und muß in gewissem Umfang von dem Unterricht, der ja doch vor allem anregen soll, übernommen werden. Ein Lehrbuch bleibt in erster Linie ein Buch, in dem man Tatsachen verzeichnet findet, und aus dem man die Grundlagen des Wissens kennen lernt." Darüber bin ich fast in jeder Beziehung anderer Ansicht. Rein individuelle Einzelbeobachtungen gehören meines Erachtens überhaupt nicht in ein Lehrbuch. Die Hauptaufgabe eines solchen sehe ich vielmehr in der synthetischen Darstellung der wesentlichen Gesetzlichkeiten. Natürlich nicht aller Gesetzlichkeiten, aber eben der wesentlichen. Und gerade die Gesetzmäßigkeiten sind in Martins Buch nicht herausgearbeitet. Gesetzmäßigkeiten aber sind, erkenntnistheoretisch gesehen, Hypothesen, auch in den sog. exakten Wissenschaften. Ueber Hypothesen kommen wir in der empirischen Naturwissenschaft niemals hinaus, wenngleich die Hypothesen einen sehr hohen Wahrscheinlichkeitsgrad erreichen können. Auch „Tatsachen", die Martin fordert, sind, soweit sie nicht Einzelbeobachtungen ohne allgemeine Bedeutung betreffen, im Grunde stets Hypothesen, z. B. die Tatsache, daß die Erde sich um die Sonne bewegt. Und viele von den „Tatsachen", die Martin bringt, sind denn auch, bei Licht besehen, Hypothesen. So scheint mir der sog. Pithecanthropus erectus, über den Martin auf S. 15 spricht, ein durchaus hypothetisches Gebilde zu sein. Auch die Annahme, daß der Homo neandertalensis eine eigene Art gewesen sei, ist doch sehr hypothetisch. Ebenso die, daß der amerikanische Mensch „somatisch eine einzige Rasse darstellt" (S. 22).

Martin hat niemals Zeit gefunden, die grundsätzlichen Dinge ruhig und klar durchzudenken. Hätte er aber ein lebhaftes Bedürfnis nach begrifflicher Klarheit gehabt, so hätte er auch wohl die Zeit dazu gefunden. Ja, ich glaube sogar, daß er in mancher Hinsicht die Konsequenzen nicht sehen wollte.

Damit dürfte es auch zusammenhängen, daß er die seelischen Unterschiede der Menschen aus seinem System der Anthropologie ausgeschlossen hat, daß er also von einer Rassenpsychologie nichts wissen wollte. Er meint, durch seine Definition der Anthropologie sei festgelegt, daß sie sich nur mit der Physis der Menschen beschäftige, also nicht mit der Psyche. Wieso das aus seiner Definition

folgen solle, ist freilich nicht ersichtlich. Die psychische Anthropologie identifiziert er auch noch in dieser Auflage mit der Ethnologie oder Völkerkunde (S. 2), was unzweifelhaft verfehlt ist. Die Völkerkunde hat es mit den Kulturgütern der Völker zu tun, die Rassenpsychologie mit den seelischen Erbunterschieden. Freilich ist Martin auch mit dem Ausschluß der seelischen Eigenschaften aus seinem System nicht konsequent geblieben. Es lagen ja mancherlei Untersuchungen über das seelische Verhalten verschiedener Rassen vor; und Martin, der stets zu Kompromissen neigte, hat daher in seiner Einteilung der anthropologischen Bibliographie unter anderem die „Ertragung von Schmerzen", „intellektuelle Fähigkeiten und Aeußerungen", „Farbensinn", „Tonempfindung" vorgesehen, alles freilich in der Abteilung Physiologie. Die Erforschung der Sinnesqualitäten, der intellektuellen Fähigkeiten usw. aber ist doch Aufgabe der Psychologie, nicht eigentlich der Physiologie als der Lehre von der Physis. Jedenfalls hat er die Rassenpsychologie und die eng damit zusammenhängende Sozialanthropologie aus seinem „Lehrbuch" ausgeschlossen. Es kann kein Zweifel sein, daß diese Dinge ihm unbehaglich waren. Eine Anthropologie, die diesen Fragen ausweicht, hat aber überhaupt keine wesentliche Bedeutung; denn die Unterschiede der Menschen in Kopfform, Körperform, Haarform, Hautfarbe usw. sind an und für sich ziemlich gleichgültig und gewinnen erst wesentliche Bedeutung, wenn sie in Beziehung zu den Wesensunterschieden der Menschen gesetzt werden. Die brennenden Fragen der Sozialanthropologie, der Rassenbiologie und Rassenhygiene, die doch offenbar anthropologische Fragen sind, haben durch Martins Werk kaum eine Förderung, eher eine Hemmung erfahren. Gerade diese Dinge wiegen aber tausendmal mehr als das, was Martin betrieben hat. Ich bin daher der Ansicht, daß jene „Anthropologie", deren typischer Vertreter Martin war, im wesentlichen nur noch historisches Interesse hat, obwohl sie infolge des Beharrungsvermögens der menschlichen Vorstellungen noch lange nachwirken wird.

Trotzdem ist sein Buch wertvoll in seiner Art und kann empfohlen werden, zwar nicht in erster Linie Studenten, aber Fachleuten verschiedener Gebiete, Anatomen und Physiologen, vergleichenden Morphologen, Hygienikern, Ethnologen und natürlich auch Anthropologen. Vor allem sollte es in allen ärztlichen und allgemeinen Bibliotheken vertreten sein. Lenz.

Hauschild, M. W. †. Grundriß der Anthropologie. 235 S. Mit 45 Abbildungen. Berlin 1926. Gebr. Bornträger. 10.50 M.

Nach einer Einleitung über Begriff und Wesen der Anthropologie, ihre Hilfswissenschaften und Geschichte werden in diesem Buche folgende Gegenstände behandelt: II. Teil. Die Grundlagen der Vererbung, Umweltwirkung, Auslese und Veränderlichkeit der Körpereigenschaften. III. Teil. Die Art- und Rasseneigenschaften des menschlichen Körpers, ihre Stammesgeschichte und Entwicklung. IV. Teil. Die meßbaren Unterschiede des menschlichen Skeletts. V. Teil. Die Ordnung der Primaten und die gegenseitige Verwandtschaft der Menschenarten und -rassen. Der Verfasser war Prosektor an der Berliner Anatomie. Er ist im Jahre 1924 auf der Rückfahrt von Java, wo er sich zu Forschungszwecken aufgehalten hatte, einer Malaria erlegen. Das Buch, dessen Manuskript bei Beginn der Reise im wesentlichen fertig war, ist dann von Eugen Fischer herausgegeben worden. Zu Aenderungen des Textes hielt der Herausgeber sich nicht für berechtigt. Daraus

erklären sich manche Unvollkommenheiten, die Hauschild, wenn er länger gelebt hätte, wohl wenigstens teilweise noch verbessert haben würde.

Hauschild definiert die Anthropologie — nicht gerade glücklich — als „Naturgeschichte des Menschen mit Rücksicht auf seine Stellung im Tierreiche." Die psychische Anthropologie setzt er leider mit der Ethnologie gleich, was zweifellos unhaltbar ist. Die physische Anthropologie soll eine vergleichende Anatomie der Primaten sein. Sie ist „eine Wissenschaft von den Unterschieden in deren Bau, sowohl der einzelnen Arten als auch der einzelnen Rassen, die in diese Ordnung fallen". Rassenunterschiede sind „verursacht durch die jeder Rasse eigentümliche erbliche Anlage bzw. deren verschiedene Reaktionsnorm" (S. 156). Artunterschiede natürlich erst recht. Hauschild faßt also tatsächlich die Anthropologie als Wissenschaft von den erblichen Unterschieden der Menschen auf, wie ich und Scheidt das gefordert haben. Demgemäß ist ein großer Teil des Buches der Darstellung der allgemeinen Genetik bzw. der allgemeinen Rassenkunde gewidmet, was gegenüber dem „Lehrbuch" von Martin angenehm auffällt. Auch in den speziellen Kapiteln hat Hauschild sich bemüht, genetisch zu denken. Leider zeigen aber zahlreiche Einzelheiten, daß er mit der modernen Genetik nicht so vertraut war, wie seine Aufgabe auch im Sinne seiner eigenen Auffassung es erfordert hätte. Er war eben seiner Fachbildung nach Anatom und demgemäß ist wohl nur das Anatomische in seinem Buch, was ich weniger beurteilen kann, einwandfrei. Die zahlreichen Irrtümer in biologischer bzw. genetischer Beziehung hier zu kritisieren, dürfte nicht lohnend sein.

Das Buch ist der Ausdruck des Ringens eines jüngeren Anthropologen, der noch in den Begriffen der älteren Schule aufgewachsen ist, um den Anschluß an die aus innerer Notwendigkeit heraufkommende neue Anthropologie im Sinne der menschlichen Genetik. Als Uebergangserscheinung hat es ein gewisses Interesse auch über den Kreis des vergleichend Anatomischen hinaus. Mit Rücksicht auf die erwähnten Mängel aber kann es nur genetisch geschulten und kritischen Lesern empfohlen werden, also nicht zur ersten Einführung. Lenz.

Kehrer, F., Erblichkeit und Nervenleiden. I. Ursachen und Erblichkeitskreis von Chorea, Myoklonie und Athetose. Mit 6 Abbildungen und 54 Stammbäumen. 136 S. Berlin 1928. J. Springer. 18 M.

Der Verfasser, ordentlicher Professor der Psychiatrie und Neurologie in Münster, sagt im Vorwort, daß er ursprünglich den Plan gehabt habe, auf Grund erschöpfender kritischer Sichtung des Schrifttums und eigener Forschung in einer umfassenden Monographie das ganze Gebiet der erblichen Nervenleiden zu behandeln. Dieser Plan habe sich jedoch „aus verschiedenen Gründen" nicht verwirklichen lassen; und er müsse ihn daher etappenweise zur Ausführung bringen.

Ueber den Inhalt orientieren einigermaßen die Kapitelüberschriften: Rolle der „Infektion". Anamnese bei Huntingtonscher Krankheit. Huntingtonsche Chorea und „Rheumatismus". Familiäre Chorea minor. Disposition zur Chorea minor. Schwangerschaftschorea. Spätsyphilis und Huntingtonsche Chorea. Konnatale Syphilis und Chorea. Konnatale Syphilis und Athetose. Exogene Gifte und Chorea. Trauma und Chorea. Chorea arteriofibrotica und Chorea senilis. Alternanz zwischen Chorea und anderen extrapyramidalen Symptomen. Beziehungen der Chorea und Myoklonie zur Epilepsie. Cephalea bei Huntingtonscher Chorea. Fortpflan-

zung in Huntingtonsippen. Chorea und Polycythaemia rubra. Erblichkeitskreis der Torsionsdystonie.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Huntingtonsche Krankheit. Die Darstellung ist nicht eigentlich eine kritische Sichtung schon veröffentlichten Materials anderer Autoren, sondern Kehrer sucht möglichst Eigenes zu geben. Die Arbeiten von Davenport und Entres werden daher nicht im einzelnen besprochen, sondern gewissermaßen als bekannt vorausgesetzt. Den von Entres eingeführten Namen „Huntingtonsche Krankheit" erklärt Kehrer auf S. 2 für nicht richtig; er gebraucht ihn aber bereits auf S. 4 wieder in der Kapitelüberschrift. Mit Recht wird betont, daß auch in Fällen, wo keine Erblichkeit vorzuliegen scheine, das Leiden sehr wohl erblich bedingt sein könne. Recht lehrreich in dieser Beziehung ist eine Familie, deren Stammbaum Kehrer auf S. 62 abbildet. Bei einer Frau war „durch Unfall ausgelöste Huntingtonsche Chorea" diagnostiziert worden; nach der Anamnese war die „Familie völlig nervengesund". Genauere Nachforschungen dagegen ergaben, daß ein Onkel und zwei seiner Kinder an Huntingtonscher Chorea gelitten hatten. Die im 48. Jahre gestorbene Mutter der Probandin hatte den vollen Ausbruch des Leidens offenbar einfach nicht erlebt. Im Schlußwort heißt es: „Im Verlaufe meiner Untersuchungen hat sich als das wichtigste Ergebnis die Erkenntnis herausgestellt, daß auf der einen Seite die erbliche Verursachung der in dieser Monographie behandelten Krankheitszustände erheblich öfter vorkommt, als der allgemeinen Annahme entspricht, auf der anderen aber, daß die erbliche Autochthonität der nervösen Syndrome in den Sippen der Kranken, welche diese darbieten, sich in beträchtlich mannigfacheren Formen auswirkt, als man nach den allgemein herrschenden Vorstellungen über erbliche Leiden erwarten sollte."

Dankenswert ist es, daß Kehrer auch der Frage der Erblichkeit der Chorea minor, des gewöhnlichen Veitstanzes, den man bisher meist als rein exogen bedingt angesehen hat, nachgegangen ist. Er hat in der Verwandtschaft Chorea-minor-Kranker besonders häufig Migräne, sodann epileptoide Zustände und erst in dritter Linie Chorea minor und andere choreiforme Zustände gefunden. Er diskutiert die Möglichkeit, daß dafür eine rezessive Anlage von Bedeutung sein könne, hält es aber für nahezu unmöglich, dafür jemals einen klaren Beweis zu erbringen.

Kehrer glaubt an die Realität der sog. „Anteposition". Er sagt auf S. 79: „Auf die Frage nach der Entstehung der Anteposition, d. h. der Tatsache (? d. Ref.), daß in Sippen mit dominant vererbten Heredodegenerationen der Manifestationsbeginn in jeder späteren Generation in ein früheres Lebensalter fällt, kann hier nicht ausführlich eingegangen werden." So glaubt er auch, daß es durch Anteposition bewirkt werden könne, daß ein Huntingtonkranker als „Stammvater" des Familienleidens erscheinen könne, d. h. daß in noch früheren Generationen das Erkrankungsalter so hoch gelegen habe, daß niemand es erlebt habe. Kehrer sagt allerdings selber: „Demgegenüber ist zu bedenken, daß es einzelne, wenn auch verhältnismäßig wenige Stammbäume gibt, die bei gleicher Erfassung eine Anteposition vermissen lassen oder eine Postposition bzw. eine Schwankung des Manifestationsbeginnes innerhalb der Generationenfolge aufweisen." Auf den Umstand, daß die Erscheinung der „Anteposition" auch ohne reale Unterlage sich als Aus-

lesefolge ergeben muß, geht er leider nicht ein. Nachdem er noch die Ansichten einiger Autoren angeführt hat, schließt er vielmehr: „Alle diese Tatsachen (? d. Ref.) scheinen mit dafür zu sprechen, daß die alte Anschauung, wonach die Anteposition tatsächlich ein Natur- und kein Kunstprodukt ist, zum wenigsten für die Mehrzahl der Fälle noch zu Recht besteht."

Aber auch wenn eine chronisch-progressive Chorea erst im Greisenalter ausbreche, sei zu erwarten, daß gleichförmige Erblichkeit nachweisbar sei, wenn nur richtig und gründlich genug, besonders in der Nachkommenschaft, danach geforscht werde. Auch Kehrer hält also im Grunde den Satz, daß die Huntingtonsche Chorea einfach dominant erblich sei, für richtig, obwohl er in der Einleitung davor warnt, diese im „Prokrustesbett des Mendelismus" zu vergewaltigen. was für flüchtige Leser — und das sind die meisten Kliniker, weil sie keine Zeit haben — entschieden mißverständlich ist. Das Vorkommen einer „echten senilen Chorea" lasse sich allerdings nicht bestreiten, sei aber mindestens sehr selten. Was Kehrer hier unter einer „echten" senilen Chorea versteht, ist nicht ganz leicht zu sagen. Eine Chorea, die im Greisenalter als solchem ihre entscheidende Ursache habe, dürfte es ebensowenig geben wie irgendeine andere spezifische Alterskrankheit. Auf S. 81 faßt er die Möglichkeit einer erblich bedingten Anfälligkeit gegenüber dem senilen Prozeß ins Auge. So aber kann man auch die Anlage zur Huntingtonschen Krankheit auffassen.

Kehrer glaubt einen Zusammenhang der myoklonischen Epilepsie oder, wie er sagt, der Myoklonie-Epilepsie mit dem „Parkinsonismus", d. h. der Gruppe der Paralysis agitans, annehmen zu sollen. Lundborg habe diese Beziehung nur flüchtig gestreift, und alle, die seine Ermittlungen wissenschaftlich verwertet hätten, seien mit Stillschweigen darüber hinweggegangen. Kehrer hält es auch für erwiesen, daß in Sippen mit Myoklonie-Epilepsie reine Epilepsie — offenbar nicht nur zufällig — vorkomme, nicht aber reine Myoklonie. Ob es eine reine Myoklonie auf erblicher Grundlage überhaupt gebe, sei fraglich. „Trotz Lundborg muß die Frage der erblichen Koppelung zwischen Myoklonie und Epilepsie als noch nicht geklärt bezeichnet werden" (S. 101). Der Ausdruck „Koppelung" scheint mir in diesem Zusammenhang mißverständlich zu sein. Auch in der Einleitung ist einmal von „Kuppelung" die Rede, wo offenbar nicht das gemeint ist, was man in der Genetik unter Koppelung versteht, sondern Korrelation.

In dem Kapitel „Fortpflanzung in Huntington-Sippen" hält Kehrer erstens erhöhte Kindersterblichkeit und zweitens auffallend häufiges Vorkommen von Zwillingsschwangerschaften für wesentlich. Mir scheint jedoch, daß die hohe Kindersterblichkeit sich ausreichend aus der ungünstigen Lage dieser Kinder erklärt; und daß die Zwillingsgeburten in diesen Sippen nicht durch Zufall bedingt sein könnten, scheint mir auch keineswegs erwiesen zu sein.

Im 18. Kapitel bringt Kehrer interessante Mitteilungen über die von Ziehen als „tonische Torsionsneurose" und von Mendel als „Torsionsdystonie" bezeichnete Krankheit, die „durch komplizierte langsame Drehbewegungen der die Körperhaltung bestimmenden Körperabschnitte gekennzeichnet" ist. Sie scheint ganz vorwiegend (oder ausschließlich?) bei russischen Juden vorzukommen. Kehrer beschreibt eine Familie mit „torsionsdystonischer Idiotie". Bei drei Schwestern traten im Kindesalter eigenartige Verdrehungen von Hals, Schulter,

Rumpf, Becken, Oberschenkeln und zuletzt auch des Gesichtes auf. Unter Ausbildung eines hohen Grades von Geistesschwäche gingen schließlich alle drei im 10. bis 13. Jahre an Marasmus zugrunde. Da es sich nicht um angeborene Geistesschwäche handelte, wäre der Ausdruck „Idiotie" vielleicht zweckmäßig durch einen anderen zu ersetzen. Was die Aetiologie betrifft, so meint Kehrer, es ergebe sich allein schon aus der Familientafel, daß das Leiden ein „ausschließlich erblich bedingtes" sei. In der Einleitung dagegen hatte es geheißen: „Noch immer gibt es Forscher, die nur das Entweder-Oder von endogen—exogen kennen, obwohl allmählich doch so viel klar geworden sein sollte, daß endogen und exogen sich nicht ausschließen, sondern vielmehr stets im Verhältnis umgekehrter Proportionalität zueinander stehen." Auch hatte Kehrer dort erklärt, die Betrachtung dürfe künftighin „nicht wie bisher (? d. Ref.) sich allein von dem Ehrgeiz beherrschen lassen, durchgehend nachzuweisen, daß auch in der Pathologie die Mendelschen Vererbungsregeln gelten oder gar in dem Erfahrungsmaterial beharrlich übersehen, was sich diesen Regeln nicht fügen will". Solche Sätze sind natürlich ein gefundenes Fressen für Mediziner, die mit der modernen Genetik auf gespanntem Fuße stehen; und leider werden nur wenige von diesen Kehrers Schrift so bis ins einzelne lesen, daß sie erkennen würden, daß er im Grunde durchaus biologisch denkt. Die Arbeit im ganzen ist zweifellos ein wertvoller Beitrag zur modernen Erblichkeitspathologie, wenn sie sich auch in manchen Teilen weitgehend in Erörterung von Einzelheiten verliert, die meistens noch dazu negativ ausgehen (z. B. die Erörterung über die Bedeutung der „Infektion", des „Rheumatismus", der konnatalen Syphilis usw.). Vermutlich hat Kehrer als vielbeschäftigter Kliniker nicht die Zeit gehabt, sich kürzer zu fassen und auf das Thema „Erblichkeit und Nervenleiden", das die Ueberschrift anzeigt, stärker zu konzentrieren. Da Kehrer es nicht getan hat und wohl wegen anderer, wichtigerer Arbeit nicht tun kann, muß man hoffen, daß sich bald einmal ein anderer genetisch geschulter Neurologe der entsagungsvollen Aufgabe unterziehen wird, das ganze bisher von anderen Autoren beigebrachte Material über erbliche Nervenleiden kritisch zu sichten und konzentriert zur Darstellung zu bringen. Lenz.

Lange, Johannes. Verbrechen als Schicksal. 96 S. Leipzig 1929. G. Thieme. 7 Mark.

Professor Johannes Lange von der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München, unseren Lesern bekannt durch seine Arbeit über die Entartungsfrage in Heft 2 des 20. Jahrganges, gibt in dieser Schrift höchst bedeutungsvolle Ergebnisse von Studien an Zwillingen, von denen mindestens einer kriminell geworden ist. Das Material entstammt zum großen Teil der bayerischen kriminalbiologischen Sammelstelle, die von Viernstein ins Leben gerufen worden ist und geleitet wird; zum anderen Teil ist es durch besondere Forschungen Langes beschafft worden.

Genügend sichere Daten konnten über 13 Paare eineiiger Zwillinge beigebracht werden und über 17 Paare zweieiiger vom gleichen Geschlecht, die zum Vergleich dienten. „Der Partner ist bei den 13 Paaren auch bestraft 10 mal, nicht bestraft 3 mal, bei den 17 zweieiigen Paaren auch bestraft 2 mal, nicht bestraft 15 mal. Das heißt also: Eineiige Zwillinge verhalten sich dem Verbrechen gegenüber ganz vorwiegend konkordant, zweieiige aber ganz vorwiegend diskordant. Der Bedeu-

tung der Zwillingsmethode entsprechend müssen wir daraus schließen, daß die Anlage eine ganz überwiegende Rolle unter den Verbrechensursachen spielt."

Um dem Einwand zu begegnen, daß die Aehnlichkeit eineiiger Zwillinge in ihrem verbrecherischen Verhalten auf Beeinflussung des einen durch den anderen oder auf gegenseitiger Beeinflussung beruhen könne, hat Lange untersucht, wie oft sonst Geschwister Krimineller ebenfalls kriminell sind. Er fand unter 400 strafmündigen Brüdern Krimineller 33, die ebenfalls wegen Verbrechen bestraft waren, also ein Verhältnis 1:12. Bei den zweieiigen Zwillingen betrug das Verhältnis 2 auf 17 oder 1:8,5, was unter Berücksichtigung der Grenzen des Fehlers der kleinen Zahl keine Abweichung von dem Verhältnis 1:12 zeigt. Das Verhältnis 10:13 = 1:1,3 bei den eineiigen Zwillingen ist dagegen rund zehnmal so hoch.

Noch eindrucksvoller als diese Zahlen ist der Vergleich der Lebensgeschichte bzw. der verbrecherischen Laufbahn der Zwillinge. Bei den eineiigen Zwillingen zeigt sich auch in der Art, dem Umfang und der Zeit ihrer verbrecherischen Betätigung eine ganz auffallende Aehnlichkeit. Die Einzelheiten müssen in der Arbeit selbst nachgelesen werden. Sehr lehrreich sind auch die 3 diskordanten Paare eineiiger Zwillinge, d. h. jene, wo nur der eine kriminell geworden ist. Diese Diskordanz ist offenbar auf Verschiedenheit der Umwelteinflüsse zurückzuführen. Bemerkenswerterweise ergab sich in zwei von den drei diskordanten Fällen, daß der kriminelle Zwillingspartner von einer groben Hirnschädigung betroffen worden war. Unterschiede der psychischen und der sozialen Umwelt dagegen ergaben keine wesentliche Verschiedenheit des Verhaltens in krimineller Beziehung.

Es wäre meines Erachtens zu wünschen gewesen, daß die anthropologischen Daten, auf welche sich die Diagnose der Eiigkeit in jedem Falle stützte, genau angegeben worden wären. Ich kann mich nicht ganz des Zweifels erwehren, daß unter den als eineiig angesehenen Paaren einzelne zweieiige sein mögen. So machen die Brüder Heufelder (Pseudonym), deren Bilder auf S. 24 und 25 gegeben sind, auf mich nicht den Eindruck eines eineiigen Paares; andernfalls müßten die Lichtbilder technisch sehr verschieden aufgenommen worden sein. Lange äußert sich über den recht verschiedenen Gesichtsausdruck beider Bilder leider nicht. Aber auch wenn das eine oder andere der als eineiig angenommenen Paare in Wahrheit zweieiig sein sollte, ändert sich nichts Grundsätzliches an den Schlüssen, zu denen Lange gekommen ist. Seine Arbeit ist für die Frage der erblichen Bedingtheit des Verbrechens auf jeden Fall grundlegend. Lenz.

Klug, Dr. W. I., Heidelberg, Ueber die Kirchheimer Bluterfamilien (Mampel). „Deutsche Zeitschrift für Chirurgie", 1926, Band 199, Heft 3—5, Seite 145—151.

Der Verfasser behandelt diese älteste, nun seit hundert Jahren bekannte deutsche Bluterfamilie, auf die schon der berühmte Heidelberger Chirurg v. Chelius aufmerksam gemacht, die später besonders H. Lossen bearbeitet hatte und die jetzt in der sechsten Generation steht.

Eine Familie namens Mampel existiert nicht mehr; Nachkommen von ihr sollen in Amerika leben (vielleicht wäre von amerikanischen Forschern, die sich ja viel mit Hämophilie beschäftigt haben, etwas darüber zu erfahren. D. Ref.). In Kirchheim selbst sind nur Nachkommen zweier Töchter Mampel (Stamm-

mütter) vorhanden. Unter 52 Einzelfamilien sind nur 12 von Hämophilie betroffen. Nur männliche Abkömmlinge sind als Bluter bekannt. Nicht 37 Bluter, wie Lossen annimmt, sondern nur 23 echte Bluter sind nachweisbar, wozu noch 4 aus der jüngsten Generation kommen. 7 Bluterehen (Bluter-Konduktorehen) sind zu streichen. Bluter stammen vielmehr ausschließlich aus einfachen Konduktorehen (15) ab. In der einen Tochterfamilie (Teutsch) sind sehr wenig Konduktoren vorhanden und die Hämophilie scheint aus ihr allmählich zu verschwinden; in der fünften Generation ist bis jetzt kein Konduktor vorhanden. In der anderen Tochterfamilie (Wendling) existieren Bluter und Konduktoren in der fünften Generation. Der frühere Kinderreichtum hat in den Bluterfamilien im ganzen abgenommen.

Die von Lossen festgestellten Bluter sind bis auf zwei gestorben. In der jüngsten Generation sind 4 Knaben als Bluter festgestellt. In der einen Familie (Lamade) sind beide Knaben, ein- bis zweijährig, an Verblutung gestorben. Die beiden anderen aus der Familie Leibert sind Gelenkbluter. Alle 4 entstammen dem Zweige Wendling. Zweimal kommt, je in einem der großen Familienzweige, der bei diesem Stamme seltene Fall vor, daß die Hämophilie eine Generation vollkommen überspringt, um in der folgenden Generation auf dem Wege über die Konduktoren wiederzukehren.

Im Kirchheimer Bluterstamme sind also wie überall nur die Männer Bluter, vererbten aber bisher die Krankheit nicht, zumal die meisten jung starben und bis auf zwei gar nicht zur Ehe gelangt sind; es ist hier also auch kein Fall bekannt, in dem ein Bluter die Anlage auf eine Tochter übertragen hätte. Bluterenkel, vom Bluter-Großvater durch die Konduktoren-Tochter, gibt es somit in diesen Bluterfamilien nirgends. Die Frauen sind selbst keine Bluter, vererben aber als Konduktoren die Krankheit und zwar sie allein auf die Söhne durch alle Generationen hin; ihre Töchter sind, wenigstens zum Teil, wieder Konduktoren; die Brüder von Konduktoren können Bluter, die Schwestern von Blutern können Konduktoren sein. Insgesamt stehen neben 27 Blutern 103 Nichtbluter in sämtlichen Generationen und Familien; unter 58 Töchtern sind 14 Konduktoren, 10 Nichtkonduktoren; die übrigen Töchter sind jung gestorben oder nicht bzw. noch nicht verheiratet oder kinderlos. Dieses Zahlenverhältnis bei den Töchtern soll einen Gegensatz zur früheren Ansicht Lossens bedeuten, wonach alle Frauen (Töchter) Konduktoren seien. Nach den Erbregeln würden allerdings aus einer Konduktorehe die Hälfte der Töchter wieder Konduktoren sein, aus einer Bluterehe dagegen alle Töchter. Der Hypothese K. H. Bauers, daß die Bluteranlage in homozygotem Zustande letal sei, ist mit der Aufdeckung der von ihm in der Familie Mampel angenommenen Bluter-Konduktorehen als gewöhnlicher Konduktorehen die Grundlage entzogen.

Aus den Konduktorehen allein stammen 27 Bluter und 39 Nichtbluter, ferner 14 Konduktoren gegenüber 10 Nichtkonduktoren. Beide Zahlenverhältnisse entsprechen bei Berücksichtigung des Fehlers der kleinen Zahl dem rezessiven geschlechtsgebundenen Erbgang. Bluterehen sind, wie gesagt, in diesem Stammbaum etwas sehr Seltenes. Eine solche der zweiten Generation ist entweder ausgestorben oder konnte nicht weiter verfolgt werden (Amerika?). Gegenwärtig ist aber eine Bluterehe (Rehm) in Kirchheim vorhanden. Die Töchter aus dieser

Ehe (bisher kinderlos) wären fernerhin darauf zu verfolgen, ob sie Kinder und zwar Bluter bzw. Konduktoren bekommen.

Vom Standpunkt der ärztlichen Prophylaxe wie von dem der Eugenik aus (dieser Punkt wird vom Verfasser nicht berührt) müßte man auf Eheverhinderung bzw. völlige Kinderlosigkeit der Ehen dieser Töchter (unter Umständen durch Empfängnisverhütung) hinwirken, damit die Hämophilie in diesem durch den Vater (Bluter) stark gefährdeten Familienzweig ausstirbt. Und zwar gälte diese eugenische und sittliche Forderung für alle Töchter des Bluters ohne Ausnahme, da sämtliche Konduktoren sein müssen. Der Sohn oder Söhne des Bluters dagegen könnten unbedenklich heiraten, da bei ihnen der hämophile Faktor ganz fehlt; freilich müßte einwandfrei feststehen, daß deren Ehepartnerinnen keine hämophile Aszendenz haben. Söhne von Konduktoren und ebenso Söhne aus einer etwaigen Bluter-Konduktorehe können nur, soweit sie selbst Nichtbluter sind, ebenfalls heiraten.

Da von diesem Falle abgesehen bis jetzt im ganzen Stammbaum weder eine Bluter-Konduktorehe noch eine Ehe eines Bluters mit gesunder Partnerin bekannt ist, sind wir außerstande, diese zwei Vererbungsfälle hier zu verfolgen. Dagegen bestehen häufig die einfachen Konduktorehen mit gesunden Partnern; hier könnte von den Töchtern dieser Konduktoren auf Grund der Vererbungsregel verlangt werden, daß sie sich einer Blutgerinnungsuntersuchung nach Schlößmann unterziehen, da bei der Hälfte dieser Töchter die Konduktoreigenschaft zu erwarten wäre. Die Töchter mit normaler Gerinnungsfähigkeit könnten unbedenklich heiraten und Kinder bekommen. Die Töchter mit ungünstigem Blutgerinnungsresultat müßten kinderlos bleiben, da bei ihnen, auch wenn sie gesunde Männer heiraten, Bluter und Konduktoren je zu ein Viertel in der Nachkommenschaft zu erwarten sind. Für sie wie auch für die Töchter der Familie Rehm (Bluterehe) hätte also ein Frauenbund im Sinne von Ernst Zahn, dem Dichter der „Frauen von Tannò“, auch in der Bluterfamilie von Kirchheim immerhin seine Bedeutung, da er zur gegenseitigen Befestigung der guten Vorsätze auf Beseitigung des Familienerbübels der Hämophilie durch gewollte Kinderlosigkeit beitragen könnte. Max Fischer (Berlin-Dahlem).

Kubányi, Dr. A., Blutgruppenuntersuchungen an der **hämophilen** Familie Mampel zu Heidelberg. Klinische Wochenschrift 1927, Nr. 32, Seite 1517.

Der Verfasser hat in einer früheren Arbeit (Klinische Wochenschrift 1926, Nr. 8, Seite 321) durch Blutgruppenuntersuchungen bei einer Bluterfamilie (nicht Mampel) gefunden, daß Mutter, Tochter und der hämophile Sohn — und nur sie allein — der Blutgruppe II angehörten, während die gesunden Brüder alle Blutgruppe III zeigten, und hielt sich danach zur Annahme berechtigt, daß die Blutgruppenvererbung auch bei der Vererbung des hämophilen Faktors eine Rolle spiele bzw. daß beide Charaktere parallel liefen. Er untersuchte nun neuerdings 36 Mitglieder der bekannten Bluterfamilie Mampel in Kirchheim bei Heidelberg (siehe Referat über Klug). Hier gehören die wirklichen Bluter (Familienvater oder ledige Söhne) alle der Blutgruppe IV an; ebenso die untersuchten Mütter, die Konduktoren sind, außerdem aber einige Töchter, deren Rolle in der Vererbung erst später geklärt werden kann. Bei einem Ehepaar (blutsverwandt) stehen beide Gatten in Blutgruppe IV, ebenso 2 Töchter. Die gesunden Söhne

(Nichtbluter) und verschiedene Töchter, die Nichtkonduktoren sind oder als solche anzusprechen sein werden, zeigen alle Blutgruppe II an; die untersuchten gesunden angeheirateten Ehegatten der Töchter aus Bluterfamilien befinden sich entweder in II oder in IV.

Kubányi kommt auf Grund seiner Untersuchungen in dieser Familie zum Resultat: 1. Die lebenden schweren Hämophilen gehören alle zu Blutgruppe IV; dagegen kommt in der ganzen Familie kein nichthämophiler Mann in dieser Gruppe vor. 2. In der Familie Mampel kommen in der Deszendenz überhaupt nur zwei Gruppen (II und IV) vor. 3. Die angeheirateten Männer gehören alle II oder IV an; die Töchter dieser belasteten Familie (alle in II bzw. IV) haben also zufällig sämtlich Männer bekommen, die ebenfalls II oder IV zeigen.

Es wird eine Aufgabe der zukünftigen Forschung sein, die Kinder der jetzt untersuchten Mädchen und Frauen, also die kommende Generation auf Blutgruppen zu untersuchen und dadurch eine Klärung über die Vererbung des Blutgruppencharakters bei Hämophilen zu erhalten. Naturgemäß kann das Ergebnis erst in Jahrzehnten erwartet werden. Hierin wird man dem Verfasser beistimmen und sich aufs Warten verlegen müssen. An sich wäre es für uns, ganz abgesehen von den rein wissenschaftlichen Folgerungen, gewiß sehr wertvoll, neben der Schlößmannschen Methode der Blutgerinnungsuntersuchung noch ein zweites Unterscheidungsmerkmal zwischen präsumtiven Blutern bzw. Konduktoren und Nichtblutern bzw. Nichtkonduktoren zu erhalten.

Max Fischer (Berlin-Dahlem).

Nickau, Professor Dr., Hämophilie und ihre erfolgreiche Behandlung mit Nateina Llopis. Klinische Wochenschrift, Jahrg. 7, Nr. 13, vom 25. März 1928, S. 590—594.

Der Verfasser hat das spanische Präparat Nateina des Erfinders Llopis, das ein Vitamingemisch der Vitamine *A*, *B*, *C* und *D* mit Kalziumphosphat darstellt, an zwei schwer hämophilen Brüdern in zehnmonatelanger Behandlung erprobt. Die Bluter sollen keiner der Schlößmannschen Bluterfamilien angehören, sondern einer Stuttgarter bzw. Sulzer Familie, aber als einwandfreie Hämophile mit Gelenk- und Gewebeblutungen (Nase, Zähne, Haut) nachgewiesen sein; sie zeigten eine starke Gerinnungsverzögerung des Blutes.

Durch andauernden Gebrauch von Nateina bis zu den Höchstdosen (35 und 40 Tabletten täglich) konnten die Blutungserscheinungen bedeutend zurückgedrängt und zeitweise aufgehoben werden, so daß selbst stärkere Traumen, die sonst monate- und jahrelange Behandlung erforderten, nur geringe Folgen hatten, die in wenigen Tagen oder Wochen wieder beseitigt waren. Aussetzen oder zu starke Reduzierung des Mittels steigerte von neuem die Blutungen; erhöhte Dosen brachten rasch wieder Erleichterung und Schwinden. Die Gerinnungsdauer konnte in einem Fall von 5 Stunden bis auf 1 Stunde 54 Minuten, im anderen von 3 Stunden 47 Minuten auf 1 Stunde 43 Minuten reduziert werden. Die Bluntuntersuchung ergab eine Verbesserung der Erythropoese, erhöhten Hämoglobin- und Erythrozytenwert; auch der vorher zu niedere Kalziumwert stieg an. Der Genuß von Aepfel- und Birnenmost, von Erdbeeren und Essiggurken erwies sich in der Behandlungszeit als schädlich, wie auch von anderen Fällen bekannt ist. Die vorher stark darniederliegende Arbeits- und Berufsfähigkeit der Bluter

wurde wiederhergestellt. Aehnliche Ergebnisse über Nateina werden auch von spanischen und italienischen Forschern berichtet.

Der Verfasser kommt zum Schluß, daß durch Nateina die Blutgerinnung bedeutend, wenn auch nicht bis zur Norm verbessert werde, sie schwankt mit der Dosierung des Mittels. Immerhin ist der Erfolg hierin ein sehr erheblicher. Eine stärkere Wirkung als auf Blutbeschaffenheit und Blutgerinnung mißt er der Beeinflussung der bei Hämophilie gleichfalls als alteriert anzusehenden Gefäßwandungen durch Nateina zu, indem die Gefäßendothelzellen eine Veränderung im Sinne größerer Dichtigkeit gegen Blutaustritt annehmen, wie sich insbesondere bei Traumen zeige. Er schließt dies ferner daraus, daß die Blutungsneigung verringert blieb, auch wenn eine ungünstigere Gerinnungszeit wieder auftrat. Mit dem Nateinagebrauch geht ein für die Bluter wohltuendes Wärme- und Kräftigungsgefühl einher. Die Hämophilie erfordert, um niedergehalten zu werden, die dauernde Anwendung des Mittels, jedoch in schwankenden Dosen, d. h. unter Steigerung bei Eintritt von Traumen oder spontanen Blutungen bzw. Blutunterlaufungen.

Jedenfalls stellt nach Niekau Nateina das erste und einzige Mittel dar, das bei schwerer Hämophilie, wenn selbst Bluttransfusion nur vorübergehend geholfen hatte, in oraler Darreichung sowohl eine wesentliche Verbesserung der chemischen Blutbeschaffenheit wie auch der Gefäßwandzellenleistung erzielt und die lebensgefährlichen Krankheitserscheinungen latent und symptomlos gestaltet, ja die Kranken wieder vollständig berufs- und erwerbsfähig machen und erhalten kann, was ihnen seither besonders bei schweren Graden der Krankheit teilweise oder ganz bzw. zeitlich oder dauernd versagt geblieben war.

An sich ist es — vorausgesetzt, daß diese therapeutischen Ergebnisse durch weitere Untersuchungen bestätigt werden — gewiß sehr erfreulich, wenn auf diese Weise das schwere Los der Hämophilen bedeutend gemildert werden kann. Auf der anderen Seite kann man sich aber auch nicht verhehlen, daß auf diese Weise manche schweren Bluter, die seither durch frühzeitigen Tod infolge Verblutung von der Zeugung von Nachkommenschaft ausgeschlossen blieben, nunmehr am Leben erhalten werden, ins heiratsfähige Alter kommen und Kinder zeugen können. Sie tragen damit zur Verbreitung und Vererbung der Hämophilie bei, während es Aufgabe der Eugenik bleiben muß, das Erbübel auszurotten. Man wird also in solchen Familien eine strenge Ehe- und Sexualberatung durch die zuständigen Kreise (Aerzte, Fürsorgeorgane) eintreten lassen sollen, um dieser Gefahr zu begegnen. Ehen von Blutern auch mit gesunden Partnerinnen würden zwar nur gesunde Söhne, aber sämtliche Töchter als Konduktoren erbringen (siehe auch das Referat über Klug). Max Fischer (Berlin-Dahlem).

Wolff, Georg, Der Gang der Tuberkulosesterblichkeit und die Industrialisierung Europas. 172 S. Leipzig 1926. J. A. Barth. 9.50 M.

Der Verfasser, Stadtschularzt in Berlin, hat die statistischen Unterlagen der Tuberkulosesterblichkeit in den verschiedenen Ländern Europas einer eingehenden kritischen Bearbeitung unterzogen. Speziell ist er den Fehlerquellen, die zeitliche und örtliche Vergleiche erschweren, nachgegangen, z. B. der verschiedenen Altersbesetzung, Unterschieden in der Meldung der Todesursachen usw. Er kommt schließlich zu folgenden Ergebnissen:

Im zeitlichen Vergleich zeigen von 1871 bis 1910 die stärkste Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit England und Wales, Schottland, Belgien, Dänemark, Preußen, bis auf Dänemark sämtlich Industriestaaten; gerade in Dänemark bezieht sich die Statistik aber nur auf die Städte. Eine relativ geringe Abnahme zeigen Irland, Italien, Frankreich, Schweiz, Finnland, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Rußland und die Balkanstaaten. Im örtlichen Vergleich hatten im Jahrfünft 1906 bis 1910 Belgien, England und Wales die niedrigste Tuberkulosesterblichkeit, dann folgen Preußen, die Niederlande, Italien. Die höchsten Ziffern hatten Irland, Finnland, Oesterreich, Ungarn, Rußland und die Balkanstaaten. Entgegen einer verbreiteten Anschauung schneiden die Industriestaaten also besser ab als die vorwiegend Landwirtschaft treibenden Staaten. Das ist ein auffallendes Ergebnis; denn „die industriell-gewerbliche Tätigkeit an sich wirkt eher ungünstig auf den Verlauf der Tuberkulose im Einzelfalle, was auch die Sterblichkeitsstatistik nach dem Beruf, soweit sie fehlerfrei durchgeführt ist, erkennen läßt". Wolff ist daher der Ansicht, daß die niedrige Tuberkulosesterblichkeit der Industrieländer nicht auf die Industrialisierung als solche, sondern auf gewisse mit ihr verbundene Einflüsse zurückzuführen sei, die auf den Wohlstand des Landes, die Lebenshaltung der Bevölkerung, auf gesetzgeberische Maßnahmen im Sinne der Sozialversicherung und der Arbeiterschutzgesetze, auf die Bildung der Massen und ihre hygienische Kultur eingewirkt hätten. Dadurch würden die unmittelbaren Schäden, welche die Industrialisierung bringe, überkompensiert. Immerhin zeigen innerhalb der Industriestaaten die ländlichen und kleinstädtischen Bezirke oft günstigere Zahlen als die Industriezentren. Die ländlichen Bezirke nähmen heute eben auch weitgehend an der hygienischen Kultur eines Landes teil. Im ganzen seien die Ziffern der Tuberkulosesterblichkeit ein Gradmesser der hygienischen Kultur eines Landes.

Wolff betont zwar, daß man bei der Deutung der Ziffern vorsichtig sein müsse, da zahlreiche ursächliche Faktoren in Betracht kämen; er hat aber einen sehr wichtigen, vielleicht sogar entscheidenden Faktor leider übersehen; das ist die Auslesewirkung der Industrialisierung. Im Anfang der Industrialisierung eines Landes ist die Tuberkulosesterblichkeit nämlich hoch; eben dadurch aber werden die für Tuberkulose empfänglichen Familien in großer Zahl ausgemerzt; und dieser Ausleseprozeß wirkt in der Richtung, daß mit der Dauer der Industrialisierung die Tuberkulosesterblichkeit heruntergeht. Daraus in erster Linie dürfte es sich erklären, daß die am längsten industrialisierten Länder, England, Wales und Belgien, heute die niedrigste Tuberkulosesterblichkeit haben. Wolff hat an die Möglichkeit dieses Zusammenhanges offenbar gar nicht gedacht; er bemerkt ausdrücklich, daß nicht die Disposition, sondern nur die Exposition der Bevölkerung in den Industrieländern eine geringere sei mit der Begründung, die ländliche Bevölkerung stehe konstitutionell nicht hinter der industriellen zurück. Nun handelt es sich bei der Anfälligkeit gegen Tuberkulose aber sicher nicht nur um allgemeine konstitutionelle Schwäche, sondern auch um spezifische Dispositionen. Da Wolff im Vorwort angibt, daß seine Arbeit einer Anregung, die er bei den Uebungen Grotjahns im Sozialhygienischen Seminar der Berliner Universität erhalten habe, ihre Entstehung verdanke, und da gerade Grotjahn die Bedeutung der Disposition für die Tuberkulose stets betont hat, so hätte er diese Möglichkeit eigentlich nicht übersehen sollen. Lenz.

Sommer, Robert. Familienforschung, Vererbungs- und Rassenlehre. 519 S. Mit 54 Abbildungen im Text und 7 Tafeln. Leipzig 1927. J. A. Barth.

Die zweite Auflage dieses Buches des Gießener Psychiaters habe ich in Bd. 15, H. 1, S. 77 ff., besprochen (1923). Im Vorwort zur dritten Auflage weist Sommer auf die nach dem Kriege erfolgte überraschende Ausbreitung des Interesses für Familienforschung hin. Er meint: „Die beiden ersten Auflagen dieses Buches, die 1907 und 1922 erschienen sind, und die von mir 1908 und 1912 abgehaltenen Kurse mit dem I. Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre, haben durch die Zusammenfassung von Familienforschung, Vererbungslehre, beobachtender Psychologie und Rassenhygiene diese Entwicklung mitverursacht." Die dritte Auflage habe hauptsächlich drei Aufgaben zu erfüllen: „1. die Familienforschung in engster Weise mit der Rassenhygiene, besonders der psychischen Hygiene, zu verknüpfen und dadurch ihre soziale Notwendigkeit zu zeigen"; „2. die familiengeschichtliche Forschung durch eine naturwissenschaftliche Rassen- und Stammeslehre zu vertiefen und dadurch das Interesse an der Familienkunde vor Verflachung zu bewahren"; „3. einen Führer durch die kaum noch zu überblickende Menge von Einzelerscheinungen sozialer und literarischer Art im Gebiete der Familienkunde zu bilden."

Wenn die soziale Notwendigkeit der Familienforschung durch ihre Verknüpfung mit der Rassenhygiene dargetan werden soll, so setzt das eine hohe Einschätzung der Rassenhygiene voraus. Allerdings versteht Sommer unter „Rassenhygiene" etwas wesentlich anderes als ihre Begründer und gegenwärtigen Vertreter. Als erste Forderung der „Rassenhygiene" stellt er die Errichtung öffentlicher Ruhehallen auf: „Einen der wichtigsten Punkte der Rassenhygiene (? d. Ref.) bildet der Kampf gegen die Uebermüdung als Volkskrankheit, wie ich ihn z. B. seit langen Jahren durch die Pläne zur Errichtung von öffentlichen Ruhehallen führe, ohne daß sich bisher die staatlichen oder großstädtischen Behörden sowie die Leitungen von großen Ausstellungen, mit wenigen Ausnahmen, zu einer Ausführung dieser rassenhygienischen (?) Idee entschließen konnten" (S. 95). An zweiter Stelle, meint Sommer, sei die Wohnungsfrage von großer Bedeutung für die Rassenhygiene. Das ist gewiß nicht unrichtig; und doch ist es mir sehr zweifelhaft, ob „der letzte Grund des Wohnungselends" „stets in der enormen Steigerung der Bodenpreise" liegt und ob eine Lösung der Wohnungsfrage, so wie Sommer sie sich denkt, volkswirtschaftlich zweckmäßig und rassenhygienisch wirksam sein würde. An dritter Stelle fordert er „die Organisation der körperlichen Erziehung des Volkes durch Turnen und Bewegungsspiele". Auch hier darf man zweifeln, ob gerade rassenhygienisch damit etwas gewonnen ist. Die ungeheure Ausbreitung des Sportwesens in den letzten Jahren hat zweifellos in vielen Fällen bei Sportsleuten der Erzeugung von Kindern entgegengewirkt, da zwischen Sportsleben und Kinderaufzucht ein Konkurrenzverhältnis besteht. Auch hat das Sportwesen teilweise zu einer Verwirrung der Wertungen geführt, indem weite Kreise heute dazu neigen, in sportlichen Rekordleistungen die wichtigsten Aufgaben der Nation zu sehen. Die wirklich entscheidenden Forderungen der Rassenhygiene kommen dementsprechend bei Sommer zu kurz. Von der Hemmung der Fortpflanzung Minderwertiger wird nur die „Verhinderung der Nachkommenschaft von Personen, bei denen endogene Geistes-

störungen ausgebrochen sind", erörtert. „Hierbei kommt in erster Linie die Internierung in Betracht, solange Anstaltsbedürftigkeit vorliegt. Man hat jedoch darüber hinaus, besonders bei Entlassungen aus der Anstalt, an eine Zerstörung der Keimdrüsen, d. h. der Hoden beim Manne und der Ovarien bei Frauen, mit Hilfe von Operation oder Röntgenstrahlen gedacht" (S. 99). Hier wird also nur die Kastration, die als rassenhygienische Maßnahme gar nicht in Betracht kommt, erwähnt; von der rassenhygienischen Sterilisation, bei der die Hoden bzw. die Ovarien keineswegs zerstört werden, findet sich dagegen kein Wort. Auch die positiven Forderungen der Rassenhygiene, welche eine Vermehrung der tüchtigen und begabten Familien bezwecken und über die in rassenhygienischen Kreisen des In- und Auslandes weitgehende Uebereinstimmung besteht, werden von Sommer überhaupt nicht erörtert. So ist dieses Buch, das die Notwendigkeit der Rassenhygiene in allgemeinen Wendungen so stark betont, leider nicht geeignet, dem Leser eine zutreffende Vorstellung von dem zu geben, was die Rassenhygiene wirklich ist und will.

Neu sind in der dritten Auflage umfangreiche Ausführungen über „Rassen- und Stammeslehre". Man liest auf S. 350: „Seitdem ich in der zweiten Auflage dieses Buches die vorstehende Darstellung gegeben habe, 1922, hat die Rassenkunde, besonders durch die Bücher von Günther, Kaup*) u. a., einen außerordentlichen Aufschwung genommen, und es ist bei der Neuauflage des Buches unbedingt notwendig, dazu Stellung zu nehmen." Vermutlich werden die beiden genannten Autoren sich nicht wenig darüber wundern, daß sie so einträchtiglich nebeneinander aufgeführt werden. In der Darstellung der Rassen Europas folgt Sommer hauptsächlich Günther; aber er bringt auch mancherlei eigene Gedanken. Den „Schlüssel der Kulturgeschichte" sieht er in der „Epimixis", d. h. der sekundären Mischung nach einer, durch Inzucht oder Auslese ähnlicher Eigenschaften bedingten, Befestigung bestimmter Erbanlagen in den bei der späteren Kreuzung beteiligten Familien" (S. 408). „Eine Menge Erfahrungen darüber habe ich bei vielfachen Reisen im Gebiet des Mittelmeeres, neuerdings auch in Aegypten, gesammelt, und habe damit die volks- und naturkundlichen Schriften über die genannten Länder verglichen" (S. 410). „Die großen Kulturen, besonders auch die ägyptische, sind durch die Epimixis der am Ende der Eiszeit in die genannten asiatischen Gebiete eindringenden weißen Rasse mit einer schon vorher vorhandenen afrikanischen Urbevölkerung entstanden." Für die Völkerwanderungen und Rassenmischungen mißt Sommer den sog. „Rennwegen" eine große Bedeutung bei, und er gibt eine Anzahl Kartenskizzen, welche den Verlauf solcher von ihm angenommener Rennwege in verschiedenen Teilen Deutschlands zeigen. Auch über die Etzelsburg des Nibelungenliedes finden sich in diesem vielseitigen Buche Ausführungen und Kartenskizzen. Im letzten Kapitel werden die einzelnen deutschen Stämme besprochen. Den Schluß bildet ein leider wenig übersichtliches Schriftenverzeichnis von 20 Seiten Umfang. Namen- und Sachregister sind nicht vorhanden; und doch hätte ein Buch, das sich die Ziele wie das vorliegende steckt, ein solches dringend nötig. Auf Kritik von Einzelheiten einzugehen, scheint mir nicht am Platz zu sein. Lenz.

*) Kaups Vornamen wird übrigens nicht mit tz geschrieben, wie Sommer meint.

Schiller, F. Canning S., Eugenics and Politics. 220 S. London 1926. Constable a. Co.

In diesem Bande sind sieben Aufsätze über rassenhygienische Fragen zusammengefaßt, die mit Ausnahme des fünften (Plato and Eugenics) schon vorher in Zeitschriften veröffentlicht worden waren. Der Verfasser ist Professor der Philosophie in Oxford und hat sich als einer der Führer des sog. Pragmatismus einen Namen gemacht. Die Titel der einzelnen Aufsätze sind: 1. Rassenhygiene und Politik, 2. Nationale Selbstauslese, 3. Rassenhygiene gegen Zivilisation, 4. Rassenhygiene und Erziehung, 5. Platon und die Rassenhygiene, 6. Der Verfall Roms und seine Lehren für uns, 7. Einige Mißverständnisse der Rassenhygiene.

Schiller ist einer der wenigen Denker, welche die Bedeutung der Rassenhygiene voll erfaßt haben. Er führt in dem ersten Aufsatz aus, daß die Rassenhygiene auf das politische Handeln bisher leider noch keinen Einfluß habe. Wenn ihre Bedeutung aber gebührend gewürdigt würde, so würde sie einen tiefgreifenden Einfluß auf die Politik haben; die politischen Methoden und die Gesellschaftsordnung würden dann eine völlige Umgestaltung erfahren müssen. Die Gewohnheiten und Ueberlieferungen der Gegenwart seien von Grund aus antieugenisch; und außerdem sei die öffentliche Meinung neuen Gedanken sehr wenig zugänglich. Es werde daher nicht leicht sein, die Welt zu überzeugen, wie unhygienisch ihre alten Wege seien und wie dringend nötig es sei, ihren Augiasstall mit wissenschaftlichen Desinfektionsmitteln zu säubern. Das sei aber unerläßlich, nicht nur, wenn sie fortschreiten und gedeihen, sondern auch wenn sie nur weiterbestehen wolle. Trotzdem müsse der Versuch gemacht werden, und eine Vorbedingung davon sei, den bequemen, aber entnervenden Aberglauben aufzugeben, daß die Menschheit in unaufhaltsamem Fortschritt begriffen sei und daß schließlich alles zum guten Ende kommen müsse, weil die Entwicklung nicht fehlgehen könne. „Wie mächtig ein Staatswesen auch sein und wie große materielle Hilfsquellen es auch haben mag, es ist zum Untergang verurteilt, wenn es sich so organisiert, daß die falsche Sorte Menschen gezüchtet und das Ueberleben der Wertlosen auf Kosten der Wertvolleren gefördert wird.“ Wenn die Moralisten überhaupt für neue Gedanken zugänglich seien, so müsse auf die rassenhygienische Einsicht ein neues System der Sitten begründet werden. Das Uebel werde heute durch den ganzen Zug der sozialen Gesetzgebung verschlimmert.

Die Rassenhygiene sei heute mit Abstand das ernsteste Problem, mit dem sich die politische Weisheit der Kulturwelt auseinanderzusetzen habe. Sosehr auch die altmodischen Politiker davor zurückschrecken, ihm ins Gesicht zu sehen, und sooft sie auch ihre platten Parteidogmen und Schlagworte wiederholen mögen: die Rassenhygiene sei die bedeutungsvollste Frage der Politik geworden. Das Problem sei seinem Wesen nach ein soziales. Es könne nicht durch individuelle Initiative gelöst werden, obwohl natürlich die Mitarbeit der Individuen unerläßlich sei. Aber das Individuum sei den gesellschaftlichen Konventionen gegenüber hilflos, die ihm sogar seine Ehewahl weitgehend vorschreiben. „Kurz, unsere Gesetzgeber und politischen Denker werden viel ernster nachdenken müssen, als sie es in den letzten zweitausend Jahren getan haben, mit größerer Mißachtung der Ueberlieferungen und Konventionen der politischen Philosophie.“ „Eine moralische Reformation ist niemals populär, und ein weitschauender Plan

wird niemals in weiten Kreisen begriffen. Die Trägheit der Gewohnheit und der Dummheit ist stets nur langsam in Bewegung zu setzen, und der Widerstand jener, deren Interessen oder Vorurteile getroffen werden, ist stets erbittert." „Quem vult perdere deus, prius dementat, und leider weist unsere hellenistisch orientierte politische Philosophie alle Zeichen der senilen Demenz und der progressiven Paranoia auf." In einer Fußnote bemerkt Schiller, daß dieser Artikel schon im Januar 1914 im Hibbert Journal erschienen sei. Seitdem habe die Katastrophe des Weltkrieges gezeigt, welche selbstmörderischen Tendenzen in der europäischen Kultur lauern.

Auch in dem Aufsatz „Nationale Selbstauslese" wird Schiller recht deutlich: „Die kollektive Dummheit selbst der intelligentesten und zivilisiertesten Gesellschaften ist erstaunlich." Der Mensch sei noch nicht Herr und Meister seines Schicksals. Und doch fehle es ihm nicht an den nötigen Machtmitteln dazu. Aber die leitenden Politiker würden sicherlich die letzten sein, die zu der Notwendigkeit einer rassenhygienischen Politik bekehrt werden würden. Eine solche Politik setze nicht voraus, daß der Wetteifer der Nationen aufhöre. Aber ebenso wie heute eine Verbesserung von Maschinen zur Zerstörung schleunigst von allen anderen Nationen nachgeahmt werde, so sei es zu wünschen, daß rassenhygienische Einrichtungen, die irgendwo sich bewährt hätten, alsbald überall eingeführt würden.

Das bedeutungsvollste Kapitel des Buches ist das vierte „Rassenhygiene und Erziehung", besonders bedeutungsvoll für die Verhältnisse bei uns in Deutschland, wo das Erziehungs- und Bildungswesen viel verbohrter als in England ist. Schiller betont hier einleitend, daß die Entartung der Rasse infolge verkehrter Einrichtung der Gesellschaft heute sehr reißend vor sich gehe. Die Gesellschaft beabsichtige zwar nicht das Ueberwuchern der Minderwertigen; tatsächlich aber sei sie so eingerichtet, daß sie es doch herbeiführe.

Ein schwerer Mißstand sei es, daß in den geistigen Berufen die jungen Leute ungenügend, die alten übermäßig bezahlt würden. Durch diese „soziale Hysteresis" würden die begabten, strebsamen und erfolgreichen Mitglieder der geistigen Berufe auf dem Wege der unfreiwilligen Ehelosigkeit, der Spätehe, der Ueberarbeitung usw. an der Fortpflanzung gehindert, ja sogar weitgehend sterilisiert.

Schiller führt nun aus, daß gerade im englischen Erziehungswesen Faktoren wirksam sind, „die bis zu einem gewissen Grade den erwähnten Mißständen entgegenwirken und die wenigstens potentiell einen beträchtlichen rassenhygienischen Wert haben mögen, einen Wert, der durch relativ leichte Verbesserungen ungeheuer gesteigert werden könnte". Ein solcher Faktor ist die Einrichtung der Stipendien (scholarships). Diese sind in England zahlreich und reichlich und, was besonders wichtig ist, keineswegs nur Bedürftigen vorbehalten. „In der Grundschule bildet die glänzende Aussicht, Stipendien in der höheren Schule zu erlangen, für die Knaben einen Anreiz, ihre natürliche (und verzeihliche) Trägheit zu überwinden; in der höheren Schule ist es die Aussicht, Stipendien auf der Universität zu erreichen. Der Anreiz eines Stipendiums ist keineswegs etwas Einfaches oder Unvornehmes; er beruht auf einer feinen Kombination von Gewinn und Ruhm, welche zugleich die Wettbewerbsinstinkte der Kinder, Lehrer und Eltern nährt und befriedigt. Ein Stipendium ist sowohl eine

große Ehre als auch ein großer Gewinn, und niemand braucht es zu verachten, sie zu gewinnen. Es ist auch nicht nur und nicht einmal vorwiegend selbstsüchtig, sie anzustreben: ein Junge, der ein Stipendium erreicht, fühlt, daß er seinen Eltern hilft und zugleich eine Ehre für seine Anstalt gewinnt." Das Stipendienwesen macht den Geltungstrieb und den Geist des Wettbewerbs fruchtbar. „So ist es nicht zuviel gesagt, daß das Stipendienwesen das Rückgrat unserer geistigen Erziehung bildet, und daß die geistige Leistungsfähigkeit der englischen Schulen und Hochschulen, die man gewiß nicht verachten darf, wesentlich auf diesem System beruht."

Nicht minder wirksam für die Charakterbildung ist nach Schiller die sportliche Erziehung in England. „Diese ist eine wunderbar geschickte Nutzbarmachung des Spieltriebes und des Bedürfnisses nach Körperbewegung, die im Alter des Heranwachsens natürlich sind, und sie macht diese zu Mitteln einer Art von sittlicher Erziehung." Einen wesentlichen Wert der Sportbetätigung an englischen Schulen sieht Schiller auch darin, daß sie den Sinn für das Ideal der Tüchtigkeit (fitness) von Leib und Seele weckt und stärkt. „Die Konzeption dieses Ideals der Tüchtigkeit, so unklar und roh es oft auch ist, ist wahrscheinlich das Wichtigste, was der junge Engländer auf einer höheren Schule lernt, und es hängt ziemlich eng mit seinem praktischen Erfolg im späteren Leben zusammen."

Das Stipendienwesen und der Sport an den englischen Schulen sind die wesentlichsten Mittel der Erziehung zum „fair play", während bei uns in Deutschland die jungen Leute entgegen der Absicht des Systems und der Lehrer tatsächlich leider zur Unaufrichtigkeit erzogen werden. Bei uns in Deutschland ist bekanntlich eine besondere Schülermoral allgemein verbreitet, nach der die systematische Täuschung der Lehrer als sittlich erlaubt angesehen wird, und nach der jeder Schüler sittlich verpflichtet ist, über die Betrügereien der andern zu schweigen. Strebsamkeit gilt als verächtlich. Natürlich kann diese Schülermoral, welche eine unvermeidliche Folge unseres Erziehungssystems ist, auch nicht ohne Folgen für das Verhalten im späteren Leben bleiben; denn man kann sich nicht zugleich an Ehrlichkeit und an Heuchelei gewöhnen. In England gibt es bemerkenswerterweise keine solche doppelte Moral der Schüler; und ich möchte glauben, daß eben das Stipendienwesen ihr vorbeugt. Da die Stipendien nach den Leistungen gewährt werden, so würde jede Vortäuschung von Leistungen nicht nur ein Betrug gegen die Lehrer, sondern zugleich ein unlauterer Wettbewerb gegenüber den Kameraden sein; und daher kann eine doppelte Schülermoral wie in Deutschland, die einen Krebsschaden in unserem Erziehungswesen bildet, in England nicht aufkommen. Schon dieser Umstand allein würde genügen, dem englischen Stipendienwesen vor dem unsrigen, das ganz auf die Unterstützung von „Bedürftigen" eingestellt ist, den höheren sozialmoralischen Wert zu verbürgen. Ursprünglich waren allerdings auch in England die Stipendien eigentlich für die Bedürftigen bestimmt, wie Schiller berichtet. Da sie aber nach der Leistung verteilt wurden, so sind sie im Laufe der Zeit immer mehr den Wohlhabenden zugute gekommen, da unter den Wohlhabenden eben viel mehr Begabte sind. In neuerer Zeit sind nun in England proletarisch orientierte Stimmen laut geworden, welche darin eine „Verschwendung" öffentlicher Mittel sehen und fordern, daß die Stipendien den Bedürftigen vorbehalten bleiben sollen. Schiller wendet

sich unbedingt gegen diese Bestrebungen und meines Erachtens durchaus mit Recht. Nur wenn die Leistungsfähigkeit und die tatsächliche Leistung den alleinigen Maßstab bilden, wirken die Stipendien rassenhygienisch günstig. Dann aber sind sie auch von großem rassenhygienischen Wert. Begabte Eltern brauchen dann z. B. ihre Kinderzahl nicht so stark zu beschränken, als sie ohne das Bestehen von Stipendien vielleicht tun müßten. Tatsächlich rekrutieren sich die Stipendienempfänger in England hauptsächlich aus akademischen Kreisen und denen des oberen Mittelstandes. Es ist von ungeheurem erzieherischen Wert, daß begabte junge Leute es auf diese Weise in der Hand haben, selber die Kosten ihrer Erziehung zu decken und sie ihren Eltern abzunehmen. Schiller fordert sehr mit Recht, daß dieses System noch auszubauen sei. Es sei auch besser, daß Stipendien in geringerer Zahl und wirklich ausreichender Höhe als solche in größerer Zahl, aber in ungenügender Höhe beständen.

Selbst für die Kinder sehr reicher Leute, die ja in England viel häufiger als bei uns sind, sei das Stipendienwesen nicht wertlos. Zwar könne hier die Aussicht auf den materiellen Betrag des Stipendiums kein starkes Motiv bilden, aber die Ehre, die mit der Erreichung eines Stipendiums verbunden sei, bleibe gleichwohl wirksam. Schiller weist auch sehr mit Recht auf die erziehungswidrige Wirkung des Reichtums hin; er sagt von den reichen jungen Leuten: „Der Umstand, daß sie Reichtum, Stand, Macht und Ehre ohne eigene Anstrengung erben, beraubt sie der gewöhnlichen Ziele menschlichen Strebens und der wesentlichen Motive zur Uebung." Schiller sieht die Erziehung der reichen jungen Leute geradezu als das schwierigste Problem an, vor dem die Pädagogik in England stehe. Bei uns hat dieses Problem zwar quantitativ eine geringere Bedeutung, weil es bei uns viel weniger reiche Leute gibt; im Einzelfall aber ist es nicht weniger ernst.

Während die Abhandlung über Erziehung die sachlich bedeutungsvollste des Bandes ist, ist die literarisch hervorragendste zweifellos die über „Platon und die Rassenhygiene". In der Form eines platonischen Dialogs zwischen Platon und dem Verfasser, F. C. S. Schiller, wird der „dritte Staat" erörtert. Platon hat bekanntlich eine erste Skizze seines idealen Staates in der „Politeia" entworfen, eine zweite, davon abweichende, in den „Gesetzen". Schiller bemerkt wohl mit Recht, daß Platon sich vermutlich nicht eingebildet habe, daß sein zweiter Entwurf nicht mehr verbesserungsfähig sei; und so wird dann in dieser Abhandlung der „dritte Staat" ganz in der Form der platonischen Dialoge diskutiert. Die Darstellung ist von köstlichem Humor belebt und enthält zahlreiche Hinweise auf das Leben der Gegenwart zumal in England. Auch die eigenartige Tatsache, daß Platons „Politeia" an den englischen Colleges obligatorisch gelesen wird, daß aber niemand daran denkt, die von Platon erörterten rassenhygienischen Probleme ernst zu nehmen, daß sie vielmehr nur „akademisch" genommen werden, wird humorvoll beleuchtet. Lenz.

Buttersack, F., Wider die Minderwertigkeit. 81 S. Leipzig 1926. C. Kabitzsch. 3.75 M.

Der Verfasser, Generalarzt a. D., bespricht in acht Kapiteln folgende Gegenstände: Individuum und Volk, Zahlen und Kosten der Minderwertigen, Biologisches Recht, Biologische Gefährlichkeit der Minderwertigen für das Gemeinwesen,

Biologische und politische Gefahren durch Abnahme der Tüchtigen, Bedeutung der Erbmasse eines Volkes, Die Minderwertigen als politischer Faktor, Bedenken gegen die Abhilfe durch Sterilisierung. Im Grunde sind es die Gedanken der Rassenhygiene, die Buttersack vertritt. Die Darstellung ist populär, mit vielen Zitaten aus Dichtern und andern Schriftstellern geschmückt. Im einzelnen ist zwar nicht alles ganz solide; im ganzen aber dürfte die Schrift wohl geeignet sein, in Kreisen, die mit der Rassenhygiene noch nicht bekannt sind, dafür zu werben.

Lenz.

Notizen.

Dr. Otto Krohne †.

Am 20. Dezember 1928 starb unerwartet infolge eines Herzschlages Ministerialdirektor Dr. Krohne, der Leiter der Gesundheitsabteilung im Preußischen Ministerium für Volkswohlfahrt. Er war am 29. Mai 1868 in Erfurt geboren. 1894 beendete er das medizinische Studium. Nachdem er sieben Jahre eine Landpraxis im Kreise Ziegenrück ausgeübt hatte, wurde er dort zum Kreisarzt ernannt. Er arbeitete dann an den Regierungen in Düsseldorf, Stade, Oppeln, bis er 1911 in die Medizinalabteilung des Preußischen Ministeriums des Innern berufen wurde. Als Ministerialrat trat er 1919 in die Medizinalabteilung des neugegründeten Preußischen Ministeriums für Volkswohlfahrt über, um 1926 zum Direktor dieser Abteilung ernannt zu werden. Neben den verschiedenen Gebieten der öffentlichen Gesundheitspflege, die Krohne in seiner Referententätigkeit bearbeitete, widmete er sich von Anfang an auch den Bestrebungen der Rassenhygiene. Insbesondere beschäftigte ihn die Gefahr des Geburtenrückganges. Der Preußische Erlaß über die Einrichtung von Eheberatungsstellen war sein Werk. Seit 1922 führte er den Vorsitz der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene; außerdem war er Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene; erst wenige Tage vor seinem Tode legte er den Vorsitz in der Berliner Gesellschaft wegen Ueberlastung nieder. Er war auch einer der beiden Vertreter Deutschlands in der International Federation of Eugenic Organizations. A. Ostermann.

Die deutsche Indienexpedition,

die seit Herbst 1926 im Orient arbeitet, hat die Forschungen in ihrem fünften Arbeitsgebiet, in Südindien, abgeschlossen. Es sollte in erster Linie versucht werden, die hier sehr unsicheren und verworrenen anthropologischen Verhältnisse zu klären. Dabei zeigte sich, daß die Verteilung der Rassen in Südindien in hohem Grade von der geographischen Beschaffenheit des Landes abhängt. Hinter dem steilen und von dichter Dschungel bedeckten Gebirgswall der Westghats hat sich eine alte Einwanderungswelle der hellfarbigen indiden Rasse erhalten und in dem langen und schmalen Küstengebiet von Malabar und Kerala einen kennzeichnenden Gautypus, den keraliden Typus, ausgebildet. Die Ghats selbst sind in ihrer ganzen Ausdehnung die Zufluchtsstätte der ältesten weddoiden Rassenschichten Indiens geworden, die unter den heutigen Verkehrsverhält-

nissen mehr und mehr hinduisiert werden und damit von freien Herren der Wälder zur niedrigsten Taglöhnerschicht herabsinken. In den Flachländern des Ostens, den tamilischen Gebieten, sind die kleinwüchsigen, dunkelhäutigen, lockenköpfigen Urbewohner schon in alten Zeiten fast völlig durch einen sehr dunkelfarbigen progressiveren Typus verdrängt worden, durch die melanide Rasse, die anthropologische Verwandtschaften zum melanesisch-australischen Rassenkreis aufweist. Hier liegen die Landschaften nach Norden offen, und zahlreiche Völkerwellen drangen ein, stauten sich in der Sackgasse der Halbinsel und wurden Ursache eines außerordentlichen Typengemenges. Der Abfall des Hochplateaus des Dekkan ist aber wieder Typengrenze: südlich in den tamilischen Ländern herrschen die dunkelfarbigen Komponenten, nördlich im kanaresischen Mysore die hellfarbigen vor. Eine sehr alte Einwanderungswelle der letzteren aus dem fernen Nordwesten Indiens setzte sich auch auf den kühlen Almen des Nilgiri-Massivs fest: das eigenartige Hirtenvolk der Todas.

Die Tätigkeit der Expedition begann in den Ebenen von Malabar, wurde dann in der westlichen Abfallzone der Ghats von Coorg bis zu den Nilgiris fortgesetzt, und nach dem Studium der Todas auch in Cochin und den südlichsten Distrikten Indiens weitergeführt. Arbeiten in Madras und dem Staat Mysore schlossen die Untersuchungen ab. Ihre Ergebnisse bestehen neben zahlreichen systematischen Beobachtungen in anthropometrischen Aufnahmen an 947 Individuen (Männern und Frauen), in 1821 rassenkundlichen und 547 völkerkundlich-geographischen Photographien sowie in vier ethnographischen Sammlungen von Malabaresen, Dschungelvölkern, Todas und Brahmanen. Unter den zur Untersuchung gelangten Waldstämmen befinden sich Kurumber und Panyer, die zu den primitivsten Rassenresten der Menschheit überhaupt gehören. Es ist das erstemal, daß rassenkundliche Forschungen größeren Stils und mit modernen Methoden in Süd-Indien durchgeführt wurden. Das dabei gewonnene umfangreiche Material dürfte die endgültige Klärung der wichtigsten Fragen einschließen. Der Leiter der vom Staatlichen Forschungsinstitut zu Leipzig ausgesandten Expedition, Dr. Freiherr v. Eickstedt, setzt zurzeit die Studien unter den zentralindischen Bergstämmen fort. Im Frühjahr 1929 wird die Expedition zurückerwartet.

Zeitschriftenschau.

Archiv für innere Kolonisation. Bd. XIX. (Fortsetzung.) S. 437. **Reimers, J.:** Die polnische Ansiedlerbewegung in den Westgebieten des polnischen Staates. Von 21 000 deutschen Ansiedlern der ehemaligen preußischen Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen sind nur noch rund 9000 in Westpolen ansässig. — S. 444. Die Ergebnisse der Reichssiedlungsstatistik 1919—1925. Von allen Ländern hat Preußen mit 82 % der neugeschaffenen Siedlerstellen absolut und relativ am stärksten gesiedelt. Brandenburg, Ostpreußen und Niederschlesien, Schleswig-Holstein und Provinz Sachsen sind die hauptsächlichsten Siedlungsprovinzen. Die durchschnittliche Größe der Siedlerstellen ist naturgemäß im Osten des Reiches bedeutender (Pommern und Grenzmark mit 23—25 ha), während sie im Rheinland nur 0,18 ha beträgt. — S. 452. Die Siedlungstätigkeit in Preußen während der Jahre 1923—1925. Auf die östlichen

Landesteile entfielen von der gesamten preußischen Siedlungstätigkeit etwa 75—80 %. Die Neusiedler stammten in der Berichtszeit zu 57,6 % aus Land- und Forstwirtschaft, zu 27,8 % aus Handel und Gewerbe, der Rest (14,6 %) aus anderen Wirtschaftszweigen. Auf den Neusiedler entfielen im Durchschnitt (auch in den einzelnen Jahren gleichbleibend) 3,5 Familienangehörige. — S. 486. Jüdische Siedlungen auch in Deutschland? Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten hielt am 15. 10. 1927 unter Beteiligung einer großen Anzahl jüdischer Vereine (es fehlte der Verband nationaldeutscher Juden) eine Versammlung ab, in der Franz Oppenheimer nach Entwicklung seiner bekannten ökonomischen Thesen die Siedlungsfrage „auch eine jüdische Frage" nannte, da der Antisemitismus vom Feudalismus ausginge; dieser schöbe die „Schuld" von sich auf die Juden. Auch gegen das Aussterben der jüdischen Nachkommenschaft gebe es nur ein Mittel: jüdische Siedlung. Damit soll auch in Deutschland nunmehr praktisch begonnen werden. — S. 488. Beamtenschaft und Kinderzahl. Einer Statistik der Reichseisenbahn zufolge sind dort von den unteren Beamten 97 %, von den mittleren 95 %, von den höheren 81 % (im Durchschnitt 96 %) verheiratet. Auf untere Beamte entfällt jedoch durchschnittlich nur 1,9, auf mittlere 1,4, auf höhere 1,0 Kind. Von 100 Berliner Beamten sind 87 verheiratet, von diesen wiederum 46,3 kinderlos; nur 5 % der Verheirateten haben 3, nur 1,3 % 4 und nur 0,4 % 5 und mehr Kinder. — **Sonderheft II.** Der Bericht der Ostpreußischen Landgesellschaft weist eine Neusiedlung von 164 Ansiedlern im Jahre 1926 nach. Von den gesamten Ansiedlern, die in Ostpreußen bis 1926 angesetzt wurden, stammten 45 % aus Ostpreußen, 40 % aus den übrigen Reichsteilen, 15 % waren Rückwanderer. — Die Berichte der anderen gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften und der Landlieferungsverbände weisen ähnlich geringe Ergebnisse im Berichtsjahre auf. K. V. Müller.

Zeitschrift für Konstitutionslehre. (II. Abt. der Zeitschrift für die gesamte Anatomie.) 1926. Bd. XII. S. 50—65. **Blümel,** R.: Konstitutionsbewertung. Eine biologisch-mathematische Studie als Beitrag zur Konstitutionslehre. — S. 215—243. **Henckel,** K. O.: Ueber Konstitution und Rasse. Nach Körperbaustudien an Geisteskranken in Schweden. Siehe Referatenteil, Bd. 19, S. 81. — S. 246. **Bauer,** J. und **Stein,** C.: Bemerkungen zu der Erwiderung von W. Albrecht: Zur Vererbung der Otosklerose, der labyrinthären Schwerhörigkeit und konstitutionell-sporadischen Taubstummheit in dieser Zeitschrift, Bd. 11, S. 762. — S. 416—425. **Stefko,** W. H.: Zur Anthropologie der Wirbelsäule bei Südrussen. Der Einfluß der Unterernährung auf die Form und Struktur der Wirbel. Die Wirbelsäulen von 28 männlichen und 10 weiblichen Leichen im Alter von 20—42 Jahren wurden untersucht und die Befunde mit denen von Europäern und Japanern verglichen. — S. 430—435. **Diakonow,** P. P.: Der Sitz-Beruf und die Gestaltung des Brustkorbes. — S. 436—462. **Jung,** R.: Körpermessung und Untersuchung der Gießener Studentenschaft. — S. 463—468. **Sysak,** N.: About Hearths of Polydactyly in the Poltava Government. Die Arbeit enthält 12 Stammbäume von Polydaktylie, die alle dominanten Erbgang zeigen. — S. 469—524. **Bach,** F.: Körperproportionen und Leibesübungen. Körperbaustudien an 3457 Teilnehmern am deutschen Turnfest in München 1923. Die seinerzeit von Martin veranlaßten anthropometrischen Untersuchungen werden in ihren Befunden und Ergebnissen dargestellt. „Es erscheint unmöglich, daß sich die Sporttypen ausschließlich durch peristatische Einflüsse gebildet haben. Wir müssen vielmehr einen Genotypus annehmen, der seinen Träger auf gewisse Zweige der Leibesübungen hinweist." — S. 525—527. **Henckel,** K. O.: Schizophrenie und nordische Rasse. Die Zahl der schizophrenen Neuaufnahmen im Jahre 1924 in den

Irrenanstalten in den einzelnen Gegenden Schwedens wird in Beziehung gesetzt zu der betreffenden Bevölkerungszahl und verglichen mit der Verteilung des nordischen Merkmalkomplexes nach Retzius und Fürst. Der Verfasser nimmt an, daß „eine vermehrte Schizophrenieanfälligkeit des nordischen Elements wenig wahrscheinlich ist". — S. 528 bis 532. **Bonhoff,** F.: Ueber Ursache und familiäres Auftreten von Gynäkomastie. Es werden zwei Fälle von rechts- bzw. linksseitiger Gynäkomastie beschrieben; die Behafteten sind die Söhne von Schwestern (Vettern 1. Grades). — S. 564—636. **Donner,** S. E.: Ueber Belastung mit Schlag- und Arteriosklerose bei den Paralytikern und bei anderen Geisteskranken. An Hand des großen Materials der genealogischen Abteilung der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie wird der Nachweis erbracht, daß die Häufigkeit des Gehirnschlags bei den Vätern (nicht bei den Müttern) von Paralytikern größer ist als bei den Vätern der anderen Geisteskrankheiten. — S. 681—698. **Blümel,** R.: Konstitutionsbewertung. Eine biologisch-mathematische Studie als Beitrag zur Konstitutionslehre. II. Teil. — S. 716—727. **Günther,** H.: Normierung einiger Körpermaße. — S. 740—757. **Redlich,** E.: Ueber physiologische Hypertrichose. Ein Beitrag zur Kenntnis der Behaarungstypen beim Menschen. Einige typische Formen übermäßiger Behaarung werden beschrieben. Die Ursache sieht Verfasser vor allem in der erblichen Anlage. Mitteilung eines Falles, in welchem drei Schwestern und deren Vater ähnliche Hypertrichose zeigten (verbunden mit Syndaktylie der 2. und 3. Zehe). Die drei Schwestern sind kinderlos. — S. 758—778. **Rahlfs,** S.: Familiäres Auftreten von Dystrophia adiposo-genitalis bei drei Brüdern. — 1927. Bd. XIII. S. 1—41. **Brezina,** E. und **Lehzelter,** V.: Ueber Habitus und Rassenzugehörigkeit von Wiener Schmieden und Schriftsetzern. — S. 42—53. **Ssobolef,** P.: Körperbau, somatische Erkrankungen und sanitäre Konstitution. — S. 60 bis 82. **Newsoroff,** W. D.: Physische Entwicklung der russischen Kinder im Jahre 1925 nach den anthropometrischen Untersuchungen. Die Einwirkungen der Hungersnot auf die körperliche Entwicklung der Kinder werden geschildert, auch hinsichtlich der Entwicklung einzelner Organe. In den Jahren 1924 und 1925 wurden von Moskauer Aerzten bei 65 790 Kindern Körpergröße, Körpergewicht und Brustumfang bestimmt; es ergibt sich eine Besserung gegenüber den entsprechenden Maßen während der Hungerjahre. — S. 83—85. **Melrowsky** und **Königs,** K.: Ergebnisse aus Inzuchtversuchen an Holländerkaninchen. — S. 88—137. **Neuer,** I. und **Feldweg,** P.: Körperbau und Lungenphthise. Ein Beitrag zur Konstitutionswissenschaft. Die Autoren unterscheiden zwei Körperbauformen, die Stheniker und die Astheniker; der erstere soll mehr zu katarrhalischen, der letztere mehr zu toxischen Formen der Lungentuberkulose neigen. — S. 139—154. **Stefko,** W.: Beitrag zur Frage nach der Konstitution der Tuberkulösen auf Grund der anatomisch-anthropologischen Angaben. Maße und konstitutionelle Eigentümlichkeiten von 481 Leichen von Tuberkulösen werden angegeben. Eine Sonderung des Materials nach verschiedenen Tuberkuloseformen ist nicht erfolgt. — S. 212 bis 218. **Ehrenthell,** O. F.: Ein Fall mit mehreren Hemmungsmißbildungen auf einer Körperhälfte. — S. 219—240. **Bach,** F.: Proportionsstudien an sporttreibenden Männern und Frauen mit besonderer Berücksichtigung der Körpergröße. Rumpf- und Extremitätenmaße von Turnern und Wettkämpfern werden nach Körpergrößenklassen gesondert und verglichen. Die Armlänge der Turner ist bei gleichen Körpergrößenklassen nicht größer als die der Wettkämpfer, obwohl die funktionelle Inanspruchnahme bei ersteren eine größere ist. — S. 252—259. **Mayerhofer,** E.: Die Menschenrassen (Gün-

ther) verglichen mit den Menschentypen (Sigaud); zugleich ein Vorschlag zur Nomenklatur. — S. 265—271. **Basler,** A.: Die physiologische Körpergröße. Nach gemeinsam mit Dr. Schroller vorgenommenen Untersuchungen. — S. 272—285. **Wischnewski,** B. N.: Zur Frage über die konstitutionelle und Rassenbedeutung der Isohämagglutination. Bei 951 Tschuwaschen und 228 Russen wurden mittels der Objektträgermethode die Blutgruppen bestimmt. Bei den Tschuwaschen kommt Gruppe B besonders häufig vor. — S. 286—317. **Curtius,** F.: Ueber erbliche Beziehungen zwischen eineiigen und „zweieiigen" Zwillingen und die Zwillingsvererbung im allgemeinen. Kasuistische Beiträge zur Frage der Erblichkeit der Zwillingsschwangerschaft. 22 Stammbäume sind abgebildet. — S. 318—370. **Schlomka,** G.: Untersuchungen zur Frage eines Ernährungsindex beim Menschen. — S. 371—415. **Henke,** K. und **Seeger,** S.: Ueber die Vererbung der myotonischen Dystrophie. Genetischer Beitrag zum Problem der Degeneration. Siehe Referatenteil, Bd. XX. S. 94. — S. 417—449. **Rautmann,** H.: Probleme der klinischen Variationsforschung. — S. 450—476. **Rautmann,** H.: Ueber die Bedeutung der Gaußschen Verteilungsfunktion für die klinische Variationsforschung. — S. 487—497. **Rautmann,** H. und **Duras,** Fr.: Untersuchungen über die Variabilität der Größe und des Gewichts bei körperlich gut entwickelten deutschen Studenten. — S. 498—510. **Schenkel,** C.: Untersuchungen über die Variabilität der Größe und des Gewichts bei körperlich gut entwickelten deutschen Studentinnen. — S. 511—518. **Rautmann,** H. und **Duras,** F.: Ueber die einfache und korrelative Variabilität des Brustumfangs bei körperlich gut entwickelten deutschen Studenten. — S. 519—526. **Rautmann,** H.: Weitere Untersuchungen über die korrelative Variabilität des Körpergewichts. — S. 527—530. **Rautmann,** H. und **Franke,** K.: Zur Kenntnis der Variabilität der Schulterbreite bei jungen Männern. — S. 593—601. **Rubens,** O.: Ueber die Bedeutung der Schilddrüsenvergrößerung im jugendlichen Alter für die Konstitution. — S. 602—618. **Deckner,** K.: Ueber die Beziehungen zwischen Haar- und Augenfarbe und Konstitution. Versuch einer Analyse der rassenmäßigen Zusammensetzung der deutschen Studentenschaft. Die obigen Arbeiten von Rautmann und seinen Mitarbeitern geben die Ergebnisse der sportärztlichen Untersuchungs- und Beratungsstelle der Universität Freiburg wieder; sie enthalten ein variationsstatistisch aufgearbeitetes Zahlenmaterial, das über die Variabilität der aus den Themen der Arbeiten ersichtlichen physischen Merkmale bei den Freiburger Studenten aus den letzten Jahren Aufschluß gibt. Eine Sonderung des Materials nach der Herkunft ist in keiner der Arbeiten erfolgt.

O. v. Verschuer (Berlin-Dahlem).

Münchener Druck- und Verlagshaus, G. m. b. H., München, Paul Heysestr. 9 bis 13.

ARCHIV FÜR RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-BIOLOGIE EINSCHLIESSLICH RASSEN- u. GESELLSCHAFTS-HYGIENE

21. Band

Zeitschrift

für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre

4. Heft

Wissenschaftliches Organ der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene

Herausgegeben von

Dr. med. A. PLOETZ in Verbindung mit Dr. AGNES BLUHM, Professor der Anthropologie Dr. EUGEN FISCHER, Professor der Rassenhygiene Dr. F. LENZ, Dr. jur. A. NORDENHOLZ, Prof. der Zoologie Dr. L. PLATE und Professor der Psychiatrie Dr. E. RÜDIN

Schriftleitung

Dr. ALFRED PLOETZ und

Prof. Dr. FRITZ LENZ in Herrsching bei München



J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN

Ausgegeben 15. Mai 1929

INHALTSVERZEICHNIS:

Ueber den Einfluß geschlechtsgebundener Erbanlagen auf die Säuglingssterblichkeit.

Von Walter Schirmer.

Aus dem hygienischen Institut der Universität München,
Abteilung für Rassenhygiene (Prof. Dr. F. Lenz).

Diese Arbeit bildet gewissermaßen eine Fortsetzung der Arbeit von Lenz aus dem Jahre 1923: „Die Uebersterblichkeit der Knaben im Lichte der Erblichkeitslehre" (1). Damals standen die statistischen Unterlagen für die Kriegs- und Nachkriegsjahre aus dem Auslande nicht zur Verfügung, und es blieben infolgedessen einige Fragen offen, die wir jetzt in Angriff genommen haben. Die Zahlen, Tabellen und Berechnungen sind, soweit nähere Bemerkungen fehlen, nach den Angaben des Internationalen Statistischen Jahrbuchs (2) zusammengestellt worden.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß im Säuglingsalter verhältnismäßig mehr Knaben als Mädchen sterben. Ueber das Ausmaß der Uebersterblichkeit der männlichen Säuglinge gibt Spalte 2 der folgenden Aufstellung Aufschluß.

Tabelle 1.

Land	Säuglingssterblichkeit	Knabensterblichkeit in Prozenten der Mädchensterblichkeit	Auf 100 Mädchen kamen Knaben bei den		In der Zeit von
			Lebendgeborenen	Totgeborenen	
Norwegen	6,3	122,4	105,8	126,1	1906—24
Schweden	7,1	124,3	106,0	126,8	1906—22
Dänemark	9,6	128,1	105,2	127,5	1906—26
England	9,7	126,6	104,4	—	1906—26
Schweiz	9,7	126,3	104,9	129,3	1906—26
Schottland	11,1	126,3	104,6	—	1906—26
Finnland	11,3	120,3	106 2	128,2	1906—25
Frankreich	11,7	121,4	104,8	134,9	1906—25
Italien	14,3	110,6	105,4	127,4	1906—25
Deutsches Reich	15,0	120,1	106,5	126,0	1906—25
Spanien	15,5	111,9	109,7	145,2	1906—24
Japan	16,2	110,3	104,4	115,1	1906—25
Oesterreich	18,8	118,2	105,8	132,0	1906—21
Ungarn	19,9	116,7	106,4	126,1	1906—26

Als Säuglingssterblichkeit ist dabei einfach die Zahl der in einem Jahre gestorbenen Säuglinge in Prozenten der in demselben Jahre Geborenen genommen. Diese Berechnung ist zwar bekanntlich nicht ganz genau; in diesem Zusammenhange genügt sie aber vollauf. Da es sich hier nur um Vergleiche zwischen den Geschlechtern, nicht aber um zeitliche Vergleiche handelt, so würden sich auch bei Anwendung der genaueren Berechnungsweisen, die an Hand der vorliegenden Zahlen nicht durchgeführt werden konnten, keine irgendwie beträchtlichen Abweichungen ergeben. Da in der angegebenen Tabelle die einzelnen Länder innerhalb der langen Zeit selbst große Aenderungen erfahren haben, so sind in einer weiteren Aufstellung (Tabelle 2) die Angaben seit dem Jahre 1920 zusammengestellt worden.

Tabelle 2.

Land	Säuglingssterblichkeit	Knabensterblichkeit in Prozenten der Mädchensterblichkeit	Auf 100 Mädchen kamen Knaben bei den		In der Zeit von
			Lebendgeborenen	Totgeborenen	
Norwegen	5,3	123,8	105,5	127,1	1920—24
Schweden	6,3	128,0	105,8	125,5	1920—22
Schweiz	6,8	126,7	105,1	128,6	1920—25
England	7,7	129,7	104,8	—	1920—25
Dänemark	8,5	135,2	105,4	128,9	1920—25
Schottland	9,2	129,3	105,0	—	1920—25
Finnland	9,5	119,7	106,3	128,1	1920—25
Frankreich	9,5	123,8	105,2	136,7	1920—25
Italien	12,6	111,3	105,4	128,4	1920—25
Deutsches Reich	12,6	122,2	106,9	125,4	1920—25
Spanien	14,8	110,4	109,4	141,3	1920—24
Oesterreich	15,5	122,1	106,8	133,0	1920—21
Japan	16,0	111,7	104,2	118,0	1920—25
Ungarn	18,7	117,3	106,9	126,5	1920—25

Ein Vergleich der beiden Tabellen zeigt, daß die Säuglingssterblichkeit in sämtlichen Ländern in den letzten Jahren weiter zurückgegangen ist. Diesem Sinken der Säuglingssterblichkeit entspricht in der Regel ein Ansteigen der Uebersterblichkeit der Knaben. Ueberhaupt entspricht, wie ersichtlich, im allgemeinen einer niedrigeren Säuglingssterblichkeit eine höhere Knabenübersterblichkeit und umgekehrt. Ferner zeigen die Tabellen, daß in manchen Ländern das männliche Geschlecht unter den Totgeborenen verhältnismäßig noch stärker als unter den im Säuglingsalter Gestorbenen überwiegt; vor allem trifft dies für die Länder mit einer hohen Säuglingssterblichkeit zu. In der Periode von 1906 an kamen z. B. in Oesterreich auf 100 totgeborene Mädchen 132,0 Knaben, in Frankreich 134,9, in Spanien 145,2. Allerdings können die Zahlen in Spalte 4 nicht ohne weiteres mit denen in Spalte 2 verglichen werden, da ja die Knaben infolge des Ueberwiegens unter den Lebendgeborenen auch unter den Totgeborenen über-

wiegen würden, und zwar im Ausmaße des Geschlechtsverhältnisses bei der Geburt. Aber auch wenn man das berücksichtigt, so übertrifft im männlichen Geschlecht die Sterblichkeit in Form der Totgeburt die im weiblichen in Oesterreich immer noch um 26 % (gegenüber 18 % bei der Säuglingssterblichkeit), in Frankreich um 30 % (gegenüber 21 %), in Spanien um 35 % (gegenüber 12 %). In den Ländern mit niedriger Säuglingssterblichkeit kommt das Geschlechtsverhältnis unter den Totgeborenen dem des Säuglingsalters sehr nahe und zeigt teilweise ein umgekehrtes Verhältnis, so in Schweden 21 % (gegenüber 24 %) und in Dänemark 22 % (gegenüber 28 %). Dieser anscheinend geographisch-klimatisch bedingte Unterschied im Geschlechtsverhältnis tritt in den Jahren seit 1920 eher noch stärker hervor. Schon diese Uebersicht läßt vermuten, daß es sich hier wahrscheinlich um biologisch bedingte Gesetzmäßigkeiten handelt.

Frühere Versuche, die Erscheinungen der Uebersterblichkeit der Knaben zu erklären, halten keiner eingehenden Prüfung stand, so daß wir davon absehen können, näher darauf einzugehen. Lenz hat dann gezeigt, daß sich die Erscheinungen zwanglos und einheitlich auf Grund der modernen Erblichkeitslehre erklären lassen. Es kann heute als sichergestellt gelten, daß die Entscheidung über die Geschlechtsbildung auch beim Menschen von den sogenannten Geschlechtschromosomen bzw. den in ihnen enthaltenen Erbanlagen abhängig ist, in bezug auf welche das weibliche Geschlecht homogametisch, das männliche heterogametisch ist. Damit hängt es zusammen, daß ein Teil der rezessiven krankhaften Erbanlagen in der Regel nur im männlichen Geschlecht zur Auswirkung kommt. Bekannte Beispiele sind die Rotgrünblindheit, die Bluterkrankheit und die erbliche Optikusatrophie. Derartige rezessive geschlechtsgebundene krankhafte Erbanlagen spielen nun sicher schon im Säuglingsalter, ja schon im intrauterinen Leben eine Rolle. Wie Lenz in seinem Beitrag zum Handbuch der Hygiene von Rubner, v. Gruber und Ficker (8) dargelegt hat, brauchte nur ein recht kleiner Teil aller Erbanlagen (möglicherweise $^1/_{1000}$ oder so ähnlich) letal bzw. krankhaft zu sein, um eine Uebersterblichkeit der Knaben in dem Ausmaße, wie sie wirklich beobachtet wird, zu bedingen.

Der amerikanische Biologe Holmes hat die von Lenz aufgestellte Hypothese kritisiert. Er untersucht in zwei Arbeiten (5 und 6) die Erscheinungen der Uebersterblichkeit der Knaben ebenfalls im Lichte der Vererbungsforschung und kommt zu einem teilweise anderen Ergebnis. Holmes ist der Meinung, daß die von Lenz vorgebrachte These zwar bis zu einem gewissen Grade mit an der verschiedenen Mortalität der beiden Geschlechter beim Menschen beteiligt sein könne; er glaubt aber, noch eine andere Ursache annehmen zu müssen. Er sieht in der Uebersterblichkeit der Knaben einen selektiven Vorgang und glaubt, daß sie mindestens zum großen Teil oder eventuell auch ganz durch die normalen Unterschiede in der

Vitalität der Geschlechter bedingt sei. Eine Stütze seiner Meinung sieht er in der unterschiedlichen Sterblichkeit der beiden Geschlechter der niederen Tiere. Er sagt wörtlich: „Das kürzere Leben männlicher Moskitos zum Beispiel kann vernünftigerweise nicht der größeren Häufigkeit rezessiver geschlechtsgebundener Variationen zugeschrieben werden. Das Männchen ist ein besonderes Geschöpf mit besonderem Bau, besonderer Entwicklungsgeschichte, Nahrungsaufnahme usw., und seine relativ kurze Lebensdauer ist ein durchaus normales Kennzeichen seines Geschlechts." Demgegenüber ist aber darauf hinzuweisen, daß beim Menschen keineswegs so große Unterschiede in Bau und Funktion bestehen, wie zwischen den beiden Geschlechtern der Anophelesmücken. Und es erscheint daher zweifelhaft, ob es überhaupt berechtigt ist, hier von den Befunden an niederen Tieren auf die Verhältnisse beim Menschen zu schließen. Beim Menschen ist es doch einmal Tatsache, daß der Mann nicht notwendig ein kürzeres Leben als die Frau hat; kommen doch auch hundertjährige Greise vor. Unseres Erachtens ist Holmes durchaus den Beweis schuldig geblieben, daß normale Geschlechtsunterschiede überhaupt an der Uebersterblichkeit der Knaben mitbeteiligt seien, während die Wirkung rezessiver geschlechtsgebundener krankhafter Erbanlagen, die er vor der Arbeit von Lenz noch nicht in Betracht gezogen hatte, logischerweise in dieser Richtung liegen muß. Wir vermuten, daß in einer völlig erbgesunden Bevölkerung auch keine Uebersterblichkeit der Knaben in Erscheinung treten würde.

Einen weiteren, unseres Erachtens ebenfalls unbegründeten Hinweis darauf, daß schon normalerweise das männliche Geschlecht eine geringere Widerstandskraft gegenüber den Umwelteinflüssen besitze, glaubt Holmes in den unterschiedlichen Sterblichkeitsverhältnissen des Säuglingsalters zu sehen. Er weist darauf hin, daß fast bei allen Todesursachen, auch den Infektionskrankheiten, das männliche Geschlecht eine gewisse Uebersterblichkeit zeige. Diese Erscheinung könnte jedoch unserer Meinung nach gleichfalls auf rezessiven geschlechtsgebundenen krankhaften Erbanlagen beruhen. Zur Erläuterung kann das Beispiel der Obstfliege Drosophila dienen [Just, Morgan, Whiting bei Lenz (7)]. Bei der Kreuzung eines rotäugigen Männchens mit einem Weibchen, das die rezessive Anlage zu Weißäugigkeit überdeckt enthält, wäre zu erwarten, daß die Hälfte der männlichen Nachkommen rotäugig und die Hälfte weißäugig sei. Das war selbst in sorgfältig gepflegten Zuchten nur annähernd der Fall, da die weißäugig veranlagten Tiere in einem höheren Prozentsatz als die rotäugigen im Larvenstadium zugrunde gingen; zudem war das Verhältnis um so mehr zuungunsten der weißäugigen Männchen verschoben, je weniger sorgfältig die Zuchten gehalten wurden, d. h. je mehr sich schädliche Umwelteinflüsse auf die Entwicklung der Tiere auswirken konnten. Hieraus erhellt doch wohl, daß wir in der Weißäugigkeit der

männlichen Obstfliege ein uns sichtbares Zeichen einer endogenen Konstitutionsanomalie vor uns haben. Die Weißäugigkeit als solche könnte uns kaum die Ausmerzung im Jugendstadium erklären. Wir müssen daher annehmen, da die Anomalie der Anlage sich in jeder Körperzelle auswirkt, daß irgendwelche anderen Organe, eventuell die Gesamtkonstitution, eine gewisse Minderwertigkeit in sich tragen, die sich unserer Feststellung entzieht, aber doch sehr wohl bei Hinzukommen irgendwelcher Umweltschäden tödliche Folgen haben kann. Wir halten dafür, daß auch die Konstitution des Menschen in ganz entsprechender Weise durch erbliche Anlagen bedingt ist. Es ist daher wegen der Sonderstellung und Bedeutung rezessiver geschlechtsgebundener Anlagen naheliegend, die Uebersterblichkeit der Knaben in ihrem ganzen Umfang als Folgeerscheinung dieser krankhaften Erbanlagen anzusehen.

Wenn wir die zeitlichen Unterschiede der Uebersterblichkeit der Knaben in den verschiedenen Ländern ins Auge fassen, so zeigt sich, daß diese in einem Jahre im allgemeinen um so niedriger ist, je höher die Säuglingssterblichkeit in dem betreffenden Jahre ist. So war in Deutschland und ähnlich auch in verschiedenen anderen Ländern im Jahre 1911, das infolge des ungewöhnlich heißen Sommers eine stark erhöhte Säuglingssterblichkeit hatte, die Uebersterblichkeit der Knaben um mehr als zwei Einheiten niedriger, als im Durchschnitt jener 10 Jahre, in deren Mitte das Jahr 1911 steht (116,9 gegenüber 119,2). Das entspricht durchaus dem, was man auf Grund der Hypothese von Lenz erwarten konnte; denn wenn die Uebersterblichkeit der Knaben im wesentlichen auf der Auswirkung krankhafter Erbanlagen beruht, so wird sie in Zeiten, wo die Säuglingssterblichkeit aus äußeren Ursachen besonders hoch ist, verhältnismäßig niedriger sein. Umgekehrt wird in Jahren, wo die Sterblichkeit aus äußeren Ursachen besonders gering ist, die aus inneren Ursachen deutlicher hervortreten, was sich in einem Fallen der Säuglingssterblichkeit und einem Ansteigen der Knabenübersterblichkeit äußern würde (s. z. B. 1912 bei Spanien).

In Deutschland kamen auf je 100 Lebendgeborene im 1. Lebensjahr Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit
1901	22,3	19,0	20.7	117,4	1908	19,4	16,2	17,8	119,8
1902	19,9	16,6	18,3	119,9	1909	18,4	15,4	17,0	119,5
1903	22,0	18,7	20,4	117,6	1910	17,6	14,7	16,2	119,7
1904	21,2	18,0	19,6	117,8	1911	20,7	17,7	19,2	116,9
1905	22,2	18,8	20,5	118,1	1912	16,0	13,4	14,7	119,4
1906	20,1	16,9	18,5	118,9	1913	16,4	13 7	15,1	119,7
1907	19,1	16,0	17,6	119,4	1914	17,7	14,9	16,4	118,8

(Fortsetzung der umstehenden Tabelle)

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in °/₀ der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in °/₀ der Mädchensterblichkeit
1915*)	16,0	13,5	14,8	118,5	1921	14,6	12,0	13,3	121,8
1916*)	15,2	12,8	14,0	118,7	1922	14,2	11,6	12,9	122,7
1917*)	16,1	13,6	14,9	118,4	1923	14,4	11,9	13,2	121,3
1918*)	17,2	14,3	15,8	120,3	1924	11,9	9,7	10,8	122,1
1919	15,8	13,1	14,5	120,6	1925	11,6	9,4	10,5	123,4
1920	14,4	11,8	13,1	122,0					

Die zeitlichen Unterschiede der Säuglingssterblichkeit einerseits und der Uebersterblichkeit der Knaben andererseits im Deutschen Reiche von 1901 bis 1925 sind in Abb. 1a veranschaulicht; das Zahlenmaterial

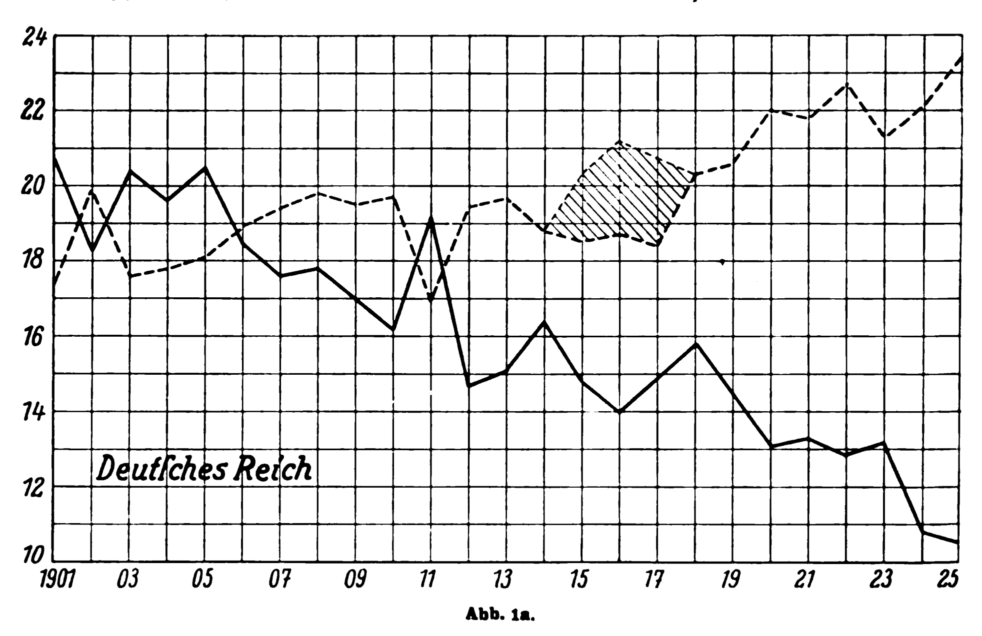


Abb. 1a.

wurde dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich (3) entnommen. Die ausgezogene Linie, welche die Säuglingssterblichkeit darstellt, geht im Laufe der Jahre trotz gelegentlicher starker Schwankungen ausgesprochen herunter. Die gestrichelte Linie dagegen, welche die Uebersterblichkeit der Knaben darstellt, geht im ganzen deutlich hinauf. Beide Linien sind auf dieselbe Skala bezogen derart, daß z. B. die Ordinate 20 zugleich eine Säug-

*) Die Abweichungen der Ziffern der Kriegsjahre gegenüber der Arbeit von Lenz (1) erklären sich dadurch, daß inzwischen genauere Berechnungen über die Kriegszahlen vorliegen, die hier berücksichtigt wurden. Wegen dieser besonderen Berechnungen vergleiche die Ausführungen im 276. Bande der „Statistik für das Deutsche Reich“, S. LXIII ff.

lingssterblichkeit von 20 % und eine Uebersterblichkeit der Knaben von 20 % (120—100) darstellt. Die Uebersterblichkeit der Knaben ist hier also genauer als vorher definiert als jene Zahl von Prozenten, um welche die Sterblichkeit der Knaben jene der Mädchen (= 100) übertrifft. Im Jahre 1902 sehen wir die Säuglingssterblichkeit niedriger als in den benachbarten Jahren, die Uebersterblichkeit der Knaben höher. 1903 bis 1905 ist die Säuglingssterblichkeit hoch, die Uebersterblichkeit der Knaben niedrig; von 1906 bis 1910 geht jene herunter, diese hinauf. Das Ausnahmejahr 1911 zeigt besonders deutlich, daß einem starken Ansteigen der Säuglingssterblichkeit ein entsprechend starkes Abfallen der Uebersterblichkeit der Knaben entspricht. Während sonst jeder stärkeren Senkung der Säuglingssterblichkeit eine Steigerung der Uebersterblichkeit der Knaben entspricht, findet sich in den Jahren 1915 und 1916 eine starke Senkung der Säuglingssterblichkeit, ohne daß demgegenüber eine entprechende Zunahme der Uebersterblichkeit der Knaben in Erscheinung tritt. Auch 1917 ist die Uebersterblichkeit der Knaben noch verhältnismäßig gering gegenüber der gleichfalls niedrigen Säuglingssterblichkeit. Besonders wenn man die Kriegsperiode mit dem Gesamtverlauf der Kurven vergleicht, springt die auffallende, fast parallelgehende Senkung beider Kurven deutlich ins Auge. Diese anscheinende Ausnahme von der bisher verfolgten Regel ließ schon 1923 Lenz vermuten, daß es sich hier möglicherweise um eine verhältnismäßige „Uebersterblichkeit" von Mädchen handele, die folgendermaßen bedingt sein könnte. Schon bald nach Beginn des Krieges und während der Kriegszeit stand der allergrößte Teil der gesunden, wehrfähigen Männer im Felde. Was an Männern zurückblieb, war gewiß zu einem großen Teil in seiner erblichen Anlage minderwertig. Bei geschlechtsgebundenen krankhaften Erbanlagen könnte sich das möglicherweise bei der Nachkommenschaft in einer verminderten Vitalität der Töchter auswirken, und infolgedessen würde die Sterblichkeit der Knaben relativ geringer erscheinen. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß rezessive geschlechtsgebundene Erbanlagen im weiblichen Geschlechte gewöhnlich nicht in die Erscheinung treten. Die meisten geschlechtsgebundenen krankhaften Erbanlagen der untüchtigeren Männer würden in ihren Kindern sich also nicht äußern. Vom Vater auf den Sohn können ja geschlechtsgebundene Erbanlagen niemals übergehen, und die, welche auf Töchter übergehen, werden zum allergrößten Teil von der allelomorphen Anlage des anderen X-Chromosoms, das von der Mutter stammt, überdeckt. Das gilt für die rezessiven geschlechtsgebundenen Erbanlagen. Die geschlechtsgebundenen Erbanlagen von dominantem und intermediärem Verhalten dagegen äußern sich auch in den Töchtern behafteter Väter. Wir wissen nun aus den experimentellen Tatsachen der Erblichkeitslehre, daß zwar der größte Teil krankhafter Mutationen rezessiv zu sein pflegt, daß aber eine immerhin recht beträchtliche Minderheit

sich dominant oder intermediär verhält. Und dieser letztere Teil könnte im Falle der geschlechtsgebundenen Anlagen des Menschen immerhin ausreichen, um die genannte Ausnahmeerscheinung zu erklären. Der Umstand, daß diese 1918 nicht ebenso deutlich wie zu Beginn des Krieges zu beobachten ist, könnte dadurch zu erklären sein, daß in den späteren Kriegsjahren in größerem Ausmaß und regelmäßiger Heimaturlaub gegeben wurde, so daß nunmehr auch die Feldsoldaten wieder in stärkerem Maße Gelegenheit hatten, Kinder zu erzeugen. Der Vorsprung der kriegsuntüchtigen Männer war am stärksten gerade in der ersten Zeit des Krieges, und er macht sich daher vorwiegend in den ersten Kriegsjahren geltend. Wenn während des Krieges die Kurve derselben Regel wie vor- und nachher gefolgt wäre, so würde sie etwa den durch die obere gestrichelte Linie angedeuteten Verlauf genommen haben. Die schraffierte Fläche stellt also den durch die Kriegsverhältnisse bedingten Unterschied dar.

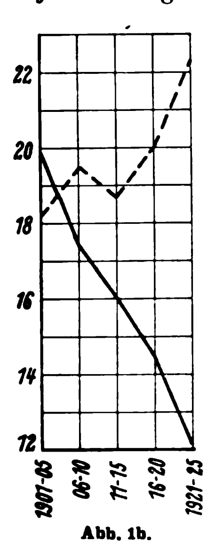


Abb. 1b.

Abgesehen von der besprochenen Ausnahme stellt die Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben ein annäherndes Spiegelbild von der Säuglingssterblichkeit dar.

Wenn man die Beziehungen der beiden Zahlenreihen mittels der Korrelationsrechnung auf einen gemeinsamen Ausdruck bringt, so ergibt sich ein Korrelationskoeffizient von $r = -0{,}72 \pm 0{,}11$, wie ihn L e n z für die Zeit von 1901 bis 1920 berechnete. Für die Jahre 1921 bis 1925 finde ich $r = -0{,}69 \pm 0{,}24$, also einen Wert, der mit dem anderen ohne weiteres vereinbar ist. Es spricht alles dafür, daß auch in den übrigen Ländern die Berechnung der Korrelationskoeffizienten keine wesentlich neuen Ergebnisse zeitigen würde. Daher haben wir davon abgesehen, diese Berechnungen fortzusetzen, und verweisen wegen der anderen Länder auf die Arbeit von L e n z.

Die gefundene negative Korrelation ist zum großen Teil durch die besonderen Verhältnisse der einzelnen Jahre, ihre klimatische Eigenart usw. bedingt. Um den Einfluß der individuellen Schwankungen der Jahre auszuschalten und die Aenderungen im Verlaufe längerer Perioden deutlicher zu erfassen, haben wir Zeiträume von je 5 Jahren zusammengefaßt und auf diese Weise Abb. 1b erhalten, welche die negative Korrelation im Gesamtverlaufe der Kurve bzw. der Zahlenreihe deutlicher zum Ausdruck bringt. Das Zurückbleiben der Kurve im dritten und vierten Jahrfünft hinter dem nach den beiden ersten und dem fünften Jahrfünft zu erwartenden Verlauf mag auch hier durch die abnormen Verhältnisse während des Krieges bedingt sein, zum Teil vielleicht auch schon durch die Senkung in dem Ausnahmejahr 1911.

Nach den Angaben des Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich (3) ist es möglich, die gleichen Berechnungen für die Sterblichkeit ehelicher und unehelicher Säuglinge anzustellen. Danach kamen auf je 100 Lebendgeborene im ersten Lebensjahr Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben		bei den Mädchen		bei beiden Geschlechtern		Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	
	a*)	b*)	a	b	a	b	a	b
1901	21,0	36,0	17,8	31,7	19,4	33,9	118,0	113,6
1902	18,9	31,4	15,7	27,1	17,3	29,3	120,4	115,9
1903	20,9	35,0	17,6	30,3	19,3	32,7	118,8	115,5
1904	20,1	33,4	17,0	29,2	18,6	31,4	118,2	114,4
1905	21,0	35,0	17,8	30,1	19,4	32,6	118,0	116,3
1906	19,0	31,7	15,9	27,1	17,5	29,4	119,5	117,0
1907	18,0	30,1	15,0	25,8	16,6	28,0	120,0	116,7
1908	18,3	30,6	15.2	26,3	16,8	28,5	120,4	116,4
1909	17,4	28,8	14,5	24,6	16,0	26,8	120,0	117,1
1910	16,6	27,6	13,8	23,6	15,2	25,7	120,3	117,0
1911	19,6	32,0	16,7	27,7	18,2	29,9	117,4	115,5
1912	15,1	25,1	12,5	21,3	13,9	23,2	120,8	117,8
1913	15,4	25,7	12 8	21,7	14,2	23,7	120,3	118,4
1914	16,7	27,2	14,0	23,2	15,4	25,3	119,3	117,2
1915	15,1	23,6	12,7	20,5	13,9	22,1	118,9	115,1
1916	14,2	23,1	11,9	20,3	13,1	21,8	119,3	113,8
1917	14,7	26,9	12,4	23,1	13,6	25,0	118,5	116,5
1918	15,7	27,2	13,0	23,3	14,4	25,3	120,8	116,7
1919	14,2	28,1	11,7	23,8	13,0	26,0	121,4	118,1
1920	13,1	24,8	10,6	21,1	11,9	23,0	123,6	117,5
1921	13.4	25,5	10,9	21,3	12,2	23,5	122,9	119,7
1922	12,9	25,6	10,4	21,5	11,7	23,6	124,0	119,1
1923	13,1	25,5	10,7	21,7	12,0	23,6	122,4	117,5
1924	10,9	20,6	8,8	17,7	9,9	19,2	123,9	116,4
1925	10,6	18,7	8,5	15,8	9,6	17,3	124,7	118,4

In Abb. 2a stellt die starke ausgezogene Linie *A* die Säuglingssterblichkeit, die starke gestrichelte Linie *a* die Uebersterblichkeit der Knaben bei den Ehelichen dar, die entsprechenden dünnen Linien *B* und *b* gelten für die gleichen Darstellungen bei den Unehelichen. Bis zum Beginn des Krieges zeigen die Kurven auch bei den Unehelichen im allgemeinen den zu erwartenden Verlauf. Während des Krieges ist bei diesen die Abnahme der Uebersterblichkeit der Knaben in den Jahren 1915 und 1916 ganz besonders auffallend. Wollte man diese Erscheinung im Sinne unserer Hypothese deuten, so könnte man vermuten, daß die minderwertigen Männer während des Krieges besonders ausgiebig zu unehelicher Zeugung gekommen wären. Sicher ist diese Deutung aber natürlich nicht. Der tiefere Gesamtverlauf der Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben bei den Unehelichen ent-

*) a = ehelich; b = unehelich.

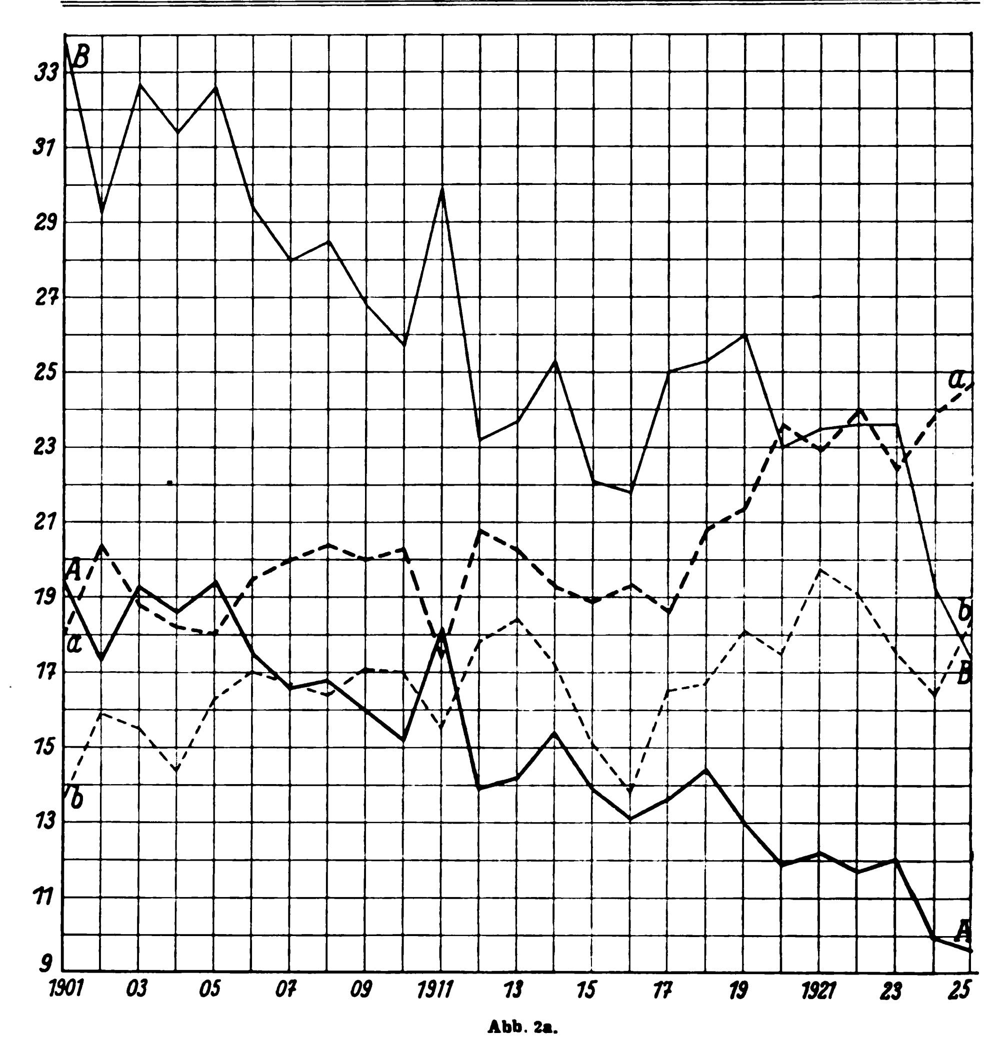


Abb. 2a.

spricht der Erfahrung, daß bei hoher Säuglingssterblichkeit die Uebersterblichkeit der Knaben relativ niedrig zu sein pflegt. Daher kreuzen sich die Kurven bei den Unehelichen (*B* und *b*) erst zwei bis drei Jahrzehnte später als bei den Ehelichen (*A* und *a*).

In Abb. 2b haben wir die Zahlen zu je dreijährigen Perioden so zusammengefaßt, daß man das zweite bis vierte Kriegsjahr (1915 bis 1917) zu den vorhergehenden und folgenden Perioden in Vergleich setzen kann. Auf diese Weise tritt noch deutlicher die gleichzeitige Senkung der Säuglingssterblichkeit und der Uebersterblichkeit der Knaben in Erscheinung.

Das Preußische Statistische Jahrbuch (4) bringt Angaben über die Sterblichkeit nach Geschlecht, Alter und Todesursachen (Tabelle 3). Wenn man diese Todesursachen betrachtet und sich überlegt, unter welcher Rubrik

die Säuglingstodesfälle, die wesentlich durch krankhafte Erbanlagen bedingt oder mitbedingt sind, wohl hauptsächlich vertreten sein mögen, so wird man vor allem die angeborene Lebensschwäche in Betracht ziehen müssen. Daher erschien es zweckmäßig, diese einmal für sich zu betrachten. Gemäß unserer Hypothese könnte man erwarten, daß das Ueberwiegen der Knaben unter den an angeborener Lebensschwäche gestorbenen Säuglingen besonders stark sei. In der Tat zeigt sich in Abb. 3a, daß Kurve *c*, welche die Uebersterblichkeit der Knaben an angeborener Lebensschwäche darstellt, vor dem Kriege dauernd oberhalb der Kurve *b* verläuft, welche die allgemeine Uebersterblichkeit der Knaben im Säuglingsalter zur Anschauung bringt; diese Erscheinung konnte bis 1901 zurückverfolgt werden. Kurve *a* stellt die allgemeine Säuglingssterblichkeit, Kurve *d* die Sterblichkeit an angeborener Lebensschwäche in Promille der Lebendgeborenen dar. Die auffallende Erscheinung der Jahre 1915 und 1916, daß in diesen ersten Kriegsjahren die Uebersterblichkeit der Knaben an angeborener Lebensschwäche in so hohem Maße abfällt, spricht besonders deutlich im Sinne unserer Hypothese, daß dies die Folge einer erhöhten Anfälligkeit der Mädchen infolge krankhafter geschlechtsgebundener Erbanlagen sein könnte. Auch

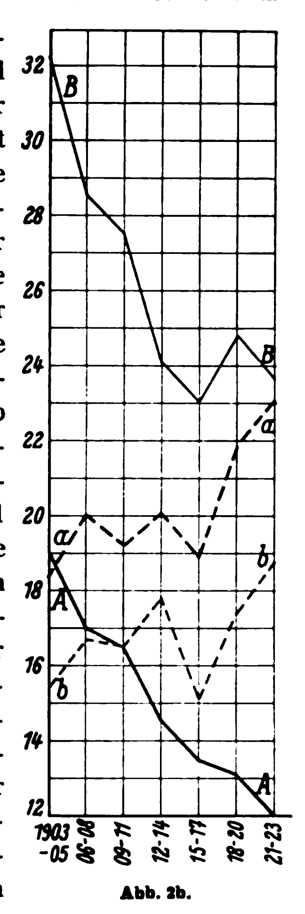


Abb. 2b.

Tabelle 3.

Im Jahre	Säuglings-sterblich-keit	Knabensterblichkeit in Prozenten der Mädchen-sterblichkeit	Die Sterblichkeit der Knaben an angeboren. Lebensschwäche in Prozenten der Sterblichkeit der Mädchen daran	Die Sterblichkeit an angeborener Lebensschwäche in Promille der Lebendgeborenen des 1. Jahres
1910	15,7	118,4	121,9	35,9
1911	18,7	116,3	119,2	38,5
1912	14,5	118,4	120,4	36.5
1913	15,0	119,0	120,5	36,4
1914	16,4	117,9	121,9	37,6
1915	16,6	117,6	118,2	37,4
1916	14,5	116,1	114,3	35,3
1917	15,2	117,0	114,8	36 5
1918	15,0	119,3	116,9	38,2
1919	12,0	119,4	116,7	36,5
1920	13,4	120,4	120,4	38,5
1921	13,4	119,9	118,0	39,4
1922	12,9	121,4	119,3	37,4
1923	13,1	120,0	119,0	37,4
1924	10,6	120,3	118,9	35,0
1925	10,4	122,5	123,8	34,7
1926	10,1	122,2	118,8	34,9

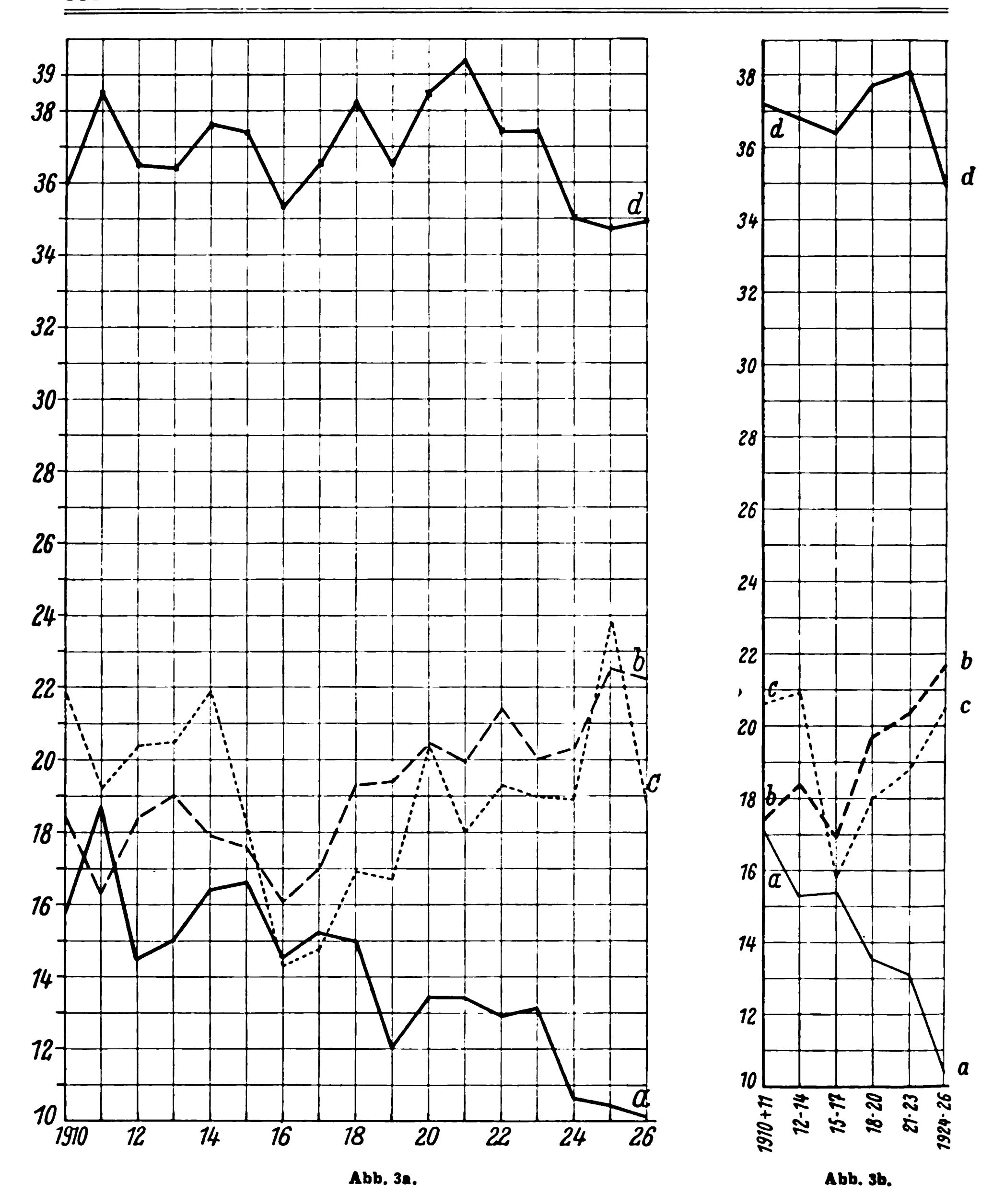


Abb. 3a. Abb. 3b.

das 1916 einsetzende Ansteigen der Kurve *d*, d. h. die Zunahme der allgemeinen Sterblichkeit an angeborener Lebensschwäche, könnte als damit in Zusammenhang stehend gedeutet werden. Der Umstand, daß auch während der restlichen Kriegsjahre und im allgemeinen auch in der Nachkriegszeit die Kurve *c* unter *b* verharrt, könnte dann so erklärt werden, daß die Kriegs- und auch die Nachkriegskinder zum Teil

minderwertige Männer zu Vätern haben. Der vorübergehende Anstieg der Kurve c im Jahre 1920 ist möglicherweise durch die Rückkehr des Heeres und den damit in Zusammenhang stehenden Gipfel in der Geburtenziffer bedingt. Die Zacke des Jahres 1925 läßt sich einstweilen nicht deuten; vielleicht ist sie nur eine Zufallsschwankung. Der Fehler der kleinen Zahl beträgt in diesem Falle $\sigma = \sqrt{\frac{100 \cdot 119{,}0}{33\,477}} = 0{,}6$; dabei bedeutet 33 477 die Zahl der Säuglinge, die im Durchschnitt der betrachteten 19 Jahre an angeborener Lebensschwäche starben, und 119,0 die mittlere Uebersterblichkeit der Knaben an angeborener Lebensschwäche. Immerhin überschreitet das Ausmaß der Zacke auch den dreifachen Fehler der kleinen Zahl ($3\,\sigma = 1{,}8$).

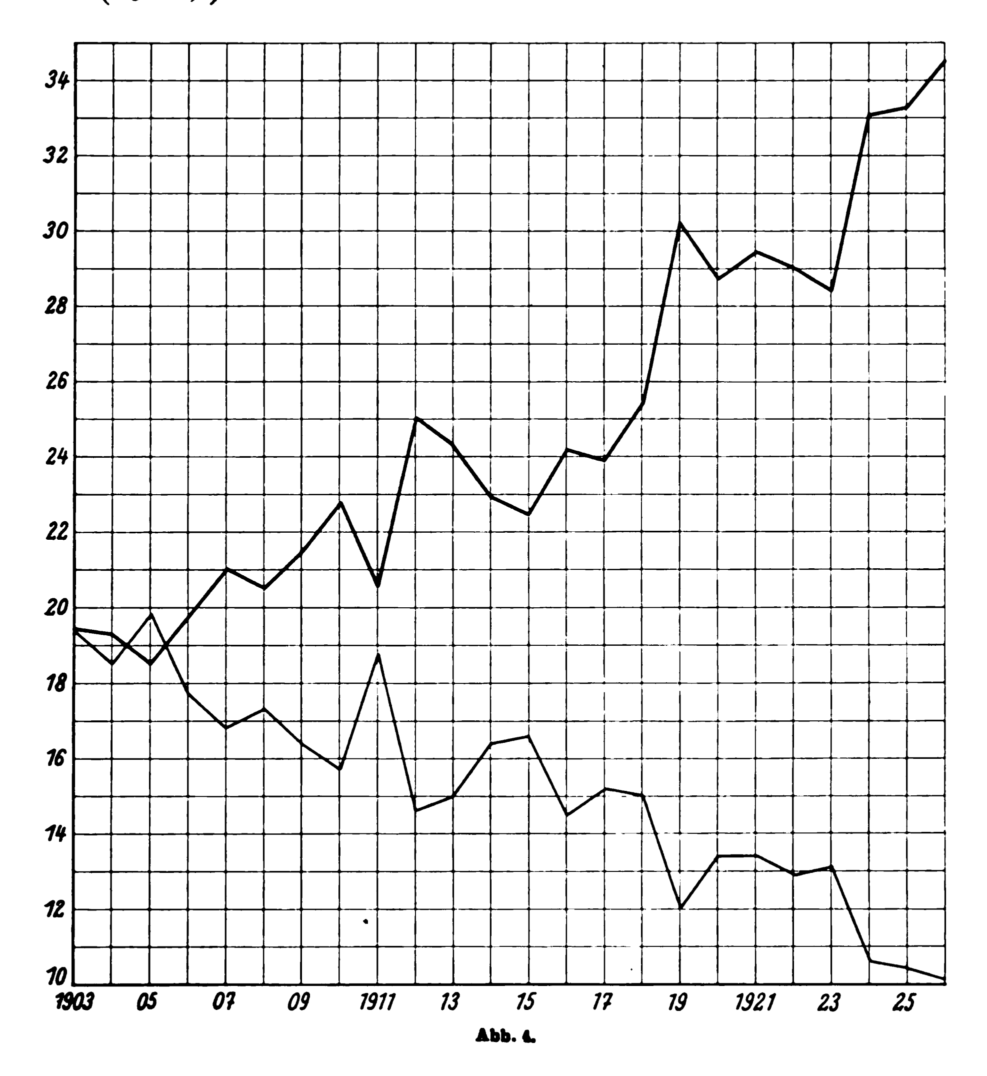


Abb. 4.

Auch hier haben wir zur Verdeutlichung wie oben die Angaben zu dreijährigen Perioden zusammengestellt und so Abb. 3b erhalten; der Ausgangsperiode konnten freilich nur zwei Jahre zugrunde gelegt werden. Hier springt besonders deutlich der auffallende Knick der Kurven *b* und *c* während der ersten Kriegsjahre ins Auge.

Wenn man eine Kurve zeichnet, welche den Anteil der angeborenen Lebensschwäche an den Sterbefällen des ersten Lebensjahres darstellt (die „relative Intensität" dieser Todesursache), in Abb. 4 die obere Zahlenreihe, so steht diese in besonders ausgesprochener negativer Korrelation zu der der Gesamtsterblichkeit der Säuglinge (untere Linie). Demgegenüber ist bemerkenswert, daß die Kurve der Sterblichkeit an angeborener Lebensschwäche (*d* in Abb. 3a) im ganzen leicht fällt und im allgemeinen die Jahreszacken der Kurve der Säuglingssterblichkeit mitmacht, was offenbar anzeigt, daß unter den auf „angeborene Lebensschwäche" zurückgeführten Todesfällen ein Teil durch äußere Ursachen mindestens mitbedingt ist.

In Bayern kamen auf je 100 Lebendgeborene im 1. Lebensjahre Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit
1876	32,6	27,9	30,3	116,8	1901	25,8	21,9	23,9	117,8
1877	32,4	27,6	30,0	117,4	1902	25,3	21,0	23,3	120,5
1878	31,8	27,4	29,6	116,1	1903	27,1	22,9	25,0	118,3
1879	31,4	26,8	29,2	117,2	1904	26,0	21,7	23,9	119,8
1880	31,9	27,3	29,7	116,8	1905	25,9	22,1	24,1	117,2
1881	30,8	25,9	28,4	118,9	1906	24,6	20,6	22,7	119,4
1882	31,1	26,1	28,7	119,2	1907	24,0	20,0	22,0	120,0
1883	31,4	27,0	29,3	116,3	1908	23,7	19,5	21,7	121,5
1884	31,1	26,5	28,9	117,4	1909	23,8	19,5	21,7	122,1
1885	30,8	26,1	28,5	118,0	1910	21,9	18,3	20,2	119,7
1886	31,7	27,2	29,5	116,5	1911	24,2	20,3	22,3	119,2
1887	29,7	25,1	27,4	118,3	1912	19,4	16,0	17,7	121,2
1888	30,3	25,7	28,0	117,9	1913	19,9	16,4	18,2	121,3
1889	29,9	25,2	27,7	118,6	1914	21,0	17,4	19,3	120,7
1890	29,7	24,9	27,4	119,3	1915	23,0	19,1	21,1	120,4
1891	29,6	25,1	27,5	117,9	1916	21,1	17,1	19,2	123,4
1892	29,7	25,0	27,4	118,8	1917	20,4	16,6	18,6	122,9
1893	29,1	24,6	26,9	118,3	1918	22,0	18,5	20,3	118,9
1894	28,8	24,4	26,7	118,0	1919	16,8	13,6	15,3	123,5
1895	29,9	25,5	27,8	117,3	1920	17,3	13,5	15,5	128,1
1896	25,4	21,0	23,2	120,9	1921	18,7	14,7	16,7	127,1
1897	28,6	24,0	26,4	119,2	1922	17,7	14,1	15,9	125,3
1898	28,0	23,7	25,9	118,1	1923	17,8	14,4	16,1	123,5
1899	27,2	23,0	25,1	118,3	1924	15,7	12,2	14,0	128,5
1900	29,9	25,6	27,8	116,8	1925	15,1	12,0	13,5	126,7

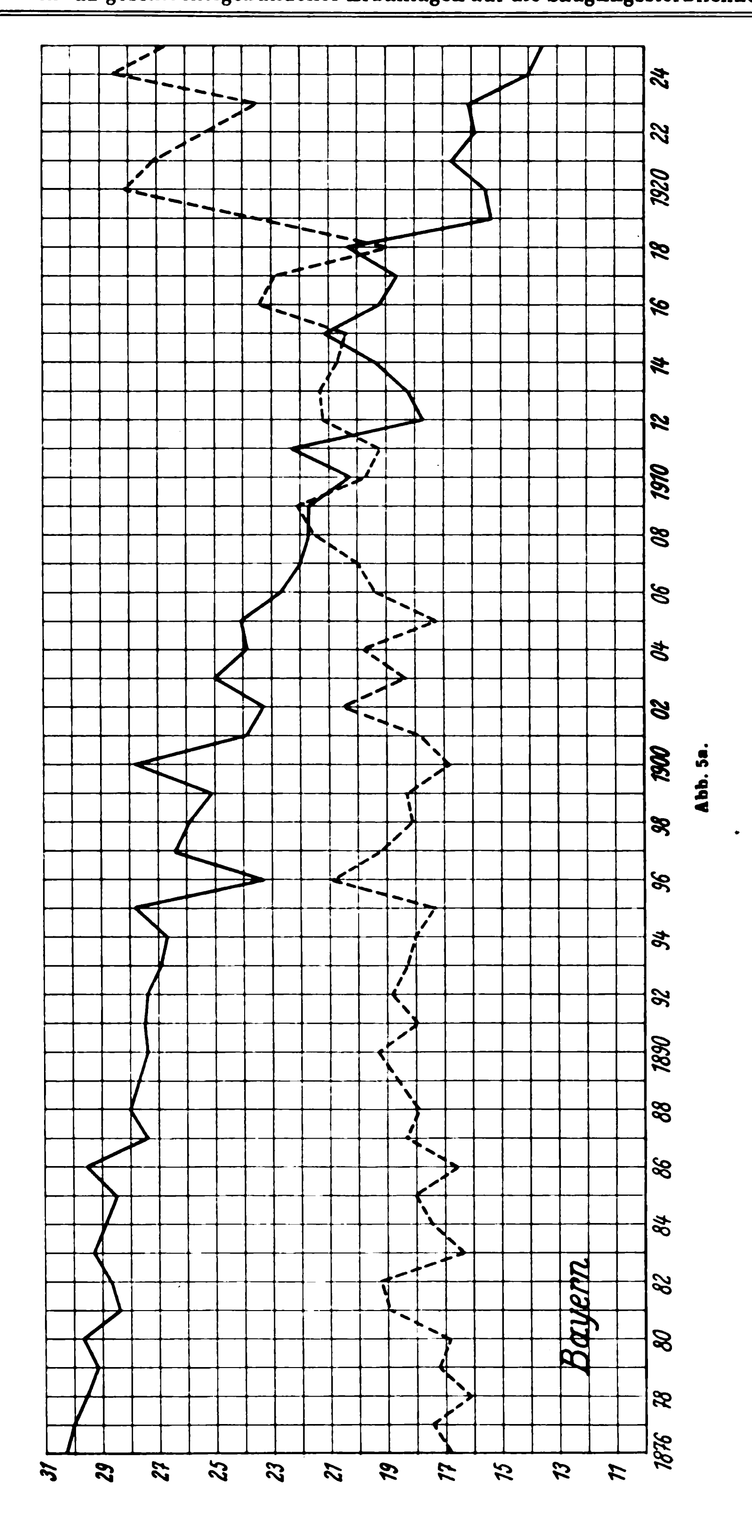

Bayern
1876
78
80
82
84
86
88
1890
92
94
96
98
1900
02
04
06
08
1910
12
14
16
18
1920
22
24
31
29
27
25
23
21
19
17
15
13
11

Abb. 5a.

In Bayern wurden die einschlägigen Verhältnisse seit 1876 verfolgt (vgl. Abb. 5a). Die Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben zeigt im ganzen das Spiegelbild der Kurve der Säuglingssterblichkeit, und auch während des Krieges findet sich hier keine deutliche Ausnahme. Die Befunde von 1917 und 1918 könnten eventuell im Sinne einer Abnahme der Uebersterblichkeit der Knaben gedeutet werden; doch kann dem und besonders dann den hohen Ausschlägen der letzten Jahre mit Rücksicht auf den Fehler der kleinen Zahl keine besondere Bedeutung beigemessen werden. Für die jährlichen Zahlen der Uebersterblichkeit der Knaben seit 1920 berechnet sich der mittlere Fehler der kleinen Zahl auf

$$\sigma = \sqrt{\frac{100 \cdot 126{,}5}{27212}} = 0{,}68;\ 3\ \sigma = 2{,}0.$$

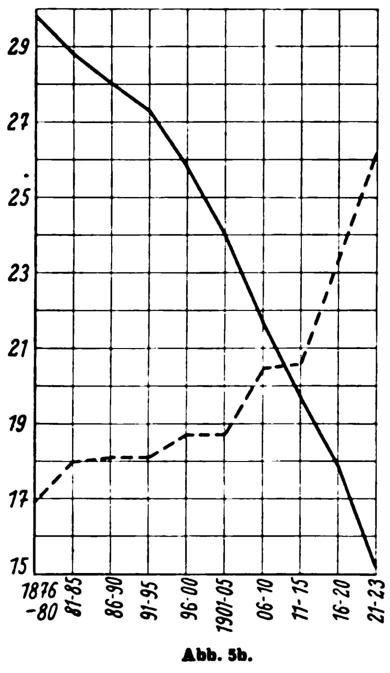


Abb. 5b.

In Abb. 5b haben wir auch hier Zeiträume von je 5 Jahren zusammengefaßt, um den Verlauf der Kurven durch die lange Zeit hin noch deutlicher zu veranschaulichen. Dabei zeigt sich sehr schön und ungestört durch die Schwankungen der einzelnen Jahre, wie die Säuglingssterblichkeit in fast gerader Linie abfällt und die Uebersterblichkeit der Knaben erstere überkreuzend ansteigt, daß also eine ausgesprochene negative Korrelation besteht.

Wir wollen uns nun dem Auslande zuwenden und auch hier an Hand der vorliegenden Zahlen (2) die einschlägigen Verhältnisse prüfen.

In Frankreich kamen auf je 100 Lebendgeborene im 1. Lebensjahr Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit
1906	15,6	13,0	14,3	120,0	1916	13,6	11,4	12,5	118,7
1907	14,3	11,9	13,1	120,2	1917	13,8	11,3	12,5	122,3
1908	13,8	11,6	12,7	119,0	1918	15,2	12,8	14,0	118,6
1909	12,9	10,6	11,8	121,7	1919	13,3	11,1	12,2	119,5
1910	12,1	10,0	11,1	121,0	1920	10,8	9,0	9,9	120,1
1911	16,9	14,4	15,7	117,4	1921	12,8	10,6	11,7	121,0
1912	11,5	9,4	10,4	122,3	1922	9,6	7,6	8,6	126,0
1913	12,3	10,2	11,3	120,6	1923	10,6	8,6	9,6	123,3
1914	12,1	9,9	11,0	122,2	1924	9,5	7,5	8,5	126,8
1915	15,7	12,9	14,3	122,2	1925	9,9	7,9	8,9	125,7

Wir sehen bei Frankreich (Abb. 6) im Jahre 1911 sehr schön die beiden einander entgegengerichteten Zacken. Das Kriegsjahr 1916 bringt das gleichzeitige Sinken der Säuglingssterblichkeit und Uebersterblichkeit der Knaben, wie es bei dem starken Aufgebot aller gesunden, wehrfähigen Männer und den hohen Verlusten Frankreichs zu erwarten war. Allerdings zeigt anscheinend das Jahr 1917 eine Ausnahme; doch muß man vielleicht hierfür die besondere Lage Frankreichs während des Krieges, vor allem die Besetzung umfangreicher und volkreicher Gebiete des Nordens und Nordostens und den hohen Geburtenausfall als störenden Faktor mit in Betracht ziehen. Sieht man davon ab und überblickt mehr den Gesamtverlauf der Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben, so zeigt sich auch hier während der Kriegs- und Nachkriegszeit eine deutliche Senkung innerhalb der im ganzen ansteigenden Verlaufsrichtung.

In Spanien kamen auf je 100 Lebendgeborene im 1. Lebensjahr Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit
1906	18,3	16,4	17,4	111,6	1916	15,5	13,8	14,7	111,6
1907	16,8	14,7	15,5	114,3	1917	16,4	14,6	15,5	112,0
1908	16,9	15,0	15,9	112,7	1918	19,2	17,3	18,3	111,3
1909	16,2	14,4	16,1	112,5	1919	16,4	14,8	15,6	110,8
1910	15,7	14,0	14,9	112,1	1920	17,2	15,8	16,5	109,2
1911	17,1	15,3	16,2	111,8	1921	15,4	14,0	14,7	109,5
1912	14,6	12,8	13,7	114,1	1922	14,9	13,4	14,1	111,8
1913	16,4	14,6	15,5	112,3	1923	15,5	14,3	14,9	108,2
1914	16,0	14,3	15,2	111,9	1924	14,8	13,1	14,0	113,1
1915	16,6	14,5	15,6	114,5					

An der Kurve für Spanien (Abb. 7) tritt besonders die Senkung der Säuglingssterblichkeit im Jahre 1912 mit seinem kühlen Sommer hervor und entsprechend eine Erhebung der Uebersterblichkeit der Knaben. Der hohe Gipfel der Säuglingssterblichkeit des Jahres 1918 ist wohl großenteils durch die „spanische“ Grippe verursacht, die damals dort so stark auftrat und sich dann weiter ausbreitete. Der Umstand, daß diesem Gipfel kein entsprechender Ausschlag der Kurve der Uebersterblichkeit nach unten entspricht, wie auch die unwahrscheinlich anmutende Zacke von 1915 scheinen auf irgendwelche Besonderheiten oder Fehlerquellen hinzuweisen. Der mittlere Fehler der kleinen Zahl beläuft sich für die Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben auf $\sigma = \sqrt{\frac{100 \cdot 111,9}{97706}} = 0,34$, $3\,\sigma = 1,0$, und ist bei der Beurteilung der Darstellung mit in Betracht zu ziehen. Bemerkenswert ist, daß Spanien als nicht am Kriege beteiligtes Land auch nicht jene Senkung

der Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben zeigt, die wir bei den hauptsächlichsten am Kriege beteiligten Ländern fanden.

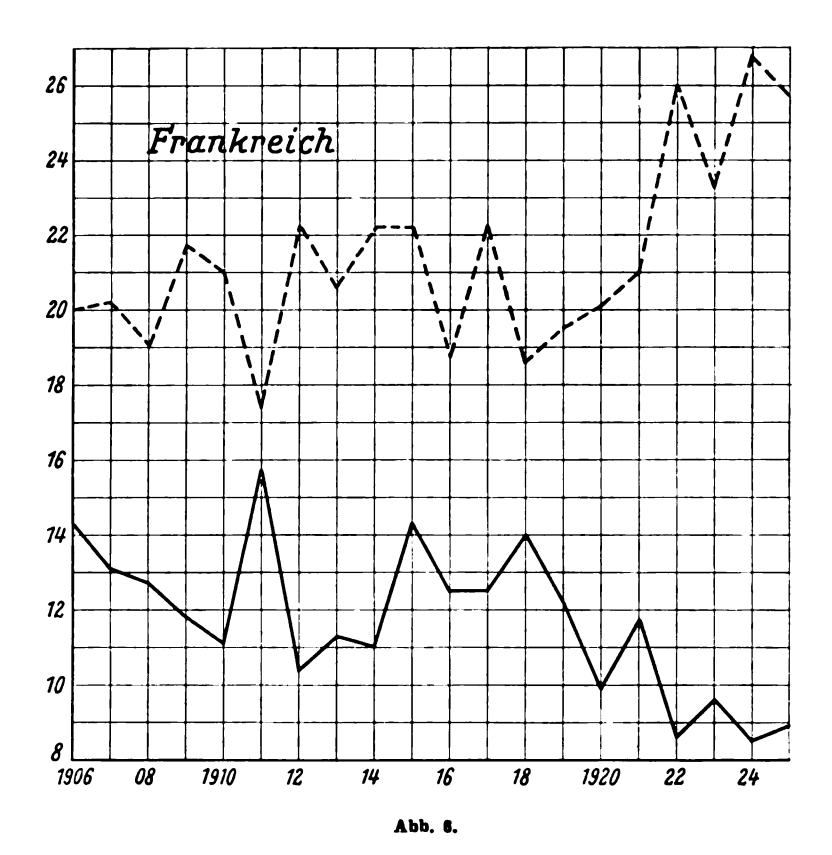


Abb. 6.

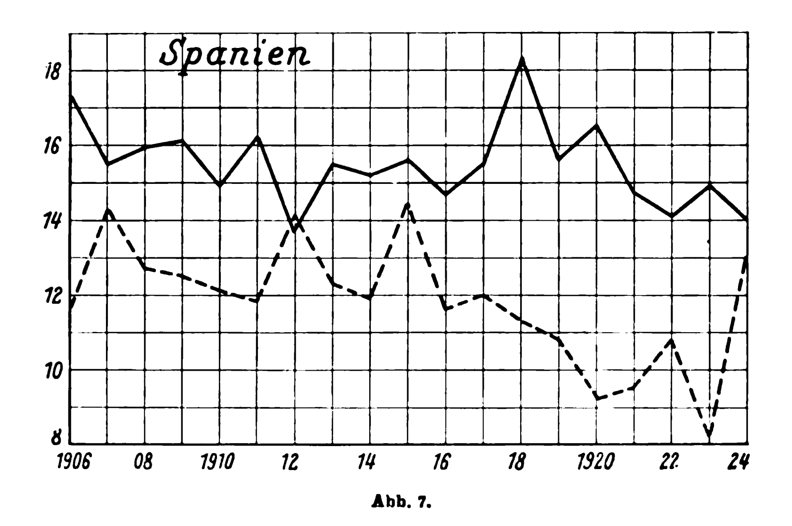


Abb. 7.

In **Italien** kamen auf je 100 Lebendgeborene im 1. Lebensjahr Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit
1906	16,9	15,3	16,1	110,5	1916	17,4	15,8	16,6	110,6
1907	16,3	14,8	15,6	110,1	1917	16,4	15,2	15,8	108,4
1908	15,6	14,0	14,8	111,4	1918	19,9	18,4	19,2	108,0
1909	16,5	14,8	15,7	111,5	1919	13,4	12,4	12,9	108,8
1910	14,6	13,3	14,0	109,8	1920	13,2	12,1	12,7	109,2
1911	16,3	15,0	15,7	108,7	1921	13,7	12,2	12,9	112,1
1912	13,5	12,0	12,8	112,5	1922	13,4	11,9	12,6	112,6
1913	14,6	13,0	13,8	112,3	1923	13,4	12,1	12,7	110,3
1914	13,7	12,3	13,0	111,4	1924	13,4	11,9	12,6	112,5
1915	15,4	14,0	14,7	110,0	1925	12,6	11,3	11,9	111,1

In **Italien** liegen die Verhältnisse im ganzen ähnlich wie in Spanien, wie Abb. 8 zeigt. Vielleicht deutet der verhältnismäßige Tiefstand der Uebersterblichkeit der Knaben in den Jahren 1917 und 1919 auf die erwähnte Kriegs- und Nachkriegserscheinung hin, doch wollen wir dem

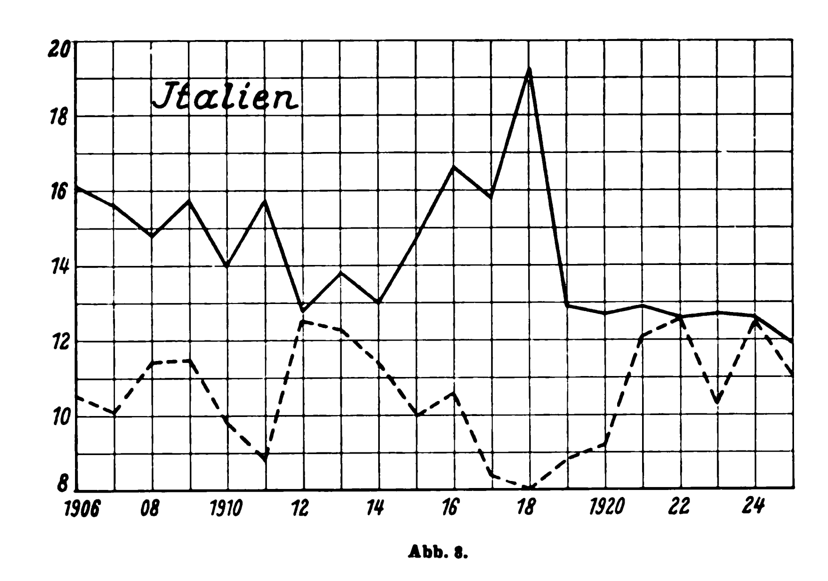


Abb. 8.

wegen der gleichzeitigen starken Zunahme der Säuglingssterblichkeit keine Bedeutung zuweisen, da diese nach unserer allgemeinen Hypothese ohnehin eine starke Senkung würde erwarten lassen.

In Oesterreich kamen auf je 100 Lebendgeborene im 1. Lebensjahr Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit
1906	21,8	18,5	20,2	117,8	1914	18,8	15,5	17,1	121,3
1907	22,6	19,0	20,9	118,9	1915	23,7	19,9	21,8	119,0
1908	21,5	18,2	19,9	118,1	1916	20,4	18,0	19,2	112,8
1909	22,6	19,0	20,9	118,9	1917	19,8	17,2	18,5	115,2
1910	20,5	17,2	18,9	119,2	1918	20,6	17,9	19,3	114,7
1911	22,3	19,1	20,7	116,8	1919	16,9	14,3	15,6	118,7
1912	19,7	16,5	18,1	119,4	1920	17,1	14,2	15,6	120,3
1913	20,4	17,5	19,0	116,6	1921	17,0	13,7	15,3	123,9

Die Darstellung für Oesterreich zeigt in Abb. 9 bis 1915 schön das einander entgegengerichtete Verhalten der beiden Kurven. Dann fällt der außerordentlich tiefe Stand der Uebersterblichkeit der Knaben während der Kriegsjahre 1916 bis 1918 auf, obwohl gleichzeitig auch die Säuglingssterblichkeit stark zurückgeht. In den Jahren 1915 und 1918 laufen hier die beiden Kurven fast parallel, während sie vorher und nachher entgegengesetzt gerichtet sind. Da auch Oesterreich seine gesamte wehrfähige Mannschaft aufgeboten und große Kriegsverluste zu buchen hatte, könnte

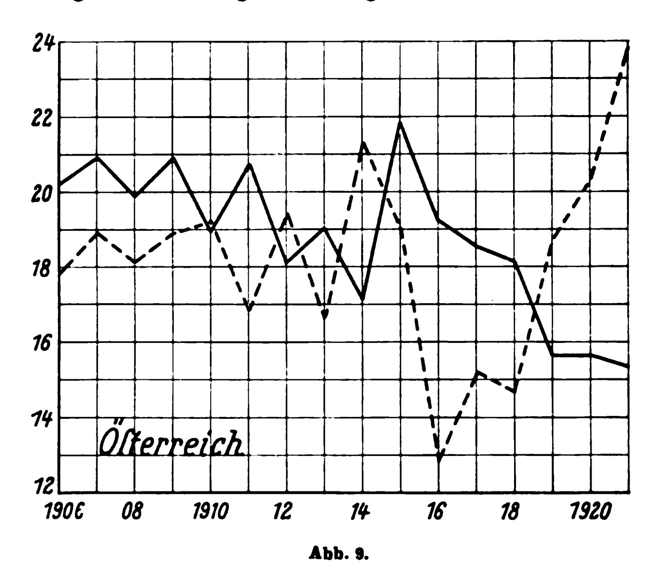


Abb. 9.

dieser Tiefstand der Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben sehr wohl als ein weiterer Beleg für unsere Hypothese hinsichtlich der Kriegskinder angesehen werden.

In Ungarn kamen auf je 100 Lebendgeborene im 1. Lebensjahr Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit
1906	22,0	18,8	20,5	117,0	1917	22,8	20,2	21,5	112,7
1907	22,5	19,1	20,8	117,8	1918	23,1	20,3	21,7	114,1
1908	21,5	18,2	19,9	118,1	1919	16,9	14,7	15,8	114,8
1909	22,8	19.5	21,2	116,9	1920	20,7	17,8	19,2	116,3
1910	20,9	17,9	19,4	116,8	1921	20,7	17,7	19,2	117,4
1911	22,3	19,0	20,7	117,4	1922	21,4	18,1	19,7	118,2
1912	20,0	17,1	18,6	117,0	1923	19,9	16,8	18,3	118,0
1913	21,7	18,5	20,1	117,3	1924	20,7	17,8	19,3	116,3
1914	21,0	17,9	19,5	117,3	1925	18,1	15,4	16,7	117,7
1915	28,2	24,5	26,4	115,1	1926	18,1	15,3	16,7	118,9
1916	23,3	20,3	21,8	114,6					

An den Kurven für Ungarn (Abb. 10) fällt das starke Hinaufschnellen der Säuglingssterblichkeit von 1914 auf 1915 und ein entsprechendes

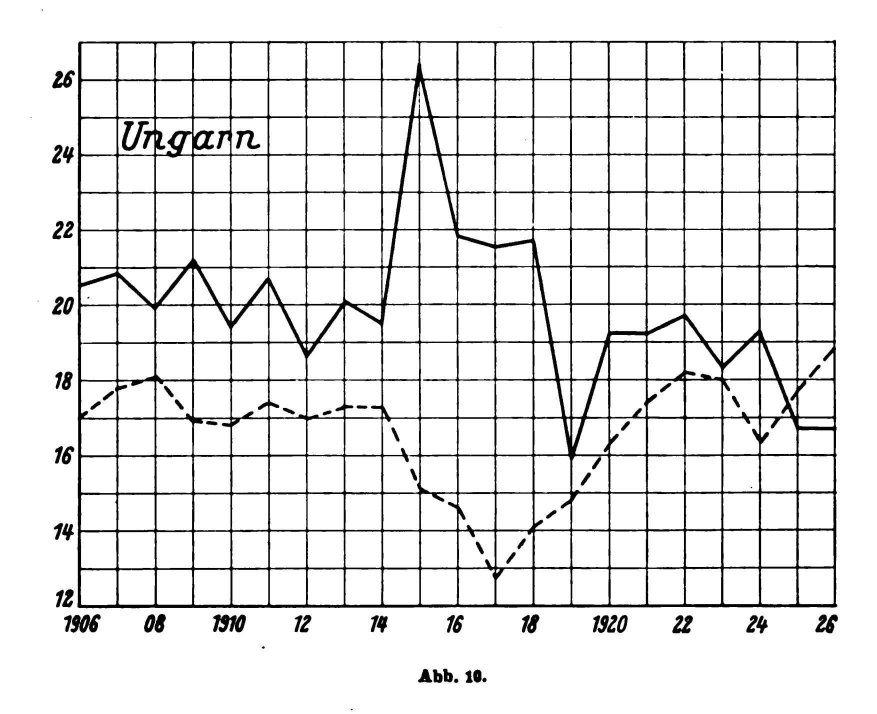


Abb. 10.

Herabgehen der Uebersterblichkeit der Knaben auf. Man muß wohl annehmen, daß an dieser sprunghaften Steigerung der Säuglingssterblichkeit

Vernachlässigung der Kinder in den Aufregungen und Sorgen des ersten Kriegsjahres schuld gewesen ist. Obwohl die Säuglingssterblichkeit 1916 wieder abfällt, geht die Uebersterblichkeit der Knaben in diesem und dem folgenden Jahre weiter zurück und bleibt auch 1918 und 1919 tiefer, als wohl zu erwarten wäre, zeigt also ebenfalls eine gewisse Parallelität der Kurven während der Kriegszeit. Und so könnte sich auch dieser Befund auf eine mutmaßliche Zunahme der Sterblichkeit der Mädchen an angeborener Lebensschwäche zurückführen lassen.

In England kamen auf je 100 Lebendgeborene im 1. Lebensjahr Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit
1906	14,5	12,0	13,3	120,8	1917	10,8	8,5	9,6	126,8
1907	13,0	10,4	11,8	125,0	1918	10,8	8,6	9,7	125,6
1908	13,3	10,7	12,0	124,3	1919	10,0	7,8	8,9	128,9
1909	12,0	9,7	10,9	123,7	1920	9,0	6,9	8,0	129,9
1910	11,6	9,4	10,5	123,4	1921	9,3	7,2	8,3	128,7
1911	14,2	11,7	13,0	121,4	1922	8,7	6,6	7,7	131,0
1912	10,6	8,4	9,5	126,2	1923	7,8	6,0	6,9	130,4
1913	12,0	9,6	10,8	125,0	1924	8,5	6,5	7,5	130,1
1914	11,6	9,3	10,5	124,7	1925	8,4	6,6	7,5	127,9
1915	12,3	9,6	11,0	128,1	1926	7,9	6,1	7,0	130,0
1916	10,2	8,0	9,1	127,7					

An den in Abb. 11 dargestellten Kurven für England zeigen sich im wesentlichen die schon bekannten Verhältnisse: das gegensätzliche Wechselspiel der Jahre, auch hier besonders 1911 hervortretend. Während der Kriegszeit und danach vermissen wir hier die größere Senkung der Uebersterblichkeit der Knaben, welche bei den übrigen am Kriege beteiligten Ländern zumeist deutlich hervortrat. Dies mag wohl darin seinen Grund haben, daß England infolge fehlender allgemeiner Wehrpflicht und bei seiner Lage bei weitem nicht einen so hohen Prozentsatz seiner Mannschaft ins Feld geschickt und nicht entfernt die Verluste erlitten hat wie die anderen Mächte.

Aus der Arbeit von Holmes und Goff (5) haben wir für England und dann auch für Schweden die Zahlen für einen längeren Zeitraum entnehmen können. Die Zahlen für England sind zu je fünfjährigen Perioden in Abb. 12 dargestellt. Die Kurven stehen in deutlicher negativer Korrelation zueinander und lassen weiter erkennen, daß das jüngste starke Auseinanderweichen der Kurven bereits seit etwa 1895 andauert.

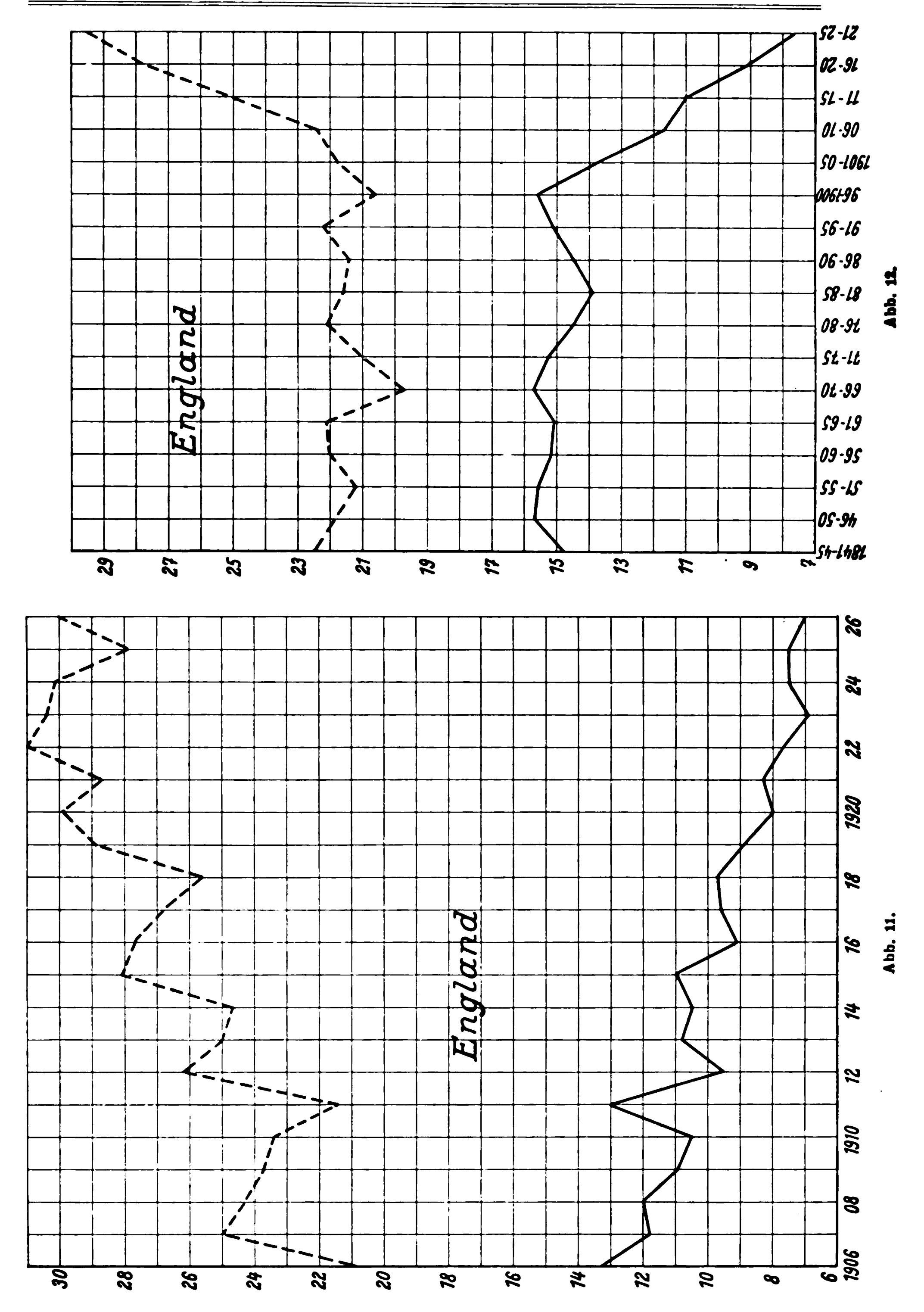

England
1841-45
46-50
51-55
56-60
61-65
66-70
71-75
76-80
81-85
86-90
91-95
96-1900
1901-05
06-10
11-15
16-20
21-25
29
27
25
23
21
19
17
15
13
11
9
7
England
1906
08
1910
12
14
16
18
1920
22
24
26
30
28
26
24
22
20
18
16
14
12
10
8
6

Abb. 12.

Abb. 11.

In Schweden kamen auf je 100 Lebendgeborene im 1. Lebensjahr Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit
1906	8,9	7,3	8,1	121,9	1915	8,4	6,7	7,6	124,4
1907	8,4	6,9	7,7	121,7	1916	7,7	6,2	7,0	122,6
1908	9,3	7,8	8,5	119,2	1917	7,2	5,7	6,4	125,6
1909	7,9	6,5	7,2	121,5	1918	7,1	5,7	6,4	124,5
1910	8,3	6,7	7,5	123,9	1919	7,8	6,1	6,9	127,0
1911	8,0	6,4	7,2	125,0	1920	7,1	5,5	6,3	127,5
1912	7,9	6,3	7,1	125,4	1921	7,2	5,6	6,4	129,1
1913	7,6	6,3	7,0	120,6	1922	7,0	5,5	6,2	127,5
1914	8,1	6,5	7,3	125,1					

Bei Schweden (Abb. 13) fällt die geringe Säuglingssterblichkeit mit ihren kleinen Schwankungen auf. Auch der Sommer 1911, der in Mitteleuropa und auch England noch einen so hohen Ausschlag gab, tritt hier nicht in Erscheinung. Aehnliches finden wir gleich bei Norwegen wieder. Das hat wohl vor allem seinen Grund in dem gleichmäßigen kühleren Klima Skandinaviens. Eher noch günstiger scheinen die klimatischen Verhältnisse für die Säuglinge in Neuseeland zu sein, das die geringste Säuglingssterblichkeit der Welt hat (1924 und 1925 nur 4,0), freilich wegen der relativ sehr kleinen Zahl nicht untersucht wird. In Abb. 14 sind die gleichen Verhältnisse für Schweden seit 1751 nach zehnjährigen Perioden dargestellt. Dabei werden die großen jährlichen Schwankungen der Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben fast völlig ausgeglichen, und in dem Ueberkreuzen kommt deutlich die durch die lange Zeit hin zu verfolgende Tendenz der beiden Kurven zur Anschauung.

In Norwegen kamen auf je 100 Lebendgeborene im 1. Lebensjahr Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit
1906	7,6	6,3	7,0	120,6	1916	7,1	5,7	6,4	125,5
1907	7,4	5,9	6,6	125,4	1917	7,1	5,7	6,4	123,9
1908	8,3	6,8	7,6	122,1	1918	6,9	5,6	6,3	123,0
1909	7,7	6,5	7,2	118,5	1919	6,8	5,6	6,2	123,2
1910	7,4	6,1	6,7	121,3	1920	6,5	5,0	5,8	128,5
1911	7,1	5,8	6,5	122,4	1921	6,1	4,8	5,4	127,1
1912	7,3	6,2	6,7	117,7	1922	6,1	4,8	5,5	125,9
1913	7,0	5,8	6,5	120,7	1923	5,4	4,5	5,0	119,2
1914	7,4	6,1	6,8	121,3	1924	5,4	4,6	5,0	118,5
1915	7,4	6,1	6,8	121,3					

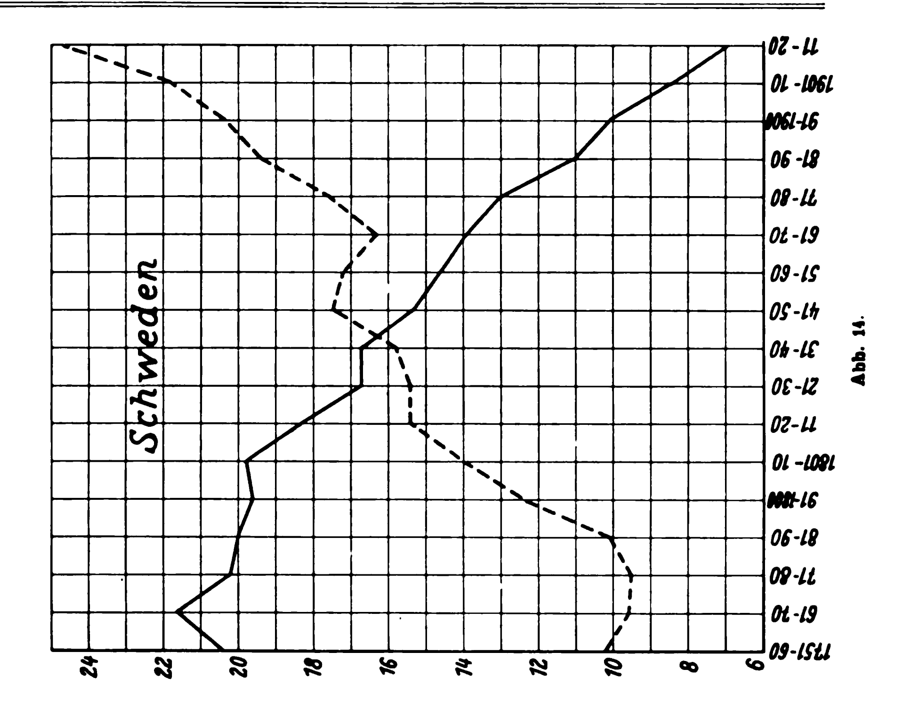

Schweden
1751-60
61-70
71-80
81-90
91-1800
1801-10
11-20
21-30
31-40
41-50
51-60
61-70
71-80
81-90
91-1900
1901-10
11-20
24
22
20
18
16
14
12
10
8
6

Abb. 14.

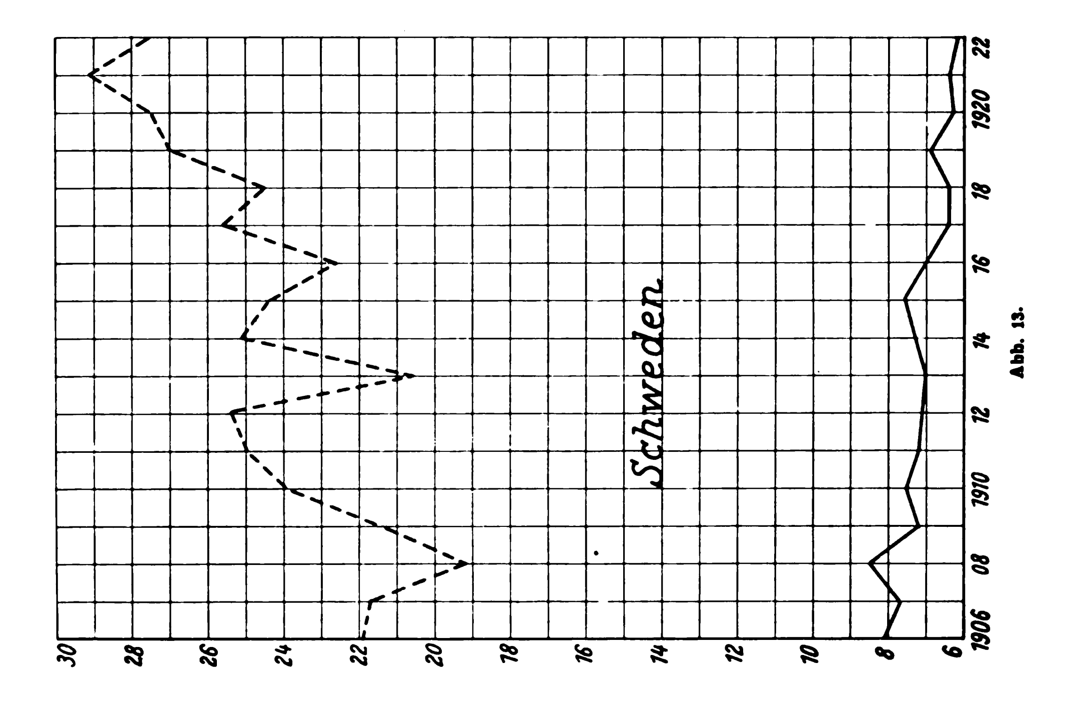

Schweden
1906
08
1910
12
14
16
18
1920
22
30
28
26
24
22
20
18
16
14
12
10
8
6

Abb. 13.

Norwegen zeigt in Abb. 15 die gleichen Verhältnisse wie Schweden in noch ausgesprochenerem Maße. Die extremen Zacken der Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben erwecken den Verdacht, daß der Fehler der kleinen Zahl eine relativ große Rolle spiele. Die norwegische Bevölkerung

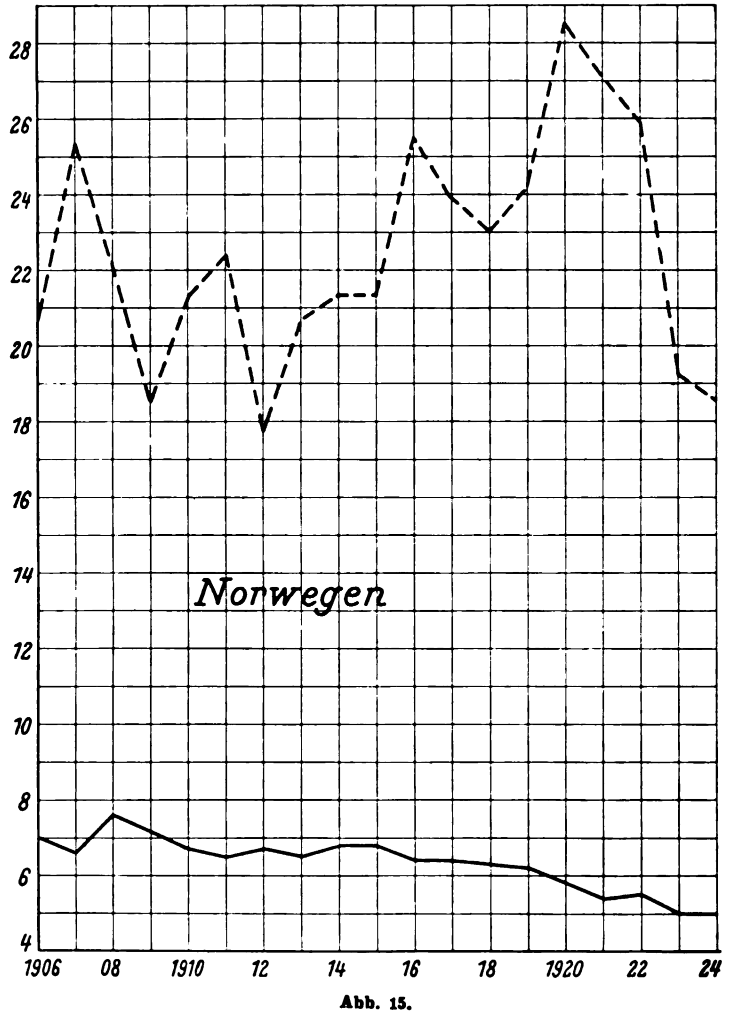


Abb. 15.

ist ja viel weniger zahlreich als die der übrigen bisher betrachteten Länder, und erst recht ist dann natürlich die Zahl der Knaben, welche mehr als Mädchen sterben, sehr klein. Im Durchschnitt der betrachteten 19 Jahre starben in Norwegen 3901 Säuglinge jährlich, und die Uebersterblichkeit der Knaben betrug im Durchschnitt 22,4. Der mittlere Fehler beträgt danach $\sigma = \sqrt{\frac{100 \cdot 122{,}4}{3901}} = 1{,}77$; und der dreifache mittlere Fehler, mit dem man gewöhnlich zu rechnen pflegt, ist also $3\,\sigma = 5{,}3$. Da die Zacken der Kurve

der Uebersterblichkeit der Knaben von der Mittellage meistens um 2 bis 3, nur einmal um 5 Einheiten abweichen, so ist ohne weiteres ersichtlich, daß diesen Zacken keine besondere Bedeutung zukommt. Sie dürften vielmehr einfach dem Zufall der kleinen Zahl zuzuschreiben sein. Aehnlich könnte es sich auch mit der entsprechenden Kurve bei Schweden verhalten. Der mittlere Fehler beträgt hier $\sigma = \sqrt{\frac{100 \cdot 124{,}3}{9219}} = 1{,}16$, also $3\,\sigma = 3{,}5$. Wie man sieht, fallen die großen Zacken der Kurve von Schweden noch innerhalb dieses Spielraumes des Fehlers der kleinen Zahl.

Wegen des Fehlers der kleinen Zahl sehen wir von einer Untersuchung der Verhältnisse in den übrigen kleineren Ländern Europas ab. Für Rußland sind die Angaben zu unsicher und unvollständig. Auch für außereuropäische Länder fanden wir keine genügend zuverlässigen Zahlen vor; am ehesten noch für Japan, das wir noch kurz betrachten wollen.

In Japan kamen auf 100 Lebendgeborene im 1. Lebensjahr Gestorbene:

im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit	im Jahre	bei den Knaben	bei den Mädchen	bei beiden Geschlechtern	Knabensterblichkeit in % der Mädchensterblichkeit
1906	15,7	15,0	15,4	104,6(?)	1916	17,9	16,1	17,0	111,0
1907	16,0	14,2	15,1	112,5(?)	1917	18,2	16,4	17,3	110,7
1908	16,5	15,0	15,8	110,1	1918	19,8	17,9	18,8	110,6
1909	17,5	15,9	16,7	109,7	1919	17,8	16,3	17,0	109,6
1910	16,9	15,3	16,1	110,1	1920	17,4	15,7	16,6	110,6
1911	16,6	15,1	15,8	109,6	1921	17,7	15,9	16,8	111,6
1912	16,1	14,7	15,4	110,0	1922	17,5	15,7	16,6	111,1
1913	15,9	14,5	15,2	109,4	1923	17,2	15,5	16,3	111,2
1914	16,5	15,2	15,8	108,4	1924	16,5	14,7	15,6	112,2
1915	16,8	15,3	16,0	109,6	1925	15,1	13,3	14,2	113,3

Auch die japanischen Zahlen machten uns keinen sehr verläßlichen Eindruck. Die Berechnungen der Jahre 1906 und 1907 wurden wegen zu widersprechender Ergebnisse in der graphischen Darstellung (Abb. 16) weggelassen. So zeigte z. B. das Geschlechtsverhältnis bei der Geburt, das sonst nur wenig um 104,4 (lebendgeborene Knaben auf 100 Mädchen) schwankt, 1906 und 1907 die unwahrscheinlichen Werte von 108,7 und 102,7; auch die Zunahme der Lebendgeborenen um 220 000, d. i. ein Sechstel des Vorjahres, läßt sich nicht mit späteren Befunden vereinbaren. Ferner halten wir es nicht für ausgeschlossen, daß möglicherweise auch jetzt noch die geringe Wertschätzung, die dem weiblichen Geschlechte im Osten Asiens gezollt wurde, einen gewissen Einfluß auf die Geschlechtsverteilung unter den gestorbenen Säuglingen hat. Aber auch wenn man von den möglichen

Fehlerquellen absieht, scheint im wesentlichen der Verlauf der Kurven nicht gegen die von uns vertretene Hypothese zu sprechen.

Es soll nun noch einmal im Zusammenhange auf die Frage des Rückganges der Uebersterblichkeit der Knaben, die uns während des Krieges und zum Teil auch noch in der Nachkriegszeit entgegentrat, eingegangen

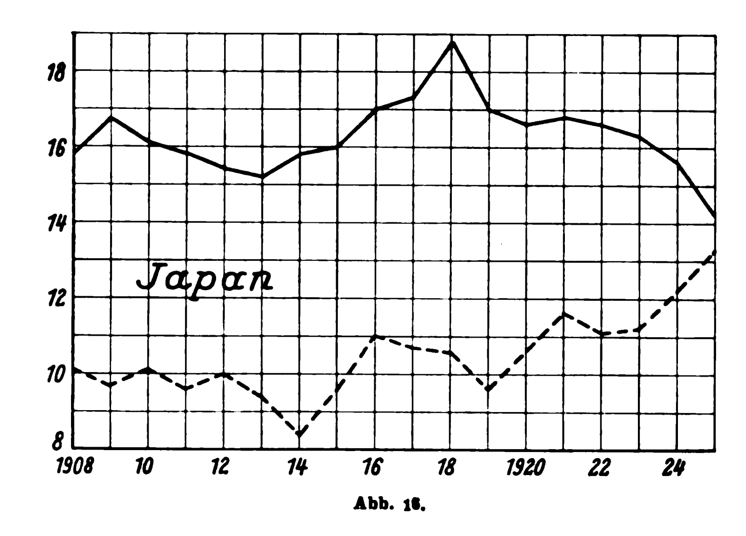


Abb. 16.

werden. Im folgenden (Abb. 17) werden die Ergebnisse der wesentlichsten untersuchten Länder einander gegenübergestellt, und zwar haben wir die statistischen Unterlagen gleichmäßig so zusammengefaßt, daß die Kriegsjahre 1915 bis 1917 mit den vorhergehenden und nachfolgenden dreijährigen Perioden und damit dem Gesamtverlauf der Kurven verglichen werden können. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß während dieser Jahre, wohl infolge der allgemeinen Kriegsverhältnisse, die Säuglingssterblichkeit zumeist hoch war. Nun haben wir schon oben gesehen, daß dieses Sinken der Uebersterblichkeit der Knaben anscheinend besonders bei fallender Säuglingssterblichkeit deutlich wurde, also dann, wenn die allgemeine Sterblichkeit aus inneren Ursachen gegenüber der aus mehr äußeren Anlässen in den Vordergrund trat. Dieser Umstand muß wohl bei der Beurteilung der Kurven von Frankreich, Italien, Oesterreich und Ungarn besondere Beachtung finden und läßt vermutlich die Erscheinung nicht so deutlich hervortreten, wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Bei Deutschland zeigt sich die gleichzeitige Senkung der Säuglingssterblichkeit und Uebersterblichkeit der Knaben 1915 bis 1917 deutlich. Die scheinbare Uebereinstimmung mit dem Befund der Jahresgruppe 1909 bis 1911 dürfte sich wohl bei Vergleich mit Abb. 1a als Uebergewicht des Ausnahmejahres 1911 erklären lassen; eine Parallele hierzu findet sich bei Spanien, Italien und England wieder. Bei Frankreich tritt die vermutete Abnahme der Uebersterblichkeit

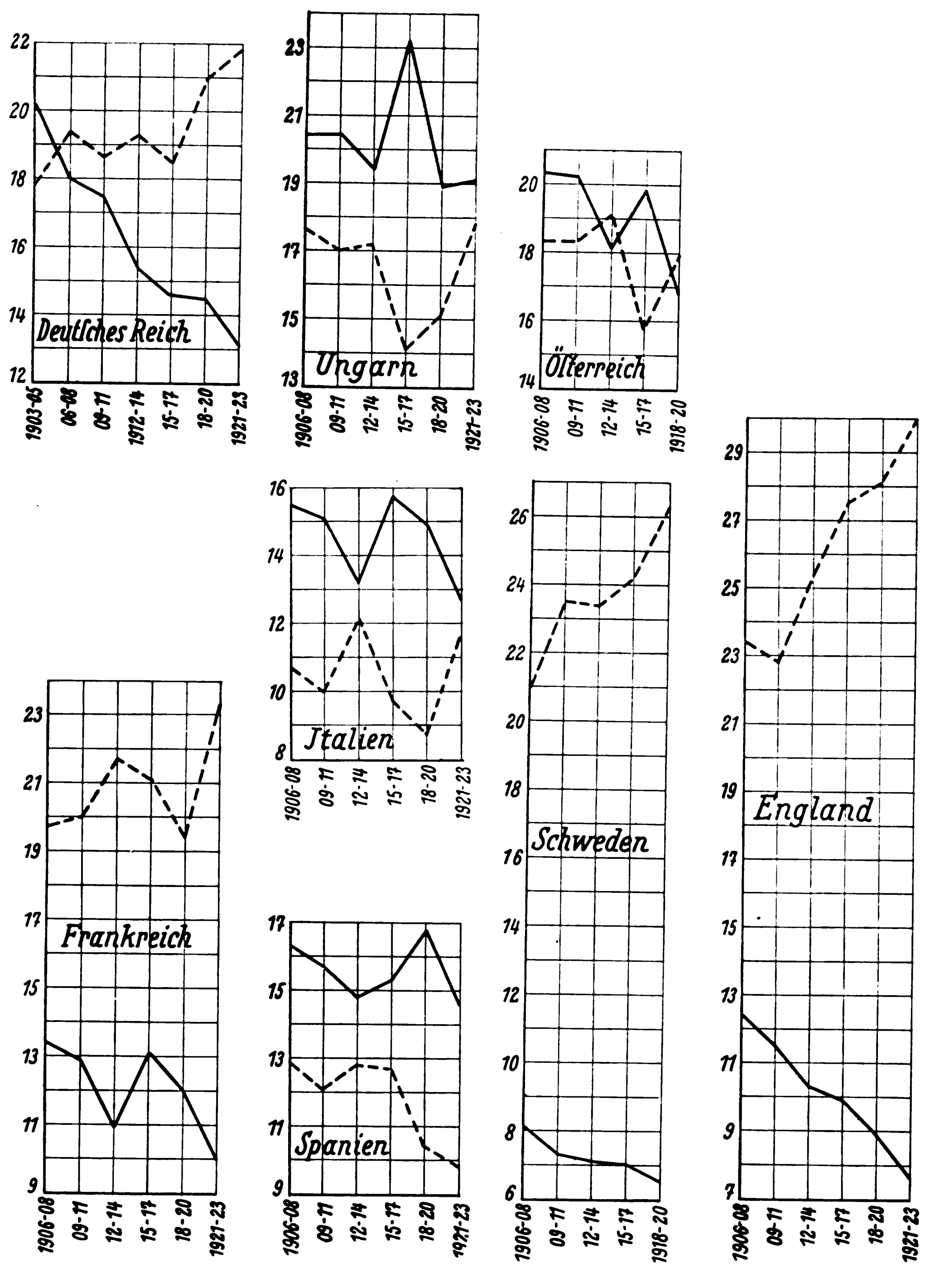

Deutsches Reich
22
20
18
16
14
12
1903-05
06-08
09-11
1912-14
15-17
18-20
1921-23
Ungarn
23
21
19
17
15
13
1906-08
09-11
12-14
15-17
18-20
1921-23
Österreich
20
18
16
14
1906-08
09-11
12-14
15-17
1918-20
Jtalien
16
14
12
10
8
Schweden
26
24
22
20
18
16
14
12
10
8
6
England
29
27
25
23
21
19
17
15
13
11
9
7
Frankreich
23
21
19
17
15
13
11
9
Spanien
17
15
13
11
9

Abb. 17.

der Knaben erst bei der Periode 1918 bis 1920 mit dem gleichzeitigen Abfallen der Säuglingssterblichkeit in Erscheinung, was unseres Erachtens auf die schweren Kriegsverluste hinweisen dürfte, die gerade Frankreich erlitten hat. In diesem Sinne würde auch der ähnliche Befund bei Italien sprechen und ist ferner möglicherweise der verhältnismäßige Tiefstand der Uebersterblichkeit der Knaben in der gleichen Zeit bei Ungarn und vielleicht auch bei Oesterreich zu deuten. Betrachten wir nun demgegenüber die Verhältnisse in den übrigen Ländern, in Spanien und Schweden, die nicht am Kriege beteiligt waren, und England, das aus oben angeführten Gründen bis zu einem gewissen Grade eine Ausnahme unter den kriegführenden Ländern bildete, so finden wir hier erwartungsgemäß für diese Erscheinung der Kriegs- und Nachkriegszeit keine Anhaltspunkte. Und gerade dieser Gegensatz würde somit im Sinne unserer Hypothese von der erhöhten Sterblichkeit lebensschwacher Mädchen sprechen, die in dem Entzuge der gesunden Männer durch Kriegsdienst und -verluste ihre letzte Ursache haben könnte.

Anschließend sei auch des Einflusses des Krieges und der Nachkriegszeit auf das Geschlechtsverhältnis zwischen Knaben und Mädchen gedacht. Aus der folgenden Aufstellung ist ersichtlich, wieviel Knabengeburten auf 100 Mädchengeburten (einschließlich der Totgeborenen) in den erwähnten Ländern und Jahren kamen.

Im Jahre	Deutsches Reich	Frankreich	Oesterreich	Ungarn	Italien	Spanien	Schweden	Norwegen
1906	106,0	105,2	105,6	106,6	106,5	110,4	106,8	105,7
1907	106,3	105,8	106,2	107,0	106,6	111,1	106,9	106,8
1908	106,1	106,0	106,7	106,3	106,4	110,8	106,2	106,6
1909	105,9	105,6	106,6	105,9	105,9	110,6	106,9	106,4
1910	105,9	105,5	106,3	105,8	106,0	110,8	107,4	105,9
1911	106,1	105,3	106,2	105,8	106,4	110,3	106,5	106,0
1912	106,5	105,8	106,3	105,4	106,2	111,0	106,0	106,9
1913	106,0	105,9	106,4	106,0	105,8	110,3	106,6	104,9
1914	106,2	105,0	106,0	106,1	105,9	110,2	106,0	107,8
1915	106,0	105,6	105,3	106,4	105,9	110,6	106,1	105,6
1916	107,1	106,0	106,1	106,7	106,2	111,2	106,3	105,9
1917	107,3	105,9	107,0	107,0	106,8	110,3	106,0	105,9
1918	107,7	107,6	106,2	108,8	106,4	110,5	106,5	105,9
1919	108,5	107,3	107,2	108,2	106,6	110,4	106,8	108,7
1920	107,7	107,2	108,0	107,8	106,9	110,6	106,9	106,0
1921	107,8	106,0	106,9	107,8	106,5	110,5	105,9	105,2
1922	107,5	106,0	107,3	107,4	106,0	110,0	106,1	104,5
1923	107,3	106,3	106,5	107,3	105,9	109,9		106,3
1924	107,3	105,6	107,9	106,8	106,3	109,7		107,1
1925	107,1	106,1	107,2	107,1	105,9			
1926	106,8			106,6	105,7			



Bei der Betrachtung dieser Tabelle fällt folgendes ins Auge. Bei den am Kriege beteiligten Ländern Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Ungarn steigen die Ziffern während des Krieges und zum Teil noch über die Kriegszeit hinaus an, behalten gegenüber der Vorkriegszeit eine höhere Lage bei und zeigen erst in den letzten Jahren eine geringe fallende Tendenz. Bei Italien ist diese Erscheinung nur angedeutet, wohl aus dem Grunde, weil seine Bevölkerung nicht in dem Maße wie die der eben erwähnten Länder unter dem Kriege zu leiden hatte. Andererseits zeigen die Zahlen der neutral gebliebenen Länder Spanien, Schweden und Norwegen eine ungestörte, sich ungefähr gleichbleibende Höhenlage. Die verhältnismäßig großen jährlichen Schwankungen bei Norwegen sind wohl dem Fehler der kleinen Zahl zuzuschreiben. Was die Kriegs- und Nachkriegsjahre bei den am Kriege beteiligten Ländern anlangt, so könnte man annehmen, daß die Erhöhung der Knabengeburten mit der oben festgestellten Abnahme der Uebersterblichkeit der Knaben zusammenhängt. Vielleicht ist dem aber nur eine geringe Bedeutung beizumessen. Aus einem Vergleich mit Abb. 1a, 6, 9 und 10 läßt sich ersehen, daß die Abnahme der Uebersterblichkeit der Knaben besonders deutlich im Jahre 1916 erkennbar ist und bei Deutschland bereits 1915 stark hervortritt, während das Ansteigen der Knabenziffern in diesen Jahren nicht sonderlich ausgesprochen ist und erst um das Kriegsende seinen Höhepunkt erreicht. Daher hat eine Annahme von Lenz mehr für sich, die dieser neben der schon erwähnten in Betracht gezogen hat. Danach könnte die Steigerung der Knabengeburten dadurch mitbedingt sein, daß bei erschwerter Befruchtungsmöglichkeit, wie sie in Zeiten der Not, vor allem bei Nahrungsmangel, gegeben sein dürfte, die männlich-determinierten Spermatozoen wegen ihrer größeren Agilität wohl noch am ehesten Konzeptionen ermöglichen dürften. Näheres hierüber siehe in dem Beitrag von Lenz zu dem Sammelwerk „Biologie und Pathologie des Weibes" von Halban und Seitz (9). In der Tat scheinen die Steigerung der Knabenziffer mit der zunehmenden Not und Unterernährung während des Krieges, das Hochbleiben der Ziffern in der Nachkriegszeit besonders in Deutschland, Oesterreich und Ungarn (Fortdauer der Blockade, Revolution und Inflation) und der früher ersichtliche Abfall in Frankreich (bald nach Kriegsschluß einsetzende Sanierung) für diese Annahme zu sprechen. In diesem Zusammenhange könnte man noch an eine andere Erschwerung der Befruchtungsmöglichkeit und dadurch bedingte Erhöhung der Knabenziffer denken. Es ist bekannt, daß nach dem Kriege die Geschlechtskrankheiten, vor allem die Gonorrhöe, eine starke Ausbreitung fanden, und weiter, daß die absichtliche Verhütung der Konzeption stark zugenommen hat. Da wäre es nun denkbar, daß infolge gonorrhoischer Veränderungen sowie infolge gesteigerter antikonzeptioneller Maßnahmen, die tatsächlich vielfach nur eine Erschwerung, nicht aber eine sichere Ver-

hütung der Empfängnis bewirken, in erhöhter Zahl männlich bestimmte Spermatozoen zur Befruchtung gelangten. Zur Untersuchung dieser Fragen dürften besonders die großen Städte geeignetes statistisches Material darbieten (10). In Berlin, Paris und Wien kamen auf 100 Mädchengeburten folgende Knabengeburten (einschließlich der Totgeborenen):

Im Jahre	Berlin*)	Paris	Wien	Im Jahre	Berlin*)	Paris	Wien
1911	105,6	105,7	108,7 †)	1919	110,7	107,3	115,1
1912	106,2	105,8	110,3	1920	108,6	110,7	109,5
1913	106,0	106,4	108,3	1921	105,7	110,2	111,9
1914	107,1	105,9	107,6	1922	107,7	108,6	109,5
1915	108,1	106,6	107,9	1923	107,0	108,6	110,2
1916	106,4	107,2	108,1	1924	108,0	108,9	111,6
1917	107,6	107,7	109,1	1925	107,6	109,4	112,2
1918	108,7	109,2	110,0	1926	108,5	108,7	111,2

Bei diesen Städten ist wegen der zum Teil hohen jährlichen Schwankungen der Knabenziffern der Fehler der kleinen Zahl stärker in Rechnung zu ziehen. Der dreifache mittlere Fehler der kleinen Zahl beträgt für die jährlichen Knabenziffern im Durchschnitt der Jahre 1911 bis 1925 bei Berlin 1,6, bei Paris 1,4 und bei Wien 1,8. Aber auch bei Beachtung dieser möglichen Fehlerquelle zeigen die Knabenziffern der letzten Jahre einen auffallend hohen Stand, und zwar nicht nur gegenüber den Ziffern der Vorkriegszeit, sondern auch gegenüber denen des zugehörigen Landes. Diese Unterschiede treten noch deutlicher hervor, wenn man die Durchschnittszahlen größerer Perioden einander gegenüberstellt.

Im Durchschnitt der Jahre	Knabengeburten auf 100 Mädchengeburten					
	im Deutschen Reich	in Berlin	in Frankreich	in Paris	in Oesterreich	in Wien
1911—1916	106,3	106,6	105,6	106,3	106,1	108,5
1917—1925	107,6	108,0	106,4	109,0	107,1	111,0

Somit könnte immerhin die Steigerung der Knabenziffer in den Großstädten und besonders die Zunahme im Durchschnitt der Jahre 1917—1925 im obigen Sinne als Folgeerscheinung einer erschwerten Befruchtung infolge Ausbreitung der Gonorrhöe und antikonzeptioneller Maßnahmen gedeutet werden. Ob man aus den gegenseitigen Unterschieden auf ein verschieden hohes Ausmaß dieser Einflüsse in Paris und Wien gegenüber Berlin schließen kann, muß dahingestellt bleiben. Von manchen Autoren ist

*) 1911—1920: Alt-Berlin; 1921—1926: Groß-Berlin.

†) Im Jahre 1911 zeigt sich eine Unstimmigkeit beim Vergleich mit dem statistischen Jahrbuch der Stadt Wien; wir haben die Zahlen der letzteren Quelle der Berechnung zugrunde gelegt, und zwar 1290 totgeborene Mädchen gegenüber 595 im Annuaire statistique (10).



angegeben worden (9), daß unter den Erstgeborenen das männliche Geschlecht stärker überwiege als sonst im Durchschnitt. Auch Lenz hält es für nicht unwahrscheinlich und hat darauf hingewiesen, daß vermutlich auch dies auf eine Erschwerung der Befruchtungsmöglichkeit infolge der noch uneröffneten Geburtswege zurückgeführt werden könne. Sollte es sich bestätigen, daß bei Erstgeburten ein erhöhter Knabenüberschuß vorhanden ist, so würde auch dieser Umstand zur Steigerung der Knabenziffer beitragen können; denn bei dem Rückgang der Geburten gegenüber der Vorkriegszeit und der damit einhergehenden Beschränkung der Kinderzahl ist natürlich der Anteil der Erstgeburten gestiegen. Auch derartige Einflüsse würden besonders bei den Großstädten mit ihren niedrigen Geburtenziffern in Betracht zu ziehen sein. Schließlich könnte vielleicht auch noch der seit dem Kriege zu beobachtenden starken Zunahme der Berufstätigkeit der Frau ein gewisser Einfluß auf ein erschwertes Eintreten der Schwangerschaft und damit auf die Knabenziffer eingeräumt werden; ist es ja bekannt, daß körperliche Ueberanstrengung und manche Gewerbeschäden zu Menstruationsstörungen führen können. Ueberblicken wir nun die Möglichkeiten, die eine Erschwerung der Befruchtung zur Folge haben können und damit die weniger beweglichen weiblich bestimmten Spermatozoen in der Konkurrenz hinter die männlich bestimmten zurücktreten lassen, und ziehen wir auch noch Einflüsse von Erbanlagen mit in Betracht, so haben wir eine solche Verflechtung von Ursachen, die auf das Geschlechtsverhältnis einwirken können, daß es schwer ist, aus den Untersuchungen eindeutige Schlüsse zu ziehen. Immerhin ist es nicht ohne Wert, die möglicherweise beteiligten Faktoren hypothetisch zu erörtern.

Außer den zeitlichen Unterschieden der Uebersterblichkeit der Knaben in Beziehung zu denen der Säuglingssterblichkeit können wir nun aber auch die geographischen Unterschiede in dieser Hinsicht betrachten. Im Durchschnitt der Jahre 1906 und folgender bestanden die geographischen Unterschiede, welche die Zusammenstellung auf der ersten Seite zeigt (Tabelle 1). Wenn man die Zahlen aus den verschiedenen Ländern als gleichwertige Stichproben ansieht — was sie in Wirklichkeit freilich nicht genau sind —, so kann man auch die Abweichungen der einzelnen Länder vom Mittel aller betrachteten Länder berechnen. Dabei bietet sich ein immerhin bemerkenswertes Ergebnis, wie aus Tabelle 4 zu ersehen ist. Die Länder sind nach steigender Säuglingssterblichkeit geordnet. Es zeigt sich nun, daß eine unterdurchschnittliche Säuglingssterblichkeit regelmäßig von einer überdurchschnittlichen Uebersterblichkeit der Knaben begleitet ist, was ganz im Sinne unserer Hypothese liegt. Unter der fiktiven Annahme des Vorliegens gleichwertiger Stichproben kann man nun auch eine geographische Korrelation aus beiden Zahlenreihen berechnen. Dabei ergibt sich ein Korrelationskoeffizient $r = -0{,}68 \pm 0{,}14$.

Tabelle 4.

Land	Säuglingssterblichkeit im Jahresdurchschnitt seit 1906	Uebersterblichkeit der Knaben im Jahresdurchschnitt seit 1906	Abweichungen der Säuglingssterblichkeit vom Mittel	Abweichungen der Uebersterblichkeit der Knaben vom Mittel
Norwegen	6,3	22,4	— 6,29	+ 2,16
Schweden	7,1	24,3	— 5,49	+ 4,06
Dänemark	9,6	28,1	— 2,99	+ 7,86
Schweiz	9,7	26,3	— 2,89	+ 6,06
England	9,7	26,6	— 2,89	+ 6,36
Schottland	11,1	26,3	— 1,49	+ 6,06
Finnland	11,3	20,3	— 1,29	+ 0,06
Frankreich	11,7	21,4	— 0,89	+ 1,16
Italien	14,3	10,6	+ 1,71	— 9,64
Deutsches Reich	15,0	20,1	+ 2,41	— 0,14
Spanien	15,5	11,9	+ 2,91	— 8,34
Japan	16,2	10,3	+ 3,61	— 9,94
Oesterreich	18,8	18,2	+ 6,21	— 2,04
Ungarn	19,9	16,7	+ 7,31	— 3,54

Tabelle 5.

Land	Säuglingssterblichkeit im Jahresdurchschnitt seit 1920	Uebersterblichkeit der Knaben im Jahresdurchschnitt seit 1920	Abweichungen der Säuglingssterblichkeit vom Mittel	Abweichungen der Uebersterblichkeit der Knaben vom Mittel
Norwegen	5,3	23,8	— 5,63	+ 1,57
Schweden	6,3	28,0	— 4,63	+ 5,77
Schweiz	6,8	26,7	— 4,13	+ 4,47
England	7,7	29,7	— 3,23	+ 7,47
Dänemark	8,5	35,2	— 2,43	+ 12,97
Schottland	9,2	29,3	— 1,73	+ 7,07
Finnland	9,5	19,7	— 1,43	— 2,53
Frankreich	9,5	23,8	— 1,43	+ 1,57
Italien	12,6	11,3	+ 1,67	— 10,93
Deutsches Reich	12,6	22,2	+ 1,67	— 0,03
Spanien	14,8	10,4	+ 3,87	— 11,83
Oesterreich	15,5	22,1	+ 4,57	— 0,13
Japan	16,0	11,7	+ 5,07	— 10,53
Ungarn	18,7	17,3	+ 7,77	— 4,93

In gleicher Weise haben wir die geographischen Unterschiede der zweiten vorn gegebenen Aufstellung im Durchschnitt der Jahre seit 1920 (Tabelle 2) berechnet und in Tabelle 5 zusammengestellt. Der Korrelationskoeffizient ergibt für diese Zahlenreihen fast den gleichen Wert wie oben: $r = -0{,}69 \pm 0{,}14$.

Wenn man die Länder nach ihren Zahlenwerten in eine Korrelationstafel einträgt, so ergibt sich für die beiden Zeiträume das Bild der Abb. 18 und 19. Man sieht den linken oberen und rechten unteren Quadranten sehr

wenig besetzt. Die Werte gruppieren sich im wesentlichen um die Diagonale von links unten nach rechts oben, wenn auch mit beträchtlicher Streuung, d. h. es besteht eine ausgesprochene negative Korrelation.

Diese angezeigten geographischen Beziehungen kommen auch bis zu einem gewissen Grade in den Kurven zum Ausdruck. In den kühlen nordi-

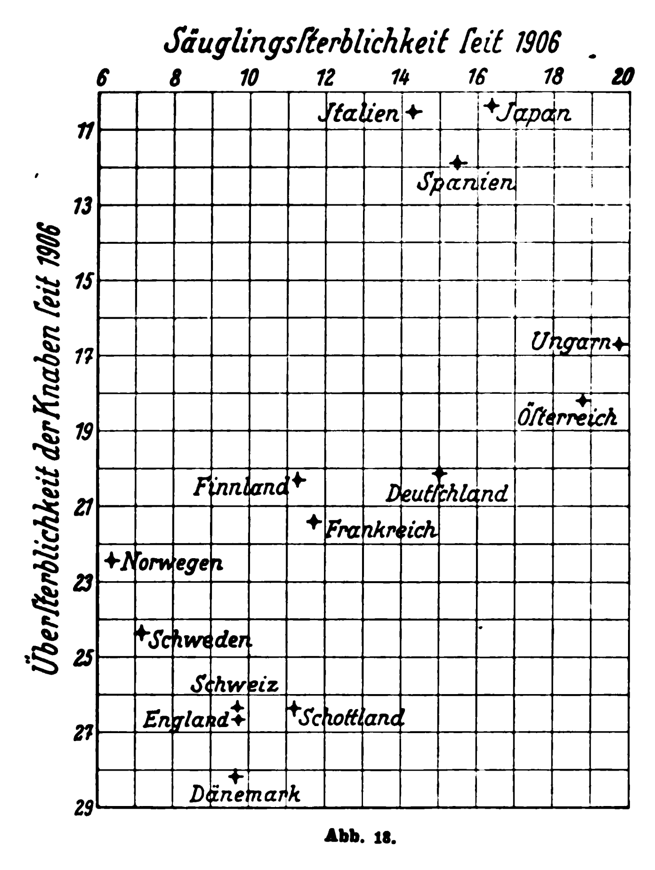


Abb. 18.

schen Ländern Schweden, Norwegen und England verläuft die Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben weit oberhalb der Kurve der Säuglingssterblichkeit. Auch für Dänemark, Schottland und Finnland, deren Kurven hier nicht wiedergegeben sind, ist das der Fall. Ebenso trifft es für die Schweiz und in geringerem Grade auch für Frankreich zu. Umgekehrt in den wärmeren südlichen Ländern. In Spanien, Italien, Ungarn und Japan, dessen Klima dem der Mittelmeerländer ähnlich ist, verläuft die Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben fast durchwegs unterhalb der Kurve der Säuglingssterblichkeit. In den Ländern mittlerer Temperatur, wie Deutschland und Oesterreich, durchkreuzen sich beide Kurven mehrfach. Zusammenfassend können wir also sagen: Wie wir in Jahren mit niedriger Säuglingssterblichkeit eine verhältnismäßig hohe Uebersterblich-

keit der Knaben hatten und umgekehrt, ganz entsprechend finden wir in Ländern mit niedriger Säuglingssterblichkeit eine verhältnismäßig hohe Uebersterblichkeit der Knaben und umgekehrt. Und dies entspricht völlig

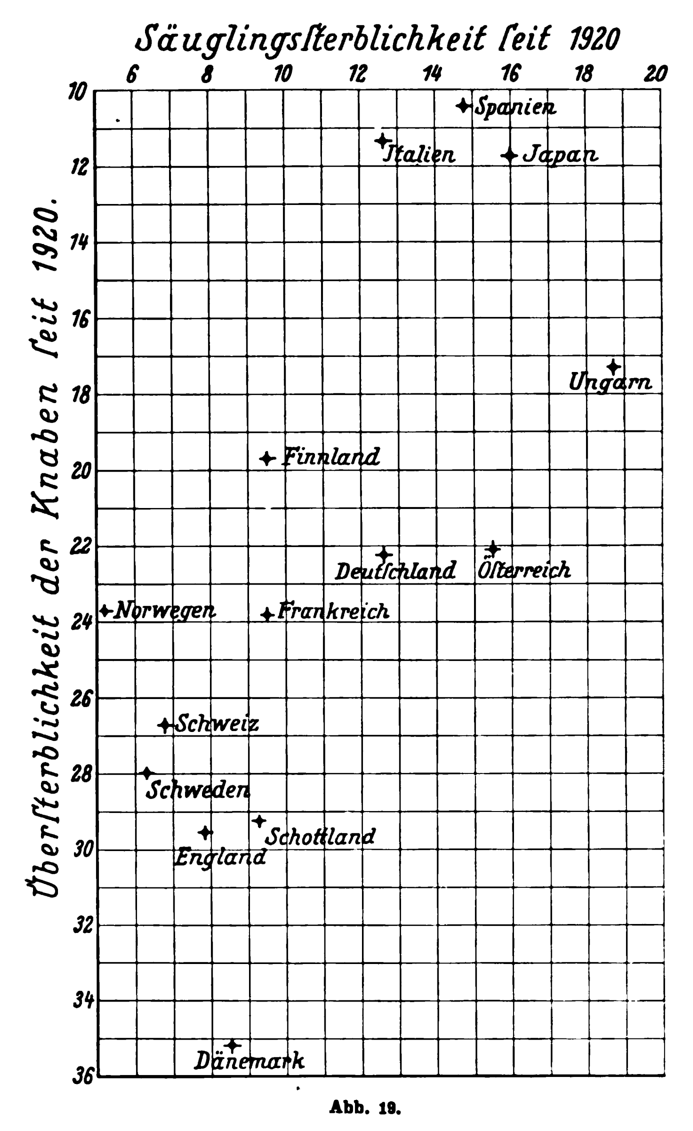


Abb. 19.

unserer Erwartung auf Grund der Hypothese. Unter diesen geographisch-klimatischen Beziehungen kommt offenbar den Unterschieden der Temperatur eine ganz besondere Bedeutung zu.

Die dargelegten Beziehungen sollen noch in einem gedachten Beispiele veranschaulicht werden. Die Höhenunterschiede der Kurven der nord- und südeuropäischen Länder zeigen offenbar an, daß bei hoher Säuglingssterb-

lichkeit die Sterblichkeit aus äußeren Ursachen erheblich größer ist als bei niedriger Säuglingssterblichkeit und daß infolgedessen die Uebersterblichkeit der Knaben relativ klein ist. Länder mit niedriger Säuglingssterblichkeit ergeben den umgekehrten Befund. Wir haben nun die Probe gemacht, ob die Zahlen für England durch bloße Erhöhung der Sterblichkeitsziffern den Charakter der Zahlen in den südeuropäischen Ländern annehmen. Es wurde angenommen, daß in England während der Jahre 1916 bis 1926 aus äußeren Gründen, etwa durch Temperaturerhöhung jährlich je ein Zehntel der männlichen und weiblichen Lebendgeborenen mehr gestorben wären. Das Ergebnis zeigt Abb. 20 im Vergleich mit den tatsächlichen oben dargestellten Verhältnissen; letztere sind in der oberen und unteren starken Linie wiedergegeben. Die Säuglingssterblichkeit nimmt nunmehr, wie zu erwarten, eine höhere, die Uebersterblichkeit der Knaben eine bedeutend tiefere Lage ein, so daß die Uebersterblichkeit der Knaben entsprechend der in den südlichen Ländern unter die Säuglingssterblichkeit zu liegen kommt. Während die Kurve der Säuglingssterblichkeit ihre jährlichen Ausschläge und ihre Richtung beibehält, sind bei der Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben die jährlichen Zacken in hohem Grade reduziert worden, und sie zeigt statt der früher ansteigenden jetzt eine leicht fallende Verlaufsrichtung. Diese letzteren Aenderungen der Kurve der Uebersterblichkeit der Knaben sind allerdings zu einem Teil durch die Voraussetzungen des künstlichen Beispiels bedingt, das sich nicht völlig den natürlichen Verhältnissen anpassen läßt. Die Annahme, daß jährlich ein gleicher Teil der jeweils Lebendgeborenen mehr sterben würde, könnte eigentlich nur bei gleichbleibender Säuglingssterblichkeit gemacht werden. Wollten wir dem dadurch Rechnung tragen, daß wir in unserem Beispiele die Zehntelanteile den jährlichen Abweichungen von der mittleren Säuglingssterblich-

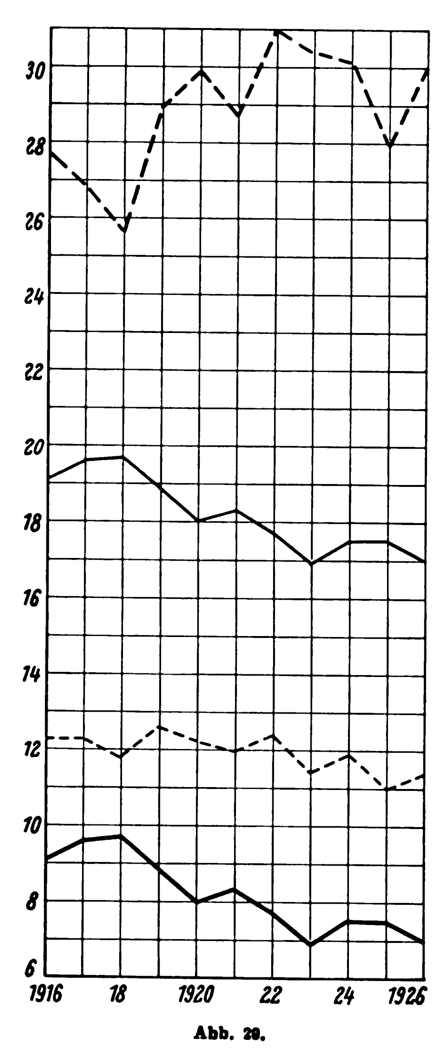


Abb. 20.

keit anpaßten, so würde andererseits auch die Säuglingssterblichkeit weitgehend geändert werden, weswegen wir davon absehen. Aber auch dessenungeachtet sehen wir, daß sich durch eine solche hypothetische Annahme die Kurve eines nördlichen Landes in die eines südlichen überführen läßt. Und wir haben so keinen Anlaß anzunehmen, daß die realen Unterschiede in der von Land zu Land wechselnden Höhenlage der Kurven anders als nur durch Klima und Umwelteinflüsse bedingt seien. Wir fügen noch die Zahlen bei, die dieser Untersuchung zugrunde liegen.

In England kamen

im Jahre	auf lebend-gebor. Knaben	auf lebend-gebor. Mädchen	im 1. Lebensjahr	
			gestorbene Knaben	gestorbene Mädchen
1916	402 137	383 383	41 016	30 630
1917	341 361	326 985	36 733	27 750
1918	339 112	323 549	36 593	27 793
1919	356 241	336 197	35 625	26 090
1920	490 970	466 812	44 199	32 353
1921	434 895	413 919	40 381	29 869
1922	399 459	380 665	34 808	25 313
1923	387 296	370 835	30 324	22 258
1924	373 270	356 663	31 602	23 211
1925	363 167	347 415	30 498	22 818
1926	354 217	340 346	28 036	20 721

Der Rückgang der Säuglingssterblichkeit, den wir im Gesamtverlauf der Darstellungen der einzelnen Länder in verschieden hohem Grade feststellen konnten (s. bes. Abb. 1b, 5b, 12 u. 14), ist im wesentlichen auf Einflüsse allgemein-kultureller Art zurückzuführen, worauf hier allerdings nicht eingegangen werden kann.

Wir haben oben nach Tabelle 1 und 2 gesehen, daß in einigen Ländern die Uebersterblichkeit der Knaben im Säuglingsalter höher ist als unter den Totgeborenen, während andere Länder das Gegenteil aufweisen; um beide Sterblichkeitsverhältnisse miteinander vergleichen zu können, muß der Anteil der Knaben unter den Totgeborenen um das Geschlechtsverhältnis bei der Geburt reduziert werden. Auch in diese Unterschiede kann auf Grund unserer Betrachtungen über die geographischen Beziehungen einiges Licht gebracht werden. Aus den Tabellen geht hervor, daß die Anteile der Knaben unter den Totgeborenen in den einzelnen Ländern, von den beiden Extremen Spanien und Japan abgesehen, verhältnismäßig nur geringe Unterschiede erkennen lassen. So zeigen z. B. die Befunde der nördlichen Länder Norwegen und Schweden gegenüber denen der südlichen Länder Italien und Ungarn fast die gleichen Werte. Dies sagt uns doch offenbar, daß klimatische Unterschiede auf die vorgeburtliche Entwicklung keinen erkennbaren Einfluß ausüben und daß das Absterben in utero weitgehend inneren

Ursachen, d. h. besonders krankhaften oder letalen Erbanlagen zuzuschreiben ist. Anders liegen die Verhältnisse nach der Geburt, wo die Sterblichkeit durch Umwelteinflüsse aller Art, extreme Temperaturen, Infektionen usw., sich erhöht und diese äußeren Schädigungen auf beide Geschlechter in gleicher Weise einwirken. Dadurch muß die Uebersterblichkeit der Knaben herabgedrückt werden, und zwar in um so höherem Maße, je mehr die allgemeine Säuglingssterblichkeit ansteigt. Und hieraus erklärt sich das verhältnismäßig viel höhere Ueberwiegen der Knaben unter den Totgeborenen gegenüber den im Säuglingsalter Gestorbenen in den südeuropäischen Ländern mit hoher Säuglingssterblichkeit. Wie läßt sich aber nun damit die Tatsache in Einklang bringen, daß in den nordeuropäischen Ländern die Ziffern der Uebersterblichkeit der Knaben im Säuglingsalter durchweg höher sind als unter den Totgeborenen? Dieser anscheinende Widerspruch findet durch folgendes seine Erklärung. Den vielfachen Umweltschäden, die nach der Geburt an das Neugeborene herantreten, werden natürlich ganz besonders krankhaft veranlagte Säuglinge zum Opfer fallen. Auch unter den rezessiven geschlechtsgebundenen krankhaften Erbanlagen wird es nicht wenige geben, die nur bedingt die Lebensfähigkeit beeinträchtigen und zu denen noch irgendeine äußere Schädigung hinzukommen muß, um zum Tode zu führen. Auf diese Weise wird die Uebersterblichkeit der Knaben im frühesten Säuglingsalter ansteigen, und diese Zunahme muß wegen der verhältnismäßig geringeren Dämpfung durch die niedrige Säuglingssterblichkeit in den nordeuropäischen Ländern am deutlichsten hervortreten. Dieser äußere Einfluß auf die rezessiven geschlechtsgebundenen krankhaften Erbanlagen brauchte ja nur gering und nicht weiter von der Höhe der Säuglingssterblichkeit abhängig zu sein und könnte allein hinreichen, die anscheinende Ausnahmestellung der nordeuropäischen Länder zu erklären.

Im allgemeinen scheint die Uebersterblichkeit des männlichen Geschlechts von den frühesten Stadien der Embryonalentwicklung an bis in die Kinderjahre immer mehr abzunehmen. Prinzing hat in seinem Handbuch der medizinischen Statistik auf Grund zusammengestellten Materials anderer Autoren an 24 300 Fehlgeburten ein Geschlechtsverhältnis von 162 berechnet. Wedervang (11) hat auf Grund neueren Materials aus Wien, Budapest und Magdeburg noch etwas höhere Zahlen angegeben, für Paris 1891—1914 allerdings nur 142. Am höchsten ist das Geschlechtsverhältnis unter den Fehlgeburten der ersten Monate. Für den 4. Monat finden sich bei Wedervang für Wien 280, Budapest 262, Magdeburg 432. In den ersten drei Monaten ist die Feststellung des Geschlechts nicht gut möglich; doch hat Tschuprow (12) für die ersten drei Monate ein Geschlechtsverhältnis der Fehlgeburten um 700 angenommen. Mag das auch zu hoch geschätzt sein, so bleibt doch jedenfalls die Regel bestehen, daß mit dem Alter der Früchte

das Geschlechtsverhältnis der Fehlgeburten abnimmt. Die Erklärung dieser Erscheinung dürfte darin zu suchen sein, daß letale Erbanlagen sich meist schon auf ganz frühen Stadien auswirken. Daher ist die Zahl der endogen bedingten Fehlgeburten in den ersten Monaten auch bedeutend größer als in den späteren. Ein je größerer Teil von diesen letalen Erbanlagen aber schon in frühen Stadien den Tod der Frucht herbeiführt, um so weniger bleiben für die späteren Stadien übrig. Die Abnahme der Fehlgeburten einerseits und ihres Geschlechtsverhältnisses andererseits mit der Dauer der Schwangerschaft kann also als eine Folge natürlicher Auslese aufgefaßt werden.

Auch während des Säuglingsalters nimmt sowohl die Sterblichkeit als auch das Geschlechtsverhältnis der Gestorbenen ab; Zahlenbelege finden sich bei Holmes (6). Besonders hoch ist die Säuglingssterblichkeit bekanntlich in den ersten Lebenstagen, sodann überhaupt im ersten Monat. An die Neugeborenen tritt eine Fülle neuer Anforderungen der Umwelt heran, mit denen ein Teil von ihnen nicht fertig wird. Dabei gehen krankhaft veranlagte Säuglinge natürlich in erster Linie zugrunde, und dadurch wird der Bestand an letalen bzw. krankhaften Erbanlagen in der Säuglingspopulation der späteren Monate geringer. Der Rückgang der Sterblichkeit in den späteren Monaten des ersten Jahres und der weitere Rückgang in den Kinderjahren dürfte also zu einem, wenn auch kleinen Teil ebenfalls eine Folge natürlicher Auslese sein. Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß der Rückgang der Säuglings- und Kindersterblichkeit mit dem Alter in der Hauptsache der Zunahme der individuellen Widerstandsfähigkeit zu danken ist. Der gleichzeitige Rückgang der Uebersterblichkeit der Knaben läßt sich auf diese Weise aber nicht erklären; und daher dürfte Holmes recht haben, wenn er diesen ganz als Folge der erwähnten Auslese ansieht. Im Lichte unserer Auffassung, die die Uebersterblichkeit der Knaben ausschließlich den rezessiven geschlechtsgebundenen krankhaften Anlagen zuschreibt, ist das sogar noch klarer als nach der Auffassung von Holmes, der eine schon normalerweise vorhandene geringere Widerstandskraft des männlichen Geschlechts annimmt.

Literatur.

1) Lenz, F.: Die Uebersterblichkeit der Knaben im Lichte der Erblichkeitslehre. Arch. f. Hygiene, 93, S. 126—150, 1923.
2) Annuaire international de statistique. La Haye 1916—1927.
3) Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. 1927, 46. Jahrgang.
4) Statistisches Jahrbuch für Preußen, Bd. 1—24, 1903—1928.
5) Holmes, S. J. und Goff, J. C.: The selective elimination of male infants under different environmental influences, in Eugenics in race and state (Baltimore, Williams and Wilkins Co.), pp. 233—251, 1923.
6) Holmes, S. J.: The sex ratio in infant mortality as an index of a selective death rate. University of California, Publications in Zoology, Volume 29, No. 12, pp. 267 bis 303, 1926.



7) Baur, E., Fischer, E. und Lenz, F.: Menschliche Erblichkeitslehre, Bd. 1, 3. Aufl., München 1927.
8) Lenz, F.: Rassenhygiene, IV. Bd., 3. Abt., des Handbuchs der Hygiene von Rubner, v. Gruber und Ficker. Leipzig 1923.
9) Lenz, F.: Erblichkeitslehre und Rassenhyhgiene im I. Bande des Sammelwerkes „Biologie und Pathologie des Weibes", herausgegeben von J. Halban und L. Seitz, Berlin und Wien 1924.
10) Annuaire statistique des grandes villes puplié par l'office permanent de l'institut international de statistique. La Haye 1927.
11) Wedervang, J.: Om seksual proporsjonem red fodselen. Oslo 1924.
12) Tschuprow, A.: Zur Frage des sinkenden Knabenüberschusses unter den ehelich Geborenen. Bulletin de l'institut international de statistique. Tome X, 2, Wien 1915.

Die Züchtung des risikolosen Massenmenschen durch die soziale Fürsorge in Deutschland.

Von Dr. Jens Paulsen, Kiel-Ellerbek.

Im Jahrgang 1914 dieser Zeitschrift habe ich unter der Ueberschrift „Die Herrschaft der Schwachen und der Schutz der Starken" auf die Gefahren einer übertriebenen Wohlfahrtspflege vom Gesichtspunkte der Rassenhygiene aufmerksam gemacht und vor zu weiter Ausdehnung gewarnt. Inzwischen sind nun, veranlaßt durch mannigfache Uebelstände, wie sie ein verlorener Krieg und eine Staatsumwälzung auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet hervorbringen, der Umfang der sozialen Fürsorge immer größer und die Warnungen von ärztlicher Seite, in den letzten Jahren aber auch von Politikern und Volkswirten, häufiger geworden. Den größten und wohlberechtigten Erfolg hat das Buch von Liek*) gehabt, in dem alle die Schäden, die ich schon 1914 besprochen hatte, ebenfalls erörtert und dem Leser anschaulich vorgeführt werden. Ich rate jedem Leser, dieses Buch zu lesen, das mit großer Wärme von einem um das Schicksal seines Volkes besorgten Manne geschrieben ist. Der Verfasser hat in erster Linie die schweren seelischen Nöte des Aerztestandes geschildert, die durch die sozialen Gesetze verursacht sind; in einem zweiten Buch hat er Vorschläge zur Besserung folgen lassen.

Ich will hier, wie schon vor 15 Jahren, die Wirkung auf das ganze Volk schildern; der Aerztestand ist ja nur ein Teil des Volksganzen, und da weit mehr als 90 v. H. der deutschen Aerzte ihre Tätigkeit den Versicherten widmen, so ist er nicht unverändert geblieben. Wie stark in der Zwischenzeit in Deutschland die so hervorgerufene Gegenauslese zugenommen hat, wird aus einem Vergleich mit dem Aufsatz von 1914 hervorgehen.

Allgemeine Vorbemerkungen. Zum Verständnis dieser Entwicklung müssen wir zurückgehen auf die Zustände, unter denen die Tierwelt und die primitiven Völker leben. Eine von der modernen Kultur unberührte Wildnis zeigt ein Gleichgewicht der verschiedenen Tierarten. Pflanzenfresser wie die Herden

*) Erwin Liek: Der Arzt und seine Sendung. München 1927, J. F. Lehmann. Besprechung in dieser Zeitschrift Bd. 19, S. 347. — Derselbe: Die Schäden der sozialen Versicherung und Wege zur Besserung. München 1928, J. F. Lehmann.



von Antilopen oder Zebras und Elefanten in Afrika sind immer dem Nahrungsvorrat angepaßt; ihre Feinde, die Raubtiere, können sich bei der großen Wachsamkeit der Herden nur immer einzelner, alter und kranker oder junger Tiere bemächtigen. Beide Teile können sich deshalb nicht ungemessen vermehren; aber die durchschnittliche Leistungsfähigkeit im Lebenskampf bleibt für die Wildtiere immer gut, weil Kranke sofort den Feinden zum Opfer fallen; ebenso werden alte Tiere ausgemerzt. Gewaltige Seuchen wie die Rinderpest, die vor 30 Jahren durch ganz Afrika zog, können mit dem Bestand furchtbar aufräumen, aber er wird sich unter natürlichen Verhältnissen erholen. Weder ist jemals ein gesunder Tier- noch Menschenstamm unter ausgeglichenen Naturzuständen ausgestorben. Diese Verhältnisse haben für die Tierwelt lange bestanden. Eine völlige Vernichtung einer Tierart ist wahrscheinlich nur auf ursprünglich menschenleeren Inseln, wie Neuseeland, durch den primitiven Menschen erfolgt. Bei dem Aussterben der großen Raubtiere, wie Löwen, und großer Pflanzenfresser, wie Elefanten, in Nordafrika, Vorderasien und Europa haben klimatische Verhältnisse eine große Rolle gespielt.

Eine völlige Veränderung dieser Verhältnisse ist durch die modernen Schußwaffen erfolgt. In Gegenden Afrikas, wo noch vor 50—70 Jahren alle großen Wildtiere in Mengen vorhanden waren, sieht man jetzt nur noch spärliche Reste. Erfreulicherweise haben die Engländer überall große Wildreservate angelegt, die wohl für längere Zeit noch ein günstiges Rückzugsgebiet für manche Tiere bilden werden. Aber eine Verschlechterung, eine Degeneration ist zu befürchten. So sah ich im Museum von Port Elisabeth Elefanten aus dem Addo-Busch, dem einzigen Reservat des Kaplandes, in dem noch bis in die letzten Jahre Elefanten in freier Wildbahn vorkommen. Aber sie sind, weil der Bezirk zu klein ist, etwa 30 Kilometer lang und 20 breit, verändert; sie sind kleiner geworden, die Stoßzähne kürzer, scheu, bösartig und mißtrauisch; also auch Charakterveränderungen sind entstanden. Der Elefant ist es gewohnt, hundert und mehr Kilometer zu wandern, was ihm hier, wenige Stunden von einer großen afrikanischen Hafenstadt, nicht mehr möglich ist.

Die gleichen biologischen Gesetze gelten nun für den Menschen. Zwar ist er seit undenklichen Zeiten domestiziert, d. h. dem Haustier ähnlich geworden, das durch die Fürsorge des Menschen der starken natürlichen Auslese entzogen ist. Dafür hat der Mensch aber solche geistigen Kräfte gewonnen, daß er sich zum Herrscher über die Tierwelt und die Natur gemacht hat. Immerhin ist die natürliche Auslese beim Naturmenschen noch sehr stark geblieben und hat sich sogar noch bei den höchsten Kulturen, wie der europäischen oder chinesischen, bis in das letzte Jahrhundert und selbst heute noch erhalten. An die natürliche Umwelt hat der Mensch sich sogar ganz besonders gut angepaßt, so daß er in seinen verschiedenen Rassen an den Ufern des Eismeeres wie in den wasserarmen Wüsten und den feuchten Tropenwäldern des Aequators leben kann. Im Verlaufe von Jahrtausenden hat eine ganze Reihe von Rassen und Völkern sich über die Stufe des schweifenden Sammlers und Jägers zu Ackerbauern und Viehzüchtern erhoben und Hochkulturen geschaffen. Damit ist nun die natürliche Auslese geringer geworden und sogar eine Gegenauslese erfolgt. Diese ist in der römischen Kaiserzeit sicher so stark gewesen, daß sie in manchem an unsere Zeit erinnert. Für



die europäischen Völker ist aber festzustellen, daß eine zu starke Gegenauslese noch bis in die letzten Jahrhunderte durch Sitten und Gebräuche verhindert wurde, die uns heute als „mittelalterlich" anmuten; Todesstrafe z. B. für verhältnismäßig leichte Verbrechen hatte für diese Zeit das Gute, daß sie einer Gegenauslese entgegenwirkte. Zwei Faktoren aber sind ganz besonders zu beachten, wenn man die Entwicklung der vergangenen Jahrhunderte verstehen will: erstens die hohe Kindersterblichkeit bei großer Geburtenzahl, die wir heute mit Erfolg bekämpfen, dafür aber den Geburtenrückgang eingetauscht haben. Sie wirkte auslesend, und mit dem zweiten Faktor zusammen hielt sie den Bevölkerungszuwachs so gering, daß die europäischen Länder noch immer genügend Raum für die Bewohner boten. Der zweite Faktor, der in gleicher Weise wirkte, sind die häufigen Epidemien schwerster Krankheiten wie Pest, Fleckfieber, Pocken, Typhus, Grippe; sie haben so ungeheure Menschenmengen hinweggerafft, daß man sich heute nur schwer eine Vorstellung davon machen kann und schon Tropenkrankheiten und Viehseuchen zum Vergleich heranziehen muß. Häufig liest man von der Pest, daß ein Zehntel der Bevölkerung gestorben sei, ebenso, daß ohne besonders starkes Auftreten von Krankheiten die Zahl der Todesfälle in einem Jahre größer als die der Geburten gewesen sei. Hier fand eine Auslese einzelner starker Konstitutionen statt, daneben aber auch eine klassenmäßige, indem der ärmste Teil der Bevölkerung am stärksten betroffen wurde. Noch heute sind Pest und Cholera in Asien eine Krankheit der unteren Stände, und die Europäer werden von ihnen selten befallen; Fleckfieber ist auf die unkultivierten Teile Europas zurückgedrängt und auf die unteren Klassen aus dem einfachen Grunde, weil es von Läusen übertragen wird und diese ein Zeichen von Armut und Nachlässigkeit sind. So konnte eine größere Gegenauslese nicht entstehen, die Kulturvölker hatten trotz ihrer Unkenntnis der Krankheitsursachen oder vielmehr gerade deshalb sich, rassenhygienisch gesehen, gesund erhalten*).

Das alles ist in sehr kurzer Zeit, etwa in drei bis vier Menschenaltern, von Grund auf anders geworden. Die Entwicklung der Technik führte dazu, daß durch verbesserte Produktionsmethoden in Ackerbau und Industrie mehr Menschen auf dem gleichen Raum leben konnten; damit erfolgte ein natürlicher Zuwachs an Menschen. Zweitens gelang es in derselben Zeit, zunächst die Pocken durch die Impfung unschädlich zu machen. Jenner, der sich um diese Behandlungsmethode die größten Verdienste erworben hat, ist mit Recht ein Wohltäter der Menschheit genannt worden; zugleich war er einer der ersten Sozialhygieniker. Aber von der Rassenhygiene aus gesehen hat er, wie auch seine Nachfolger Koch und andere, der Verschlechterung der Erbmasse der Bevölkerung Vorschub geleistet. Wie außerordentlich erfolgreich der Kampf gegen die Infektionskrankheiten geworden ist, wird sich aus folgenden Zahlen ergeben. Im Jahre 1927 erkrankten von der deutschen Zivilbevölkerung an Pocken, Diphtherie, Scharlach, Genickstarre, spinaler Kinderlähmung, Typhus und Ruhr 137 883, und es starben von diesen nur 4189 Personen. Auf die Tuberkulose, an der weit mehr erkranken und sterben, gehe ich in diesem Zusammenhang nicht ein, weil bei

*) Vgl. Peter Hanssen: Geschichte der Epidemien im Norden. Augustin, Glückstadt 1925. Ein sehr aufschlußreiches Buch, das für jeden Biologen und Sozialpolitiker wichtig ist.



ihr der konstitutionelle Faktor eine ganz besonders große Rolle spielt und diese Krankheit daher mit den genannten nicht zu vergleichen ist. Was ist das für ein gewaltiger Unterschied gegenüber den oben gegebenen kurzen Zahlen, wo man liest, daß 10 v. H. der Bevölkerung, ja an der Pest sogar bis zu 90 v. H. der Einwohner Helgolands 1690 starben! Wenn in einem 60-Millionen-Volk an den genannten Krankheiten nur 4189 Personen im Jahre sterben, so kann man sagen, daß diese Krankheiten keine überragende Wichtigkeit mehr haben, da durch Betriebsunfälle oder durch Verkehrsunfälle in Deutschland mehr Personen zugrunde gehen. Jedenfalls sind endogene Krankheiten wie Schwachsinn und andere heute für uns viel wichtiger und schädigen die Volksgesundheit weit mehr als Infektionskrankheiten. Dabei ist ihre Bekämpfung auf dem Wege der individuellen Hygiene so gut wie aussichtslos und nur von der Rassenhygiene Erfolg zu erwarten.

Als dritter Faktor, der in gleicher Richtung der Zunahme der Bevölkerung und der Verschlechterung ihrer Erbmasse wirkte, trat nun seit den letzten Jahrzehnten die soziale Fürsorge in Staat und Gemeinde auf; Deutschland hat zuerst und am weitestgehenden die ganze Fürsorge organisiert und ist sehr stolz darauf. So ist jetzt das Ergebnis, daß alles in allem die Lebenshaltung aller Schichten in Deutschland in den letzten Jahrzehnten immer besser geworden ist; von den Kriegsfolgen sehe ich in diesem Zusammenhang ab. Viele Krankheiten sind verschwunden oder selten geworden, die man noch vor 30 Jahren sah; gleichwohl ist keine Zufriedenheit entstanden, vielmehr eine stets wachsende Unruhe der industrialisierten Masse. Die Naivität früherer Zeiten ist fortgefallen, Tradition und kirchlicher Sinn zurückgegangen und eine das ganze Volk einigende Weltanschauung nicht vorhanden, vielmehr hat eine rein technisch-materialistische Lebensauffassung die weitesten Kreise erfaßt. Ein ungeheures Heer von heimat- und besitzlosen Proletariern ist entstanden, die vielfach ärztlich nachweisbare minderwertige Erbanlagen besitzen. Der Erschwerung des Fortkommens bei gesteigerten Ansprüchen in allen Schichten versucht das Volk durch Geburtenverhinderung zu begegnen, zuerst die führende Schicht. In Kiel wurden vor dem Kriege etwa 5000 Kinder im Jahre geboren, 1919: 4156, 1924: 3341. So stehen wir vor der Aussicht, daß die Bevölkerungszahl sinkt, zugleich aber das Verhältnis zwischen den begabten und führenden Schichten gegenüber der minder leistungsfähigen Masse schlechter wird, kurz gesagt, daß eine Verpöbelung unseres Volkes eintritt.

Aber noch eine andere Veränderung in der Zusammensetzung des Volkskörpers geht vor sich, die bisher zu wenig beachtet worden ist. Wenn wir das Sterbealter der wirtschaftlich am besten gestellten Kreise im Mittelalter und noch zu Luthers Zeit und später mit den heutigen Zahlen vergleichen, so finden wir, daß die Aussicht in der alten Zeit sehr gering war, 70 Jahre alt zu werden; die meisten Personen der höheren Schichten erreichten höchstens ein Alter von 60 Jahren. Bei Naturvölkern ist dies noch viel ausgeprägter; Kriege, schwierige Ernährungsverhältnisse, ungünstige Wohnungen, besonders aber die vielen chronischen Infektionskrankheiten der warmen Länder verkürzen das Leben. Daher war in früheren Jahrhunderten der Hundertsatz der Jugendlichen und im besten Mannesalter stehenden Personen größer als jetzt. In Deutschland wird diese Verschiebung besonders nach dem Kriege sichtbar und wird eine Ueberalterung des

Volkes*) und damit eine wirtschaftliche Erschwerung des Lebens zur Folge haben. Das ist auch rassenhygienisch wieder verderblich. Und der Gesundheitszustand dieser überalterten Bevölkerung wird immer ungünstiger werden. Das ist eine zweite unerfreuliche Veränderung. Wie wir sahen, sind die Infektionskrankheiten zurückgedrängt worden und werden es mit großen Kosten vielleicht noch weiter werden. Das Publikum sieht diese Erfolge als selbstverständlich an und fordert sie als sein gutes Recht. An Stelle der Infektionskrankheiten werden nun die Aerzte der kommenden Jahrzehnte ganz andere Krankheiten, die konstitutionellen, endogenen, zu bekämpfen haben. Und dieser Kampf wird viel langsamer, schwieriger und unerquicklicher sein. Das Durchschnittsalter wird höher, die Erhaltungswahrscheinlichkeit minderwertiger Menschen ebenfalls; damit werden Aufbrauchs-, Verschleißkrankheiten und solche, die auf angeborener ungenügender Leistungsfähigkeit beruhen, zahlreicher werden. Schon heute ist eine Zunahme derartiger Krankheiten, wie perniziöser Anämie, Nieren-, Herzkrankheiten, dem beobachtenden Arzte unverkennbar; dahin gehören auch die Krankheiten des endokrinen Drüsenapparates und vegetativen Nervensystems, wie Basedowsche Krankheit, Magengeschwür, Zuckerkrankheit, besonders auch der Krebs; diese Krankheit beunruhigt ja in letzter Zeit die Fachkreise so gut wie die regierenden Kreise; bei ihr kann man schon jetzt nachweisen, daß sie verursacht werden kann durch die Schäden der modernen Technik, wie Röntgenstrahlen, daß sie aber nicht die geringste Beziehung zu Infektionskrankheiten hat; daher können diese Krankheiten auch nicht auf dem bisherigen Wege bekämpft werden. Wohl aber ist bei allen diesen endogenen Krankheiten eine ererbte Anlage häufig nachweisbar. So wird die Lage in einigen Jahrzehnten schwierig werden, das Ansehen der dann „leistungsunfähigen" Medizin sinken. Nur die Rassenhygiene wird in allen diesen Fragen Erklärung und Rat geben können und zu ihr wird der Staat wohl oder übel kommen müssen.

Nötig haben unsere Staatslenker diesen Rat schon heute; vielleicht kommt er schon zu spät, denn wir werden durch unsere zahlenmäßige Abnahme und qualitative Verschlechterung in die Gefahr kommen, von weniger kultivierten Völkern verdrängt zu werden. Diese vermehren sich stärker als wir, haben noch eine Auslese, weil ihnen die zu weit gehende soziale Fürsorge fehlt. Dazu werden sie jetzt von uns Europäern durch die erfolgreiche Bekämpfung der Infektionskrankheiten saniert. Damit steigt ihre Zahl rasch und ihre Ansprüche werden größer. In dieser Lage befindet sich seit etwa 10 Jahren Südafrika, wo es sich darum handeln wird, ob die Europäer auf die Dauer die herrschende Schicht bleiben werden; wir Mittel- und Westeuropäer aber sind in der gleichen Lage dem weniger entwickelten Osteuropa gegenüber. So stellt sich dem mehr als die nächsten Tagesfragen überschauenden Arzt die Lage dar; sie ist für uns alle außerordentlich ernst, da es sich um Sein oder Nichtsein unserer Kinder und unserer Rasse handelt. Jedenfalls aber ist sie durchaus nicht rosig, wie eine geschäftige Presse, die täglich die Erfolge unserer Wissenschaft und sozialen Fürsorge für das arbeitende und auch das nichtarbeitende Volk uns vor Augen führt, uns glauben machen will.

*) In Kiel ist die starke Ueberalterung schon sichtbar; beim Manne vom 38. Jahre an, bei der Frau schon vom 30. Jahre.



Spezieller Teil. An einzelnen Beispielen aus der sozialen Fürsorge will ich nun zeigen, wie sich täglich vor unseren Augen Vorgänge abspielen, die selbst von vielen Aerzten und von fast allen Laien heute noch als sozial, d. h. für den einzelnen erfreulich angesehen werden, die aber für die Gesamtheit, d. h. den Volkskörper rassenhygienisch durchaus unerfreulich, wenn allerdings auch erst später sichtbar, wirken.

Das wichtigste soziale Problem ist augenblicklich die Arbeitslosigkeit, von der wir hoffen, daß sie allmählich geringer werden wird, die aber bei der gegenwärtigen Entwicklung vieler Staaten vielleicht auch für bestimmte Altersgruppen sich zu einem Dauerproblem auswachsen wird.

Die rein wirtschaftlichen Fragen können hier nur gestreift werden. Die Belastung der Produktion mit den Kosten für große Scharen Arbeitsloser wirkt natürlich verteuernd. Der Arbeitgeber ist gezwungen zu sparen und wird zuerst mit der hochbezahlten menschlichen Arbeitskraft sparen. So entsteht von neuem Arbeitslosigkeit. Als einzige Zahl führe ich nur an, daß, während ich diese Zeilen schreibe, hier in Kiel 10 000 Arbeitslose sind. Kiel hat etwa 215 000 Einwohner und steht hinsichtlich seines Umsatzes unter 47 deutschen Großstädten an letzter Stelle, da er, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, 1924 nur 1027 Mark betrug. Der Wohlfahrtsetat beträgt für 1928 etwa 7 Millionen Mark, von denen eine halbe Million auf Gehälter entfällt. Im März 1928 wurden unterstützt durch offene Wohlfahrtspflege 7735 Personen; davon Sozialrentner 2806, Kleinrentner und ähnliche 1686, Sonstige 3092, Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene 151*).

Rassenhygienisch bedenklich sind die Folgen, die entstehen, wenn die Unterstützung zu leicht zu erlangen ist und zu hoch ist. So entnehme ich Zeitungsberichten, daß 1927 für Landarbeit in Brandenburg eine Menge Arbeiter gesucht wurden. Von etwa 200 Kieler Frauen und Mädchen, die ärztlich tauglich befunden wurden, erklärten sich nur 5 v. H. bereit, die Arbeit anzunehmen; die übrigen verloren die Unterstützung. Vor kurzem stellte die Stadt Kiel, die mehrere Güter besitzt, für die Arbeit dort Leute ein. 502 waren tauglich, aber nur 200 von ihnen wollten arbeiten; sie verzichteten auf Unterstützung, müssen also offenbar irgendwelche Hilfsquellen haben, um ohne Arbeit durchzukommen. So wirkt die Fürsorge entsittlichend; ganze Familien gewöhnen sich an eine niedrige Lebenshaltung ohne Arbeit und fallen der Allgemeinheit zur Last. So kenne ich eine Familie, die in drei Generationen in den letzten 10 Jahren kaum einmal kurze Zeit gearbeitet hat. Viele Leute arbeiten nur so lange, bis sie wieder Anspruch auf Unterstützung haben. Die Spannung zwischen Verdienst durch Arbeit und der Unterstützung ist häufig so gering, „daß es sich nicht lohnt zu arbeiten". Durch Befreiung von Steuern und Abgaben, freies Licht von der Stadt, durch Ersparnis an Kleidung und Nahrung steht der Arbeiter sich nicht selten ebensogut wie bei der Arbeit und „schont noch seinen Körper". Ein Arbeiter lehnte eine ihm angebotene Arbeit ab, weil er als Vater von vier Kindern so viel einnehme, daß er „für 4 Mark (d. h. Mehreinnahme) in der Woche nicht arbeiten wolle". Eine andere unerwünschte Begleiterscheinung ist folgende, die mir ein Guts-

*) Nachtrag bei der Korrektur. Im Herbst 1928 unterstützt die Stadt jeden 20. Bürger. Zu 11 500 stadtseitig unterstützten Personen kommen durch die Erwerbslosenfürsorge noch 6300 hinzu.



besitzer mitteilte. Die Wohnungen in der Stadt werden jetzt reichlicher. Deshalb ziehen die Arbeiter vom Lande fort, „weil man in der Stadt nur ein halbes Jahr zu arbeiten braucht, auf dem Lande aber das ganze Jahr"; „in der Stadt gibt es nach einem halben Jahr Unterstützung". Wer nämlich im Sommer in der Stadt als Bauarbeiter arbeitet, hat wegen der hohen Löhne dann im Winter Anspruch auf eine höhere Unterstützung, als der Lohn auf dem Lande im Winter beträgt. Wer also dann arbeiten würde, „ist schön dumm". So wird die Landflucht durch das Gesetz begünstigt und ein verantwortungsloses Proletariat großgezogen, das von dem anständigen Arbeiter und dem Unternehmer ernährt werden muß. Daher wird die Arbeitslosenunterstützung auch von der Arbeiterschaft als entsittlichend empfunden und man hört manchmal, daß Arbeit da sein wird, sobald die Unterstützung fortfällt. Ein Lumpenproletariat bildet sich, das dem soliden Arbeiter den Aufstieg erschwert.

Krankenfürsorge. Ich kann mich kurz fassen, da ihre Schäden schon weiter bekannt sind. Die günstigen Einflüsse für die Volksgesundheit können und sollen nicht geleugnet werden. Aber auch hier dürfen die großen Schäden nicht verkannt werden, die für die Lebensauffassung und die Moral der Versicherten und schließlich auch für die ausführenden Organe entstehen. Auch eine Gegenauslese wird durch sie verursacht. Von alledem ist aber einem großen Teil der verantwortlichen Stellen nicht genügend bekannt, oder die Schäden werden neben dem großen Nutzen für belanglos erklärt, weil der Beamte und Statistiker nur das seelenlose Zahlenmaterial übersieht und die Veränderungen der Volksseele und andere Unwägbarkeiten nicht beobachtet. Für ihn gilt noch immer der alte Satz: Quod non est in actis, non est in mundo.

Die Schädigung des ärztlichen Standes ist von Liek so eindringlich klargelegt worden, daß ich mir weitere Ausführungen ersparen will. Ich möchte hier nur hervorheben, daß es auch rassenhygienisch nicht gleichgültig sein kann, ob durch eine verkehrte Auslese ein so wichtiger Stand wie die Aerzteschaft, der dem Dienst an der Volksgesundheit leben soll, wirtschaftlich der Gefahr der Proletarisierung entgegengeht und großenteils in Abhängigkeit von Krankenkassen gerät oder von den einzelnen Kranken, die ihn aus Gründen, die nicht ärztlicher Art sind, aufsuchen. Hier scheint mir eine gleiche Gefahr vorzuliegen wie bei den Richtern, die fürchten, von politischen Parteien abhängig zu werden.

Sehr bedenklich ist es, daß die Krankenkassen sich vielfach zu Organisationen entwickelt haben, die mehr als nötig Stellen einrichten und mit ihnen genehmen Personen besetzen. Auf 40 000 Kassenärzte in Deutschland kommen heute schon 27 000 Kassenbeamte. Politische Parteien benützen sie als Versorgungsposten für ihre Anhänger. So wird das Geld des Steuerzahlers benutzt, um einer unnötig großen Zahl von mehr oder weniger unproduktiven Personen eine Lebensstellung zu schaffen. Bezeichnend ist für Deutschland, daß für jede Tätigkeit heute irgendein Befähigungsnachweis verlangt wird, abgesehen vom Kurpfuscher und Abgeordneten. Dieser Befähigungsnachweis wurde auch von den Angestellten der Kassen gewünscht, aber von den Leitern abgelehnt, offenbar aus politischen Gründen.

Die Kassen haben kein Risiko, anders wie alle anderen großen geschäftlichen Unternehmungen. Sie können ziemlich ungehindert die Beiträge nach ihren Be-

dürfnissen erheben. Kein Wunder, wenn im Jahre 1924, also gleich nach der Inflation, allein die Ortskrankenkassen mehr als 120 Millionen Mark Ueberschuß hatten. Dieser Betrag wurde der schwer ringenden deutschen Wirtschaft entzogen. Dafür bauen die Ortskrankenkassen dann so großzügig, daß schließlich sogar die ihnen wohlgesinnte Regierung warnt; die Kassen aber kehren sich nicht an die Warnung. Komisch wirkt es, wenn beispielsweise die Bitterfelder Kasse ein neues Verwaltungsgebäude baut, weil das alte nicht mehr „menschenwürdig" sei, und hinterher dann dieses Gebäude von der übergeordneten Aufsichtsbehörde bezogen wird*). Wenn man die Auslassungen der Krankenkassen liest, so sieht es so aus, als ob die deutsche Volksgesundheit allein ihr Werk wäre. Die Konstitution des Kranken und die Tätigkeit der Aerzteschaft erscheint recht bescheiden neben der der Kassen und ihr Verständnis für das Volkswohl weit größer.

Die moralische Schädigung, die durch die Krankenversicherung verursacht wird, weil sie vielfach Leute „befürsorgt", die es nicht nötig haben, und Leistungen gewährt, die über das nötige Maß hinausgehen, wird täglich in ärztlichen Zeitschriften besprochen. Der Verweichlichung sind vielleicht 95 vom Hundert des Volkes ausgesetzt, weil die Kranken mit nichtigen Beschwerden zum Arzt gehen können, für die der wohlhabende Mann ein Hausmittel gebraucht. Für geringfügigste Verletzungen, für Artikel der Säuglingspflege, für Abführmittel die Gelder der Krankenkassen zu gebrauchen, kann nicht die Aufgabe einer vernünftigen Sozialfürsorge sein. Das Volksvermögen wird verschwendet und der Kranke wird nicht einmal früher gesund, sondern später, weil er die Behandlung nicht genügend achtet, die ihm merkbar nichts kostet.

Der Wille zur Gesundung wird gelähmt. Daran ist in vielen Fällen die Krankengeldpolitik der Kassen schuld; weil der Kranke mit Feiern ebensoviel verdient wie mit Arbeiten. Die Einnahme eines Kranken beträgt beispielsweise: je Woche 30 M. Krankengeld, 10 M. Krankengeld von der Zuschußkasse, 6 M. Krankengeld vom Verband. Der Ausfall an Ausgaben beträgt für Steuern 10 vom Hundert, für Kassen usw. Beiträge 6—7 vom Hundert; dazu kommen Fahrgelder- und Kleiderersparnis. So hat er nur ein geringes Risiko und eilt nicht mit dem Gesundwerden. Wieder ein wirtschaftlicher Verlust für die Allgemeinheit und ein langsames, aber sicheres Sinken der Volksmoral. Ich beobachte z. B., daß besonders Mädchen, die bei ihren Eltern leben, schwer an die Arbeit heranzubringen sind; wenn sie mit Ersparnissen und Verdienst, z. B. nach dem Schluß der Nordseebäder, nach Hause kommen, melden sie sich sofort krank, weil sie eine „Erholung nötig haben"; in der stillen Woche erhalten die Aerzte von den Kassen die Aufforderung, recht sorgfältig zu untersuchen, ob Erwerbsunfähigkeit vorliegt, da die Kranken ebensoviel Krankengeld erhalten, wie der Lohn beträgt. Dieser fällt an den Festtagen fort, während „aus sozialen Gründen" an den Festtagen Krankengeld gezahlt wird. Die Verhältnisse haben sich seit dem Kriege zahlenmäßig nachweisbar verschlechtert. So war vor dem Kriege an einer großen Krankenkasse der Krankenbestand, auch in den schlechtesten Monaten, nie mehr als 4 vom Hundert; jetzt ist er in günstigen Zeiten 5 vom Hundert. Vor dem Kriege war ein großer Teil der Arbeiter über 50 Jahre alt; jetzt haben so alte Leute

*) Zeitungsmeldung.



großenteils keine Arbeit mehr; die Anforderungen an den einzelnen Mann sind allerdings gestiegen. Aber man sieht doch an den Zahlen deutlich, was auch sonst jeder, der die Verhältnisse kennt, weiß, daß die seelische Einstellung zur Arbeit, zum Arbeitgeber, zur Allgemeinheit eine andere geworden ist, oder volkstümlich ausgedrückt, daß die Drückeberger mehr geworden sind. Die Kassen lassen daher Kranke, die verdächtig sind, übermäßig die Kasse zu beanspruchen, von einem Vertrauensarzt, der sie nicht behandelt, nachuntersuchen. Das Ergebnis zeigt zahlenmäßig klar den Grad der Verschlechterung der Volksmoral. Bei einer mir bekannten Kasse, die 1925 etwa 46 000, 1926 45 000 Mitglieder hatte, wurden erwerbsunfähig 61 000 bzw. 70 000 Personen. 1926 waren im Durchschnitt täglich erwerbsunfähig 1461 Personen. Zur vertrauensärztlichen Nachuntersuchung wurden geschickt 3997 bzw. 4861 Personen; 77 bzw. 118 Personen wurden aus verschiedenen Gründen nicht untersucht, waren also wohl alle ernsthaft krank. Ohne Untersuchung erklärten sich erwerbsfähig 1683 bzw. 1766; nachuntersucht wurden 2237 bzw. 2977; von ihnen wurden erwerbsfähig erklärt sofort 608 bzw. 944; nach 1—5 Tagen erwerbsfähig 678 bzw. 598. Ins Krankenhaus verlegt und unfähig gefunden wurden 938 bzw. 1401 Personen. Der Durchschnitt der Krankheitstage auf jedes Mitglied gerechnet, war vor dem Kriege 7—8, jetzt 12 im Jahr. Das kann nicht durch schlechtere gesundheitliche Verhältnisse allein bedingt sein, sondern teilweise wenigstens durch die oben besprochene seelische Einstellung.

Unfallversicherung. Hier sind die unerwünschten Folgen des Gesetzes am deutlichsten und auch schon allgemein anerkannt, so daß ich mich auf weniges beschränken kann. Die Begriffe „gesund“, „krank“, „erwerbsfähig“, „nicht erwerbsfähig“, „invalide“, „nicht invalide“ sind exakt und objektiv nicht festzustellen; sie sind unabhängig von dem Urteil des Arztes, das häufig ganz anders ist als das desjenigen, der Ansprüche erhebt. Wenn nun noch die Verminderung der Erwerbsfähigkeit auf 10 vom Hundert genau festgestellt werden soll und eine etwaige Verbesserung oder Verschlechterung, so kann man sich nicht wundern, wenn häufig Unzufriedenheit entsteht. Man muß umgekehrt nur sehr zufrieden sein, daß Aerzte und Laien doch im allgemeinen diese ihnen von der Gesetzgebung gestellten Aufgaben so gut gelöst haben. Dabei sind die Unfallverletzten im Durchschnitt gut gefahren und wohlwollend beurteilt worden, d. h. im Durchschnitt ist eine höhere Rente für sie herausgekommen, als bei engherziger Auslegung des Gesetzes. Leider ist ein großer Teil der Presse, die der Arbeiter liest, niemals mit der Höhe der Rente zufrieden und benutzt jede Gelegenheit, die Verletzten unzufrieden zu machen und so eine Gesundung und Gewöhnung zu erschweren. Die schlimmste Folge sind die Fälle, wo der Verletzte fürchtet, die Rente zu verlieren und sich so in seine Gedankengänge einlebt, daß er körperlich und geistig verfällt und auf der Straße schon von weitem als Unfallrentner zu erkennen ist. Bezeichnend für die deutschen Verhältnisse ist es, daß gewisse Operationen, durch die eine verbesserte Funktion z. B. eines Gelenkes erzielt werden soll, bei einem Arbeiter ein Kunstfehler sind, weil die Operation erfolglos ist aus Mangel an Willen zur Gesundung beim Kranken! Das sieht man bei Kranken in freien Berufen und in anderen Ländern ohne derartige Gesetze nicht.

Alters- und Invaliditätsversicherung. Sie ist diejenige, gegen die am wenigsten grundsätzlich einzuwenden ist. Eine Rente mit 65 Jahre zu



erhalten entsprechend den Einzahlungen ein ganzes Leben lang, ist klar und einfach zu verstehen; daher findet hier auch, genau wie bei Lebensversicherungen, kaum eine Kritik statt; nur hört man häufig klagen, daß die Renten nicht hoch genug seien; das stimmt; aber es wird übersehen, daß sie nach der Absicht des Gesetzgebers nur ein Zuschuß zum Lebensunterhalt sein sollen. Der Arbeiter weiß das fast nie; er versteht auch nicht, daß man nicht mehr erhalten kann, als eingezahlt ist; dann erregt er sich über zu hohe Verwaltungskosten und den Geiz des Staates, der leicht „die paar Altersrenten" für den alten Arbeiter bezahlen könne. Diese Einstellung ist aber eine Folge davon, daß der Arbeiter durch die vielen Versicherungsgesetze praktisch völlig entmündigt ist und deshalb über seine eigenen Angelegenheiten nicht unterrichtet ist. Er liest in seiner Presse auch so gut wie nie rein sachliche, rechnerische Aufstellungen, die er selbst nachrechnen könnte, sondern nur ganz allgemeine Kritik, die ihn zu der Meinung bringt, daß er überall nur Böswilligkeit vor sich hat. So hörte ich vor kurzem noch von einem jungen, sonst ganz intelligenten und strebsamen Arbeiter, der sozialistischer Jugendführer ist, er schätze die durchschnittliche Dividende der deutschen Aktiengesellschaften vor dem Kriege auf 30—40 vom Hundert; das Geld der Inflation sei nicht verschwunden, da „Geld nicht verschwinden könne", sondern sei „nur von den Großen versteckt". Und diese Leute betreiben soziale und andere Politik und treten in Versammlungen als Redner auf! Von einem Invaliden hörte ich, er freue sich über die neue sozialistische Regierung; sie werde den Invaliden gleich 50 M. monatlich mehr zahlen! Unerwünschte Folgen sind bei diesem Gesetz ähnliche wie beim Unfallgesetz. Die Arbeiter, die glauben, daß sie schon vor dem 65. Jahre invalide sind, lassen sich schwer überzeugen, daß das gesetzlich nicht der Fall ist. Jahrelange Versuche, die Rente durch alle Instanzen zu erhalten, sind häufig und machen die Familien unzufrieden; es sind jetzt eine große Zahl von Personen nur damit beschäftigt, ähnlich wie bei der Kriegerhinterbliebenenfürsorge, die Interessen der Versicherten gegenüber den Versicherungsanstalten wahrzunehmen. Das ist natürlich durchaus berechtigt und gesetzlich zulässig; aber es trägt natürlich nicht dazu bei, dem Versicherten zu psychischer Ruhe und damit besserer Leistungsfähigkeit zu verhelfen.

Noch andere, wirtschaftliche Folgen treten auf. Beispielsweise beziehen die Arbeiter der früher staatlichen Betriebe, jetzt nach der Verkleinerung dieser, eine Rente, sobald bei ihnen eine Verminderung der Erwerbsfähigkeit um die Hälfte festgestellt wird. Das ist besonders gleich nach dem Kriege „wohlwollend" und „sozialdenkend" häufig schon bei Leuten von 50 Jahren geschehen. Jetzt sind diese Leute sehr unzufrieden, wenn bei der Untersuchung „die lumpigen 17 Prozent", die zur Erlangung der Vollinvalidität gehören, nicht zugebilligt werden. Sie würden dann bei verhältnismäßig großer Rüstigkeit ein bescheidenes, aber sorgloses Alter haben. Nun haben die erhöhten Unkosten, sozialen Lasten und Steuern dahin geführt, daß kaum noch Männer über 50 Jahre beschäftigt werden, soweit Kiel in Betracht kommt; daher liegen alle älteren Leute jetzt für ihr ganzes Leben auf der Straße. Aus dem jüngeren Arbeiter muß dafür „alles herausgeholt werden". So entsteht immer neue Arbeitslosigkeit; früher wurde der alte Arbeiter vom Betriebe mit durchgeschleppt und das Nichtstun mit seiner moralisch zerstörenden



Wirkung verhindert. Das war eine primitive, freiwillige Wohlfahrtspflege, die sich aber der jetzigen modernen gesetzlichen vielfach überlegen zeigte*).

Zusammenfassung der schädlichen Folgen der großen sozialen Gesetze.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß diese Gesetze für den einzelnen Versicherten und seine Familie insofern vorteilhaft sind, als sie die Gefahr, im Lebenskampf zu erliegen, sehr herabmindern und dadurch auch vielleicht die Entstehung eines großen Proletariats in wirtschaftlich ungünstigen Zeiten erschweren. Hier aber stehen zur Besprechung nur die rassenhygienisch bedenklichen Folgen, die, wie oben gezeigt, überall nachzuweisen sind.

Soziale Fürsorge findet man in ihren Anfängen schon in den primitiven Kulturen; sie kann nirgends entbehrt werden und wird deshalb immer bestehen müssen. Nur über ihre Form und ihr Maß können verschiedene Ansichten bestehen. Sie wurde früher und noch bis in unsere Tage hauptsächlich durch die Kirche und die freie Liebestätigkeit von Person zu Person oder in Vereinen betrieben. Auch so können unerwünschte Folgen entstehen. So weiß ich von einer kleinen Stadt, in der vor 50 Jahren die Frau des Pastors besonders eifrig kirchliche Fürsorge betrieb und dadurch eine größere Zahl von armen und zugleich moralisch minderwertigen Familien in die Stadt zog. Kirchliche und private Fürsorge hat sich aber immer dadurch von der staatlichen unterschieden, daß sie freiwillig war und daß die Empfänger meistens nach „Würdigkeit und Bedürftigkeit" ausgesucht wurden. So konnte, schon weil die Mittel beschränkter und auch die Empfänger weniger waren, eine größere Gegenauslese vermieden werden. Ganz anders bei den sozialen Gesetzen. Das Gesetz wertet nicht, sondern vor ihm sind alle „gleich und gerecht". Wer bezahlt hat, hat Ansprüche. Er selbst, der Arbeitgeber und der Steuerzahler müssen die Mittel aufbringen. Die Fürsorge wird dadurch rein formal-bureaukratisch gehandhabt und nimmt z. B. bei der Krankenversicherung keine Rücksicht auf Privatvermögen. So können Leute mit großen Einnahmen auf Kosten der Kassen Fürsorge genießen, die sie gar nicht nötig haben. Außerdem schädigen sie, da die Taxe der Kassen vielfach noch unter der Armentaxe liegt, freie Berufe, wie Aerzte, Apotheker, Hebammen, Schwestern und Geschäftsleute, die ihrerseits als Steuerzahler einen Teil der Kosten aufbringen müssen. So werden soziale Wohltaten auf fremde Kosten erwiesen.

Ein ungeheurer Verwaltungsapparat ist nötig, um den Betrieb aufrechtzuerhalten. Die Krankenkassen haben, wie wir sahen, fast ebenso viele Beamte, wie die Kassenärzte zählen; alle diese Beamten haben die ihnen zustehenden Gehälter und sonstigen Sicherheiten, während die Aerzte „im sozialen Interesse" meistens unter der Taxe für Arme, die bald 40 Jahre alt ist, arbeiten müssen. Die Leiter der Kassen beziehen häufig Gehälter, die dem der höchsten Beamten in Staat

*) Nachtrag bei der Korrektur. Ende 1927 waren in Deutschland rund 4,4 Millionen Empfänger von Invaliden- und Hinterbliebenenrenten vorhanden. 1962 werden wir nach einer Berechnung des Versicherungsamtes in den Hansastädten schon 80 Prozent mehr Altersrentner haben als heute! Werden die Kosten dann aufgebracht werden können?



und Gemeinden gleichkommen, obwohl die Tätigkeit an einer auch noch so großen Kasse doch keine so große Verantwortung erfordert. Die Gesamtkosten der sozialen Versicherungen werden für 1927 auf 4,5 Milliarden Mark geschätzt; ein großer Teil dieser Summe wird unproduktiv ausgegeben.

Noch schlimmer ist die moralische Schädigung des Volkes. Schon die immer zunehmende Zahl von Beamten ist unerwünscht. Der Beamte ist aus dem freien Wettbewerb ausgeschaltet, hat also kein Risiko mehr. Bei der nun einmal gegebenen psychischen Verfassung des Menschen ist für die große Mehrzahl ein gewisser Lebenskampf nötig, um die volle Leistungsfähigkeit zu erreichen. Wo die Beamtenstellen zu zahlreich werden, werden allmählich auch weniger Tüchtige sich der Stellen bemächtigen und einen ungünstigen Einfluß ausüben. Man sieht das an den „Postenjägern", ein Begriff, der nicht zu allen Zeiten und überall gleich gut bekannt ist. So tritt auch im Beamtenkörper, der eine Auslese sein soll, leicht eine soziale Gegenauslese ein.

Den Einfluß auf die deutsche Arbeiterschaft habe ich schon oben genügend gekennzeichnet. Unselbständig, ohne eigenes Verantwortungsgefühl, immer mehr darauf bedacht, sich auf Kosten der Allgemeinheit einen Vorteil zu verschaffen, muß seine Willenskraft, seine Lebensfreude, seine Arbeitswilligkeit leiden; an ihre Stelle treten Unzufriedenheit, Verdrossenheit und eine passive Gleichgültigkeit. Schon äußerlich sieht man dem deutschen Arbeiter häufig diese Stimmung an, wie mir besonders klar geworden ist bei einem Vergleich mit holländischen, besonders aber südafrikanischen Arbeitern. Die Haltung des Arbeiters ist dort eine straffere; sein Aussehen frischer, energischer; sein Auftreten selbstbewußter. In Südafrika ist jeder Arbeiter gewissermaßen eigner Geschäftsmann, für sein Wohlergehen selbst verantwortlich und besorgt. Dazu kommt, daß er als Europäer sich den Farbigen gegenüber als Angehöriger einer höheren, herrschenden Klasse fühlt. Hier ist er noch Individualist, in Deutschland Massenmensch, der zum Klassenkampf erzogen wird.

So trägt die Fürsorge dazu bei, den Massenmenschen in Deutschland zu züchten und selbständige Persönlichkeiten auszumerzen. Ein Beispiel: Bei der ungünstigen wirtschaftlchen Lage haben viele das Streben, nach Amerika zu gehen; einer meiner Kranken leidet an einer gutartigen Tuberkulose; er ist einige Wochen erwerbsunfähig und kann dann wieder arbeiten; da er aber nach Neuyork auswandern will, wo er schon Arbeit in Aussicht hat, begibt er sich zunächst einmal in Heilfürsorge, die von der Versicherungsanstalt bewilligt wird. So kommen unsere Fürsorgeeinrichtungen ungewollt auch dem Auslande zugute. Ein anderes Erlebnis zeigt die verschiedene Auffassung des Begriffes sozial. In einem großen Betriebe einer südafrikanischen Stadt arbeiten eine Zahl Deutscher. Eines Tages versammeln sie sich im Gasthof des Ortes und sprechen etwas über Arbeitgeber, Arbeitnehmer, Ausnutzung des Arbeiters, höhere Löhne usw., wie sie es von Deutschland her gewohnt sind. Am nächsten Tage um 11 Uhr werden sechs von ihnen zum Direktor gerufen; dieser gibt ihnen den Lohn für den Rest des Vierteljahres und einen Fahrschein mit dem nächsten Dampfer nach Hamburg; sie sind entlassen. Ich fragte nach den Gründen, und es wurde mir ungefähr folgendes gesagt: Wir haben Europäer in einem neuen Lande durchaus nötig und wir wünschen das Vorwärtskommen eines jeden, da das für das Land ein Vorteil



ist. Aber wir können nicht dulden, daß in einem jungen Lande, in einem erst vor wenigen Jahren gegründeten Ort europäische Methoden eingeführt werden, die durch den Druck der Masse höhere Löhne erzwingen wollen. Die Produktion wird dadurch in keiner Weise gefördert, sondern nur durch persönliche Tüchtigkeit des einzelnen, der dann auch höheren Lohn beanspruchen kann. Irgendwelche Einwendungen der Arbeiter hätten natürlich nichts genützt, da sie als unerwünschte Einwanderer angesehen worden wären. So erfolgte in diesem Falle die Scheidung zwischen Leuten, die durch die Organisation, und solchen, die durch ihre Persönlichkeit vorwärtskommen wollen. Ich fürchte, daß derartige Auslesevorgänge kulturell und politisch zugunsten der jungen Länder wirken und dadurch Deutschland und mehr oder weniger ganz West- und Mitteleuropa zurückdrängen. Deutschland steht aber zurzeit völlig unter dem Einfluß des bewußt unter das Volk getragenen Schlagwortes: „Die Masse siegt."

Zum Schluß noch ein gleiches Beispiel aus dem Buch von Liek. Der Freistaat Danzig versuchte Erwerbslose nach Argentinien zu verpflanzen; es mißlang, weil sie zurückkehrten und ein arbeitsloses Stempelleben in Danzig vorzogen. Ich selbst habe in meiner Arbeit von 1914 schon darauf aufmerksam gemacht, daß unsere sozialen Gesetze nur den besonders leistungsfähigen und willensstarken Mann auswandern lassen, also eine Gegenauslese herbeiführen.

Hiermit will ich die Besprechung der großen sozialen Gesetze schließen und noch den Einfluß der Gemeindefürsorge, die den Deutschen von der Wiege bis zur Bahre „erfaßt", vom rassenhygienischen Standpunkt aus betrachten. Ich schicke voraus, daß nicht nur bürgerliche Kreise, sondern auch zahlreiche ruhig beobachtende, persönlich nicht interessierte Arbeiter und ebenso ein großer, vielleicht der größte Teil der in freier Praxis tätigen Aerzte der immer weiter ausgedehnten Fürsorge mit großem Bedenken gegenüberstehen und glauben, daß auch hier die übertriebene Fürsorge das ganze Volk schädigt.

Eheberatung. Sie ist die einzige Fürsorgetätigkeit, die, soweit ich sehe, keine unerwünschten und unbeabsichtigten Nebenwirkungen hat. Größere Erfahrungen liegen in Deutschland noch nicht vor. Man hat aber manchmal den Eindruck, wie bei vielen wohlgemeinten Einrichtungen zur Aufklärung des Publikums, daß immer nur die kommen, die es am wenigsten nötig haben und die anderen fortbleiben. Kosten macht sie nicht viel; so sind bei der Stadt Kiel in den Voranschlag nur 250 Mark eingestellt, bei den Millionen, die die Wohlfahrtspflege erfordert, eine geringe Ausgabe und die einzige rassenhygienische. Bedenklich ist es meines Erachtens, daß auch diese Tätigkeit bei der stark wachsenden Neigung, überhaupt jede ärztliche Leistung zu sozialisieren, den Hausärzten fortorganisiert wird und in die Bureaus beamteter Aerzte gelangt. Der beste Berater bleibt immer der Hausarzt, der die Familien häufig in Generationen kennt, gesundheitlich besser als eines der Familienmitglieder; hier kommen wir zu dem auch rassenhygienisch wichtigen Problem des Verschwindens des alten Hausarztes, das an dieser Stelle nicht besprochen werden kann.

Schwangeren- und Säuglingsfürsorge. Schon vor der Geburt werden der neue Weltbürger und seine Mutter unter Obhut genommen; rassenhygienisch ist die Ermahnung zum Selbststillen und die Warnung vor unzweckmäßiger künstlicher Ernährung nur günstig zu beurteilen. Immerhin muß betont

werden, daß die Fürsorge zum großen Teil konstitutionell minderwertigen Kindern zugute kommt, und daß schließlich die Auslese, die das Leben immer noch vornimmt, nur auf die Kinderjahre oder sogar auf die Zeit verschoben wird, wo häufig schon wieder ungünstige Erbanlagen auf Kinder weitergegeben sind. Die Fürsorge schon von der Geburt des Kindes an, die sich dann in die Kinderzeit hinein erstreckt, bis nach Verlassen der Schule die sozialen Gesetze bis ins Alter wirksam werden, hat aber eine ganz allgemeine Verweichlichung zur Folge, von der wir schon wiederholt gesprochen haben. So erhalten gerade diejenigen Mütter, die leicht bereit sind, die Lasten der Kinderpflege fremden Personen zu überlassen, die Möglichkeit, durch die verringerte Sterblichkeit der Kinder ihre Eigenschaften zu vererben. Ein Teil der Mütter empfindet auch die Fürsorge als lästig, besonders ältere Frauen und die Kostmütter der unehelichen oder aus anderen Gründen den Eltern abgenommenen Kinder. Nicht selten hört man: „Ich habe selbst sechs Kinder gehabt und außerdem noch ebenso viele Haltekinder großgezogen und verstehe von Kinderpflege ebensoviel wie das Fräulein Doktor, das selbst keine Kinder hat.“ Hier tritt der Gegensatz zwischen Staat oder Stadt, die immer gängeln wollen, und dem natürlichen Gefühl des gesunden Menschen deutlich hervor.

Kinder- und Jugendlichen-Fürsorge. Vom zweiten Jahre an werden nun die Kinder „aus sozialen Gründen“ schon der Familie entzogen und als „Kleinkinder“ bis zum Schulanfang in „Kinderheime“ gebracht. Die sozialen Gründe sind verschieden: Wo Vater und Mutter beide den Tag über auf Arbeit sind, ist die Ueberwachung erwünscht. Aber das ist nur bei einem Teil der Kinder der Fall. Ein anderer Teil wird von den Müttern nur in die Heime geschickt, damit sie die Last der Betreuung los sind und, da sie in ihren kleinen Wohnungen keine genügende Hausarbeit haben, ungestört mit Bekannten ausgehen können*). Wieder andere, heute gar nicht so selten, werden als einzige Kinder in die Heime geschickt, weil sie zu Hause keine Spielgefährten haben; das sieht man besonders bei gelernten, gut bezahlten und vorwärtsstrebenden Arbeitern; schließlich ist bei manchen Kindern die Erziehung zu Hause so schlecht, daß die Stadt eingreifen muß. Jedenfalls wird hier von der Allgemeinheit einzelnen soziale Fürsorge erwiesen, die nicht unbedingt nötig ist. Das wird auch zugegeben; so sagte mir ein rechtsstehender Stadtverordneter, daß die Kinderheime Wert darauf legten, Kinder von bessergestellten Bürgern zu erhalten, um die verschiedenen Volkskreise einander nahezubringen. Das geht doch wohl über die Aufgaben der sozialen Fürsorge hinaus.

Im schulpflichtigen Alter besuchen die Kinder dann die Tagesheime, wo sie eine Mittagsmahlzeit zu billigen Preisen erhalten, spielen, mit Handarbeiten beschäftigt werden, lesen, ihre Schularbeiten machen usw. Als Jugendliche finden sie dort Unterhaltung und Belehrung. Ausflüge und Reisen in den Ferien unter Führung der Beamten werden gemacht, und häufige kleine Festlichkeiten dienen dazu, sie an die Fürsorge zu fesseln. Freikarten in reichlicher Zahl für Theater fehlen nicht, und es nehmen daran auch frühere Erwerbslose teil, die gewissermaßen als „alte Herren“ oder „alte Damen“ weitergeführt werden.

*) Stadtverordnetensitzung. Kieler Zeitung Nr. 96, 1928.



Die Kosten sind nicht gering. Ich erwähne aus einem Heim, daß es im Jahre 40 000 Mark kostet, davon an Gehältern 10 000 Mark. Hier werden den ganzen Tag über etwa 60 Kinder betreut, die im Durchschnitt nach der Berechnung eines Stadtverordneten*) je 2 Mark pro Tag, also etwa 600 Mark pro Jahr kosten. Ich bemerke, um einen Vergleich zu geben, daß ein Student, wenn ich recht unterrichtet bin, dem Staat auf 800 Mark im Jahre kommt, und daß an einen hochbegabten Studenten vom Staate gesetzlich jährlich 300 Mark Unterstützung gezahlt werden dürfen. Der Vertreter des Magistrats rechnet in diesem Falle etwas anders; er gibt an, daß 153 Kinder untergebracht seien und rechnet damit alle die ein, die nur auf Stunden kommen, besonders die Schulkinder. Die Zuschüsse betragen für drei Kinderheime pro Tag und Kind nach seinen Angaben 0,79 Mark. Immerhin wird also diese Fürsorge nicht ganz billig, nämlich etwa 250 Mark.

Rassenhygienisch ist ganz besonders wichtig, daß durch diese Veranstaltungen der Stadt oder des Staates das Kind schon von früher Jugend an der Familie entzogen wird: es gewöhnt sich, das Haus nur noch als Schlafstelle anzusehen; alle Arbeit, alles Spiel, alle Vergnügungen finden außer dem Hause in der Gemeinschaft mit Gleichalterigen und unter Leitung fremder dafür angestellter Personen statt; das Kind wird unselbständig, es kann nicht mehr seine eigenen Erfahrungen nach eigenem Ermessen sammeln; so lernt es das Familienleben nicht kennen; die Jugend verbringt es in den Heimen und auf der Straße, und wenn der Jugendliche aus der Lehre entlassen ist, vielfach schon viel früher, wird die Erziehung in gleicher Weise, aber unter Leitung einer politischen Partei, fortgesetzt. Die Lockerung der Familie ist die Folge. Jeder, der sehen kann, bemerkt den offen vom Sozialismus angestrebten und vielfach schon erreichten Verfall der Familie. Das wird von einzelnen, leider bei weitem nicht von allen nicht sozialistisch gesinnten Familien schon empfunden, und deshalb gelingt es den Fürsorgestellen trotz aller Bemühungen nicht, alle Kinder zu „erfassen".

Die Gegenauslese wird einem in diesen Fürsorgestellen besonders klar. Einzelne Mütter und Väter sind, wie oben schon gezeigt, minderwertig; das hindert sie nicht, das Recht zur Fortpflanzung ausgiebig zu betätigen. Die Fürsorgerinnen sind dagegen eine besonders scharfe Auslese nach der guten Seite hin. Sie müssen das Abiturium gemacht, also einige tote und lebende Sprachen gelernt haben, Kenntnisse der höheren Mathematik besitzen, und neuerdings fordert man von ihnen kürzeren Universitätsbesuch, um kleine Kinder bei ihrer geistigen und vegetativen Betätigung zu beaufsichtigen. Wäre es nicht besser, man gäbe einen größeren Teil des Geldes, das für die Kinder verwendet wird, diesen Mädchen, um ihnen eine rechtzeitige Heirat zu ermöglichen? So wie es jetzt geschieht, hat die Fürsorge die Wirkung, daß sie von vielen gutbegabten Mädchen große finanzielle Opfer fordert, um in den sich neu bildenden Stand der Fürsorgerinnen hineinzukommen. Wieviel tüchtige Mädchen mögen von der Ehe, damit von der Sorge für eigene Kinder abgehalten werden, um anderer Leute Kinder zu betreuen? So kommt die Förderung fremder Kinder auf das Nichtgeborenwerden eigener, wertvoller Kinder hinaus; ein reiner Selbstmord. Schon jetzt hat man manchmal den Eindruck, daß zur Heirat leichter die weniger tüchtigen als die

*) a. a. O. Kieler Zeitung.

tüchtigen Mädchen kommen, wenn das auch zahlenmäßig schwer zu beweisen sein dürfte.

Fürsorge für Uneheliche. Hier ist die Gegenauslese durch neuzeitliche Fürsorge ganz besonders gut nachweisbar. Unter den unehelichen Kindern, die von der Stadt an sogenannte Kostmütter zur Aufzucht ausgetan werden und die häufig bei ihnen bis zur wirtschaftlichen Selbständigkeit bleiben, findet man im allgemeinen mehr Minderwertige*) als bei der übrigen Bevölkerung. Das ist natürlich, wenn man den Eltern nachgeht, von denen häufig der Vater nicht bekannt ist; ebenso haben uneheliche Geschwister oft verschiedene Väter; unter diesen sind viele asoziale Personen; auch die unehelichen Mütter, besonders die mit mehreren Kindern, sind oft geistig und körperlich minderwertig. Solche unehelichen Kinder, deren völlig normale Eltern etwa ein Jahr nach der Geburt des Kindes heiraten und dann das Kind zu sich nehmen, sieht man selten; sie werden dann auch nicht als uneheliche weitergeführt.

Mit welcher Art unerwünschter Eltern sich der Arzt und der Sozialbeamte herumzuschlagen hat, mögen folgende drei Beispiele aus der Praxis zeigen:

1. Eine junge, halbelegante Dame erscheint in meiner Sprechstunde. „Mein Name ist Frl. Soundso." Freut mich, Sie kennenzulernen; was führt Sie her? „Ja, Herr Doktor, ich möchte eine Bescheinigung, daß ich schwanger bin." Wozu denn? „Ich bin nämlich ein interessanter Fall; ich bin schon zweimal in der Frauenklinik wegen Beckenenge durch Kaiserschnitt entbunden; beim letzten Male vor einem Jahre haben die Herren gesagt: Na, Fräulein, wenn Sie nun wieder so weit sind, kommen Sie man wieder zu uns, Sie sind ja ein interessanter Fall." Mit den Worten: „Sie sind wirklich ein interessanter Fall," erhielt die stolze Patientin ihren Schein; ich habe nichts wieder von ihr gesehen.

2. Ein schwer erziehbares Kind kommt in Behandlung. Die Nachfrage ergibt folgendes: Die Mutter hat in vier verschiedenen deutschen Städten vier uneheliche Kinder; sie ist jetzt verheiratet mit einem Schuster auf dem Lande, der keine Steuern zahlt und seinerseits auch zwei uneheliche Kinder hat, um die er sich nicht kümmert. Ich frage die Pflegemutter, warum sie den Jungen denn in Pflege genommen hat. Antwort: „Ich habe nur zwei Töchter und möchte gerne, wenn ich alt bin, eine Stütze haben." Ich erwidere ihr, es sei doch wahrscheinlich, daß die Abstammung ungünstig sei und sie dann später, wie das häufig vorkomme, nur Aerger, Verdruß und Enttäuschung habe; sie erklärte kurz entschlossen: „Dann schmeiß ich ihm raus."

3. Ein Mädchen von vier Jahren ist zart, neigt zu Bronchitis, Asthma und Nesselausschlag. Die Mutter soll zurzeit im Arbeitshaus sein. Der Vater des Kindes ist ein Handwerksmeister, der die Mutter nicht heiratete, als er erfuhr, daß sie noch vier Kinder von verschiedenen Vätern habe, eines in Hamburg, ein anderes in Dresden, zwei bei den Großeltern in Mecklenburg. Die Pflegemutter will das Kind behalten zur „Stütze im Alter", weil sie nur drei Söhne hat.

Aus diesen drei kurzen Geschichten kann man herauslesen, in welcher Weise ein großer Teil der Eltern und die Unehelichen selbst die öffentliche Fürsorge belasten und zugleich den Volkskörper „infizieren".

*) Die Debilen werden auf fast 50 v. H. von ärztlicher Seite geschätzt.



Finanziell kosten diese Unehelichen der Allgemeinheit viel, weil von Vätern und Müttern meist nichts zu holen ist. Oft hört man, daß der Vater, sobald er herangezogen wird, die Arbeit niederlegt, nur um nicht zahlen zu müssen. Häufig streiten sich, wie im zweiten Falle, verschiedene Gemeinden lange um die Ehre des Zahlens. Die Eltern haben das Recht, die Kinder in beliebiger Zahl in die Welt zu setzen, und die Steuerzahler die Pflicht, sie zu unterhalten; das wird von den Müttern häufig in schamloser Weise ausgesprochen.

Den rassenhygienisch verderblichen Einfluß der Unehelichen auf die Bevölkerung erkennt man deutlich an dem Lebenslauf eines solchen Kindes. Es wird geboren in der Frauenklinik in Kiel. Hier strömen eine große Zahl von Schwangeren zusammen, um dort die letzte Zeit vor der Entbindung unterzukommen. So stellt die Frauenklinik einen dauernden Seuchenherd für die Stadt dar. Ein großer Teil der Unehelichen, weit mehr als der Bevölkerungszahl entspricht, wird nun in frühester Jugend an Haltemütter in der Stadt ausgetan*). Diese werden sorgfältig vom Fürsorgeamt überwacht, so daß nur die sorgfältigen Pflegemütter die Kinder behalten. Manche von ihnen haben selbst keine Kinder und suchen für eigene in den fremden Ersatz. Andere behalten die Kinder, weil sie nur Mädchen oder Knaben haben, wie oben gezeigt. Jedenfalls hat ein großer Teil der Pflegemütter ein großes persönliches Interesse und sieht die Kinder nicht als Verdienstmöglichkeit an. So wächst eine ganze Zahl von ihnen in durchaus günstigen Verhältnissen auf, besser als viele eheliche, besonders wo mehrere Kinder kurz hintereinander gekommen sind. Schließlich gelten sie in der Bevölkerung völlig als eheliche Kinder und heiraten in die entsprechenden Kreise hinein. Und hier kommen wir nun wieder zu der „Infektion" der gesunden Bevölkerung. Viele der Unehelichen sind natürlich vollwertig, wenige sterben früh an endogenen Krankheiten, andere werden rechtzeitig als geistig minderwertig erkannt, nicht wenige werden als nicht Vollwertige ihr Leben lang von der Familie durchgeschleppt; viele heiraten trotz ihrer Mängel oder diese werden zu spät erkannt. So belasten gerade diese Personen den gesunden, strebsamen Teil des Arbeiterstandes zu seinem Schaden. Der Arzt, der in einer Familie endogene, früher nicht in der Familie vorkommende Krankheiten sieht, erfährt häufig erst durch Nachfragen, daß die Krankheit durch ein angenommenes Kind eingeschleppt ist, von dessen Abkunft manchmal gar nicht einmal alle Familienmitglieder mehr wissen. Diese Entwicklung wird begünstigt dadurch, daß der Arbeiter meistens sehr wenig von Erblichkeit der Krankheitsanlagen weiß; durch die ganze staatliche und politische Erziehung wird er immer nur auf äußere Ursachen hingewiesen; außerdem ist vielfach aus parteipolitischen Grundsätzen die Nachforschung nach Vorleben und Abstammung verpönt; die Lehre von der Gleichheit aller Menschen wird auch auf diese Dinge übertragen. Alles das trägt dazu bei, die Lebensaussichten, soweit äußere Dinge in Betracht kommen, für den Unehelichen nicht schlechter als für den Ehelichen zu machen.

Die Bestrebungen, die Unehelichen in allen Dingen den Ehelichen gleichzustellen, sind daher durchaus abzuweisen. Der Staat hat nicht das Recht, aus

*) Im März 1928 wurden in Kiel 332 Kinder geboren, von ihnen 23 v. H. uneheliche. 17 v. H. stammten von Kieler unehelichen Müttern. 1919 waren unehelich geboren 14, 1924: 19 v. H.



schwächlichem Mitleid mit dem einzelnen die Gesamtheit zu schädigen. Das geschieht aber, wenn er durch Gleichmacherei das kommende Geschlecht schädigt.

Sonstige Fürsorgeveranstaltungen. Dahin gehören die Beratungsstellen für Tuberkulose, für Alkoholismus, Geschlechtskrankheiten, Sexualberatung. Die jetzt schon große Zahl wird noch vermehrt durch Organberatungsstellen wie die für Nervenkrankheiten und Herzkrankheiten, denen bald solche für den Magen und andere Organe folgen werden. Wir erleben hier die gleiche gründliche Aufspaltung, wie sie in der wissenschaftlichen und praktischen Medizin schon erfolgt ist. Als ob dem ganzen Menschen geholfen werden könnte, wenn ihm nachgewiesen wird, daß er auf einem Teilgebiet gesund oder krank ist. Dabei aber kommt die Medizin gerade infolge des Einflusses der Vererbungswissenschaft, der Lehre von der Konstitution und der Rassenhygiene von der übertriebenen Bewertung spezialistischer Tätigkeit zurück und sucht den ganzen Menschen zu behandeln.

Alle diese Beratungsstellen haben das Gemeinsame, daß sie wohl in einzelnen Fällen Gutes stiften, daß aber die aufgewendeten Kosten in keinem rechten Verhältnis zu dem Nutzen stehen. Gar nicht selten züchten sie Krankheitsfurcht und Verweichlichung, manchmal auch Begehrungsvorstellungen bei Leuten, die nun hoffen, auf Grund der „amtlich festgestellten Krankheit“ eine Rente oder sonst einen wirtschaftlichen Vorteil zu erlangen. Ein Lungen- oder Herzkranker, also ein dauernd weniger leistungsfähiger Mensch, wird in seinem objektiven und subjektiven Befinden nicht gefördert dadurch, daß er durch die Jahre und Jahrzehnte immer wieder ermahnt wird, an seine Krankheit zu denken, und daß eine Röntgenuntersuchung der anderen folgt, ohne daß die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Kranken wesentlich gehoben werden kann. Vielmehr kommt er in die Gefahr, sich so in seine Krankheit hineinzuleben wie der Unfallkranke und ein Herz- oder Lungenneurotiker zu werden. Man hat nicht selten den Eindruck, daß die sozialen Fürsorgeanstalten förmlich auf die Suche nach Leuten gehen, die sie noch „befürsorgen“ könnten. Die Angestellten und Leiter solcher Organisationen haben das natürliche Bestreben, wie jeder andere ihr Betätigungsfeld zu erweitern, auch wo es nach Ansicht der Steuerzahler nicht unbedingt nötig wäre. Mit großer Befriedigung wird im Jahresbericht hervorgehoben, daß sich der Zugang wieder gehoben hat, was zeigt, daß einem Bedürfnis abgeholfen wird; die Zahl der Aerzte und Angestellten steigt um das Mehrfache in wenigen Jahren, kurz und gut, man hat den Eindruck, daß es sich um ein geschäftlich blühendes Unternehmen handelt. In Wirklichkeit sollte man sich freuen, wenn aus Mangel an Beschäftigung das Umgekehrte stattfände. Die Ueberorganisation, an der wir in Deutschland auf allen Gebieten leiden, ist nach Ansicht einsichtsvoller Aerzte und Kommunalpolitiker, soweit sie nicht parteipolitisch gebunden sind, nirgends so groß wie auf diesem Gebiete. Am billigsten und besten würde der größte Teil der Fürsorge vom Hausarzt übernommen. Das würde einfach und zweckmäßig sein, weil er den Kranken und seine Familie kennt. Aber allerdings würde dieses Verfahren nach außen nicht so in die Erscheinung treten wie ein großer Apparat mit Bureaus, Untersuchungsapparaten, Sekretären und Schreibmaschinen. Ich bin deshalb auch nicht so naiv, zu glauben, daß dieser Vorschlag Beifall findet.

Hauszinssteuer. Ich kann und will auf die schwierige Frage der Wohnungspolitik nicht eingehen, sondern nur ein Beispiel geben, wie auch eine wohlgemeinte und gerechte Steuerpolitik rassenhygienisch Schaden stiften kann. Ich greife dazu das Gesetz über die Hauszinssteuer heraus. Der Staat ist von der Erwägung ausgegangen, daß das ganze Volk durch die Inflation verarmt ist; eine Ausnahme machen zum Teil die Hausbesitzer. Sie haben großenteils die Hypothekenschulden in der Inflationszeit zurückbezahlt, haben also jetzt ihre Häuser ganz oder fast ganz frei, folglich einen Gewinn gehabt. Daher können sie eine Steuer gut tragen. Das ist offenbar „gerecht". Praktisch aber kommt es vielfach auf Schädigung wertvoller Teile der Bevölkerung hinaus. Ein Teil der Hausbesitzer ist schon in der Inflation zugrunde gegangen, weil der Staat ihn zwang, so billig zu vermieten, daß er bei kleinen Reparaturen das Haus nicht halten konnte, sondern für wenige Dollar sein Haus an Ausländer abtreten mußte. So kenne ich eine ganze Zahl von Häusern, die im Besitze von Dänen sind. Andere Hausbesitzer sind notdürftig durch die Inflation hindurchgekommen, kommen aber teilweise jetzt an die Reihe. Die Hauszinssteuer mit der ganzen Wohnungspolitik hat trotz aller Neubauten die Wohnungsnot bisher nicht völlig heben können. Und jetzt findet sich folgendes Bild: Staat und Städte bauen mit den Erträgen der Hauszinssteuer neue Häuser; z. B. besitzt die Stadt Kiel ungefähr 2000 neue und alte Wohnungen. In diesen Wohnungen wohnen aber vielfach sehr unerwünschte Mieter, die weder die Wohnungen genügend instand halten wollen oder können, noch regelrecht Miete bezahlen; teilweise werden sie sogar von Organisationen, denen sie angehören, dazu aufgefordert. So sind von den 2000 Mietern der Stadt schon 1000 Akten über Mietstreitigkeiten vorhanden. Die Kosten für diesen Mieteverlust trägt die Allgemeinheit, der Mieter, von dem meistens nichts zu holen ist, hat kein Risiko. Nun sind die Häuser, die die Stadt baut, so teuer, daß der Arbeiter sie nicht bezahlen kann; die Stadt muß also die Mieten heruntersetzen; dann muß der freie Hausbesitzer mitgehen und kann nicht mehr bestehen. Schon jetzt verfallen viele alte Wohnungen und der Besitzer ist gezwungen, zu ganz billigen Preisen zu verkaufen. So gehen viele Häuser für wenige Hundert Mark in fremde Hände über. Da über kurz oder lang auch für Kiel keine Wohnungsnot mehr zu erwarten ist, so hat die Stadt schon jetzt weniger Neubauten hergestellt.

Hier tritt die rassenhygienisch sehr unerfreuliche Erscheinung zutage, daß die Kreise, die sich in den letzten Jahrzehnten aus dem Arbeiterstande in den Kleinbürgerstand hineingearbeitet hatten, in das Proletariat versinken. Erwerb von Land ist in Deutschland schwierig und kommt für den städtischen Arbeiter meist nicht in Frage. Das Streben nach solidem Besitz beim Arbeiter und Kleinbürger richtete sich daher auf Hausbesitz. Vor dem Kriege ersparte der Arbeiter etwas. Davon baute er ein Haus, das er oft als Handwerker instand hielt; und so hatte er eine freie Wohnung. Er hatte neben seiner Arbeit eine persönlich und sozial wertvolle Aufgabe; er „war von der Straße ab", lebte seinem Hause und seiner Familie und wurde für sich und seine Kinder ein staatsbejahender Bürger. Das ist für die nächste Zeit sehr erschwert; wohl aber ist zu befürchten, daß noch weitere Hausbesitzer ins Proletariat sinken.

Schlußfolgerungen. Es ist klar, daß eine Verschlechterung des Volkskörpers große Gefahren für das Bestehen des Staates birgt, und es ist erschütternd, daß die wohlgemeinte Fürsorge des Staates selbst zum Teil diese Gefahren vermehrt. Eine Züchtung nach unten kommt biologisch langsamem Selbstmord gleich. Das wird heute noch nicht genügend erkannt oder zugegeben, insbesondere nicht von den leitenden und verantwortlichen Männern. Wir finden aber diese Tendenz in der Parteipolitik eines großen Teiles der deutschen Arbeiterschaft. Die Organisation großer Arbeitermassen ist am leichtesten, wenn sie ohne eigenen Willen, ohne selbstgefühlte Verantwortung alles ihren Führern überlassen; wenn sie Masse statt Persönlichkeiten sind; nur dann hat beispielsweise auch der Klassenkampf Sinn, Zweck und Aussicht auf Erfolg. Ob im Staate eine bestimmte Klasse herrschend ist oder nicht, ob die sozialistische Wirtschaft besteht oder nicht, könnte vielleicht gleichgültig sein, wenn Deutschland ein in sich abgeschlossener, wirtschaftlich und kulturell unabhängiger Staat ohne Nachbarn wäre. Da es das aber nicht ist, vielmehr von Jahr zu Jahr der Verkehr zwischen den einzelnen Ländern leichter wird, so findet immer mehr auch unter den Völkern und Rassen der Lebenskampf so gut wie in der Tier- und Pflanzenwelt statt, und er wird immer schwerer werden. Das vergessen unsere Sozialpolitiker und Massenführer und sie fördern durch die Zucht der Massenmenschen den Sieg unserer Konkurrenten im Lebenskampf.

Eine Besserung ist deshalb nicht dadurch möglich, daß man „einzelne Auswüchse abschneidet“ und technische Mängel der Organisation abstellt. Aus demselben Grunde können auch das Buch von Liek und andere keine grundsätzliche Abhilfe bringen; und es ist trostlos, zu sehen, wie die deutsche Aerzteschaft seit einem Menschenalter die Schäden sieht und ihre besten Männer und fähigsten Köpfe sich abmühen im Kampfe mit Organisationen, die in ihrem ganzen Denken völlig unbiologisch eingestellt sind, die deshalb den „weiteren Ausbau der sozialen Fürsorge im Interesse des arbeitenden Volkes“ fordern und die Stellungnahme der Aerzteschaft als volksfeindlich bezeichnen und ihnen nur rein persönliche Motive unterschieben. Das geht so weit, daß vor einigen Jahren ein sozialistischer Abgeordneter und jetziger leitender Polizeibeamter in öffentlicher Volksversammlung erklärte, „das Kieler Proletariat werde der Kieler Aerzteschaft den Brotkorb höher hängen“, weil die Kieler Aerzteschaft in ihrer Mehrzahl eine andere Meinung über den § 218 des Strafgesetzbuches habe als das arbeitende Volk! Alle kleinen Veränderungen der Gesetze und alle Einzelkritik der öffentlichen Fürsorge werden nur noch das weitere Abgleiten auf der schiefen Ebene verstärken, weil sie den Blick vom Ganzen abwenden.

Die einzige Möglichkeit, eine biologische Aenderung und Besserung des Volkskörpers zu erreichen, sehe ich darin, daß bei jedem Verantwortlichen, sei er Staatsbeamter, politischer, gewerkschaftlicher oder kultureller Führer, eine grundsätzliche Umstellung seines ganzen Denkens in die biologische und rassenhygienische Richtung hinein erfolgt. Nur durch die Einsicht, daß der Lebenskampf wie seit Jahrtausenden auch heute noch weiterbesteht, daß die Verschiedenheit der Menschen und nicht die Gleichheit das Gegebene ist, und daß die Erbmasse des einzelnen und die des ganzen Volkes für den Aufstieg oder den Verfall des Volkes entscheidend sind, können wir zu einer Besserung kommen.

An dieser Erkenntnis fehlt es noch überall. Obwohl man Bücher Darwins sehr häufig im Besitz von sozialistischen Arbeitern findet, so ist das mit der rassenhygienischen Literatur durchaus nicht der Fall. Wohl sind eine Reihe wissenschaftlicher Führer des Sozialismus auch Rassenhygieniker; aber in der praktischen Parteipolitik und der Tagespresse wird die Rassenhygiene scharf abgelehnt, weil sie der Lehre von der Gleichheit und der Gleichwertigkeit der Menschen widerspricht. Daher haben wir bei Vorträgen in der Kieler Gesellschaft für Rassenhygiene auch häufig erfahren, daß die sozialistische Zeitung einen entstellten Bericht gab.

Auch einem großen Teil der Sozialhygieniker fehlt das biologische Verständnis. So hörte ich mit einigen anderen Aerzten einen Vortrag des Ministerialdirektors Dr. Grieser über die sozialen Gesetze. Er war mit ihrem Erfolg durchaus zufrieden und hatte nur das auszusetzen, daß die Altersversicherung für sich allein nicht den Unterhalt der Alten sichere; er wünschte weiteren Ausbau und besonders noch eine Familienversicherung, durch die die Armen entlastet, die Wohlhabenden belastet würden. Kein einziges Wort fiel über irgendwelche Schäden der Fürsorge, kein einziges Bedenken wurde laut, daß die Familienfürsorge rassenhygienisch falsch wirken könne; auch der zweite Bürgermeister Kiels, jetzt Oberbürgermeister einer süddeutschen Großstadt, fand keine Mängel! Nur ein Redner aus der Versammlung, dem man die Rednerschule deutlich anmerkte, war unzufrieden und bezeichnete es als „unsozial", daß man den Anspruch auf eine Leistung abhängig mache von einem gesetzlich auf den Tag festgelegten Termin; drei oder vier Tage vor oder nach dem Termin dürfen aus sozialen Gründen keine Rolle spielen! Das ist der typische Standpunkt des Massenmenschen, der niemals sachlich urteilt, sondern nur gefühlsmäßig in jeder Lage Sicherheit verlangt; am besten kennzeichnete diesen Standpunkt mir gegenüber ein an der Wasserkante sehr bekannter und tüchtiger Werftbesitzer mit den Worten: „Uns fehlen strebsame Leute; der Deutsche denkt schon im Mutterleib an feste Stellung und Pension."

Von Theologen eine klare Stellung zu rassenhygienischen Fragen zu erhalten, habe ich mich vergebens bemüht, obwohl die Kirche als älteste soziale Fürsorgerin die längste Erfahrung hat und ihr jetzt ihre ureigenste Tätigkeit gewissermaßen unter den Füßen fortgezogen wird. Die Pädagogen scheinen noch teilweise des Verständnisses zu entbehren; so hörte ich kürzlich von einem Schulrat, der allerdings seit der Revolution aus dem Amte geschieden ist, die Pädagogik habe im Grunde bisher eine Art naiven Glaubens gehabt, man könne durch Unterricht und Erziehung das ganze Volk im Laufe der Generationen gewissermaßen höherzüchten. Das ist also noch immer eine völlig unbiologische Auffassung.

An eine Aufklärung der Massen ist schwerlich zu denken; die Masse kann man nur „aufklären", soweit die Aufklärung den Wünschen des einzelnen nach persönlichem Vorteil entgegenkommt. Das ist Parteipolitik. Die Aerzteschaft steht zum großen Teil der augenblicklich besonders beliebten hygienischen Aufklärung zweifelnd gegenüber; dieser Standpunkt wird ihr sehr verargt und ihr mangelndes Interesse am Volkswohl vorgeworfen. Tatsächlich sieht aber niemand besser als der Arzt im täglichen Verkehr mit den Kranken, wie wenig die Aufklärung wirkt.

Ein wirkliches Verständnis der Vorgänge, wie sie beim Kranken sich finden, ist für den Laien kaum jemals zu erreichen; schließlich hat doch auch die Wissenschaft viele der gewöhnlichen Probleme, wie das Fieber, den Schmerz, die Entzündung, erst in den letzten Jahrzehnten der Lösung nähergebracht. Wie soll da der Laie das verstehen? Der beste Beweis, daß die Aussicht gering ist, ist das Blühen einer Unzahl von Kurpfuschern, etwa ebenso groß wie die der Aerzte, die sich großen Ansehens in allen Kreisen des Volkes erfreuen. Der Reichstag hätte als selbstverständlich mit dem Beginn der Krankenkassengesetzgebung die Kurpfuscherei als Beruf verbieten sollen. Aber noch bei keinem Reichstag, der doch aus den geistigen Führern der Nation besteht, hat eine einsichtige Regierung angenommen, dieses durchsetzen zu können. So haben durch dieses Versäumnis Regierung wie Reichstag rassenhygienisch schädlich gewirkt, indem sie dem Pfuscher leichtere Lebensbedingungen schufen als dem Arzt, zugleich aber der Gesundheit des Volkes geschadet! Soweit Aufklärung überhaupt möglich ist, scheint sie mir am ehesten noch durch den Hausarzt in alter Weise gegeben werden zu können, und zwar besonders erfolgreich bei reinen Vererbungstatsachen. Auch aus diesem rassenhygienischen Grunde sollte man versuchen, den praktischen Arzt vor dem Aussterben zu schützen.

Was zu fordern ist, ist folgendes: Jeder, der irgendwie mit Politik, mit öffentlichen Dingen, mit sozialer Fürsorge zu tun hat, muß biologisches Verständnis und Urteil haben, so wie er früher juristische Kenntnisse haben mußte und teilweise noch haben muß. Aus diesem Grunde müssen alle höheren Schulen gewisse biologische Kenntnisse vermitteln, so gut wie geschichtliche Tatsachen. Die Kenntnis vieler Einzelheiten, die große Arbeit, aber häufig nur ein gutes Gedächtnis, dabei wenig Urteilskraft erfordern, ist auf allen Gebieten zu verringern; ich denke an Rechtschreibung, Geschichtszahlen, an grammatische Regeln, an mathematische und physikalische Formeln; alles dies läßt sich nachholen oder nachschlagen; das Wesentliche ist in allen Wissenschaften, das Grundsätzliche, die leitenden Gedanken zu verstehen; die Zusammenhänge sind wichtiger als die Einzelheiten. Die Schulen und die Hochschulen sollen keine Spezialisten züchten, sondern führende Persönlichkeiten auslesen. Spezialist wird jeder viel zu früh in der Arbeit des Lebens. Wenn Zeit und Geld nicht ausreichen, so muß notgedrungen, den veränderten Verhältnissen entsprechend, auch die Bildungsgrundlage eine andere werden. Ein pädagogischer Turmbau zu Babel, bei dem man auf die alten Sprachen erst die neuen, dann die physikalischen, schließlich die biologischen Wissenschaften legt, fällt naturnotwendig zusammen.

Zeit ist nicht zu verlieren, wenn wir nicht großen Schaden leiden sollen. Seit fünf Menschenaltern bekämpfen wir, wie eingangs dargelegt, die großen Seuchen und bewirken teilweise eine Gegenauslese. Die wirtschaftliche Entwicklung schreitet noch schneller. Ein Menschenalter nach Darwins Buch erschienen in Deutschland die ersten Werke von Ploetz und Schallmayer und zugleich begann 1890 der große Aufschwung der Sozialpolitik. Jetzt, nach abermals einem Menschenalter, stehen wir mitten in den Versuchen, viele Betriebe zu sozialisieren. Ob diese Sozialisierung wirtschaftlich zweckmäßig oder nicht, ob sie erfolgreich sein wird, alles das ist für die Rassenhygiene nebensächlich. Jedenfalls führt aber die Sozialisierung zur Stärkung der verantwortungslosen Masse

und zur geringen Bewertung der Persönlichkeit. Die Wirtschaft hat lange erkannt, daß Deutschland, um den Wettbewerb zu bestehen, Qualitätsarbeit liefern muß. In seiner Bevölkerungspolitik geht es aber den entgegengesetzten Weg. Leider wird es in Deutschland schwerer als in irgendeinem anderen Lande sein, diesen Weg zu verlassen. Zu große parteipolitische Interessen stehen dem entgegen und zu viele Parteien erschweren die Arbeit.

So wird der Schritt von der Erkenntnis zum Willen und damit zum Handeln gelähmt. Aber das Schlagwort „sozial“ darf nicht mehr lähmend wirken wie das Wort „tabu“, das bei primitiven Völkern ursprünglich ein sittlich zweckmäßiger Begriff war, der aber allmählich kulturhemmend wirkte und das Aussterben der Völker beförderte. Daher haben sich die individuelle und die soziale Hygiene der Rassenhygiene als der übergeordneten und für den Fortbestand des Volkes verantwortlichen unterzuordnen; ihre Leistungen haben sich also der Prüfung, ob sie nicht rassenhygienisch bedenklich sind, zu unterziehen. Sonst wird die Züchtung des risikolosen Massenmenschen in Deutschland noch weitergehen und das deutsche Volk wird nach dem politischen Niedergang infolge des verlorenen Krieges und der Revolution auch den völkischen Untergang erleben, weil es Führer duldete, die das noch immer wirkende biologische Gesetz vom Ueberleben des Tüchtigen nicht kennen wollten.

Das Abiturientenexamen und die Bildungsfrage in Schweden*).

Von Dozent Dr. F. J. Linders, Upsala.

(Mit 2 Abbildungen.)

Es ist eine Eigenschaft des schwedischen Volkes, daß es eine Vorliebe für die Beamtenlaufbahn hat und die Bedeutung des selbständigen Unternehmers für das Gemeinwesen unterschätzt. Man zieht ein ruhiges Leben mit einem oft kleinen, aber doch sicheren Einkommen dem Kampfe um ein größeres, mit eigener Initiative und Verantwortung, vor. Der Staats- oder Kommunaldienst gilt als „vornehmer“ als produktive industrielle oder merkantile Tätigkeit. Auch innerhalb der Arbeiterklasse kann eine entsprechende Strömung festgestellt werden. Erfolg in der Politik oder als Funktionär der Gewerkschaftsbewegung wird höher geschätzt und ist zugleich leichter erreichbar als Erfolg im Beruf. Die Karriere innerhalb des Berufes vom Arbeiter zum Leiter oder selbständigen Unternehmer wird durch ein falsches Gleichheitsstreben erschwert oder unmöglich gemacht.

*) Der bekannte schwedische Statistiker Dr. F. J. Linders hat im September 1927 in der Zeitschrift Sunt Förnuft eine bemerkenswerte Arbeit über die übermäßige Zunahme der akademischen Bildung in Schweden veröffentlicht. Diese Frage, welche bei uns sogar noch brennender ist als in Schweden, ist von großem rassenbiologischen Interesse, da die Ueberfüllung der geistigen Berufe wesentlich mit schuld an der ungenügenden Fortpflanzung der Begabten ist. Wir haben daher Herrn Dr. Linders gebeten, eine Uebersetzung seiner Arbeit im Archiv zu veröffentlichen. Die noch schwierigere Lage in Deutschland hat Prof. G. Müller, Mannheim, in seiner Schrift „Schülerauslese“ treffend dargestellt. In den Wegen zur Abhilfe, die er weist, begegnet er sich mit Dr. Linders (vgl. das Referat über Müller in diesem Heft). Lenz.

Den besten Beweis für die Ueberschätzung der theoretischen Ausbildung mit einer Staatsstellung als Ziel dürfte die Entwicklung unseres höheren Unterrichtswesens liefern. Seit dem 17. Jahrhundert ist dieses bestrebt gewesen, den Zulauf zu den Staatsstellungen möglichst zu erleichtern. Nach dem Reichstagsbeschluß von 1927 gilt dies in noch höherem Grade als früher. Daß unsere Universitäten ebenso wie unsere Elementarschulen für alle zugänglich sind, kann dem Lande zum Vorteil gereichen, solange die Schülerzahl im großen und ganzen den Unterkunftsmöglichkeiten in jenen Berufen, die höhere Bildung erfordern, entspricht. Wird der Zulauf zu den höheren Unterrichtsanstalten größer als der Bedarf, so bedeutet das eine bedenkliche Mißwirtschaft mit der Zeit und den Kräften der jungen Leute und führt auf die Dauer eine umsichgreifende Arbeitslosigkeit unter diesen herbei. In dieses Stadium der Entwicklung sind wir heute eingetreten.

Obwohl die Veränderungen in der Verteilung der Bevölkerung in Berufsschichten und Stände bisher wenig studiert worden sind, kann kein Zweifel be-

Tabelle 1.

Abiturientenexamina 1864—1926.

1	2	3	4	5	6	7	8
Jahr	Zahl der Studenten					Männliche Studenten an staatlichen, allgemeinen Obermittelschulen	Studentinnen (alle)
	männliche	weibliche	Sa.	von 1 Million der mittleren Bevölkerung	von 1000 jungen Leuten im Alter zwischen 18 und 21 Jahren	von 100 der Gesamtzahl	
1864	81	—	81	20	0,4	98,7	—
1865	218	—	218	53	1,0	94,0	—
1866	313	—	313	76	1,5	91,7	—
1867	369	—	369	88	1,8	85,4	—
1868	479	—	479	114	2,2	84,3	—
1869	494	—	494	119	2,2	88,1	—
1870	515	—	515	124	2,4	86,4	—
1871	628	1	629	150	3,0	85,7	0,2
1872	589	2	591	140	2,7	86,6	0,3
1873	608	2	610	143	2,7	85,2	0,3
1874	652	5	657	152	2,8	83,3	0,8
1875	580	1	581	133	2,5	81,4	0,2
1876	518	3	521	118	2,2	83,7	0,6
1877	571	6	577	129	2,3	78,0	1,0
1878	548	4	552	122	2,1	79,0	0,7
1879	559	2	561	123	2,1	80,9	0,4
1880	652	6	658	144	2,5	83,7	0,9
1881	685	3	688	151	2,7	83,9	0,4
1882	784	10	794	174	3,1	85,3	1,3
1883	811	17	828	180	3,1	85,4	2,1
1884	761	17	778	168	2,9	83,5	2,2
1885	821	10	831	178	3,2	85,7	1,2
1886	754	22	776	165	3,1	82,9	2,8

(Fortsetzung der nebenstehenden Tabelle.)

1	2	3	4	5	6	7	8
Jahr	Zahl der Studenten					Männliche Studenten an staatlichen allgemeinen Obermittelschulen	Studentinnen (alle)
	männliche	weibliche	Sa.	von 1 Million der mittleren Bevölkerung	von 1000 jungen Leuten im Alter zwischen 18 und 21 Jahren	von 100 der Gesamtzahl	
1887	776	28	804	170	3,5	83,8	3,5
1888	818	31	849	179	3,8	83,9	3,7
1889	740	27	767	161	3,4	83,7	3,5
1890	710	29	739	155	3,1	83,8	3,9
1891	646	16	662	138	2,8	86,3	2,4
1892	661	15	676	141	2,8	83,6	2,2
1893	692	32	724	150	3,0	83,0	4,4
1894	618	34	652	134	2,6	83,7	5,2
1895	709	38	747	153	2,9	79,4	5,1
1896	665	40	705	143	2,7	79,7	5,7
1897	788	51	839	168	3,1	83,1	6,1
1898	828	54	882	175	3,2	83,8	6,1
1899	809	45	854	168	3,1	82,3	5,3
1900	914	54	968	189	3,5	83,0	5,6
1901	926	68	994	193	3,6	82,5	6,8
1902	973	60	1 033	199	3,8	81,9	5,8
1903	1 033	89	1 122	215	4,1	79,8	7,9
1904	1 094	102	1 196	228	4,3	78,0	8,5
1905	1 214	108	1 322	250	4,6	78 9	8,2
1906	1 250	117	1 367	257	4,7	76,2	8,6
1907	1 376	143	1 519	284	5,3	77,1	9,4
1908	1 481	141	1 622	300	5,7	76,1	8,7
1909	1 494	172	1 666	306	5,8	75,8	10,3
1910	1 357	187	1 544	281	5,3	73,4	12,1
1911	1 339	196	1 535	277	5,3	72,1	12,8
1912	1 467	218	1 685	302	5,7	70,3	12,9
1913	1 535	245	1 780	317	6,0	70,2	13,8
1914	1 566	270	1 836	324	6,1	69,2	14,7
1915	1 648	288	1 936	340	6,3	69,3	14,9
1916	1 661	266	1 927	336	6,2	69,2	13,8
1917	1 664	306	1 970	341	6,3	68,7	15,5
1918	1 709	324	2 033	350	6,5	66,1	15,9
1919	1 636	324	1 960	336	6,1	66,4	16,5
1920	1 671	377	2 048	349	6,3	66,9	18,4
1921	1 643	324	1 967	332	6,0	64,4	16,5
1922	1 650	370	2 020	338	6,2	63,7	18,3
1923	1 697	309	2 006	335	.	69,1	15,4
1924	1 746	466	2 212	367	.	61,2	21,1
1925	1 811	525	2 336	386	.	61,6	22,5
1926	1 946	589	2 535	418	.	61,5	23,2

stehen, daß der aufwärts gerichtete Strom im sozialen Umsatz größtenteils über die Mittelschulen und das Abiturientenexamen geht. Ein statistischer Bericht über die Zahl der abgelegten Abiturientenexamina dürfte eine, wenn auch einseitige Beleuchtung eines aktuellen Problems der Gesellschaft geben.

Die Zahl der abgelegten Abiturientenexamina, die in Spalte 4 der Tabelle 1 aufgenommen und in Abbildung 1 graphisch wiedergegeben worden ist, ist mit geringen Schwankungen seit 1864, wo das Abiturientenexamen von den Universi-

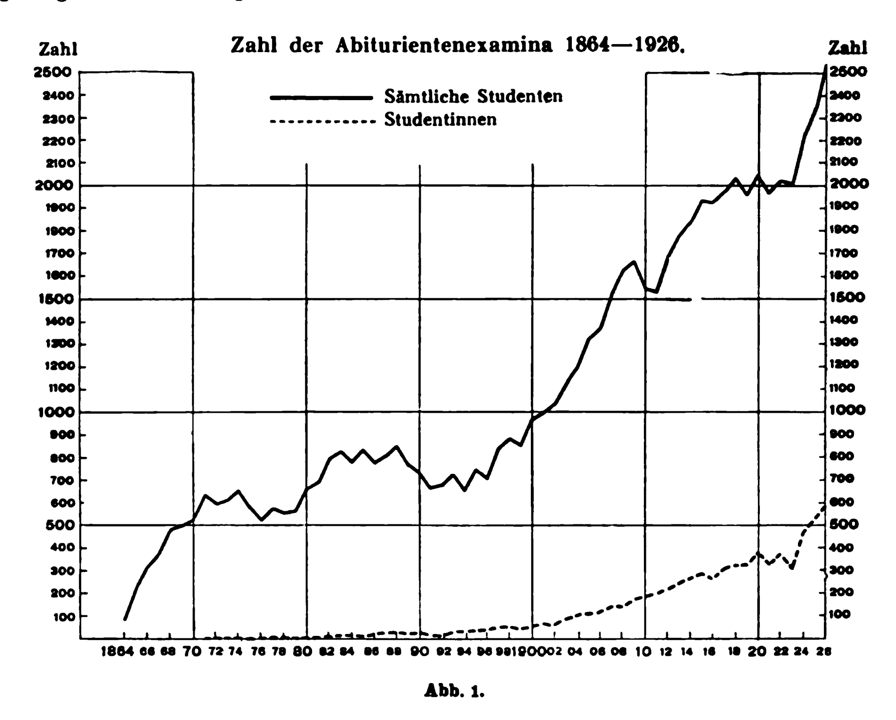


Abb. 1.

täten in die Mittelschulen verlegt wurde, im Zunehmen begriffen. Im Jahre 1870 war die Zahl der Abiturienten 515, im Jahre 1880 658, im Jahre 1890 739, im Jahre 1900 968, im Jahre 1910 1544, im Jahre 1920 2048 und im Jahre 1926 nicht weniger als 2535. Schon aus diesen Ziffern der verschiedenen Jahrzehnte geht hervor, daß der Zuwachs nicht immer mit derselben Geschwindigkeit stattgefunden hat. Nach einer raschen Zunahme während der ersten Jahre nach der Verlegung in die Mittelschulen trat eine Periode ziemlich langsamer Steigerung im Laufe von zweieinhalb Jahrzehnten ein — vom Ende der sechziger Jahre bis Mitte der neunziger Jahre. Vom Anfang dieses Jahrhunderts an ging die Zunahme bedeutend rascher bis 1918 vor sich, jedoch mit einer deutlichen Unterbrechung während der Jahre 1910 und 1911. Während der 5 Jahre 1918—23 herrschte eine Stagnation in der Studentenproduktion, was ohne Zweifel mit einer allgemeinen, wenn auch zufälligen Lichtung auf dem Arbeitsmarkte während der letzten Periode des Weltkrieges und vor der eigentlichen Friedenskrise zusammenhängt. Dieser Stagnation folgte eine neue Steigerung, die größte von allen, eine Steigerung, die noch jetzt andauert. Im jährlichen Durchschnitt betrug die Zunahme

der Abiturientenexamina 1,2 % während der Jahre 1870—1896, 3,6 % während der Jahre 1897—1922 und 8,1 % während 1923—1926. Ueber 500 junge Leute legten zum ersten Male im Jahre 1870, über 1000 im Jahre 1902, über 1500 im Jahre 1907, über 2000 im Jahre 1918 und über 2500 im Jahre 1926 ihre Abiturientenexamina ab.

Im Jahre 1923 führte die Leitung des schwedischen Schulwesens eine vorläufige Berechnung des im Lande herrschenden Bedarfes an Studenten während der nächsten Zukunft durch. Für das Jahr 1923 wurde die Zahl der notwendigen neuen Studenten mit ungefähr 1730, für die darauffolgenden Jahre mit ungefähr 1870 berechnet. Im Jahre 1923 war die tatsächliche Zahl der Abiturientenexamina 2006 und in den Jahren 1924—26 im Durchschnitt 2361. Im Verhältnis zu der berechneten Anzahl, welche reichlich hoch angenommen sein dürfte, war also die Ueberproduktion im Jahre 1923 etwa 300 Studenten oder 16 % und in den Jahren 1924—26 jährlich ungefähr 500 oder 26 %.

Die Zunahme der Zahl der Studenten während dieses Jahrhunderts kommt hauptsächlich auf die privaten Mittelschulen, welche die Berechtigung zur Abhaltung der Reifeprüfung besitzen, während der relative Anteil der staatlichen Mittelschulen an der Studentenproduktion zurückgegangen ist, so daß er jetzt weniger als zwei Drittel gegen ungefähr fünf Sechstel am Anfang des Jahrhunderts ausmacht (Spalte 7 der Tabelle 1). Im Jahre 1901 wurden 820 Abiturientenexamina an staatlichen Mittelschulen, 117 an privaten Mittelschulen und 57 von Externen abgelegt. Im Jahre 1926 waren die entsprechenden Zahlen 1622, 833 und 80. Während die Zahl der Studenten an staatlichen Mittelschulen in 25 Jahren nicht ganz auf das Doppelte und die an und für sich geringe Zahl der Externen um weniger als die Hälfte gestiegen ist, hat die Studentenproduktion der privaten Mittelschulen während dieser Zeit ums Siebenfache zugenommen. In engem Zusammenhang damit steht die Zunahme an Studentinnen, welche im Jahre 1926 zwischen acht- und neunmal größer als im Jahre 1901 war (Spalte 3 der Tabelle 1). Ihr relativer Anteil, der dieses Jahr 6,8 % war, übersteigt seit 1909 10 %, seit 1924 20 % und nähert sich nun einem Viertel der Gesamtzahl (Spalte 8 der Tabelle 1).

Die Frage, wieweit die rasche Zunahme der Zahl der Studenten auf Kosten der Qualität des Examens vor sich gegangen ist, läßt sich auf statistischem Wege schwer beantworten. Mit Hilfe der Statistik der Abiturientenarbeiten der staatlichen Mittelschulen in Schwedisch und Mathematik — in denjenigen Gegenständen, deren Beurteilung den größten bzw. den kleinsten Raum für subjektive Gesichtspunkte läßt — hat der Verfasser dieser Arbeit in einer im Jahre 1921 veröffentlichten Untersuchung gezeigt, daß der Prozentsatz der Abiturientenarbeiten in der Muttersprache, welche mit „nicht genügend" klassifiziert werden, im Durchschnitt für fünfjährige Perioden während der Jahre 1896—1920 wenig variiert hat, der Prozentsatz der mit „nicht genügend" klassifizierten mathematischen Arbeiten hingegen während der Jahre 1896—1915 im Durchschnitt für fünfjährige Perioden ununterbrochen gestiegen ist. Obwohl die Zahlen des Prozentsatzes der Durchgefallenen aus verschiedenen Gründen nur eine begrenzte Beweiskraft besitzen, weist das Resultat der Untersuchung in dieselbe Richtung wie die Klagen von den Universitäten, nämlich daß sich die Qualität der Abiturientenexamina im großen und ganzen verschlechtert habe.



Wenn die Zunahme der Studentenproduktion schon an und für sich sehr bedeutend gewesen ist, tritt sie noch deutlicher beim Vergleich mit der Zunahme der Bevölkerung des Landes hervor, wobei man an diese als Ganzes denkt oder an jene Altersklassen, in welchen die meisten Abiturientenexamina abgelegt werden, nämlich zwischen 18 und 21 Jahren. Während die Zahl der Abiturienten-

Tabelle 2.

Indexzahl der Anzahl der Abiturientenexamina und der Bevölkerung 1864—1926. Ziffern für das Jahr 1900 = 100.

Jahr	Indexzahl der mittleren Bevölkerung	Indexzahl der Abiturientenexamina	Indexzahl der Anzahl der jungen Leute im Alter zwischen 18 und 21 Jahren	Jahr	Indexzahl der mittleren Bevölkerung	Indexzahl der Abiturientenexamina	Indexzahl der Anzahl der jungen Leute im Alter zwischen 18 und 21 Jahren
1864	79	8	78				
1865	80	23	76				
1866	81	32	75	1896	97	73	96
1867	82	38	77	1897	97	87	98
1868	82	49	80	1898	98	91	100
1869	81	51	81	1899	99	88	100
1870	81	53	79	1900	100	100	100
1871	82	65	78	1901	101	103	100
1872	83	61	80	1902	101	107	100
1873	84	63	83	1903	102	116	100
1874	84	68	85	1904	102	124	103
1875	85	60	85	1905	103	137	105
1876	86	54	87	1906	104	141	106
1877	87	60	92	1907	105	157	105
1878	88	57	96	1908	106	168	105
1879	89	58	97	1909	107	172	105
1880	89	68	95	1910	107	160	106
1881	89	71	94	1911	108	159	107
1882	89	82	95	1912	109	174	108
1883	90	86	97	1913	110	184	109
1884	90	80	97	1914	111	190	110
1885	91	86	96	1915	111	200	112
1886	92	80	92	1916	112	199	113
1887	92	83	85	1917	113	204	114
1888	93	88	81	1918	113	210	115
1889	93	79	84	1919	114	202	117
1890	93	76	87	1920	115	212	119
1891	94	68	88	1921	116	203	120
1892	94	70	88	1922	117	209	120
1893	94	75	88	1923	117	207	.
1894	95	67	91	1924	118	229	.
1895	96	77	94	1925	118	241	.
				1926	119	262	.

examina auf eine Million der mittleren Bevölkerungszahl im Jahre 1870 124 betrug, war sie im Jahr 1900 auf 189 und im Jahr 1926 auf 418 gestiegen (Spalte 5 der Tabelle 1). Von 1000 jungen Leuten im Alter zwischen 18 und 21 Jahren legten im Jahre 1870 2,4 %, im Jahre 1900 3,5 % und in unseren Tagen mehr als 6 % ihr Abiturientenexamen ab (Spalte 6 der Tabelle 1).

Aus Tabelle 2 und Abbildung 2 geht noch deutlicher hervor, daß die Zunahme der Zahl der Abiturienten durchschnittlich viel rascher als die Zu-

Indexzahl der Anzahl der Abiturientenexamina und der Bevölkerung 1864—1926.
Ziffern für das Jahr 1900 = 100.

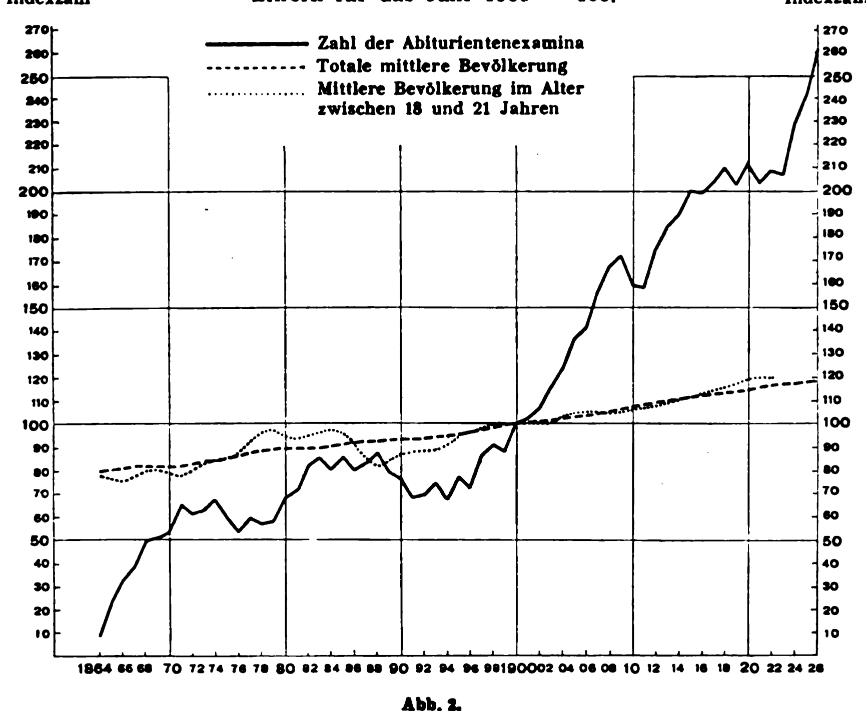


Abb. 2.

nahme der Bevölkerungszahl stattgefunden hat, besonders während dieses Jahrhunderts. Während die Abiturientenexamina im Jahre 1926 mehr als zweieinhalbmal so zahlreich als im Jahre 1900 waren, ist die Gesamtbevölkerung während derselben Zeit nur um 19 % und die Bevölkerungszahl im Alter zwischen 18 und 21 Jahren nur wenig mehr gestiegen. Diese eben erwähnte Zunahme betrug während der Jahre 1900 und 1922 20 %[1]).

Noch rascher hat — nach zugänglichen, für frühere Jahre nur annähernden Angaben — die Zahl der an Universitäten und anderen Hochschulen immatrikulierten Studenten zugenommen.

Im Jahre 1900 war die Zahl der Immatrikulierten 2536, im Jahre 1926 7593, also beinahe dreimal so groß. Die Zahl der Studentinnen der Universitäten, welche

[1]) Die Zahlen der späteren Jahre bezüglich der Verteilung der Bevölkerung in einjährige Altersklassen sind nicht publiziert worden — eines der vielen Beispiele der unverbesserlichen Langsamkeit der offiziellen Bevölkerungsstatistik Schwedens.



um die Jahrhundertwende etwa 200 ausmachte, war im Jahre 1926 1010, hat sich also während eines Vierteljahrhunderts verfünffacht. Der relative Anteil ist während derselben Zeit von 3,8 % bis 13,3 % gestiegen, also auf beinahe ein Siebentel sämtlicher Immatrikulierten. Selbst wenn die tatsächliche Zunahme der Zahl der an den Universitäten Studierenden etwas geringer gewesen ist, als obige Ziffern angeben, so hat sie doch wenigstens mit der Zunahme der Zahl der Abiturientenexamina gleichen Schritt gehalten. Wenn auch eine beträchtliche Zahl der Studenten der Universitäten nach einigen mehr oder weniger verlorenen

Tabelle 3.

Zahl der an den Universitäten Immatrikulierten 1871—1926.
Die Universitäten von Upsala und Lund, das Karolinische Institut in Stockholm, die Hochschulen von Stockholm und Gothenburg.

Jahr	Zahl der pro Jahr Immatrikulierten	Indexzahl (jährliche mittlere Anzahl 1896—1905 = 100)	Jahr	Zahl der pro Jahr Immatrikulierten	Indexzahl (jährliche mittlere Anzahl 1896—1900 = 100)
1871—1875	2 243	84	1880	2 459	92
1876—1880	2 304	86	1890	3 134	117
1881—1885	2 823	106	1900	2 536	95
1886—1890	3 154	118	1910	4 386	164
1891—1895	2 719	102	1912	4 863	182
1896—1900	2 594	97	1913	5 210	195
1901—1905	2 748	103	1914	5 097	191
1906—1910	3 833	144	1915	5 038	189
1911—1915	5 078	190	1916	5 207	195
1916—1920	5 450	204	1917	5 331	200
1921—1925	6 605	247	1918	5 313	199
			1919	5 641	211
			1920	5 759	216
			1921	5 804	217
			1922	6 327	237
			1923	6 585	247
			1924	7 023	263
			1925	7 284	273
			1926	7 593	284

Jahren ohne Examen einen Beruf ergreifen oder — was die Studentinnen betrifft — sich verheiraten, so bleiben doch genügend viele übrig, um eine Ueberfüllung der sogenannten gelehrten Berufe hervorzurufen[2]).

Als Hauptresultat der obigen statistischen Untersuchung kann festgestellt werden, daß die Zahl der Abiturientenexamina und die Zahl der an den Universitäten Studierenden in unsern Tagen zwischen zweieinhalb- und dreimal größer als am Anfang des

[2]) Kennzeichnend ist der während der letzten Jahre in der Studentenwelt gebrauchte Ausdruck „Konjunkturtheologe", der auf die Personen bezogen wird, welche infolge des jetzigen Gedränges in anderen Studienbahnen die geistliche Bahn betreten, zu welcher der Zufluß vor 6—7 Jahren als zu klein im Verhältnis zum Bedarf angesehen war.

Jahrhunderts ist, während die Bevölkerung des Landes während derselben Zeit nur um ein Fünftel zugenommen hat.

*

Diese Zahlen legen ein eindrucksvolles Zeugnis ab, und man fragt sich mit Unruhe, welche Folgen die Divergenz zwischen der Zunahme der Anzahl der Studenten und der Zunahme der Bevölkerungszahl auf die Dauer mit sich bringen wird. Daß eine Reduktion der Zahl der Abiturientenexamina notwendig ist, besonders diejenigen der Privatmittelschulen und der von Mädchen abgelegten, kann unabhängig von der Verschiedenheit der Ansichten über die für das Land günstigste Proportion zwischen Studenten und Bevölkerungszahl festgestellt werden. Abhilfe jedoch gegen die Ueberproduktion von Gebildeten zu schaffen, die unsere gegenwärtige Schulpolitik mit sich gebracht hat und mit sich bringt, ist bedeutend schwieriger. Das einzige auf die Dauer wirksame Mittel wäre ein radikales Aufgeben der innerhalb aller Gesellschaftsklassen herrschenden Ansicht, daß eine höhere theoretische Ausbildung, eine „Allgemeinbildung", so vielen wie möglich zuteil werden müsse, ganz unabhängig von dem Bedarf des Landes nach Personen mit einer derartigen Ausbildung. Mit anderen Worten, unsere Schulpolitik muß einer durchgreifenden Veränderung unterzogen werden.

Man kann allerdings vermuten, daß die Erfahrung allmählich die traditionelle Auffassung des Abiturientenexamens als einer Pforte zu höherem sozialen Ansehen und einer gesicherten Lebensstellung energisch korrigieren wird. Beim Anblick der Arbeitslosigkeit der jungen Leute, welche mit jedem Tage größer wird, kann man jedoch das Urteil der Erfahrung nicht ruhig abwarten, sondern muß diesem durch Ergreifen geeigneter einschränkender Maßregeln gegen den Zulauf zum Abiturientenexamen und zur Universität zuvorkommen. Ich will gerne zugeben, daß dieser rein negative Ausweg nicht befriedigend ist, doch dürfen keine Mittel unversucht gelassen werden, um den Folgen einer falschen Anschauung der meisten Eltern innerhalb aller Gesellschaftsklassen entgegenzuarbeiten.

Als geeignete Maßregel für die allernächste Zukunft wären vorzuschlagen:

1. Die Studentenproduktion werde durch strengere Aussonderung an den staatlichen Gymnasien, hauptsächlich aber durch eine starke Beschränkung des Rechtes der Privatmittelschulen, Abiturientenzeugnisse auszustellen, eingeschränkt.

2. Das Abiturientenexamen werde in seiner gegenwärtigen Form abgeschafft und durch ein Abgangsexamen ersetzt, das zum Zutritt zu gewissen Beamtenlaufbahnen, nicht aber zur Einschreibung an den Universitäten und entsprechenden höheren Fachschulen berechtigt.

3. Der Zutritt zur Universität werde durch ein besonderes Eintrittsexamen, wie es vor dem Jahre 1864 verlangt wurde, erlangt.

4. Der Zulauf zu den verschiedenen Fakultäten werde begrenzt, so daß nur eine dem Bedarfe einigermaßen angepaßte Anzahl Studenten aufgenommen wird (vergleiche die gegenwärtige Einschränkung an den Volksschulseminarien).

Daß die hier und bei verschiedenen Gelegenheiten vorgeschlagenen Maßnahmen, so nahe sie auch liegen, wirklichen Schwierigkeiten und dem Mangel an gutem Willen begegnen werden, ist selbstverständlich, ebenso daß sie, wie früher erwähnt wurde, durch positive Maßnahmen ergänzt werden müssen. Es

kommt u. a. den Staatsmännern zu, zuverlässiges Material zur Beurteilung der Erwerbsmöglichkeiten der verschiedenen Berufe, für welche der Staat eine Ausbildung an höheren Schulen, Universität oder Fachhochschulen, verlangt, vorzulegen. Uns allen aber kommt es zu, in einer Zeit der wachsenden Anforderungen an Versorgung oder Unterstützung aus allgemeinen Mitteln der Schätzung des Wertes der produktiven Arbeit einen Weg zu bereiten.

Kleinere Mitteilungen.

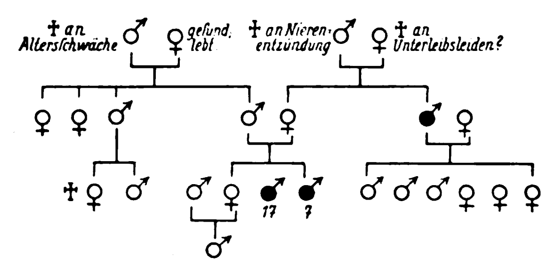
Zur Erblichkeit der progressiven Muskelatrophie.

Von Dr. Th. Fürst, München.

(Mit 1 Stammbaum.)

Gelegentlich einer Schuluntersuchung wurde bei einem siebzehnjährigen Fortbildungsschüler ein vorgeschrittenes Stadium von progressiver Muskelatrophie festgestellt. Die mit Erlaubnis der Eltern vorgenommene Familienuntersuchung spricht mit großer Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich um ein rezessiv geschlechtsgebundenes Erbleiden handelt, was auch schon in anderen Fällen beobachtet worden ist.

Die Erkrankung stammt (s. Stammbaum) von der mütterlichen Seite. Die Mutter — eine völlig gesunde, kräftige Frau — hat einen außerhalb Münchens wohnenden Bruder, der zwar selbst nicht untersucht werden konnte, aber der Beschreibung nach an den gleichen Krankheitserscheinungen leidet, wie sie der bei der Schuluntersuchung als krank befundene Proband bietet. Dieser Bruder der Mutter des Probanden ist mit einer völlig gesunden Frau verheiratet und hat sechs völlig gesunde Kinder. Die Mutter des Probanden ist dagegen mit einem ausgesprochenen Astheniker verheiratet, der deutliche Zeichen früherer Rachitis an Schädel, Brustkorb und Beinskelett aufweist. Die drei Kinder des Ehepaares



haben alle große Aehnlichkeit mit dem grazil gebauten Vater. Bei dem jüngeren, ebenfalls an der Krankheit leidenden siebenjährigen Hans finden sich ausgesprochene rachitische Erscheinungen am Schädel und mäßige Verbiegung des Unterschenkelknochens, während der ältere siebzehnjährige kranke Sohn keine rachitischen Erscheinungen aufweist. Auffallend ist nun, daß zwar bei beiden von der Krankheit befallenen Söhnen die Anzeichen von Muskellähmung um die gleiche Lebenszeit, schon bald nach dem 1. Lebensjahre, begonnen haben, daß sie, an den Musculi peronaei beginnend, allmählich Unterschenkelstrecker, Becken- und

Schultergürtelmuskulatur befallen haben, auch Rücken- und Bauchmuskulatur nicht unbeteiligt gelassen haben, daß aber alle diese Erscheinungen bei dem rachitischen Bruder viel ausgesprochener sind, namentlich die Muskelschwäche an den Beinen jetzt schon viel hochgradiger ist als bei dem siebzehnjährigen Bruder. Während letzterer — zwar etwas steif stelzend — gehen, zur Not sogar radfahren kann, ist dies bei dem jüngeren Bruder ganz ausgeschlossen. Ohne Beinschienen würde er schon beim Stehen zusammenknicken. Auch die Schwäche an den Händen ist jetzt schon viel deutlicher als bei dem Probanden, bei dem die rohe Kraft an Händen, Kopf und Hals noch relativ gut erhalten ist, und bei dem die Muskelschwäche sich vorwiegend auf die Streckmuskulatur der Beine, der Arme und des Rückens erstreckt.

Die Beobachtung, daß bei dem jüngeren Bruder die Erkrankung in der Kombination mit einer gleichzeitig bestehenden Rachitis einen schwereren bzw. schnelleren Verlauf zeigt als bei dem älteren, nichtrachitischen Bruder, ferner die Tatsache, daß der ebenfalls an progressiver Muskelatrophie erkrankte, aber mit einer völlig gesunden Frau verheiratete Onkel sechs völlig gesunde Kinder hat, legt die Vermutung nahe, daß die Manifestierung der progressiven Muskelatrophie durch Rachitis begünstigt werde.

Erwähnt sei noch, daß die gleichzeitig vorgenommene Blutuntersuchung eine Blutgruppendiskordanz der Eltern $A ♂ \times O ♀$ ergab, daß aber auch die beiden kranken Brüder blutgruppendiskordant waren, somit eine Beziehung zwischen Blutgruppe und Krankheitsanlage nicht nachgewiesen werden konnte.

Zur Vererbung der neuralen progressiven Muskelatrophie.

Von Dr. Margarete Steinthal, Volontärassistentin der Abteilung.

(Aus der Inneren Abteilung des städt. Krankenhauses Stuttgart-Cannstatt.
Direktor: Prof. Dr. Wilh. Weitz.)

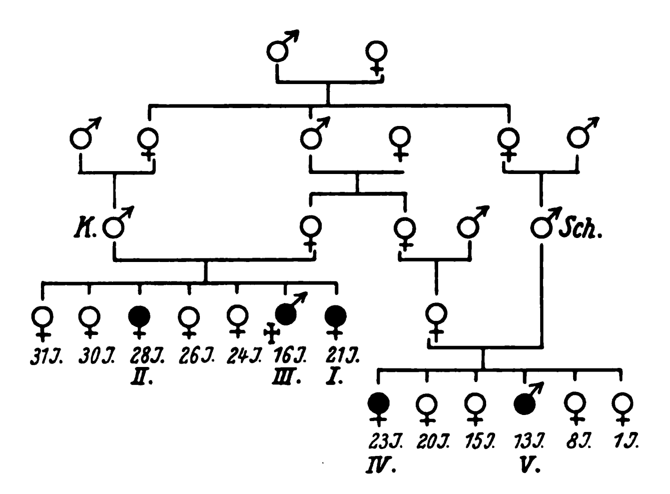
Wir beobachteten kürzlich in unserem Krankenhaus einen Fall von neuraler progressiver Muskelatrophie, der uns wegen des Vorkommens des gleichen Leidens bei Geschwistern und entfernteren Verwandten eine kurze Beschreibung zu verdienen scheint.

Die 21 jährige Patientin, Martha K. (Nr. 1 des Stammbaums), gab an, daß sie mit einem Jahr an englischer Krankheit gelitten habe, von dieser Zeit an habe sich das jetzige Leiden allmählich entwickelt, und zwar habe es sich im letzten halben Jahr besonders verschlimmert. Während sie bis dahin noch habe gehen und Näharbeit verrichten können, sei das seitdem unmöglich und seit drei Wochen habe sie sogar nicht mehr das Bett verlassen können. Sie könne die Füße nur wenig bewegen und die Hände kaum mehr strecken. Gleichzeitig seien Arme und Beine stark abgemagert, in den letzten drei Wochen habe sie um 9 Pfund abgenommen.

Die Untersuchung ergab folgendes: Mittelgroße, ganz kräftig gebaute Kranke mit normalen inneren Organen. An den oberen und unteren Extremitäten findet sich das für die neurale progressive Muskelatrophie typische Bild. Die Atrophie an den oberen Extremitäten betrifft in erster Linie die kleinen Muskeln der Hände,



aber auch die Beuger und Strecker an den Vorderarmen sind stark atrophisch. Auch die Oberarmmuskeln zeigen Abmagerung. Aehnliche Verhältnisse beiderseits an den Muskeln der Füße und Unterschenkel. Die Sehnen- und Periostreflexe an den oberen Extremitäten sind abgeschwächt, die an den unteren fehlen. Die elektrische Untersuchung ergibt Entartungsreaktion, die Sensibilitätsprüfung eine leichte Herabsetzung der verschiedenen Qualitäten vom Ellbogen und Knie abwärts beiderseits. Stehen und Gehen war der Patientin unmöglich, die geringen



Bewegungen, die mit den Armen und Beinen noch gemacht werden konnten, waren kraftlos.

Zur Nachprüfung der Angaben der Patientin über das sonstige Vorkommen der Erkrankung in der Familie wurden die übrigen Familienmitglieder an Ort und Stelle untersucht, wobei sich folgendes feststellen ließ:

1. Die 61jährige Mutter der Kranken ist nicht ganz mittelgroß und in mäßigem Ernährungszustand, die Untersuchung ergibt kein Zeichen einer muskulären Erkrankung, sie verrichtet alle häuslichen Arbeiten in normaler Weise; bei unserer Ankunft ist sie mit Bohnenlesen beschäftigt und führt die dazu nötigen feinen Bewegungen mit großer Gewandtheit aus.

2. Die 28jährige Schwester Karoline K. (Nr. 2 des Stammbaums) gab an, daß sie bis zum 6. Jahr gesund gewesen sei, dann seien nach Masern Lähmungserscheinungen in den Beinen aufgetreten, die sich zunächst gebessert, vor zehn Jahren aber nach einer Grippe wieder verschlimmert hätten.

Die Untersuchung ergab: Nicht ganz mittelgroße Patientin, Schultermuskulatur intakt. Von den Oberarmmuskeln ist der Trizeps recht gut entwickelt und kräftig. Der Bizeps, der Coracobrachialis und der Brachialis internus sind sehr schwach. Am Unterarm arbeitet nur der Musculus brachioradialis gut, dagegen sind die übrigen Muskeln, wie Flexor carpi radialis und ulnaris, und die langen Fingerbeuger, die Extensoren des Unterarms und sämtliche Kleinfingermuskeln so gut wie gelähmt, so daß die oberen Extremitäten kaum irgendwie zu gebrauchen sind, bei hochgradiger Atrophie der entsprechenden Muskeln. Trizeps- und Radius-Periostreflex schwach vorhanden. Untere Extremitäten: Deutliche Atrophie des

Quadriceps femoris. Beiderseits besteht eine Pseudohypertrophie der Unterschenkelmuskeln, die fast ganz kraftlos sind. Besonders schwach ist die Bewegung der Zehen. Patellar- und Achillessehnenreflex fehlen. Sensibilitätsstörungen sind nicht vorhanden.

Vier Schwestern der beiden Erkrankten sind gesund. Von dem einzigen Bruder (Nr. 3 des Stammbaums) wurde angegeben, daß er das gleiche Leiden gehabt und mit 16 Jahren an Lungenentzündung gestorben sei. Auch der Vater starb mit 52 Jahren an Lungenentzündung. Er habe, wie uns von seiner Witwe und sonstigen Angehörigen bestimmt versichert wurde, nie irgendwelche Zeichen der Erkrankung gehabt.

Mit der Familie K. ist die Familie Sch. verwandt (wie sich aus dem beigegebenen Stammbaum ergibt). Bei der Familie Sch. ließ sich folgendes feststellen:

Die 45jährige Mutter Luise Sch. ist vollständig gesund, der Vater Sch. starb vor wenigen Wochen mit 51 Jahren an einer Lungenentzündung, er war vorher gleichfalls gesund.

Die älteste Tochter der beiden, Maria Sch., 23 Jahre alt (Nr. 4 des Stammbaums), soll mit 2½ Jahren eine Lungen- und Rippenfellentzündung durchgemacht haben, an die anschließend zunächst eine leichte Schwäche der Unterschenkelmuskulatur, sehr bald aber auch, nachdem im dritten Lebensjahr eine Scharlacherkrankung überstanden war, eine solche in den oberen Extremitäten aufgetreten sein soll. Das Kind ging zunächst noch zur Schule. Erst mit 12½ Jahren trat eine wesentliche Verschlimmerung ein, die zur jetzigen hochgradigen Atrophie an den oberen und unteren Extremitäten geführt hat. Die Patientin bietet an beiden oberen Extremitäten, sowie an den Unterschenkeln das typische Bild einer neuralen progressiven Muskelatrophie. Sie ist ein schwächlich entwickeltes Mädchen von etwa 1,40 m Größe mit deutlicher Kyphoskoliose. Beide oberen Extremitäten mit ihren sämtlichen Muskeln sind stark atrophisch, die Atrophie besonders an den kleinen Muskeln ausgesprochen, und jene selbst in ihrem Knochenbau sehr klein und zierlich. Die Unterschenkel- und Fußmuskulatur ist stark atropisch. Bewegungen der Füße und Zehen erfolgen ohne Kraft.

Bei dem 13jährigen Bruder Gottfried (Nr. 5) sei mit 2½ Jahren nach einer Grippe eine ähnliche Muskelschwäche in den Beinen aufgetreten wie bei der älteren Schwester. Doch ist hier zunächst trotz ausgesprochener Atrophie der Beinmuskulatur das Gehen noch möglich, aber doch krankhaft verändert wie bei einer Peroneuslähmung. An den oberen Extremitäten ist kein ausgesprochener Befund.

Vier Schwestern der Erkrankten sind gesund. Abgesehen von den Eltern, sei auch von den übrigen Aszendenten bekannt, daß es gesunde Leute ohne irgendwelche Lähmungserscheinungen gewesen seien.

Wir haben in zwei Geschwisterschaften unter 13 Geschwistern die Erkrankung fünfmal. Die beiden Geschwisterschaften sind miteinander verwandt, beide stammen aus Verwandtenehen, und zwar sind die Eltern der einen Vetter und Base ersten Grades, die der zweiten Onkel und Nichte zweiten Grades.

Die neurale Muskelatrophie folgt häufig dem dominanten und selten dem rezessiven geschlechtsgebundenen Erbgang. Unser Stammbaum läßt sofort die Frage entstehen, ob daneben auch ein einfach rezessiver Erbgang vorkommt. Auch

ohne Kenntnis unserer Beobachtung wird man das nach der vorhandenen Literatur für wahrscheinlich halten, weil ein isoliertes und ein familiäres, d. h. bei mehreren Geschwistern beobachtetes Vorkommen des Leidens nicht selten ist (soweit die Zahl der Sippen mit isolierten Fällen die der Sippen mit familiären Fällen an Zahl nur wenig überschreitet) und weil einige Male die Eltern der Erkrankten blutsverwandt waren. Unser Stammbaum gibt der Hypothese des rezessiven Erbganges eine starke Stütze. Wenn wir annehmen, daß die Anlage heterozygotisch in einem der Stammeltern des aufgezeichneten Stammbaums vorhanden war, so ist die Möglichkeit gegeben, daß diese Anlage auf die beiden Elternpaare der Kranken übertragen wurde, sich von diesen auf die Kinder so vererbte, bei einigen von ihnen von beiden Seiten her zusammentraf und damit die Erkrankung manifest machte.

Kritische Besprechungen und Referate.

Mussolini, Benito, Il Numero come Forza. In der Zeitschrift „Gerarchia“ 1928, p. 675—684.

Daß sich der Diktator Italiens das Problem der Bevölkerungspolitik mit großem Ernst vorlegt, ist gewiß staatsmännisch; seine Darstellung ist ein hinreißender Kampfruf. Die Gründe aber, die er seinen Ausführungen zugrunde legt, werden wir mit aller wissenschaftlichen Nüchternheit nachzuprüfen haben.

Mussolini geht von dem krankhaften Wanderungsgewinn der großen Städte aus, die das flache Land leerschlürfen und die Zuziehenden unfruchtbar machen. Als Rache, sagt er, wird das verödete Land eines Tages die Riesenstädte an der Gurgel packen und erwürgen. Eine vergreiste Bevölkerung wird den Platz jüngeren, fruchtbaren Rassen räumen, Negern, Gelben und ganz nahe, kontinental eng verbunden, den kinderwimmelnden russischen Massen.

Mit einer leichten Andeutung geht der Herr Italiens an der Bevölkerungssituation Frankreichs und der Schweiz vorüber, Frankreich, wo unter 100 Bewohnern 6 Ausländer und von 1918—1926 835 000 Industriearbeiter und 600 000 Landarbeiter fremder Nationalität eingewandert sind; die Schweiz, wo die Geburtenziffer von 29 pro tausend Einwohner (1901) auf 18,2 (1926) fiel, womit das europäische Geburtenminimum, das bisher Frankreich aufwies, unterschritten wurde.

Indem er auf italienische Zahlen eingeht, erklärt Mussolini auch die italienische Situation für bedroht. Bologna, Parma, Mantua, Cremona, Modena, Florenz, Genua, Turin zeigen einen deutlichen Geburtenrückgang, der nur durch Wanderungsgewinne verdeckt wird. Die Ziffern, die der Autor nennt, verdienen angeführt werden. Es entfielen in Italien Geburten auf 1000 Einwohner

1881—1885	38
1915	30,5
1920	31,8
1927	26,9

Die Abnahme ist zwar deutlich, aber nicht erschreckend. Eine höhere Geburtenzahl haben in Europa nur noch Spanien, Rumänien, Bulgarien und Rußland. In eindrucksvollen Worten spricht Mussolini zu seinem Volk: „Wenn

ein Mensch“, so ruft er aus, „nicht die Freude und den Stolz fühlt, als Individuum ‚fortgesetzt‘ zu werden, als Familie, als Volk; wenn hinwieder ein Mann nicht die Trauer und die Schande empfindet, als Individuum, als Familie, als Volk zu sterben, so vermögen auch die drakonischsten Gesetze nichts mehr.“ Platz sei in Italien noch für 10 Millionen Menschen, Platz und Brot. 60 Millionen Italiener werden das Gewicht ihrer Masse und ihrer Kraft in die Waagschale der Weltgeschichte werfen.

Wie schon der Titel andeutet, legt Mussolini Hauptwert auf die Quantität einer Bevölkerung. Hier beginnen manche Zweifel, die sich auch gegen die reinen Geburtenzahlen richten müssen. Wenn in Europa um 1780 eine Kindersterblichkeit von 50 Prozent herrschte, so würde auch eine Geburtenziffer von 50 auf 1000 Einwohner keine höhere Aufwuchsziffer gegenüber der heutigen Zahl von 26,9 bedeutet haben. Die Frage der Bevölkerungsqualität leitet aber zu der Ueberschätzung des Landvolkes über, die keine exakte Grundlage hat, wenn auch der italienische Bauer aus Gründen seiner geschichtlichen Entwicklung besonders gutartig ist. Im allgemeinen leben die bäuerlichen Bevölkerungen Europas unter günstigen Milieubedingungen. Ihn stützen harte Traditionen, uralte Gewohnheiten, ihn dirigiert in Tun und Lassen der jahreszeitliche Rhythmus. Nur unkritische Idealisierung Rousseauscher Färbung aber verklärt die „Sittlichkeit“ des Bauern, die er vor dem Städter, als dem Feinde, verbirgt, seine eigenartige, vom Besitzgefühl beherrschte Moral, seine ganze von Atavismen durchsetzte, die Wunden langer Unterdrückung und langer Verstellung tragende Psychologie. Es ist meine Ueberzeugung, daß man vom Bauern nicht ein Kind mehr erwarten dürfte als vom Städter, sobald durch irgendeinen Umstand, etwa eine technische Neuerung, das Bauernkind seinen Geldwert als lohnsparende wirtschaftliche Hilfskraft verlieren würde.

Rückkehr zum Lande würde also vielleicht das Kind aufwerten, aus dem Kind kein Opfer mehr, sondern einen Gewinn machen und die Geburtenhäufigkeit anregen. Aber ist eine solche Rückwärtswendung der Entwicklung möglich? Viele glauben an diesen schönen Traum, ich fürchte, daß er nicht in Erfüllung gehen wird.

Es scheint, als ob die mitteleuropäischen Länder und auch jene Südeuropas mit Fleiß und Sparsamkeit allein den Kampf gegen die überquellende Fruchtbarkeit fremden Klimas und fremden Bodens nicht durchführen können. Die Preisdifferenz zwischen einheimischem und ausländischem Produkt wird wachsen und alle Zollgrenzen sprengen. So dunkel diese Perspektive ist: die Sonnenkraft warmer Länder, ihr junger, unerschöpfter Boden, die Entwicklung der landwirtschaftlichen Maschine und des Transportdampfers werden im Laufe der Jahrhunderte den europäischen Bauern immer weiter zurückdrängen. In diese Entwicklung einen Teil der Stadtbewohner künstlich rückwärts zu verpflanzen, mag ein schöner Dichtergedanke sein, kann aber nüchterne wissenschaftliche Kritik nicht überzeugen.

Menschenzahl ist Macht, sagt Mussolini. Macht, aber auch Gefahr, sage ich, eindringlich gewarnt durch die Erfahrungen des großen Krieges. Alle Dinge sind relativ, eine Nation mag mit der Waffe der Zahl den Nachbarn schlagen, der ihm in der Sonne steht und dessen Land an Menschen abnimmt. Aber keine Machtbildung gibt es, die nicht Furchtäußerungen weckte, und die Furcht führt



andere Völker zu Koalitionen zusammen, deren Bund zahlenmäßig immer überlegen bleiben wird. So ist es keine gesuchte Formulierung, wenn ich am Schlusse dieses Referates und als Endpunkt einer langen Reihe von ausgesprochenen und angedeuteten Gedanken Mussolinis Titel: „Il numero come forza" („Die Zahl als Macht") den Satz: „Il numero come debolezza" („Die Zahl als Schwäche") gegenüberstelle. Ja, es wäre trotz aller Psychologie, die uns der letzte Krieg lehrte, verfeinertste Rassenhygiene, wenn man das Paradoxon wagte und ausspräche: „La forza come debolezza." Daß ich mit diesem Wort nur auf den äußerlich-mechanischen Bestandteil der Machtentwicklung gehe, brauche ich nicht weiter auszuführen. Hans v. Hentig (München).

Korreferat über Mussolinis Aufsatz „Die Zahl als Macht". Der Verfasser des vorstehenden Referates, Herr Dr. Hans v. Hentig, hat mir nahegelegt, ein Korreferat zu schreiben, da seine Anschauungen „wie immer, ziemlich dezidiert" seien. Ich komme dieser Anregung gern nach, da ich in der Tat einiges hinzuzufügen für angezeigt halte. Eine Inhaltsangabe brauche ich nicht zu machen, da das schon v. Hentig getan hat; wohl aber dürfte es nützlich sein, noch einiges zur Kritik der Ausführungen Mussolinis zu sagen.

Wenn Mussolini bemerkt, daß einige Behauptungen, die Korherr in seiner Schrift über den Geburtenrückgang betreffs der Bevölkerung Italiens aufgestellt hat, das Gegenteil von wahr seien, so kann ich hinzufügen, daß auch viele Behauptungen Korherrs über die Bevölkerungsfrage in Deutschland und andern Ländern recht unsolide sind. Es ist schade, daß Mussolini gerade durch einen Jünger Spenglers, und zwar einen Jünger, der ebenso selbstbewußt und unkritisch wie sein Meister schreibt, in seinem bevölkerungspolitischen Denken so stark beeinflußt worden ist. Man darf aber wohl erwarten, daß der Fatalismus Spenglers auf eine Natur wie Mussolini nicht lähmend wirken, sondern eine Gegenreaktion auslösen und seinen Willen zur Tat stärken wird.

Einstweilen unterschätzt Mussolini leider die Qualität nicht weniger als Korherr. Wenn er sagt, daß die Quantität nicht durch die Qualität ersetzt werden kann, so ist das natürlich richtig; aber er hat hinzuzufügen vergessen, daß auch die Qualität nicht durch die Quantität ersetzt werden kann. Eine gedeihliche Bevölkerungspolitik muß vielmehr zugleich quantitativ und qualitativ sein. Mussolini wendet sich sehr temperamentvoll gegen die neumalthusianische Lehre; er nennt sie absurd und pseudowissenschaftlich. Die Behauptung, daß eine Verminderung der Bevölkerung als solche eine Hebung des Wohlstandes zur Folge habe, wäre allerdings „falsch und schwachsinnig", wenn sie als allgemeingültiger Satz vertreten werden würde. Für übervölkerte Länder aber ist sie offenbar doch zutreffend; und sie wird keineswegs durch Mussolinis Hinweis, daß die 42 Millionen Italiener von heute besser leben als die 27 Millionen von 1871 oder die 18 Millionen von 1816, widerlegt. Mussolini meint, Italien biete noch für 10 Millionen Menschen Lebensraum. Im Jahre 1926 hat die Bevölkerung Italiens aber um 414 000 Menschen zugenommen, 1927 um 457 000, die Auswanderer nicht gerechnet. Da der Geburtenüberschuß einstweilen noch zunimmt, wird Italien also in spätestens 20 Jahren bis an den äußersten Rand des Lebensraums angefüllt sein. Die Unterbringung des Bevölkerungszuwachses macht aber jetzt schon nicht geringe Schwierigkeiten, zumal seit die Vereinigten Staaten nur noch ganz wenige

italienische Einwanderer hereinlassen. Mussolini vertritt zwar den Standpunkt, daß eine starke Auswanderung kein Zeichen von Schwäche, sondern von Stärke sei; wenn aber für die Auswanderungslustigen kein Neuland mehr da ist, so führt ein starkes Bevölkerungswachstum schließlich doch eher zu einer Schwächung der Machtstellung des Volkes. Darin stimme ich v. Hentig zu. Die starke Bevölkerungszunahme dient Mussolini einstweilen zur Begründung seiner imperialistischen Politik; und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß seine bevölkerungspolitische Einstellung zum guten Teil dort ihre Wurzeln hat. Er hat nacheinander seine Augen auf Nordafrika, auf Kleinasien, auf den Balkan gerichtet. Dünnbevölkertes Land, das für italienische Siedlungen geeignet wäre, gibt es gewiß nicht wenig vor den Toren Italiens, zumal in Nordafrika; aber es ist in den Händen anderer Nationen, die es ohne Kampf nicht hergeben. Besonders sind es Frankreich und seine Bundesgenossen, auf die Mussolini fast auf allen Seiten stößt. Zu einem erfolgreichen Eroberungskriege gegen Frankreich reicht aber die militärische Macht Italiens nicht aus; und sie wird voraussichtlich auch dann nicht ausreichen, wenn es in 20 Jahren 60 Millionen Einwohner haben wird. Ohne einen Eroberungskrieg kann Mussolini aber den Bevölkerungszuwachs nicht unterbringen; und es ist daher nicht von der Hand zu weisen, daß er eben an seiner Bevölkerungspolitik einmal scheitern wird.

Die Sache würde aber mit einem Schlage ein anderes Gesicht gewinnen, wenn er seine Bevölkerungspolitik nicht so einseitig quantitativ wie bisher, sondern wenn er sie rassenhygienisch einstellen würde. Dann würde auf jeden Fall ein großer Gewinn auch für die wirtschaftliche und militärische Macht Italiens die Folge sein.

Diese meine Stellungnahme wird vermutlich manchen meiner Volksgenossen gegen das Gefühl gehen. Man wird einwenden, Mussolini sei ja ein Feind des deutschen Volkes und man dürfe sich nicht über Maßnahmen freuen, die zu einer Stärkung Italiens führen könnten, — noch weniger dürfe man solche anregen. Demgegenüber möchte ich zu bedenken geben, daß die rassenbiologische Lage unseres Volkes wie auch die der meisten anderen europäischen Völker so verzweifelt ist, daß aus dieser gemeinsamen Not sich eine gewisse Solidarität des Rasseninteresses über alle politischen Gegensätze hinweg ergibt. Wenn ein anderes Volk einen tatkräftigen Anfang rassenhygienischer Bevölkerungspolitik macht, so besteht eher Aussicht, daß man bei uns dem Beispiel folgen werde, als wenn nirgends etwas Ernstliches geschieht. Es ist ein schlechter Trost für den Niedergang, daß auch die anderen Völker denselben Weg der Entartung gehen. Außerdem bin ich der Ansicht, daß Italien unter geopolitischen Gesichtspunkten nicht als unser Feind zu betrachten ist. Wie schon erwähnt, stößt Mussolini heute überall auf Schranken, hinter denen Frankreich und seine Bundesgenossen stehen. Daraus ergibt sich ein unvermeidlicher Gegensatz der Interessen. Wenn die militärische Macht Italiens durch eine großzügige Rassenhygiene gestärkt werden würde, so würde das für uns im ganzen wohl eher vorteilhaft als nachteilig sein. Ob Mussolini uns wohlgesinnt ist oder nicht, ist demgegenüber eine Frage von nebensächlicher Bedeutung; denn auf die Dauer sind die großen geopolitischen Tatsachen in der Politik doch entscheidend. Wenn man bei uns nicht auf Mussolinis Beispiel warten würde, sondern ihm in der Bevölkerungspolitik



zuvorkommen würde, so würde mich natürlich nichts mehr freuen als das. Aber, aber: ich kenne unsere deutschen „Politiker".

Mussolini sagt sehr mit Recht, daß nicht nur einzelne Nationen Europas vom Niedergang bedroht seien, sondern die ganze weiße Rasse. Indem er die Gefahr des Ueberwucherns farbiger Rassen lebhaft empfindet, offenbart er also auch Sinn für qualitative Unterschiede der Menschen. Daß sich die farbigen Rassen in einem Ausmaß, das für unsere Rasse unerhört sei, vermehren, ist allerdings eine irrige Ansicht von ihm. Wie z. B. East gezeigt hat, ist die Gesamtvermehrung der weißen Rasse größer als die der farbigen Rassen, was sich daraus erklärt, daß die Landreserven der Erde im wesentlichen in den Händen der Weißen sind, während die Hauptzentren farbiger Rassen, wie China und Indien, schon so stark bevölkert sind, daß eine weitere starke Vermehrung der Farbigen ausgeschlossen ist, solange die Weißen ihre Grenzen zu verteidigen wissen. In Nordamerika nehmen die Neger nicht stärker zu als die weiße Bevölkerung, wie Mussolini meint, sondern schwächer. Und wenn in Europa die Vermehrung der Russen die aller anderen Völker übertrifft, so liegt das in der Hauptsache einfach daran, daß die Russen die größten Landreserven haben. Weil die mittel- und westeuropäischen Völker einen solchen Vorrat von Lebensraum nicht haben, können sie in der quantitativen Zunahme auf keinen Fall mit Rußland wetteifern. Um so mehr aber hätten sie allen Grund, durch qualitative Bevölkerungspolitik im Sinne der Rassenhygiene ihre biologische Position zu stärken. Wenn in dieser Hinsicht so gut wie nichts geschieht, so ist daran lediglich die biologische Ahnungslosigkeit der maßgebenden Politiker schuld.

Wenn v. Hentig meint, daß Europa auf die Dauer überhaupt nicht mit den überseeischen Ländern konkurrieren könne, so halte ich das nur teilweise für richtig. Insbesondere sollte man daraus nicht ein Argument gegen die innere Kolonisation machen, wie Hentig es tut. Gerade die Landwirtschaft wird in Europa auch in Zukunft Hunderten von Millionen Menschen Nahrung zu bieten vermögen, während die Ausfuhrindustrien infolge der Entwicklung selbständiger Industrien in den überseeischen Ländern wohl unvermeidlich zurückgehen werden. Die Rücksicht auf die Konkurrenz der überseeischen Länder scheint mir daher ein Argument mehr für die Stärkung der einheimischen Landwirtschaft zu sein. Ob die Moral oder die Qualität der Städter oder die der Landleute höher stehe, ist eine Frage, die damit wenig zu tun hat. Jedenfalls dürfte Mussolini mit seiner Agrarpolitik auf dem rechten Wege sein.

Für seine Bevölkerungspolitik aber wird er noch lernen müssen, daß man die Rassenunterschiede, oder, was dasselbe ist, die erblichen Unterschiede innerhalb der Nation nicht vernachlässigen darf, daß diese vielmehr gerade von entscheidender Bedeutung für jede gesunde Bevölkerungspolitik sind. Eine Bevölkerungspolitik, die das übersieht, läuft praktisch auf eine Vermehrung der untüchtigen Elemente hinaus. Eine wahrhaft soziale Bevölkerungspolitik muß aber die Fortpflanzung der Untüchtigen hemmen und nur die Fortpflanzung der Tüchtigen fördern. Die Durchführbarkeit einer solchen Bevölkerungspolitik hängt allein von der biologischen Einsicht der gesetzgebenden Personen oder Körperschaften ab. Nur darum ist sie bei uns einstweilen undurchführbar. Durchführbar sollte sie aber schon heute in Italien sein.

Lenz.

Materialien zur Anthropologie der Ukraine. Bd. III. Die Wechselbeziehungen der physischen Merkmale. Charkow, 1927. 8°. 329 S. (Russisch).

Der Schlußband des vorzüglichen Werkes, dessen vorhergehende hier besprochen wurden (Bd. 19, H. 3, S. 331 und Bd. 20, H. 2, S. 193), sucht die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen morphologischen Merkmalen und der Körperkonstitution herauszufinden. Diesen aktuellen Fragen der Gegenwart sind die meisten Beiträge gewidmet, wobei aber, wie immer, auch außer dem Rahmen des Hauptthemas stehende Beiträge die Darbietungen lebendiger gestalten.

Vorliegenden Band leitet eine größere Arbeit von L. Nikolajew über die Alters-, Geschlechts- und Konstitutionsunterschiede der Körpermaße und der Organgewichte bei Erwachsenen (S. 9 bis 97) ein, die auf einem Sektionsmaterial von 2870 männlichen und 1250 weiblichen Leichen russischer Nationalität im Alter von 16 bis 80 Jahren basiert ist. Das großartige Material stammt aus den ersten beiden Dezennien des laufenden Jahrhunderts und wurde in verschiedenen Charkower Krankenhäusern gesammelt. Es wurden einheitlich berücksichtigt: Körperlänge, Brustumfang, Oberarm- und Oberschenkelumfänge, das Gewicht des Gehirns, des Herzens, der Leber, der Milz und der Nieren. Außerdem wurden die hauptsächlichsten pathologisch-anatomischen Veränderungen berücksichtigt.

Die große Zahl der Beobachtungen gestattete eine Bearbeitung nicht nur nach dem Geschlecht, sondern auch nach Altersgruppen von je zehn Jahren, wobei die Resultate einer genauen und ausgiebigen variationsstatistischen Bearbeitung unterzogen wurden. Ich kann es hier nicht unterlassen, zu sagen, daß bei aller Hochachtung vor den Methoden der Variationsstatistik es mir doch scheint, daß man in dieser Beziehung etwas zu weit geht; jedenfalls stehen die erlangten Resultate mit der darauf verwendeten Arbeit nicht im Einklang. Man schaue sich die dicken Arbeiten mit den zahlreichen Tabellen an, die wenig aussagen, da sie nur jenem verständlich sind, der die zahlreichen Bezeichnungen und Formeln immer im Kopfe behalten kann. Die kompliziertere Mathematik sollte nur für spezielle Zwecke ihr Recht behaupten, für gewöhnliche Fälle sollte jedoch eine einfache graphische Darstellung das gewünschte Ziel der Belehrung und Einprägung eher erreichen. So glaube ich, daß auch in diesem Falle die meisten Leser die zahlreichen Tabellen nur überblättern werden, während die wenigen Kurven ihre Aufmerksamkeit fesseln werden.

Die Resultate der mühevollen Arbeit sind kurz folgende. Die Körperlänge war um etwa 4 cm bei den männlichen und um etwa 6 cm bei den weiblichen Leichen größer als jene von Lebenden derselben Gegend, was auch sonst konstatiert wurde und eine Folge der Entspannung und des Längerwerdens im Liegen und nach Eintritt der Todesstarre ist. Die größte Körperlänge zeigten die Männer im 4. und die Frauen im 3. Lebensjahrzehnt. Nach dem 5. Jahrzehnt tritt bei beiden Geschlechtern eine merkliche Abnahme an Länge ein, welche Erscheinung jedoch bei den Männern ausgesprochener ist, was wohl Folge der verschiedenen Beschäftigungen der Geschlechter ist, die zur verschieden ausgesprochenen Krümmung ihrer Wirbelsäule führen. Der Brustumfang erreicht sein Höchstmaß später als die Körperlänge, was ganz im Einklang mit den Untersuchungen des Referenten steht, der das Gesetz aufgestellt hat, daß die Breitenentwicklung auf die Län-

genentwicklung folgt. Das Verhältnis zwischen Brustumfang und Körperlänge ist an den Leichen geringer als an Lebenden, was sich durch die größere Länge der Leichen erklärt.

Das Hirngewicht erreicht etwa im 3. Dezennium sein Höchstmaß (bei Frauen wahrscheinlich noch früher), um von da an allmählich und nach dem 60. Lebensjahre rapid abzunehmen. Bemerkenswert ist, daß das Hirngewicht deutliche soziale Unterschiede aufweist, es betrug bei den Bauern 1364 g, den Handwerkern 1373 g, den Intellektuellen 1436 g. Schwachsinnige Männer blieben im Hirngewicht um 163 g, schwachsinnige Frauen um 131 g hinter dem Durchschnitt zurück.

Der Körperbau der Tuberkulösen läßt sich durch mittleren Wuchs, geringen Brustumfang, untermittelschweres Gehirn, Herz und Leber bei mittlerer Größe von Milz und Nieren charakterisieren, während die Schizophrenie sich durch allgemeine Mikrosplanchnie auszeichnet.

Sehr lehrreich werden die krankhaften Abweichungen durch die individuellen Profile nach Martin veranschaulicht, die ohne σ nicht weniger drastisch wirken würden.

Als zweiten Beitrag hat Nikolajew die genaue Beschreibung eines Falles von Thoracoetisis lateralis congenitalis mit Aplasie der Brustmuskeln bei einem 11jährigen ukrainischen Knaben (S. 211—218, mit 3 Abbildungen) geliefert.

Die Arbeit von G. Tschistjakow, die ihm sichtbar viel Mühe gekostet hat, hat meiner Meinung nach nur einen negativen Wert, indem sie die Unbrauchbarkeit des Korrelationskoeffizienten als anthropologisches Merkmal, und zwar ganz unbeabsichtigt nachweist. Im Bestreben zur Frage der Korrelationen der Körpermaße (S. 98—111) beizutragen, hat Tsch. aus den an 504 Bauern des Charkower Kreises gewonnenen Maßen die verschiedensten Korrelationen berechnet. Tsch. scheint die Unzulänglichkeit der Methode selber gefühlt zu haben, da er am Schluß bemerkt, daß bei konstitutionell einheitlichem Material die Korrelationskoeffizienten wahrscheinlich höher sein würden. Wozu aber dann die zeitraubende Mathematik?

Eine sehr schöne Arbeit hat Frau Dr. O. Nedrigailowa beigesteuert: „Die Veränderungen der physischen Merkmale der Ukrainerinnen beim Altern" (S. 112—154), ein Gebiet, worüber wir noch sehr wenig unterrichtet sind. Sie untersuchte somatoskopisch und somatometrisch 198 Greisinnen aus einem Invalidenhaus bei Charkow, die in einem Alter von 56 bis 98 standen. Das Grauwerden ist nur insofern ein zeitlich gebundener Faktor, als es mit dem Alter zunimmt, was jedoch nicht regelmäßig geschieht, indem im 6. Dezennium 25 % überhaupt noch nicht grau und nur 7 % total grau waren, während im 9. Dezennium 15 % schwach grau und 31 % total grau waren. Im 6. Dezennium war das Haar bei 75 % mitteldicht, während im 9. Dezennium keine einzige Frau dichtes Haar aufwies. Die Kahlheit hauptsächlich im Scheitelgebiet nahm mit dem Alter zu und wurde bei 40 % der über 85 Jahre alten Frauen gefunden. Bei 16 % der Frauen wurde ein Schnurrbart, bei weiteren 18 % daneben auch Kinnbarthaare festgestellt. Die Schamhaare waren sehr spärlich und zeigten weibliche Verbreitungsform. 8 % hatten tiefliegende, eingesunkene Augen in stark ausgesprochenem Maße. Etwa die Hälfte zeigte ein Tieferstehen (Ptosis) des Oberlides und ein

Drittel eine stark ausgesprochene Oberlidspalte. Ein Arcus senilis corneae wurde bei mehr als einem Drittel und eine gelbfleckige Sklera bei 92 % der älteren Frauen gefunden. Sämtliche Zähne fehlten bei 11 % im 6. und bei 25 % im 9. Dezennium stehender Frauen. Die Hautfalten und ihre Dichte nehmen gewöhnlich mit dem Alter zu, jedoch variiert dieses Merkmal in sehr breiten Grenzen. Was den Gesamthabitus anbelangt, so überwog der Status strictus über den Status laxus. Die Menopause trat im Mittel mit 45 Jahren und 7 Monaten ein bei einer mittleren Dauer der Fertilitätsperiode von 31 Jahren und 2 Monaten. Die Körperhöhe nahm um 61 mm ab, was hauptsächlich auf Rechnung der Alterskyphose zu setzen ist. Der Brustumfang verminderte sich um 15 mm, das Gewicht um 3 kg. Am wenigsten veränderten sich mit dem Alter die Kopf- und Gesichtsmaße, was für letztere besonders auffallend ist und meiner Meinung nach wahrscheinlich irgendeinem Meßfehler zuzuschreiben sein dürfte. Die Alterserscheinungen treten im allgemeinen verschieden spät auf, wobei der Status laxus infolge des höheren Fettansatzes sich eher jugendlich erhält als der entgegengesetzte Status strictus. Die vielen guten Abbildungen tragen sehr zur Vervollständigung des Eindruckes bei.

Nicht weniger interessant ist die andere Arbeit von O. Nedrigailowa, die die sozialen Unterschiede in Körperhöhe, Gewicht und einigen Beckenmaßen der Frauen in Beziehung zur Frage der Korrelation zwischen mütterlichen und kindlichen Maßen behandelt (S. 198—210). Das an beinahe 7000 Kreißenden gewonnene Material wurde der sozialen Lage nach in fünf Gruppen verteilt: 1. Bäuerinnen, 2. nichtqualifizierte Arbeiterinnen, 3. qualifizierte Arbeiterinnen, 4. technisches Personal und 5. Intellektuelle. Dabei hat sich herausgestellt, daß mit der Erhöhung der sozialen Lage die Körperhöhe, das Gewicht und die Beckenumfänge zunehmen, während die queren Beckendurchmesser und die Conjugata externa abnehmen.

In einem dritten Beitrag beschreibt O. Nedrigailowa einen Fall von weiblichem Eunuchoidismus mit Amastie und lebenslanger Amenorrhöe (S. 155—162). Der seltene Fall, eine 69jährige Ukrainerin, zeigte die charakteristischen Körperproportionen der Eunuchoiden: einen kurzen Rumpf (27,8), lange Arme (50,1), lange Beine (57,2) und breites Becken (20,2). Schamlippen und Klitoris infantil, Scheide senil obliteriert, was die Untersuchung des Beckens unmöglich machte (warum nicht rektal? Ref.). Bemerkenswert ist, daß die Frau im Alter von 15 Jahren über Molimina menstrualia und mit 50 Jahren über Ausfallserscheinungen klagte. Trotz ihrer geschlechtlichen Unzulänglichkeit war sie dreimal verheiratet. Libido und Voluptas waren normal. Zwei Brüder sollen ihrer Beschreibung nach ebenfalls Eunuchoide und impotent gewesen sein.

K. Iwanow hat zwei Arbeiten beigesteuert, deren erste die Kopfmaße und die Körperhöhe der Studenten in Beziehung zu ihrer sozialen Lage und zur Frage der Korrelation zwischen Gehirnteil und intellektuellen Fähigkeiten behandelt (S. 163—186). Die Untersuchung basiert auf Messungen an 631 Ukrainern, 217 Russen und 193 Juden hauptsächlich im Alter von 21—25 Jahren, wobei die Studenten nach den Gruppen Bauern, Handwerker und Intellektuelle verteilt wurden. Die letztere Gruppe hatte die größten Kopfmaße und den niedrigsten Kopfindex. Charakteristisch ist auch, daß die Studenten im allgemeinen höhere Kopfmaße und eine

größere Körperhöhe aufwiesen als die sozialen Schichten, aus denen sie hervorgingen. Die Frage, ob die Unterschiede in den Kopfmaßen nicht Folge jener in den Körperhöhen sein könnten, verneinte der Verfasser und glaubt, daß zwischen den Kopfmaßen und dem Grade der Intelligenz eine gewisse Beziehung bestehe. Auch nimmt er keinen Einfluß der geistigen Arbeit auf das Wachstum des Gehirns an, er deutet die Befunde vielmehr im Sinne sozialer Auslese.

Die zweite Arbeit Iwanows behandelt die Kopfmaße und die Körperhöhe der Medizinstudierenden der Jahre 1887—1904 (S. 187—197). Die soziale Gliederung der Studentenschaft vor der Revolution war eine ganz andere, da die Hauptmasse damals den besitzenden Klassen angehörte. Es ließen sich deshalb keine sozialen Unterschiede feststellen, wohl aber nationale. Der Arbeit liegen Messungen an 1745 Charkower Studenten verschiedener Nationalität zugrunde.

G. Tschistjakow und J. Nikolsky teilen mit über die Veränderungen der physischen und physiologischen Merkmale sowie des morphologischen Blutbildes unter dem Einfluß eines Zwanzigkilometermarsches (S. 219—261). Es handelte sich um 130 Infanteristen, denen die Aufgabe gestellt wurde, bei einer Belastung von etwa 23 kg im Verlaufe von 4,5 Stunden die genannte Strecke bei geringen Hindernissen zurückzulegen. Dabei ergab sich: eine Verminderung der Körperhöhe um 13 mm, der Sitzhöhe um 10 mm, des Brustumfanges um 10 mm, des Gewichtes um 2,5 kg, der Lungenkapazität um 75 ccm, des Blutdruckes um 10 mm; dagegen erwies sich eine Erhöhung der Druckkraft der rechten Hand um 1,3 kg, der Hubkraft um 20 kg (! Ref.), des Pulses um 36 Schläge. Das Blutbild zeigte eine Zunahme der Neutrophilen und eine Linksverschiebung des Gesamtbildes bei einer bedeutenden Verminderung der Lymphozyten.

Den Schluß bildet eine Arbeit von D. Ignatow: Die Alters-, Geschlechts- und Konstitutionsverschiedenheiten der Morbidität und Mortalität bei den Ukrainern und Großrussen von Charkow nach den Leichenöffnungsbefunden (S. 262—325), die indessen nichts wesentlich Neues bringt. S. Weißenberg.

Bunak, V. V., Crania Armenica. Eine Untersuchung über die Anthropologie Vorderasiens. Mit Meßtabellen, 34 Kurven und 25 Tafeln. Moskau, 1927. 8°. 263 S.

Ein grundlegendes Werk, und zwar nicht nur für die Anthropologie der Armenier, sondern für jene Vorderasiens und Europas überhaupt. Die Arbeit basiert auf genauen Untersuchungen nach den Martinschen Methoden an 106 Schädeln erwachsener Männer. Ein großer Teil des Werkes ist kunsthistorischen, historischen, linguistischen und ethnologischen Auseinandersetzungen gewidmet, was alles zusammen zu wichtigen Schlußfolgerungen führt, mit denen Anthropologie und Geschichte künftighin zu rechnen haben werden.

Was die Untersuchungsmethodik anbelangt, so legt B. mit Recht großen Wert auf eine ausgiebige Verwendung und entsprechende Ausnützung der beschreibenden Merkmale, was den Maßen erst Sinn und Leben verleiht. Beizupflichten ist ihm auch darin, daß die absoluten Maße den Indizes vorzuziehen sind.

Da die leitende Idee für B. nicht bloß die Feststellung des eigentlichen armenischen Typus war, sondern hauptsächlich sein Verhältnis zu den eurasischen Brachykranen, so zog er auch 50 Schädel von Dalmatinern aus dem Naturhistorischen Museum in Wien, die er selbst gemessen hat, in den Kreis seiner Betrachtung, außerdem die Untersuchungen von M. Reicher*) in schweizerischen Alpenländern (Dissentis) und altaischen Mongolen (Tilingiten).

Es handelt sich soweit um einen Vergleich von vier Typen: 1. des armenoiden oder vorderasiatischen, den B. als den pontozagrossischen bezeichnet, 2. des mittelasiatischen oder türkischen, 3. des dinarischen oder adriatischen und 4. des alpinen oder dissentischen. Von diesen vier Typen zeigen der armenoide, der adriatische und alpine eine gewisse und nicht leicht zu verkennende Verwandtschaft miteinander, während der türkische mit allen jenen Typen nichts Gemeinsames hat.

Was speziell den armenoiden Typus anbelangt, so ist er aus einer Kreuzung einer längeren und einer breiteren Form entstanden. Diese Schlußfolgerung ist aber erst durch die Heranziehung des von Giuffrida-Ruggeri bearbeiteten Wiener Materials möglich geworden, das nicht ganz zweifelsfrei ist, weshalb die weitgehenden, darauf basierenden Deduktionen nur mit großer Reserve hinzunehmen sind. Es scheint mir doch gewagt zu sein, die unter den Armeniern seltene Mesokranie auf protomediterrane Beimischung zurückzuführen, indem diese Erscheinung sich viel natürlicher als Kreuzung mit bedeutend später hinzugekommenen europäischen Elementen deuten läßt. Auch die Tatsache, daß in Vorderasien seit uralter Zeit zwei ethnische Typen vertreten sind, von welchen einer dolichokran ist, läßt sich einfacher durch semitische Invasion als durch die fabelhaften Protochomiten erklären. S. Weißenberg.

Mühlmann, M., Prof., Baku, Wachstum, Altern und Tod. Ueber die Ursache des Alterns und des Todes. Sonderdruck aus „Ergebnisse der Anatomie und Entwicklungsgeschichte". 27. Bd. 1927. 245 S.

Schon als junger Mediziner interessierte sich M. für die Fragen des Alterns und Todes. Im Jahre 1900 erschien bei Bergmann in Wiesbaden sein Buch „Ueber die Ursache des Alters. Grundzüge der Physiologie des Wachstums" und vorliegende Abhandlung ist ein auf Grund von 30jährigen Erfahrungen erweiterter Neudruck jener Arbeit. Seine Ansichten lassen sich folgendermaßen formulieren: Der mehrzellige Organismus unterscheidet sich vom einzelligen durch das Zusammenleben seiner Teile. Während aber der einzellige Organismus unsterblich ist, stirbt der mehrzellige infolge eben seines Lebens und Wachstums. Das Wachstum bewirkt den Tod, da im Verlaufe desselben progressive Prozesse mit regressiven abwechseln. Schon die mitotische Zellteilung ist ein regressiver Prozeß. Das weitere Wachstum, da die Keimanlage immanent ist, ist von der Ernährung abhängig. Nun soll das zentrale Nervensystem am meisten verborgen liegen, deshalb ungenügend ernährt werden und schon von der frühesten Kindheit an regressive Erscheinungen in Form von Verfettung der Ganglienzellen aufweisen. Das ist der wunde Punkt der Theorie. Denn in Wirklichkeit liegt doch das Herz z. B. nicht weniger verborgen als das Hirn, aber dessenungeachtet kann

*) M. Reicher: Untersuchungen über die Schädelform der alpenländischen und mongolischen Brachyzephalen. Zeitschr. f. Morph. u. Anthr. 1914.



es auch nach dem Hirntode zum weiteren Schlagen gebracht werden, und ob das Hirn wirklich weniger gut ernährt werde als die übrigen Körperteile, ist eine Behauptung, gegen die die weitverzweigten Blutgefäße des zentralen Nervensystems sprechen.

Der größte Teil der Abhandlung ist dem Wachstum der einzelnen Organe gewidmet, als dessen Ursache die verschiedenen bioreduktiven Prozesse angesehen werden. Treten keine pathologischen Veränderungen ein, so erfolgt zu einer gewissen Zeit „der physiologische Tod als Ausdruck des Stillstandes der nervösen Funktionen. Dieser Stillstand der Nerventätigkeit stellt sich als Folge der Wirkung der Wachstumsgesetze des Organismus heraus. Das Wachstum ist also am Tode schuld. Das Leben ruft also den Tod hervor". S. Weißenberg.

Fischer, E. und **Günther**, H. F. K. Deutsche Köpfe nordischer Rasse. 50 Abbildungen mit Geleitworten. München 1927. J. F. Lehmann. Kart. M. 2.40.

In diesem Bändchen ist das Ergebnis eines Preisausschreibens für Bilder typisch nordischer Köpfe niedergelegt. Es ist in mehr als einer Beziehung lehrreich. Vor allem zeigt es, wie selten in Deutschland Menschen sind, die dem entsprechen, was man als nordischen Idealtypus ansieht. Es sind nur ganz wenige Köpfe darunter, bei denen nicht ausgeprägt individuelle Züge oder Merkmale, die man wohl als Folgen von Mischung auffassen muß, störend wirken. Die Beurteilung seitens der Preisrichter und Herausgeber ist nicht nur nach dem Eindruck der Bilder erfolgt, sondern vor allem nach dem Gesichtspunkt, wieweit die dargestellten Personen wirklich die Merkmale der nordischen Rasse hatten. Diese Merkmale waren aber an den Bildern meist nicht sicher zu erkennen. Fischer bemerkt: „Zwei photographische Aufnahmen desselben Kopfes würden oft recht verschieden beurteilt werden." Ich habe den Eindruck, daß die traditionellen Rassenmerkmale (Kopfindex, Gesichtsindex, Haar- und Augenfarbe usw.) eher überbewertet und daß die als individuell angesehenen Merkmale zu wenig berücksichtigt worden seien. Da die Bilder ja doch nicht mehr bieten können als eine Anschauung von dem, was die Preisrichter sich unter „nordisch" vorstellen, so hätte ich an ihrer Stelle rein den Ausdruck der Bilder ausschlaggebend sein lassen ohne Rücksicht auf die „wirklichen" Rassenmerkmale der dargestellten Personen. Eine wesentliche Aenderung der Auswahl würde sich dadurch übrigens nicht ergeben haben, sondern nur eine etwas andere Reihenfolge der Benotung.

Das Bändchen verfolgt nicht nur wissenschaftliche Zwecke. Fischer sagt: „Wir sollen und wollen das Rassenschönheitsideal in unserem Volke pflegen." Wahllose Rassenmischung habe Unschönheit und Stillosigkeit zur Folge. „Bei der sehr starken Kreuzung unserer Erblinien kommen diese Verhältnisse aber oft vor bis zur Entstehung von beinahe als krankhaft zu bezeichnenden Bildungen. Seelisch entspricht dem das Gesinnungsproletariat und der geistige Zustand der „Masse"." Ich bin allerdings geneigt, diese unerfreulichen Dinge nicht in erster Linie auf die Mischung als solche, sondern auf das Vorhandensein und die Ausbreitung unerwünschter Erbanlagen zu beziehen. Auch bei Isolierung und Reinzucht würden diese kein viel erfreulicheres Bild ergeben, obwohl dabei natürlich auch manche sehr schätzenswerten Typen herausgezüchtet werden könnten.

Günther sagt in seinem Geleitwort: „Die deutsche Zukunft ist von der Ausleserichtung abhängig, welcher das deutsche Volk folgen wird." „Für oder gegen

eine Auslese in der Richtung der nordischen Rasse: so lautet die deutsche Schicksalsfrage, denn alle leiblichen und seelischen Zustände eines Volkes sind ja immer nur Ausdruck der in ihm wirkenden rassischen Kräfte. Aus solchen Einsichten hat sich seit Gobineau immer deutlicher der „Nordische Gedanke" ergeben: d. h. der Gedanke der Vorbildlichkeit des erbgesunden, erbtüchtigen nordischen Menschen für die Auslese innerhalb des deutschen Volkes." „Ein Buch wie das vorliegende kann dazu beitragen, den Deutschen wieder zu einem Vorbilde zu verhelfen." Dem kann man im ganzen wohl zustimmen. Nur sollte betont werden, daß die äußere Form nicht an erster Stelle stehen darf, sondern die Leistung. In der Tierzucht ist der früher herrschende Formalismus durch die Leistungszucht abgelöst worden; und etwas Entsprechendes ist auch in der menschlichen Rassenhygiene nötig. Das soll nicht heißen, daß man die Form vernachlässigen solle; sie darf nur nicht an erster Stelle oder gar ausschließlich bewertet werden.

Günther berichtet, daß der New Yorker Maler Thomas Cole versucht hat, den „vorbildlichen Amerikaner" darzustellen; er habe ihm ausgesprochen nordische Züge verliehen. Eine solche Idealschaffung ist sicher auch rassenhygienisch wirksam; ganz zweifellos wird dadurch z. B. die Ehewahl beeinflußt. Die Anhänger des nordischen Ideals werden aber aufmerksam darauf achten müssen, daß nicht eben diese Idealbildung schließlich doch in der Richtung der Gegenauslese wirkt; denn bisher hat die moderne Kultur die Wirkung, gerade jene Typen, die sie am höchsten bewertet, gesellschaftlich zwar zum Erfolg zu führen, biologisch aber aussterben zu lassen. Lenz.

Benkard, Ernst, Das ewige Antlitz. Eine Sammlung von Totenmasken vom 15. Jahrhundert bis zur neuesten Zeit. 112 Tafeln und 73 Seiten Text. Berlin W 15. Frankfurter Verlagsanstalt. Geb. 15 M.

Verfasser bildet auf 96 Tafeln Totenmasken bekannter Persönlichkeiten ab. Die große Mehrzahl stammt aus dem 19. Jahrhundert, etwa zehn aus dem 18. und aus dem 17., 16. und 15. nur etwa je drei bis vier Stück. Als Anhang werden auf Tafel 97 bis 112 unechte Stücke, Masken nach dem Leben, Büsten und „andere zum Thema gehörende Kuriosa" gebracht.

In einer Einleitung gibt Benkard eine Geschichte der Totenmaske. Der Bildhauer Georg Kolbe hat dem Buche ein Geleitwort über das Abnehmen von Totenmasken beigegeben. Der Textteil bringt Anmerkungen zu den Tafeln, meist einige Daten über das Leben und die Bedeutung des Dargestellten und über die Umstände bei der Abnahme seiner Totenmaske.

Zweifellos sind die Totenmasken berühmter Persönlichkeiten für die Sozialanthropologie von einer gewissen Bedeutung. Masken vom Lebenden wären natürlich im allgemeinen noch wertvoller; aber aus früheren Zeiten sind solche eben weniger vorhanden. Man muß auch bedenken, daß das Buch nicht die Masken selber, sondern nur Lichtbilder von ihnen bieten kann. Auch hier wieder wären Lichtbilder vom Lebenden eigentlich wertvoller. Benkard aber gibt überall an, wo sich die Originalmaske befindet. Am Schluß findet sich auch ein Verzeichnis von Totenmasken, die nicht reproduziert sind. Für Forscher, welche Totenmasken für eine Untersuchung heranziehen wollen, ist das Buch daher ein wertvoller Wegweiser. Lenz.

Müller, G., Schülerauslese. 30 S. Radebeul-Dresden 1928. Kupky und Dietze.

Verfasser, der im praktischen Lehrberuf an einer höheren Schule in Mannheim steht, legt zunächst die große Bedeutung einer richtigen Auslese der Begabten für die verschiedenen Leistungen im Leben eines Volkes dar. Er hält es durchaus für möglich, daß die höhere Schule bei dieser notwendigen Auslese erfolgreich mitwirken kann. Dabei entsteht aber die Frage, an welcher Stelle der Begabungsleiter jeweils der entscheidende Trennungsstrich gemacht werden solle. Bisher hat man sich meist von der Vorstellung leiten lassen, je mehr junge Leute einer höheren Bildung teilhaftig würden, desto besser sei es für das Volksganze. Auf diese Weise ist es gekommen, daß die Schüler der höheren Lehranstalten und der Hochschulen im Laufe der Zeit immer mehr zugenommen haben und daß heute ihre Zahl das Optimum sicher weit überschreitet. Während vor dem Kriege von den Neunjährigen im Reichsdurchschnitt etwa 5,5 % in höhere Schulen übertraten, waren es nach dem Kriege in Hamburg und den westlichen Vororten Berlins bis zu 28 %, in Mannheim im Jahre 1926 21,7 %. In Württemberg waren es 1926 gar 35,2 %! Ein so großer Teil der Bevölkerung kann aber in den geistigen Berufen selbstverständlich kein Unterkommen finden.

Müller geht den Ursachen nach, die zu dieser übermäßigen Vermehrung der höheren Schüler geführt haben; und man muß ihm zweifellos eine genaue Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse zubilligen. Bei manchen Schulleitern ist der Wunsch nach einer möglichst großen Schülerzahl wirksam; die Zahl gilt gewissermaßen als Maßstab des Wertes einer Anstalt. Daher werden minderbegabte Schüler nicht so streng ferngehalten, wie es sachlich eigentlich erwünscht wäre. Weiter leistet die Vorstellung, daß gute Leistungen der Schüler auf die Tüchtigkeit der Lehrer zurückzuführen seien, einer zu milden Beurteilung Vorschub. Die Gleichung: gute Noten = gute Lehrer führt dazu, daß mancher Lehrer durch gute Noten unbewußt sich selber lobt. Nachdem eine zu milde Beurteilung einmal allgemein eingerissen ist, fürchtet der einzelne Lehrer durch strengere Beurteilung seinen eigenen Schülern Unrecht zu tun. Dazu kommt der Wunsch, die jungen Leute durch ungünstige Zeugnisse nicht in ihrem Fortkommen zu behindern. „All das drängt im Zweifelsfall schließlich auf den Weg, der für alle Beteiligten eingestandenermaßen der bequemere ist, die mildere Beurteilung." Das ist individuell verständlich, sozial aber führt es unvermeidlich auf die Dauer zu einer Herabdrückung des Niveaus der Bildung und der Gebildeten.

Um hier im Interesse des Volksganzen Wandel zu schaffen, ist es nach Müller unerläßlich, die Zahl der höheren Schüler und der Studenten nach dem volkswirtschaftlichen Bedarf zu beschränken. Er hat sich daher der mühsamen Aufgabe unterzogen, die Zahlen der in den verschiedenen geistigen Berufen Tätigen wenigstens näherungsweise zu bestimmen. Wir haben in Deutschland 44 750 Aerzte, ca. 30 000 Ingenieure, 25 500 Lehrer an höheren Schulen, 24 888 katholische Theologen, ca. 16 000 evangelische Theologen, ca. 14 000 Rechtsanwälte und Notare, ca. 14 000 Apotheker, ca. 13 000 Richter und Staatsanwälte, ca. 12 000 Chemiker, ca. 10 000 höhere Beamte der Kommunalverwaltung usw. Ueber die Beamten der höheren Staatsverwaltung waren leider keine Zahlen zu erhalten; Müller schätzt sie auf 20 000. Im ganzen haben wir rund 300 000 Akademiker in Deutschland. Jährlich werden durch Abgang rund 9000 Stellen frei. Die Gesamtzahl der Studierenden

betrug im Jahre 1925 etwas über 73000; der jährliche Anfall an Berufsanwärtern etwa 18000. Das Angebot übertrifft den Bedarf also ungefähr um das Doppelte.

„Wir erkennen, daß eine weitere Vermehrung der an sich schon bedauerlich großen Stellenlosigkeit für Akademiker in den nächsten vier Jahren selbst im angenommenen günstigsten Fall unabwendbar ist. Dies wird naturgemäß großes Elend unter den Betroffenen zur Folge haben; es bedeutet außerdem: Vergeudung öffentlicher Mittel, ungesunde Verspätung des Heiratsalters gerade der wertvollsten Schichten, Brachliegen der besten Kräfte oft bis zu einem Alter, wo die Höchstleistungen schon getan sein könnten. Vom Jahre 1933 ab besteht die Möglichkeit, daß die Stellenlosigkeit abnimmt, aber nur, wenn die Zahl der männlichen Studierenden sofort auf 9000 zurückgeht." Das heißt also, die Zahl der zum Hochschulstudium Zuzulassenden müßte unverzüglich auf die Hälfte beschränkt werden, wenn der Nachwuchs der Akademiker in angemessener Zeit eine Lebensstellung finden soll.

Vom Standpunkt der Versorgung des akademischen Nachwuchses hat Müller zweifellos recht; von dem der Volksgesamtheit aber sind seine Annahmen meines Erachtens noch zu optimistisch. Es kann z. B. keine Rede davon sein, daß wirklich ein Bedarf nach 45000 Aerzten im Reiche bestehe. Es ist ja ein offenes Geheimnis, daß über die Hälfte der ärztlichen Betätigung nicht der Behandlung von wirklich Kranken gilt, sondern daß gerade die Ueberfüllung des ärztlichen Berufes im Verein mit den Mißständen der Krankenversicherung zu einer umfangreichen Vielgeschäftigkeit („Polypragmasie") der Aerzte im Interesse des persönlichen Erwerbes geführt hat. Wenn es im Reiche statt 45000 Aerzten nur 25000 gäbe, so würde es um die Volksgesundheit schwerlich schlechter stehen; der Volkswirtschaft aber würden jährlich mehrere hundert Millionen Mark an Ausgaben erspart bleiben, die man natürlich sehr nützlich anderweitig im Interesse der Volksgesundheit verwenden könnte. Wenn man wirklich den volkswirtschaftlichen Bedarf und nicht die Unterkunftsmöglichkeiten von Akademikern, die teilweise zum Schaden der Volkswirtschaft sind, als Maßstab nimmt, so muß man also fordern, daß die Zahl der Studenten um mehr als die Hälfte herabgesetzt werde.

Als Gesamtbedarf an Abiturienten (einschließlich des angenommenen Bedarfes von 9000 Studierenden und von 3500 Lehrerstudenten) findet Müller rund 17000 jährlich. Demgegenüber gab es im Reich 1927 rund 30000 Oberprimaner. Das heißt, auch die Zahl der Abiturienten übersteigt heute den Bedarf etwa um das Doppelte. Das herrschende Ueberangebot wird z. B. an der Zahl der unbeschäftigten Junglehrer deutlich; die Zahl der Schulamtsbewerber (einschließlich der weiblichen) betrug 1926 in Preußen 29700, der jährliche Bedarf rund 4000.

Der übermäßige Zudrang zu den höheren Schulen wird von Müller drei Hauptursachen zugeschrieben: 1. den schon genannten Motiven bei den Lehrern und Direktoren, 2. dem gesteigerten Drängen sozial tiefer stehender Schichten nach höherer Bildung, zumal seit der Revolution, 3. der Steigerung der Anforderungen an die Vorbildung in vielen Berufen. Diese Steigerung ist ihrerseits zum Teil eine Folge der Ueberproduktion an höheren Schülern; zum anderen Teil aber geht sie von den Berufsverbänden aus, die dadurch ihrer Berufsgruppe ein höheres soziales Ansehen und womöglich auch ein höheres Einkommen zu verschaffen suchen; auch spielt der Wunsch mit, durch Steigerung der Vorbedingungen sich die Kon-



kurrenz des jungen Nachwuchses nach Möglichkeit vom Halse zu halten. In den meisten deutschen Ländern wird für die Ausbildung als Volksschullehrer, Zeichen-, Musik-, Turn-, Gewerbe- und Handelslehrer heute das Abiturientenexamen verlangt. Für Handarbeits- und Hauswirtschaftslehrerinnen, Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen wird es angestrebt. Bayern und Württemberg verlangen es für die Lehrer glücklicherweise noch nicht. Sachlich ist es zweifellos für alle die genannten Berufe nicht nötig. Rassenbiologisch sind diese überspannten Forderungen besonders deshalb schädlich, weil sie die Kindererziehung immer mehr verteuern und verlängern und damit den Zwang zur äußersten Beschränkung der Kinderzahl gerade für die begabten Familien immer mehr verstärken.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß die Qualität der Abiturienten heute nicht mehr dieselbe wie früher ist. Das wieder wird in unheilvoller Wechselwirkung zum Anlaß, das Abitur für Berufe zu verlangen, für die früher das Einjährige ausreichte. Auch bei den Studenten hat der 5. Deutsche Hochschultag einen Rückgang des sachlichen Wissens, der Fähigkeit zu selbständiger geistiger Arbeit und zur Handhabung der deutschen Sprache festgestellt.

Die Hauptursache dafür, daß die Leistungen an den höheren Schulen heruntergehen, liegt darin, daß heute in viel höherem Maße als früher Minderbegabte ihre Klassen füllen. Dadurch aber leiden natürlich wieder die wirklich Begabten in ihrer Ausbildung. Auch die Leistungen der Volksschule gehen herunter, weil ihr in viel größerem Ausmaß die relativ Begabteren entzogen und den höheren Schulen zugeführt werden.

Den einzigen Weg, um den geschilderten Uebeln wirklich abzuhelfen, sieht Müller in einer nach dem volkswirtschaftlichen Bedarf begrenzten Zahl der Schüler; erst so sei die Auslese der Begabten wirklich durchführbar. Für das Ende der Untersekunda schlägt Müller zwei verschiedene Zeugnisse vor, ein Abschlußzeugnis für alle, die die Klasse mit hinreichendem Erfolg besucht haben, und ein anderes für die Schüler mit wirklich guten Leistungen, das zum Eintritt in die Obersekunda berechtigt. Entsprechend sollten auch zwei verschiedene Abiturientenzeugnisse eingeführt werden, eines mit, das andere ohne Berechtigung zum Studium. Außer der Begrenzung der Zahl für die Zulassung zum Hochschulstudium fordert Müller, daß zur Immatrikulation in bestimmten Fächern, die besondere Begabung verlangen, gute Noten in den entsprechenden Fächern des Abiturientenzeugnisses erforderlich sein sollen. Man kann nur wünschen, daß die von ihm gewiesenen Wege, die wohl die einzig ehrlichen sind, die zur Ueberwindung unseres Bildungselendes führen, auch wirklich begangen werden möchten. Lenz.

Stern, W., Probleme der Schülerauslese. 50 Seiten. Leipzig. 1926. Quelle und Meyer. 1,40 M.

Der bekannte Psychologe Stern, Professor an der Universität Hamburg, bespricht in dieser kleinen Schrift, die aus einem Vortrage hervorgegangen ist, die grundsätzlichen Fragen der Auslese der Begabten, soweit sie im Rahmen der Schule vor sich gehen kann. Er vertritt den Grundsatz: „Begabung verpflichtet." „Dieser Verpflichtung jedes einzelnen, seine Gaben in möglichst wertvoller Weise zugleich sozial zu entfalten, steht nun aber auch die Verpflichtung der Allgemeinheit, des Staates, des Volkes gegenüber, die Begabungen zu pflegen und zu hüten." „Geschaffen werden müssen Einrichtungen des Aufstiegs und



Einrichtungen der Auslese.“ In den Kreisen der „entschiedenen Schulreformer“ gebe es Gegner der Auslese überhaupt. Wenn man aber die Begabten mit den minder Begabten auf die Dauer zusammen unterrichtet, so lernen die Begabten, wie Stern ausführt, nicht arbeiten. Es sei für die Erziehung wichtig, daß die Schüler lernen, auch unliebsame Pflichten mit höchstem Kraftaufwand durchzuführen. „Diese Willenszucht erhalten Hochbegabte zweifellos viel eher da, wo sie mit geistig Gleichwertigen zusammen sind, nicht dort, wo die anderen ihnen weit unterlegen sind.“ Auch für die mittelmäßig Begabten sei es besser, wenn die Hochbegabten ausgesondert würden, weil deren Anwesenheit sonst lähmend wirke. Man könne aus den Erfahrungen mit den minder Begabten lernen, die früher, als es noch keine Hilfsschulen gab, das Wettrennen mit den normalen Kindern gar nicht erst aufnahmen und hoffnungslos zurückblieben, während sie jetzt in den Hilfsschulen ihr Bestmögliches leisten. Es sei also gut, daß die Schüler nach dem Begabungsgrad gesondert würden; Unterschiede in den Klassen, die für den Unterricht anregend wirken, würden auch dann noch genügend vorhanden sein. Und im übrigen müsse das, was den Sorgenkindern recht sei, den Hoffnungskindern billig sein.

Stern tritt für eine „Auslese in Etappen“ ein; d. h. er vertritt den Standpunkt und sicher mit Recht, daß die Beurteilung der auslesewürdigen Kinder nicht nur zu einem einzigen Zeitpunkt, etwa am Schluß der Grundschule, sondern auch zu anderen Zeiten vorgenommen werden sollte. „Deshalb wird es sich empfehlen, dort, wo die Diagnose einer überragenden Begabung schon früher möglich ist, das Kind bereits nach einem oder zwei Grundschuljahren eine Klasse überspringen zu lassen.“ Im übrigen scheint Stern mir zu sehr zu Kompromissen mit der „Grundschule“ und überhaupt der gegenwärtigen Schulgesetzgebung zu neigen. Ich kann diese nur recht pessimistisch beurteilen.

Die Auslese darf nach Stern nicht nur den Lehrern überlassen werden, da deren Urteil und deren Stellungnahme sehr verschieden sein kann. Manche Lehrer stehen der Ausscheidung der fähigsten Kinder sogar grundsätzlich ablehnend gegenüber. Auch seien die Vergleichsmaßstäbe in einer Volksschule auf dem Lande andere als in einer in der Großstadt, in einer Volksschule in einem wohlhabenden Viertel andere als in einem armen Viertel. Daher sei die psychologische Begabungsprüfung ein wertvolles Hilfsmittel bei der Auswahl der Begabten. Sie könne das Urteil der Lehrer zwar nicht ersetzen, aber doch ergänzen und die Wahrscheinlichkeit von Fehlurteilen erfahrungsgemäß verringern. „Wir wollen nicht feststellen, was die Kinder gelernt haben auf der Schule, in der sie bisher waren, sondern wir wollen umgekehrt eigentlich das Unerlernbare, das, was ihnen von der Natur mitgegeben ist an Anlagen und Entwicklungsmöglichkeiten, feststellen.“ In Hamburg werden die Auslesekandidaten zu acht- bis vierzehntägigen Probeklassen vereinigt, in denen die Fähigkeitsprüfungen in den Unterricht zwanglos eingegliedert werden, und zwar derart, daß die Kinder möglichst gar nicht merken, daß sie geprüft werden.

Im Unterschied zu leider noch sehr vielen Pädagogen verkennt Stern auch die soziale Auslese in der Gliederung der sozialen Klassen nicht. „Man bedenke, daß rein erbbiologisch betrachtet die sog. gehobenen Schichten ja auch schon eine Auslese durch die Generationen hindurch darstellen, die mindestens zum

Teil eine automatische Begabungsauslese ist; denn immer wieder arbeiten sich aus der breiten Masse neue Schichten nach oben auf Grund irgendwelcher höheren Geistesfähigkeiten."

Stern glaubt sogar, daß die Bewertung der Anlagen und Fähigkeiten, die nach der Reichsverfassung für den Bildungsgang der Kinder maßgebend sein soll, eine „Wendung unserer Ethik" anzeige. Es handle sich um eine andere Wertung von Gleichheit und Verschiedenheit der Menschen. Möchte er mit dieser Hoffnung recht haben. Eine vorurteilslose Ethik hat sicher schon seit je mit der Ungleichheit der Menschen gerechnet; die herrschende Moral aber tut es heute weniger als jemals. Immerhin waren die wissenschaftlichen Tatsachen, welche die Unhaltbarkeit der Gleichheits- und Umweltslehre dartun, auch niemals so erdrückend wie heute.

Den Schluß der beherzigenswerten Schrift von Stern bildet ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur über die psychologische Seite der Schülerauslese. Lenz.

Gerstenhauer, M. R., Der Führer. Ein Wegweiser zu deutscher Weltanschauung und Politik. 171 S. Jena 1927. G. Neuenhahn. 4 M.

Verfasser, der nach einer Anzeige des Verlages Geheimer Regierungsrat ist und in Weimar lebt, sucht in dieser Schrift einen „Wegweiser zu deutscher Weltanschauung und Politik" zu geben. Zwar erhebt er nicht den Anspruch, daß die dargestellten Gedanken neu seien; er selbst habe sie schon öfter ausgesprochen, so auch in der Schrift „Rassenlehre und Rassenpflege" (seinerzeit auch im Archiv besprochen); er hielt aber eine neue Zusammenfassung für nötig, um „endlich die heißersehnte gemeinsame Plattform für die gesamte völkische Bewegung" zu schaffen. „Führen können nur beispielgebende und tatenverrichtende Männer, Persönlichkeiten von einer solchen geistigen Kraft, daß Gleichgesinnte und Gleichgeartete ihnen willig und freudig folgen. Wenn nun die Leser fühlen, daß eine solche Persönlichkeit aus einem Buche zu ihnen spricht, so kann man wohl auch das Buch einen Führer nennen."

Gerstenhauer meint: „Der völkische Gedanke, der Nationalismus, ist eine Weltanschauung." Und er sucht diese auf die platonische Ideenlehre zu gründen. „Es gibt von jedem Ding, das in der Welt der Erscheinungen vorhanden ist, eine Idee des Dinges; in jedem Wesen steckt (lebt oder schlummert) ein Bild seiner vollendeten Gestalt, dessen, was es werden kann und soll." Eine solche Idee gibt es nach Gerstenhauer auch von jedem Volke. Der völkische Gedanke, meint er, beruhe auf dem Artbegriff, wobei dieser offenbar im Sinne der Linnéschen Arten verstanden ist. Auf S. 22 sagt er sogar, daß „das Volk eine durch Abstammung hergestellte Einheit, eine Artgemeinschaft sei". Andererseits lesen wir wieder: „Rasse ist nur ein neueres und schärferes Wort für Art, es bedeutet die angeborene und vererbbare Art." „Die arische (nordische) Rasse, der das deutsche Volk angehört, ist, wie die Weltgeschichte zeigt, die eigentlich kulturschaffende." Mit Günther, den er „unseren führenden Rassenforscher" nennt, tritt er für eine Vermehrung des nordischen Rassenbestandteils im deutschen Volk ein. Zugleich aber predigt er eine „völkische Sittenlehre von der immer weiteren Vervollkommnung des Menschengeschlechts und der einzelnen Menschen" (S. 3).

Rechte Klarheit über das Prinzip der völkischen Sittenlehre, wie sie Gerstenhauer vorschwebt, bekommt man aber doch nicht. Das Wort „völkisch"

wurde vor wenig mehr als einem Jahrzehnt bei uns als eine Verdeutschung des Wortes „national" eingeführt. Gerstenhauer gebraucht beide Worte noch ziemlich gleichbedeutend, z. B. wenn er sagt: „Der Nationalismus betrachtet sich selbst als eine neue Weltanschauung und stellt eine neue Sittenlehre auf die Ethik des Nationalismus." Infolge der Einstellung derer, die sich „völkisch" nennen, ist der Sinn dieses Wortes aber bald ein engerer geworden; man setzt heute bei einem „völkisch" Gesinnten antisemitische Einstellung voraus. Eine solche zeigt sich auch bei Gerstenhauer. „Die Fragen der Staatsform, der Staatsbürgerschaft und dergleichen sind nach unserem obersten völkischen Grundsatz zu regeln, daß das deutsche Volk die Abstammungsgemeinschaft der Menschen deutschen Blutes ist. Daher können grundsätzlich nur Deutschstämmige die vollen Rechte und Pflichten deutscher Staatsbürger haben." „Die Einwanderung von Juden, insbesondere die von Ostjuden, ist überhaupt nicht mehr zu erlauben." Wie er sich die staatsbürgerliche Stellung der eingesessenen deutschen Juden denkt, sagt er leider nicht. Viele von den politischen Ausführungen Gerstenhauers sind gewiß gesund und vernünftig, andere aber recht romantisch und utopisch. Er betont zwar die Notwendigkeit der Rassenpflege; im ganzen aber gewinnt der Leser doch kein recht zutreffendes Bild von der nationalen bzw. politischen Bedeutung der Rassenhygiene. Der rasche Niedergang durch Gegenauslese, und die Mittel und Wege, durch die man ihm begegnen könnte, werden nicht genügend deutlich.

Da der Nationalismus Gerstenhauers eine neue Weltanschauung sein und eine neue Sittenlehre bringen will, so entsteht natürlich die Frage, wie er mit den anderen bei uns verbreiteten Weltanschauungen, dem Christentum und dem Sozialismus, vereinbar sei. Er meint: „Diese einheitliche, harmonische völkische Weltanschauung verträgt sich ausgezeichnet mit dem Christentum." „Es kann nur nationale Religionen geben" (S. 16). Wie Lagarde, der für ihn eine Art Prophet ist, schwebt ihm eine Synthese von Christentum und Germanentum vor. Den Sozialismus in der Form des Marxismus lehnt er ab.

Der Wert des Buches scheint mir neben manchen beherzigenswerten politischen Einzelbetrachtungen hauptsächlich darin zu bestehen, daß es völkischen Kreisen die Bedeutung der Rassenhygiene wenigstens grundsätzlich zum Bewußtsein zu bringen sucht. Eine „lückenlose Darstellung dessen, was zu einer völkischen Entwicklung des deutschen Volkes und zum Aufbau eines völkischen deutschen Staates nötig ist", wie sie im Vorwort versprochen ist, kann es indessen nicht bieten. Die Brauchbarkeit in dieser Richtung wird auch durch das Fehlen eines Registers beeinträchtigt. Lenz.

Schlickedanz, A., Sozialparasitismus im Völkerleben. Lotus-Verlag, Leipzig (Theodor Thomas Kommissionsgeschäft). Ohne Jahreszahl. 342 S.

Da es in Deutschland immer noch eine Unmenge Menschen gibt, welche das Wesen des jüdischen Volkes nicht erkannt haben, so sei auf dieses Buch eines Balten nachdrücklichst hingewiesen. Der Verf. beherrscht den Stoff in ausgezeichneter Weise, und auch derjenige, welcher sich viel mit der Judenfrage aus heißer Liebe zum Vaterlande beschäftigt hat, wird in ihm viel Neues finden. Der erste Teil behandelt mehr allgemeine Probleme unter der Ueberschrift „Rasse, Umwelt und Mitwelt". Hier wird die Entstehung des Judentums und sein Wesen,

sein Streben nach Macht und nach Lust geschildert. Im zweiten Teil („Aufstieg oder Untergang") wird gezeigt, daß die Juden ein Volk für sich sind, das sich nicht immer bemüht, seinem Wirtsvolke wirklich zu nützen, sondern es im großen und ganzen ausbeutet. Besonders ausführlich geht der Verf. darauf ein, wie das Judentum durch seine finanziellen Machtmittel die Menschen in seine Abhängigkeit bringt, und wie es durch Presse, Theater, Kinos und Schmutzliteratur jede Autorität, sei sie staatlicher, religiöser oder ethischer Natur, zu untergraben und dadurch den Ruin (s. Rußland) des betr. Volkes herbeizuführen geeignet ist. Freimaurerei und Pazifismus, Demokratie und Parlamentarismus, Versailles, der Völkerbund, die Sozialdemokratie und der Kommunismus werden uns in ihrem Zusammenhange mit dem Judentum an der Hand vieler Beispiele vor Augen geführt.

Das lebendig geschriebene Werk ist ein ergreifender Aufruf an alle denkenden Deutschen, sich der drohenden Gefahr des von den Juden planmäßig geförderten Bolschewismus noch in letzter Stunde bewußt zu werden. Das Buch ist wissenschaftlich geschrieben und bringt für alle wesentlichen Behauptungen literarische oder sonstige Belege.

Nur im biologischen Teil zeigt das Buch manche Mängel, die bei der nächsten Auflage vermieden werden sollten. Die Sacculina, welche den Taschenkrebs aussaugt, ist ein ganz extremer Fall des Parasitismus und darf nicht verallgemeinert werden; ebensowenig die Eigentümlichkeit einiger Ameisen, aus Gästen zu Parasiten geworden zu sein. Auch auf dem Gebiet der Vererbungslehre finden sich Irrtümer. Selbstverständlich ist der Verf. objektiv genug, um anzuerkennen, daß es auch viele Juden gibt, auf die der Vergleich mit Parasiten nicht zutrifft.

L. Plate.

Notizen.

Der „Baur-Fischer-Lenz" in englischer Uebersetzung.

Im Verlag Allen and Unwin, London, wird demnächst eine englische Uebersetzung der dritten Auflage der „Menschlichen Erblichkeitslehre" von E. Baur, E. Fischer und F. Lenz erscheinen. Wir freuen uns darüber besonders deshalb, weil auf diese Weise der „deutsche Gedanke in der Welt" eine Gelegenheit mehr zur Wirksamkeit gefunden hat. Die zweite Auflage ist im Jahre 1925 in schwedischer Uebersetzung erschienen (Ärftlighet och Rashygien. Till svenska av Robert Larsson, Stockholm 1925. P. A. Norstedt och Söners.)

Zeitschriftenschau.

Archiv für Dermatologie und Syphilis. Bd. 149. S. 71. **Siemens,** H. W.: Zur klinischen und histologischen Kenntnis einer nichterblichen Form der sog. Epidermolysis: Bullosis mechanica toxica ex usu arseni. Mitteilung eines Falles, in dem die sonst in charakteristischer Weise erbliche, erhöhte Disposition zu Reibungsblasen durch Arsenintoxikation hervorgerufen worden war. — S. 466. **Siemens,** H. W.: Untersuchungen über den Stoffwechsel Ichthyotischer. Mit Beiträgen zur Klinik der Ichthyosis vulgaris. Der Grundumsatz dieses häufig familiären Leidens wurde normal befunden. Familiäres Auftreten fand sich anamnestisch in etwa der Hälfte der Fälle. — Bd. 150. S. 47. **Sellei,** J. und **Berger** M.: Sarkoide Geschwülste in einer Familie. Der seltene Geschwulsttypus wurde bei fünf unter sieben Geschwistern, und zwar bei zwei Männern und drei Frauen beobachtet. — S. 80. **Siemens,** H. W.: Klinisch-dermatologische Studien über die Recklinghausensche Krankheit (mit 22 neuen Fällen). Versuche einer Abtrennung der Recklinghausenschen Krankheit von den Naevi durch genaues Studium ihrer Einzelsymptome. Insonderheit unterscheiden sich die großen Pigmentflecke der Recklinghausen-Kranken durch die Form ihres Randes von den immer damit identifizierten glatten Pigmentnaevi. Eine vermehrte Häufigkeit wirklicher Naevi war bei den Recklinghausen-Kranken des Verf. nicht festzustellen. — S. 110. **Jadassohn,** W.: Familiäre Akanthosis nigricans, kombiniert mit Fettsucht. Die Mutter und zwei von drei Kindern sind mit diesem seltenen Hautleiden, das meist die Folge eines Krebses innerer Organe und daher nichterblich ist, behaftet. — S. 165. **Martenstein,** H. und **Babowitsch** A.: Ueber Strahlenempfindlichkeit bei Xeroderma pigmentosum. Blutsverwandtschaft der Eltern lag nicht vor. Ueber die Familie ist sonst nichts angegeben. — S. 287. **Tryb,** A. und **Kogoj,** Fr.: Ueber eine chronische, papulöse, in Atrophie ausgehende Dermatose mit zeitweiser Blasenbildung. Das nicht familiär auftretende Leiden wird von den Verfassern in enge Beziehungen zu der dystrophischen Form der Epidermolysis gestellt. — S. 384. **Meirowsky** und **Spickernagel:** Ueber Vererbung und Lokalisation der Scheckenbildung sowie ihre Bedeutung für die Naevusätiologie. Mitteilung einer Familie, in der Scheckenbildung bei zahlreichen Mitgliedern in vier bis fünf Generationen als unregelmäßig dominant vererbte Anomalie vorkommt. Sorgfältige Aufzeichnungen über die Lokalisation der Scheckflecken bei neun Behafteten. — Bd. 151. S. 110. **Pulvermacher,** L.: Von der allergischen Konstitution der Haut und ihren Beziehungen zu endokrinen Drüsen. Zu kurzem Referat nicht geeignet. — S. 342. **Spiethoff:** Morbus Recklinghausen. Demonstration eines Falles. — S. 343. **Ueberschär:** Hydroa aestivalis (bullöse Varietät), Beziehungen zur Epidermolysis bullosa hereditaria? Vorstellung eines Falles. Eltern sind Geschwisterkinder. — S. 377. **Siemens:** Zur Klinik und Aetiologie der Naevi. Begründung der Anschauungen des Verfassers, nach der die Mehrzahl der Naevi entscheidend nichterblich bedingt ist. — S. 381. **Meirowsky,** gemeinschaftlich mit **Lenz,** F.: Neue Untersuchungen über die Aetio-

logie der Muttermäler. Verfasser begründen im Gegensatz zu Siemens ihren Standpunkt, nach dem die Muttermale überwiegend erblich bedingt sind. — S. 283. **Siemens:** Ueber Pigmentflecke bei Recklinghausen-Kranken und bei Normalen. Vergleiche die oben referierte Arbeit des Verfassers. — S. 384. **Siemens:** Keratosis follikularis spinulosa decalvans. Verhornungen der Haarbälge, die zu Haarverlust und quälender Bindehautentzündung führen, wurden vom Verf. bei 20 Mitgliedern einer Familie als dominant-geschlechtsgebundene Anomalie angetroffen. Mitteilungen über die Klinik und Histologie des Krankheitsbildes. — Bd. 152. S. 372. **Siemens,** H. W.: Beiträge zur klinischen Kenntnis der Lentigines. Mitteilungen über Häufigkeit, Auftreten und regionäre Lokalisation der Linsenflecke, die vom Verf. an über 300 Zwillingen beobachtet wurden. — S. 404. **Brauer,** A.: Ueber Keratoma dissipatum naeviforme palmare et plantare und Keratoma dissipatum hereditarium palmare et plantare. Mitteilung eines Falles, in dem die erbliche, knötchenförmige Verschwielung der Hand- und Fußflächen durch ein nichterbliches Muttermal imitiert wird. — S. 611. **Fischer,** G. A.: Studien über Vererbung von Hautkrankheiten. X. Die Nachkommenschaft der Recklinghausen-Kranken. Verf. fand, daß unter 466 dieser für dominant erblich gehaltenen Hautkrankheit nur in 16 % der Fälle ein Elter behaftet, nur in 18 % der Fälle behaftete Kinder vorhanden waren. Die Lebenserwartung wie auch die durchschnittliche Fruchtbarkeit der Recklinghausen-Kranken erscheint merklich herabgesetzt. — Bd. 153. S. 145. **Siemens,** H. W. und **Waardenburg,** P. J.: Ueber ausgedehnte multiple bilaterale Tierfellnaevi bei dem einen von zwei eineiigen Zwillingen. Die Zahl der Muttermale bei dem behafteten Zwilling beläuft sich auf mindestens 62, das ausgedehnteste bedeckt den größten Teil des Rückens vom Hals bis zur Gürtellinie. Der andere besitzt kein analoges Muttermal. Die Aehnlichkeit der Zwillinge ist sonst eine ganz auffallende. — S. 157, **Fuhs,** H.: Ueber Epidermolysis bullosa traumatica hereditaria (Köbner). Mitteilung von zwei Fällen, mit besonderem Eingehen auf die Histologie des Krankheitsbildes. — S. 212. **Fürst,** Kurt: Zur Vererbung der Psoriasis. In einem größeren Material fand Verf. bei 36 % der Fälle familiäres Auftreten nach Art dominanter Erbleiden. — S. 368. **Schmid-La Baume,** F.: Ein besonders exzessiver Fall von Hydroa vacciniforme. Sorgfältige klinische Beschreibung des Hydroafalles, der von E. Hofmann in erbwissenschaftlicher Hinsicht bearbeitet worden ist. — S. 418. **Stümpke,** G. und **Feuerhake,** E.: Zur Aetiologie des Morbus Darier. Mitteilung eines Falles, der mit einer Osteoporose kombiniert war. — S. 536. **Buschke,** A.: Bemerkung zu der Arbeit von A. Brauer: Ueber Keratoma dissipatum naeviforme palmare et plantare und Keratoma hereditarinum palmare et plantare. — S. 537. **Brauer,** A.: Schlußwort zu den vorstehenden Ausführungen von Prof. A. Buschke. Polemik über die Klinik und Terminologie des im Titel bezeichneten Krankheitsbildes. — S. 624. **Heymann:** Beiträge zur Kenntnis der Epidermolysis bullosa hereditaria. Mitteilung von sieben zum Teil familiären Fällen. Siemens.

Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung. Bd. XII. 1926. S. 1—49. **Hirsch,** M.: Ueber die Legalisierung des ärztlich indizierten Abortus unter besonderer Berücksichtigung eugenetischer Gesichtspunkte. Hirsch befürwortet die Unterbrechung der Schwangerschaft aus eugenischen Gründen bei folgenden Erbleiden: Retinitis pigmentosa, amaurotische Idiotie, Dementia praecox, manisch-depressives Irresein, angeborene Taubstummheit, Chorea Huntington, genuine Epilepsie. Hirsch schlägt folgende strafgesetzliche Formulierung vor: „Die Unterbrechung der Schwangerschaft ist straffrei, wenn sie durch den Arzt vorgenom-

men wird und durch die Lehren der Wissenschaft begründet ist." — S. 50—62. **Kahl:** Ueber die Legalisierung des ärztlich indizierten Abortus unter besonderer Berücksichtigung eugenischer Gesichtspunkte. Der bekannte Jurist und Politiker lehnt die eugenische Indikation zur Schwangerschaftsunterbrechung vom juristischen Standpunkt ganz entschieden ab. „Die Zulassung wäre eine Organisation zur Vernichtung menschlichen Lebens, zu der ich dem Kulturstaate das Recht abspreche." — S. 63—73. **Prange,** F:. Die Gynäkomastie des Mannes und ihre Beziehungen zur Gesamtkonstitution. Kasuistische Beiträge. — S. 112—114. **Bloch,** R.: Zölibatsklausel für Lehrerinnen und Reichsverfassung. Kritik zweier Reichsgerichtsurteile. Die Tatsache der Eheschließung kann für eine Lehrerin nicht die Dienstentlassung zur Folge haben. — S. 152—167. **Grotjahn,** F., **Straßmann,** E., **Baur, Buschke, Leppmann, Straßmann,** P., **Schubart, Vollmann** und **Bornstein:** Aussprache zu den obigen Referaten von Hirsch und Kahl über eugenische Schwangerschaftsunterbrechung. Kein Diskussionsredner teilt den Standpunkt von Hirsch; F. Straßmann, Leppmann und Bornstein schließen sich in den Hauptpunkten Kahl an. Grotjahn, Baur, P. Straßmann, Schubart und Vollmann wollen prinzipiell die eugenische Indikation nicht ausschließen. — S. 181—187. **Mühsam,** R.: Ueber den Einfluß der Hodenüberpflanzung auf Sexualität und Konstitution. — S. 236—242. **Galant,** J. S.: Konstitutionstypenlehre der Frau. Beitrag III: Der euryplastische Konstitutionstypus der Frau. — S. 252—263. **Weinberg,** M.: Kulturgeschichtliche Beiträge zur Frage der Fruchtabtreibung. — S. 305—352. **Westenhöfer,** M.: Vergleichend morphologische Betrachtungen über die Entstehung der Ferse und des Sprunggelenks der Landwirbeltiere mit besonderer Beziehung auf den Menschen. Seine Untersuchungen führen den Verfasser zu dem allen bisherigen Anschauungen entgegengesetzten Schluß, daß die phylogenetische Reihenfolge der drei Hauptgruppen der Primaten umzukehren ist in die Reihenfolge Mensch — Affe — Halbaffe. — S. 353—367. **Much,** H.: Lipoidstoffwechsel und Konstitution. — S. 388—391. **Galant,** J. S.: Konstitutionstypenlehre der Frau. Beitrag IV: Der athletische und subathletische Konstitutionstypus der Frau. — S. 409—419. **Oppenheimer,** S.: Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Rassenkunde, Rassenzucht und Konstitutionsforschung. — S. 433—445. **Sellheim,** H.: Weibliche Entwicklungsantriebe und Möglichkeiten der Geschlechtsumkehr. Bei einer 43jährigen Frau trat zusammen mit einer Eierstocksgeschwulst deutliche Vermännlichung ein, Entfernung der Geschwulst führte zur Wiederverweiblichung. — S. 478—482. **Galant,** J. S.: Konstitutionstypenlehre der Frau. Beitrag V: Der mesoplastische Konstitutionstypus der Frau. In dieser und in den vorigen Arbeiten des Verfassers wird eine Beschreibung der genannten Konstitutionstypen gegeben, auch werden die Mittelwerte einiger Körpermaße hinzugefügt; es fehlen aber Angaben über die Größe des untersuchten Materials und die Kriterien, die für die Einteilung entscheidend waren. — Bd. XIII. 1927. S. 4—25. **Sterdjukoff,** M. und **Melnikoff,** N.: Die Bedeutung konstitutioneller Faktoren bei der Schwangerschaft, Geburt und Nachgeburtsperiode. — S. 35 bis 88. **Ohyama,** I.: Beitrag zur Kenntnis der Physiologie und Pathologie des Alterns beim Menschen. Anthropologische und klinische Untersuchungen an 101 Männern und 100 Frauen jenseits des 60. Lebensjahres. — S. 261 bis 270. **Berg,** W.: Ueber weiblichen hochwüchsigen Eunuchoidismus. Beschreibung eines Falles. — S. 271—276. **Lascano,** I. C. und **Halac,** E.: Bei-

träge zur Statistik der Totgeburten. Eine vergleichende Statistik der Kliniken von Berlin, Paris, Erlangen und Cordoba (Argentinien). — S. 281—303. **Niedermeyer,** A.: Der § 218 und die Reform des Strafgesetzbuches. Das Referat begründet die Stellungnahme der Südostdeutschen Gesellschaft für Geburtshilfe und Gynäkologie zum neuen Strafgesetzentwurf. Die Unterbrechung der Schwangerschaft soll nur durch einen approbierten Arzt und nur aus medizinischer, durch die Wissenschaft anerkannter Indikation vorgenommen werden. Die soziale Indikation wird abgelehnt; die eugenische Indikation sei noch nicht genügend begründet. — S. 393—437. **Hirsch,** M.: Beckenbildung und Berufsarbeit nebst Ausführungen über die Entwicklung der Beckenform und über Wachstum und Umwelt. Neben Krankheiten (Rachitis) wirken auch Umwelteinflüsse auf die Gestaltung der Beckenform. Der Anteil der Zangengeburten und Kaiserschnitte ist bei Textilarbeiterinnen, von denen 56,8 % im 14. bis 16. Jahr in die Fabrik eintreten und die meist stehend beschäftigt sind, nahezu doppelt so groß als der des Landesdurchschnitts. — S. 458—460. **Niedermeyer:** Der § 218 und die Reform des Strafgesetzbuches. Nachtrag zu der obigen Arbeit.

O. v. Verschuer (Berlin-Dahlem).

Archiv für Frauenkunde und Konstitutionsforschung. Bd. XIII. 1927. Heft 1 u. 2. S. 1—24. **Sserdjukoff,** M. und **Melnikoff,** N. (Moskau): Die Bedeutung konstitutioneller Faktoren bei Schwangerschaft, Geburt und Nachgeburtsperiode. Die Untersuchung bezieht sich auf 1000 Fälle. Die Asthenika und alle Formen des Infantilismus repräsentieren sich als minderwertige Gruppen (größte Zahl der Frühgeburten, größere Geburts- und Nachgeburtsdauer, hoher Prozentsatz von Komplikationen und Eingriffen, geringes Gewicht der geborenen Kinder usw.). Die Pykniker stellen eine hochwertigere Gruppe dar, der jedoch der athletische Typus noch überlegen ist. Die Tatsache, daß die Mehrzahl der Frauen mit häuslicher Beschäftigung Phykniker sind und unter den Uncharakteristisch-Asthenischen eine größere Anzahl am allgemeinen öffentlichen Leben Anteil nimmt, lenkt die Aufmerksamkeit auf einen Zusammenhang zwischen Konstitution und Beschäftigung. — S. 123—139. **Michaelis,** E.: Seelenkunde als notwendiger Teil der Konstitutionsforschung. Das Verdienst der Seelenbehandlung sieht Verf. darin, daß sie die fatalistische Auffassung der Konstitution erschüttert habe. — Heft 3 u. 4. S. 201—224. **Hirsch,** M. (Berlin): Der Weg der operativen Geburtshilfe in bevölkerungspolitischer Beleuchtung. Die Arbeit ist ein Kampf gegen die operative Geburtshilfe vaginalen Weges zugunsten der abdominalen Schnittentbindung. Diese scheint Verf. berufen, Mutter und Kind aus der Gefährdung, die die Geburt heute noch zum großen Teil für beide bedeutet, zu retten. — S. 271—276. **Lascano,** J. C. und **Halac,** E. (Corboda): Beiträge zur Statistik der Totgeburten. Die hohe Zahl der Totgeburten wird im wesentlichen durch zwei Faktoren bestimmt: 1. durch die Syphilis, die z. B. in Corboda allein 50 % der Totgeburten bedingt; 2. schlechte, nicht sachkundige Geburtshilfe bei der Masse der Bevölkerung. — Heft 5. S. 393—437. **Hirsch,** M. (Berlin): Beckenbildung und Berufsarbeit nebst Ausführungen über die Entwicklung der Beckenform und über Wachstum und Umwelt. Verf. hebt die Berufsarbeit jugendlicher Mädchen als ätiologisches Moment für enge und schmale Becken hervor und versucht durch statistisches Material den Kausalzusammenhang zwischen Berufsarbeit und Körperhaltung für die einzelnen weiblichen Berufe klarzulegen. — S. 449—457. **Lipschütz,** A. (Concepcion, Chile): Sind die Sexualhormone geschlechtsspezifisch? Verf. bekennt sich zu der Auffassung Steinachs, daß die Hormone des Eierstocks und des Hodens verschieden sind und daß sie nur die Merkmale des bezüglichen Geschlechts zu fördern vermögen.

A. Kasten (Berlin).

Beiträge zur Klinik der Tuberkulose. Bd. 66. 1927. S. 195—212. **Budai,** St.: Ueber Konstitutionsschädigungen durch Tuberkulose. An Hand von Kranken- und Familiengeschichten legt Verfasser dar, daß die Tuberkulose die Gesamtverfassung des Körpers derart schädigen kann, daß die Neigung zu verschiedenen Erkrankungen erhöht ist. Diese erhöhte Krankheitsbereitschaft soll sich auch noch bei den Kindern zeigen. — S. 391—394. **Kallabis,** B.: Blutgruppenbestimmung und Tuberkulose. O. v. Verschuer (Berlin-Dahlem).

Dermatologische Wochenschrift. Bd. 82. S. 317. **Callomon,** F.: Granuloma annulare bei Mutter und Tochter nebst Bemerkungen zur Kasuistik und Therapie der Erkrankung. Das Vorkommen dieses Leidens bei Verwandten kann zugunsten einer familiären Disposition gedeutet werden. Wie die Photographien zeigen, war auch die Lokalisation bei beiden Fällen auffallend ähnlich. Anzeichen von Tuberkulose waren weder bei der Mutter noch bei der Tochter nachweisbar. — S. 462. **Sklarz,** E.: Symmetrische Gesichtsnaevi als rudimentäre Sinnesorgane. Die Auffassung der linsengroßen, oft behaarten Muttermäler des Gesichtes als rudimentäre Sinnesorgane, die erstmalig von Mac Donagh ausgesprochen wurde, ist von phylogenetischem Interesse. Verf. vergleicht die Naevi mit den Tasthaaren der Hunde und gibt interessante histologische Befunde. — Bd. 83. S. 1435. **Foerster,** A.: Naevi spili der Mundschleimhaut bei Vorhandensein von Naevi spili der Haut in ausgedehnter, ungewöhnlicher Form. Beschreibung dieser auffallenden nichtfamiliären Hautmißbildung, die vom Verf. als eine möglicherweise keimplasmatisch bedingte Rückbildungserscheinung aufgefaßt wird. — S. 1669. **Polak,** A. J.: Hereditäre Vitiligo. Mutter und beide Töchter behaftet, beide Söhne frei. Es handelt sich um eine europäische, in Indien lebende Familie. In Indien scheint dem Verf. die Vitiligo seltener vorzukommen als in Europa. — Bd. 84. S. 89. **Fischer,** G. A.: Recklinghausensche Krankheit und Muttermäler. Verf. widerlegt die herrschende Ansicht, daß bei der Recklinghausenschen Krankheit Muttermale gehäuft anzutreffen seien. Denn bei 466 Literaturfällen fand er keinen einzigen sicheren pigmentierten, behaarten oder verrukösen Naevus von größerer Ausdehnung und nur ein einziges sicheres Gefäßmal. — S. 144. **Behdjdet:** Recklinghausensche Krankheit und kongenitale Syphilis. Verf. beschreibt zwei Fälle von Recklinghausenscher Krankheit, bei denen er, ohne beweisende objektive Anhaltspunkte zu haben, glaubt, daß dem Leiden kongenitale Syphilis zugrunde liege. Die Erbätiologie der Recklinghausenschen Krankheit wird nicht erörtert. — **Haxhausen,** H.: Ein Fall von Hydroa aestivale ähnelt dem Lichtausschlag bei einem Patienten mit Hämatoporphyrinurie, hervorgerufen durch Luminal. Die erste Beobachtung, welche zeigt, daß die sicher zum Teil erblich bedingte Hydroa durch einen toxischen Luminalausschlag nachgeahmt werden kann. — S. 849. **Poll,** H.: Erbkunde der Haut. Vortrag, in dem die große Bedeutung der Vererbungsbiologie für die Lehre von den Hautkrankheiten eindrucksvoll dargelegt wird. Siemens.

Dermatologische Zeitschrift. Bd. 44. S. 189. **Miescher,** G.: Drei Fälle von familiärer Keratose der Haut und Schleimhäute, kombiniert mit Blasenbildung und kolloider, zu schweren Funktionsstörungen (Larynxstenose) führender Schleimhautdegeneration. Drei Geschwister blutsverwandter Eltern werden beschrieben, bei denen das im Titel charakterisierte, ganz atypische Hautleiden entwickelt war. — S. 235. **Gollmer,** E. A.: Ein Fall von Erythrodermia ichthyosiformis congenita (Brocq) bzw. Keratosis rubra congenita (Rille). Nichtfamiliärer Fall, Eltern nicht blutsverwandt, klinisches Bild atypisch. — Bd. 46. S. 168. **Siemens,** H. W.: Zum Stu-

dium der Abortivformen der Recklinghausenschen Krankheit. Mitteilungen über die Ergebnisse der Untersuchungen von 32 Verwandten Recklinghausen-Kranker. Schilderung einer noch nicht beschriebenen Abortivform, die aus kleinen, sommersprossenähnlichen Pigmentflecken besteht und bei drei nahen Verwandten Recklinghausen-Kranker beobachtet wurde. — Bd. 47. S. 184. **Bruck,** W.: Zur Frage der Entstehung der Naevi. Mitteilung eines familiären Falles von Unnascher Teleangiektasie am Hinterhaupt, sowie Beschreibung und Abbildung einer Patientin mit Akanthosis nigricans, bei der im Verlaufe der Krankheit typische Naevi spili auftraten. Diese Naevi sind hier also offenbar nicht erblicher Natur. — Bd. 48. S. 176. **v. Heiner,** L.: Beiträge zur Erblichkeit der Psoriasis. Familiäres Auftreten ist bei Psoriasis häufig. Verf. beobachtete einen konjugalen Psoriasisfall mit drei Kindern, von denen zwei Psoriatiker waren. Der eine dieser beiden hatte drei hautgesunde, der andere vier psoriatische Kinder. Verf. schließt daraus auf Homozygotie desjenigen Kranken, der die vier psoriatischen Kinder hatte. Seine Psoriasis zeigte keine Abweichungen von dem gewöhnlichen Krankheitsbild. — S. 267. **Kauftheil,** L.: Ueber einen Fall von Atrichia congenita. Die angeborene Haarlosigkeit trat bei zwei von vier Geschwistern auf. Da in der übrigen Verwandtschaft keine ähnliche Krankheit anzutreffen war, glaubt der Verf., daß es sich nicht um einen erblichen Defekt handle, sondern um eine Keimschädigung, die durch Zustände des mütterlichen Organismus während der Schwangerschaft, also z. B. durch zu wenig Fruchtwasser oder abnorme Stoffwechselvorgänge bedingt werde. Als Analogie erinnert er an die Haarlosigkeit neugeborener Ratten durch Verfütterung von Thallium an die Mutter. (Hier liegt allerdings keine Keimschädigung sensu strictiori vor. Die Frage der Rezessivität wird nicht erörtert. Ob Blutsverwandtschaft der Eltern besteht, ist nicht angegeben.) — Bd. 50. S. 294. **Klövekorn,** G. H. und **Simon,** A.: Die Bedeutung der Blutgruppenuntersuchung bei Haut- und Geschlechtskrankeiten. Verfasser fanden bei Lues ein schnellers Negativwerden der Wassermannschen Reaktion bei den Kranken mit Blutgruppe 0, bei Gonorrhöe und Hautkrankheiten, wie Psoriasis, Ekzem, Lupus, Pilzerkrankungen, fanden sie keine Anhaltspunkte für eine Korrelation zwischen Blutgruppe und Krankheit. Die Blutgruppenzugehörigkeit wird vielleicht eine Rolle spielen bei erblichen Dermatosen sowie bei Schwangerschaftsdermatosen, welche ja durch ungleiche Blutgruppenzugehörigkeit von Mutter und Kind verursacht oder mitverursacht sein könnten. Siemens.

Deutsches Archiv für klinische Medizin. Bd. 154. 1926. S. 287—295. **Wiechmann,** E. und **Paal,** H.: Ueber Hypertonie, insbesondere über die Blutgruppen der Hypertoniker. Bei 500 Personen — zum größten Teil im Rheinland geboren — mit einem Blutdruck über 160 mm Hg ergab die Untersuchung der Blutgruppen folgende Unterschiede: Gruppe *B*: 15,5 $\pm$ 3 $\times$ 1,5 % und Gruppe *AB*: 10,0 $\pm$ 3 $\times$ 1,3 %; die entsprechenden Werte für „normale" Kölner sind: 11,0 $\pm$ 3 $\times$ 0,95 für Gruppe *B* und 2,5 $\pm$ 3 $\times$ 0,46 % für Gruppe *AB*. In 38,4 % der Fälle wurde angegeben, daß eins oder auch beide der Eltern an Herzleiden, Herzschlag, Wassersucht oder am Schlaganfall gestorben seien. O. v. Verschuer (Berlin-Dahlem).

Fortschritte auf dem Gebiete der Röntgenstrahlen. 1926. Bd. 34. S. 728—738. **Weber,** E.: Schädigungen des Kranken und des Personals im Röntgenbetriebe und deren Prophylaxe. — S. 968—970. **Herzog,** A.: Angeborener Radiusdefekt mit Verbildung der Handwurzelknochen. Großeltern, Eltern, Geschwister und Kinder des 31jährigen Probanden sind frei von Mißbildungen. — Bd. 35. 1927. S. 913—928. **Jungmann,** M.: Die Röntgenfrühdiagnose der Schwangerschaft. Der Röntgennachweis des Fötus ist von der achten bis neunten Woche der Schwangerschaft an möglich. „Die Methode wird

wohl bald für die Diagnose der Schwangerschaft größere Bedeutung und Verbreitung gewinnen." Daß wir damit auf dem besten Wege zur systematischen Erbschädigung sind, hat der Verfasser übersehen; er glaubt: „Die Methode ist vollkommen unschädlich für Mutter und Kind." — Kongreßheft S. 30—41. Referat III: Ovarienbestrahlung und Nachkommenschaft. Referenten: **Martius** und **Nürnberger**. — S. 42—44. **Wintz** und **Flaskamp:** Zur Frage der Schädigung der Nachkommenschaft durch Röntgenstrahlen. — S. 45—52. **Dyroff,** R.: Experimentelle Beiträge zur Frage der Nachkommenschädigung durch Röntgenstrahlen. — Bd. 36. 1927. S. 376—377. **Bergerhoff,** W.: Kongenitaler doppelseitiger Radiusdefekt. Ein 22jähriger Mann hat doppelseitige Klumphände. Rechts fehlen Radius und Os naviculare, links sind das Os naviculare vollständig, der Radius rudimentär angelegt vorhanden. Die Eltern und acht Geschwister zeigen die Anomalie nicht, andere Familienmitglieder sollen sie nie gehabt haben. — S. 407—409. **Herzog,** A.: Mißbildungen im Ellenbogengelenk. Eine unbekannte Anomalie. Dieselbe Anomalie am Olekranon zeigte sich bei einer 26jährigen Frau, ihrer 16jährigen Schwester und ihrem 56jährigen Vater. Die Großmutter soll sie auch besessen haben. Rötgenologisch fand sich Unterteilung einer breiten Fossa olecrani in einen lateralen und in einen tiefen medialen Rezessus, das Olekranon war wenig gebogen und schmal. — S. 410—411. **Levy-Dorn:** Referat aus dem Sonderausschuß für die Beurteilung von Röntgenschädigungen und zum Studium ihrer Verhütung. 27. 4. 1927. — S. 638—642. **Heitzmann,** O.: Der Wert der Röntgenaufnahme zum exakten Nachweis der Trächtigkeit in Tierexperimenten. — S. 673—674. **Schwartz,** E.: Kongenitaler Defekt der Tibia. Bei einem 3½jährigen Mädchen fehlen einseitig Tibia und Patella vollständig. Die Familie soll gesund sein. — S. 778—786. **Rosenzweig,** B. K.: Berufliche Erkrankungen der Röntgenologen und ihre Prophylaxe. Uebersichtsreferat. — S. 807—814. **Tomesku,** I.: Angeborene Mißbildungen der Vorderarmknochen. Beschreibung zweier Fälle von einseitigem Defekt der Ulna (in dem einen Fall proximale Hypoplasie bei gleichzeitigem Mangel der distalen Hälfte und beider letzten Finger, im anderen Fall distale Hypoplasie der Ulna ohne sonstige Störung). In beiden Fällen soll in der Familie keinerlei Anomalie festzustellen sein. — S. 1045—1049. **Drlak,** F.: Ueber angeborene Natizephalie. Beschreibung einiger Fälle dieser Anomalie, „die sich in einer flächenhaften exzentrischen Verdickung der einzelnen Segmente des Schädels, und zwar am stärksten des Parietale, äußert, wobei die Verdickung gegen die Nahtlinien zu abnimmt".

O. v. Verschuer (Berlin-Dahlem).

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. 124. Bd. (1926). S. 30—40. **Mann,** F. K.: Zur Frage der steuerlichen Lastenverteilung. Entgegen Wagners Prinzip der (doppelten, finanziellen und sozialpolitischen) Steuergerechtigkeit, aber auch entgegen Amonns Begriff der Steuer als eines „Abzugs vom Einkommen der Besteuerten zugunsten des Staates" „ohne Verschiebung in der Einkommensverteilung, in den verhältnismäßigen Anteilen der Besteuerten am Gesamtertrag der Volkswirtschaft", woraus Amonn die Progression ableitet, glaubt M. nur durch gesonderte Betrachtung der Einnahmekategorien das Wesen der Steuer erfassen zu können. — S. 513—534. **Wolf,** E.: Die soziologischen Grundlagen der Wohlfahrtspflege und des Fürsorgeproblems. Erscheinungen, Wirkungen und Heilmittel der Armut und der Fürsorgebedürftigkeit werden unter soziologischen Gesichtspunkten übersichtlich behandelt. — 125. Bd. (1926). S. 35—47. **Brauer,** Th.: Das Wesen des Proletariats. Zustimmende Besprechung der Abhandlung Götz Briefs über das gewerbliche Proletariat im Grundriß der Sozialökonomik (Abt. IX, Teil I). — S. 52—59. **Heyer,** F.: Die Agrarpolitik der

konservativen Regierung in England. Durch Lloyd Georges radikales liberales Agrarprogramm angereizt, legte Anfang Februar 1926 auch die konservative Partei ihre Agrarpolitik dar, die die bisherige Agrarverfassung im wesentlichen nicht antastet. „Eine Reform des britischen Pachtsystems ist daher erst dann zu erwarten, wenn einmal die Arbeiterpartei mit einer unabhängigen Mehrheit ans Ruder kommen sollte." — S. 251—257. **Feld,** W.: Die Leistungen der privaten Fürsorge in der Schweiz. — S. 437—456. **Vogel,** E. H.: Amerikanische Betriebssysteme und ihre Anwendbarkeit auf das deutsche Wirtschaftsleben (Taylor, Ford, Gantt). Den Fordismus mit seiner konsequenten Preisherabsetzungspolitik hält Verf. vorerst nicht für übertragbar auf deutsche Verhältnisse; dagegen danken wir nach seiner Meinung den Taylorschen Methoden schon heute viel und haben noch viel zu lernen. Die Rationalisierung des gesamten industriellen Produktionsprozesses (Ganttsches Kartensystem!) hält der Verf. für das Kernproblem in unserer Lage. — S. 480—488. **Schmölders,** G.: Der soziale Alkoholismus und seine statistische Erfassung. Verfasser lehnt einzelne statistische Symptome (z. B. Kopfkonsum) als Gradmesser des Alkoholismus eines Landes ab, bezweifelt auch ihre internationale Vergleichbarkeit. Erst mehrere Symptome (Verwendung des Alkohols, Rauschhäufigkeit usw.) nebeneinander ergeben ein zuverlässiges Bild. — S. 539—576. **Sperlich,** O.: Untersuchungen über Getreidemonopole. Das Monopol in der Schweiz. — 126. Bd. (1927). S. 113—120. **Honegger,** H.: Produktivität und Soziabilität. Versuch einer sozialen Begründung des Begriffs der marktwirtschaftlichen Ergiebigkeit. Es müsse zwischen scheinbarer, vorübergehender und wirklicher oder dauerbarer Produktivität unterschieden werden. Wahre, nachhaltige Produktivität „ist gleich Soziabilität". — S. 121—154, 258—287. **Reichardt,** E. W.: Das Gewerbe im alten Griechenland und das kapitalistische Gewerbe. Wegen des geringen Umfanges des gewerblichen Großbetriebes im Altertum und bei der großen Rolle, die die Sklaverei in ihm spielte, kann man die griechische Wirtschaft nicht als kapitalistische Verkehrswirtschaft ansprechen. Interessant ist die nach Sombartscher Methode erfolgende Untersuchung der Bedeutung von Quantität und Qualität („Volksmentalität und Zeitgeist") der Bevölkerung für die antike Wirtschaft. — S. 166—192. **Sperlich,** O.: Untersuchungen über Getreidemonopole. Das Monopol in Norwegen. Im Gesamturteil über den volkswirtschaftlichen Nutzen des staatlichen Handelsmonopols mit ausländischem Getreide glaubt der Verf. im Gegensatz zu Stieda u. a. auf Grund der Erfahrungen, die in der Schweiz und in Norwegen gemacht wurden, skeptische Zurückhaltung üben zu müssen, obschon er die Vorteile des Monopols für die Landwirtschaft nicht verkennt. — S. 225—257. **Back,** J.: Nationalökonomie und phänomenologische Philosophie. — S. 357—368. **Schack,** H.: Der moderne Kapitalismus und die Arbeiterschaft (Eine morphologische Untersuchung). Der Kapitalismus erscheint dem Verf. als die typische rationale Lebensform, die Welt des Arbeiters als größtenteils traditionalistisch-irrationale (im Gegensatz zu Sombarts Auffassung, mit der Verf. sich leider nicht auseinandersetzt). „Kapitalismus und Arbeiterschaft werden sich nur auf der Linie des Fortschritts finden." Der Gedankengang des Verf. ist nicht recht überzeugend. — S. 417—430. **Kasten,** A.: Gesundheitsstatistik und Soziologie. Ergebnis: Die Soziologie gewinnt durch die „quantitative Beleuchtung der Erscheinungen" seitens der Gesundheitsstatistik „einen exakten Hintergrund". Die soziologische Orientierung dagegen kann dem Gesundheits- und Bevölkerungsstatistiker „dazu verhelfen, die schematisierende Betrachtungsweise und die Starrheit, die in der Methode der Fragebogen liegt, zu überwinden" und so „den immer neuen Aufgaben,

die die Problematik der gesundheitlichen Verhältnisse dem Forscher stellt, gerecht zu werden". — S. 431—445. **Feld,** W.: Die Fürsorgestatistiken von Amsterdam. Ein Vorbild. Zugleich ein Beitrag zur Methodik der Fürsorge-Finanzstatistiken. — S. 497—550; 731—773. **Kröger,** H.: Das magische Erlebnis in den Anfängen der wirtschaftlichen Arbeit. Auf breiter, zum Teil sehr interessanter ethnologischer Materialbasis fußend, zeigt Kröger ein psychologisches Entwicklungsgesetz auf: „Eine Entwicklung setzt eine Energiestauung voraus; die Verwertung dieser aufgestauten Energien ist vorwiegend geistig bedingt." „Das magische Erlebnis . . . ist die psychologische Ursache oder besser Bedingung für die Entstehung zahlreicher Betätigungsformen des Menschen in der Wirtschaftskultur", die danach geistig bedingt sei; dies sei eine „Widerlegung der materialistischen Geschichtsauffassung als des alleinigen Entwicklungsprinzipes." — S. 823—828. **Krische,** P.: Die Umschichtung des Proletariats im elektrischen Zeitalter. Während im Dampfzeitalter der Bergmann und der industrielle (insbesondere der Metall-) Arbeiter die Kerntruppe des Proletariats bildete, wird mit steigender Elektrifizierung der Wirtschaft ein neuer Typ des „gehobenen qualifizierten Arbeiters" vom sozialen Gepräge des technischen Angestellten vorherrschend werden. Verf. sieht in den Ergebnissen der Berufszählung von 1925 eine Bestätigung seiner Hypothese. — S. 829—833. **Fehlinger,** H.: Statistik der Betriebsunfälle und Gewerbekrankheiten in Großbritannien. — 127. Bd. (1927). S. 52—67. **Apolant,** H. A.: Der Typus der „Wirtschaftsfriedlichen". Die wirtschaftsfriedlichen oder „gelben" Arbeiterverbände rekrutieren sich zum großen Teil aus Parasitennaturen, ferner ist für sie typisch, daß ihre Mitglieder ein höheres Durchschnittsalter aufweisen. In einigen Betrieben sollen sie auch eine bestimmte „Elite" umfassen: jene, die an der oberen Lohngrenze ihres Standes angelangt sind und daher einen Wechsel des Beschäftigungsplatzes scheuen. Heute seien diejenigen gelben Verbände die wertvollsten, die sich nicht in Abhängigkeit vom Unternehmer begeben, die also wenigstens teilweise, ähnlich den eigentlichen Gewerkschaften (den „Kampfverbänden"), die Standesehre zu wahren wissen. — S. 68 bis 72. **Fehlinger,** H.: Statistik der Kranken- und Invalidenversicherung in Großbritannien. — S. 87—91. **Elster,** K.: Die Volksgesundheitspflege im Gouvernement Moskau. Die Arbeiterwohnverhältnisse hätten sich durch Beseitigung der Kellerwohnungen und Massenquartiere gebessert. Sterblichkeit 1913: 25 ‰, 1923/24: 14,5 ‰. Kindersterblichkeit 1913: 28,5 % 1924: 17 %, Tuberkulosesterblichkeit 1913: 2,67 ‰, 1924: 1,6 ‰. Typisch sei die stark wachsende Inanspruchnahme der sanitären Einrichtungen und Beratungsstellen. — S. 92—115. **Burkhardt,** F.: Dynamische und soziologische Probleme in der Statistik der Mortalität der Ehelichen und Unehelichen. „Die Uebersterblichkeit der Unehelichen ist bei den Mädchen größer als bei den Knaben", da das weibliche Geschlecht von den äußeren Lebensbedingungen stärker abhängig sei als das männliche; sie sei ferner „um so größer, je geringer die Sterblichkeit an sich ist"; der Rückgang der Sterblichkeit der Ehelichen sei meist relativ stärker gewesen als der der Unehelichen, insbesondere je seltener die Unehelichkeit an sich ist. Dasselbe gilt auch für die vorgeburtliche Sterblichkeit. Ungünstige äußere Verhältnisse wirken auf Sterblichkeit und Totgeburtlichkeit der Ehelichen und Unehelichen ausgleichend ein und umgekehrt. Legitimierung wirkt günstig. — S. 193—205. **Emge,** C. A.: Was heißt konservativ? Die konservative Anschauung bedeutet: 1. Die Einheit des Direktiven; 2. die Einheit des direktiven Bezugs; 3. die Besonderheit des uns angehenden Direktiven; 4. die unter dem Gesichtspunkt des Direktiven unveränderbare Kontingenz des Bezugs. — S. 206—278. **Hantos,** E.: Die Ergebnisse der Weltwirtschaftskonferenz. — S. 279—296. **Heyer,** F.: Das

neue britische Gewerkschaftsgesetz. Die Hauptzüge des „Trades Disputes and Trade Unions Act 1927“ sind: Ungesetzlichkeit des Generalstreiks und der „Einschüchterung“ (niemand darf durch Drohungen zur Arbeitseinstellung gezwungen werden); niemand darf gegen seinen Willen dazu gepreßt werden, Beiträge zu dem Fonds einer politischen Partei zu zahlen; ferner haben Staatsbeamte dem Staat unbedingte Gefolgschaft zu leisten. — S. 492—500. **Röpke,** W.: Die Gewerkschaftsbewegung in den Vereinigten Staaten. Die Prosperität hat die Gewerkschaften weiter denn je vom Sozialismus entfernt. Da man ihn trotzdem fürchtet, ist man nach dem Wort eines Industrieführers bemüht, ein gesellschaftliches System zu konstruieren, „das die Besitzenden mit einem vielleicht sogar noch größeren Grade von Sicherheit in ihrem Besitze bestätigt, während die Nichtbesitzenden in ihrem Bestreben, Besitzende zu werden, ermutigt und gefördert werden sollen“. — S. 501—504. **Fehlinger,** H.: Ergebnisse der Arbeitslosenversicherung in Großbritannien. — S. 518—523. **Elster,** K.: Das Obrich-Institut zur Bekämpfung der Berufskrankheiten in Moskau. — S. 577—596. **Lamprecht,** A.: Vom Sachgut zur sozialen Willensfunktion. (Methodologische Untersuchung.) — S. 919—931. **Flaskämpfer,** P.: Die logische Natur der quantitativen statistischen Merkmale mit besonderer Berücksichtigung des Problems der Gruppenbildung. Entgegen der Žižekschen Einteilung wird eine Einteilung der statistischen Merkmale nach dem Gesichtspunkt der quantitativen Abstufbarkeit oder Nichtabstufbarkeit vorgeschlagen. Die Anwendbarkeit wird gezeigt an den beiden Grundformen quantitativer Gruppen: solche mit von vornherein festgesetzten Grenzpunkten und solche nach der Galtonschen Methode („der perzentilen Grade“). — S. 932—954. **Lehfeldt,** B.: Das Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung. — S. 992 bis 1001. **Morgenroth,** W.: Die Nürnberger Tagungen der deutschen Statistiker vom September 1927 (Bericht). — 128. Bd. (1928). S. 38—48. **v. Dietze,** C.: Ueber ländliche Siedlung. (Antrittsrede.) „Bevölkerungspolitisch ist die ländliche Siedlung vor allem insofern von Wichtigkeit, als sie gleichbedeutend mit einer Verdichtung der ländlichen Bevölkerung ist, d. h. gerade einer Vermehrung des Volksteiles, der die beste Gesundheit und die größten Geburtenüberschüsse aufzuweisen hat.“ — S. 49—75; 222—260. **v. Schullern-Schrattenhofen:** Ueber einige Nebenfragen des Bevölkerungswesens (s. Referatenteil). — S. 105—109. **Fehlinger,** H.: Die Herkunft der Bevölkerung Kanadas. Bis zur Jahrhundertwende war die Bevölkerung zu etwa 85 % bodenständig, nur verschwindend wenig Fremdgebürtige kamen von nichtangelsächsischen Ländern. Auch jetzt noch machen die Fremdgebürtigen (aus nichtbritischen Ländern) nur ein Zehntel der Bevölkerung aus, wovon wiederum fast die Hälfte aus den Vereinigten Staaten stammt. — S. 161—180. **Surányi-Unger:** Die Wirtschaftstheorie bei Sombart. Die Wirtschaftstheorie ist in Sombarts historisch-kausaler Gesamtdarstellung nicht das Wesentliche. Es werden seine Beziehungen zu den einzelnen Schulen beleuchtet, insbesondere zum Marxismus. „Der große Unterschied zwischen der Marxschen Wirtschaftstheorie und dem Lehrgebäude Sombarts ist, daß diesem der Gedanke einer allgemeinen dialektischen Entfaltung, einer entsprechend bestimmten Entwicklung des Wirtschaftslebens sowie einer ethischen Wertung der nationalökonomischen Zusammenhänge fernbleibt.“ — S. 181—206. **Albrecht,** G.: Wandlungen in Wesen und Aufgaben der Sozialpolitik. Während vordem (Bismarck!) die Sozialpolitik lediglich die Bekämpfung von Auswüchsen einer sonst hemmungslosen kapitalistischen Erwerbswirtschaft im Interesse der Arbeiter sich als Ziel stellte, ist ihre für Gegenwart und Zukunft entscheidende Aufgabe, „diese Sozial- und Wirtschaftsordnung selbst einem neuen Zeitgeiste anzupassen“, im Sinne einer

grundsätzlichen Korrektur auf sie einzuwirken. Dies wird im einzelnen belegt. — S. 265—272. **Schmölders,** G.: Kriminalität und Konjunktur. Die Lehren der Reichskriminalstatistik 1923—1925. Die schlechte Konjunktur (Arbeitslosigkeit) wirkte in der Nachkriegszeit bei Diebstählen überhaupt nicht, bei Betrugsfällen nur sehr bedingt im Sinne einer Steigerung der Kriminalität. Aber auch der andere früher vermutete Kausalzusammenhang: gute Konjunktur und Alkoholgenuß — häufigere Körperverletzungen erweist sich aus dem zugrunde gelegten Material nicht. Verf. meint, daß vielmehr der Alkoholmißbrauch „häufig auf dem gleichen primären Kausalitätsfaktor einer allgemeinen Minderwertigkeit des Individuums beruht wie die Kriminalität". — S. 866—899. **Willeke,** E.: Die Ideenwelt des deutschen Syndikalismus. — S. 900—904. **Winkler,** W.: Die XVII. Tagung des Internationalen Statistischen Instituts in Kairo. (Bericht.) K. V. Müller.

Mitteilungen der Bureaus für Genetik und Eugenik. Leningrad. Nr. 5. 1927. S. 126. (Russisch.) **Philiptschenko,** J.: Ueber den absorbierenden Einfluß der Kreuzung. Diese Erscheinung spielte vor dem Mendelismus eine gewisse Rolle in der Wissenschaft, läßt sich aber jetzt einfach als Wirkung verschiedener Modifikatoren auf die Grundgene erklären. Diese an verschiedenen Weizensorten gewonnene Erfahrung hat auch für den Menschen Gültigkeit und kann zur Erklärung der Absorption der geistigen und speziell der musikalischen Begabung dienen. — **Lus,** J.: Artkreuzungen von Poephagus grunniens und Bos taurus. Mit 4 Tafeln. — **Dobzhansky,** Th.: Zur Frage der Vererbung der Farbe und Zeichnung beim kirgisischen Pferde. Mit 2 Tafeln. — **Liepin,** T.: Die geographische Variabilität des persischen Weizens. S. Weißenberg.

Strahlentherapie. 1927. Bd. 24. S. 412—438. **Wintz,** H.: Erfahrungen mit der Beeinflussung innersekretorischer Drüsen durch Röntgenstrahlen. Die Arbeit enthält Beiträge zur Wirkung der Röntgenstrahlen auf das Ovar. — S. 733—735. **Heimann,** F.: Eierstockschwachbestrahlung und Schwangerschaft. Mitteilung zweier Fälle: Bestrahlung wegen Amenorrhöe, danach Konzeption, Geburt eines gesunden Kindes. In dem einen Fall ergab histologische Untersuchung des Eierstockes keine nachweisbaren Veränderungen. — Bd. 25. S. 702—707. **de Nobele** und **Lams:** Ueber die Wirkung der Röntgenstrahlen auf die Schwangerschaft und die Entwicklung des Foetus. Ergebnisse von Bestrahlungen an trächtigen Ratten und Meerschweinchen. — Bd. 26. S. 286—292. **Karg,** C.: Schwangerschaft nach und bei Gebärmutterkrebs. Kasuistische Beiträge. Zwölf Fälle wurden bei bestehender Schwangerschaft mit Radium bestrahlt. — S. 799—801. **Feldweg,** P.: Ein ungewöhnlicher Fall von Fruchtschädigung durch Röntgenstrahlen. Eine 36jährige Frau, die bereits 6 gesunde Kinder geboren hatte, erhielt in den ersten 4—6 Schwangerschaftswochen eine Kastrationsbestrahlung. Die Frucht zeigte schwere Schädigungen an beiden Unterarmen (mißbildete Finger, fehlende Knochenkerne, Fehlen beider Radii) und starb einige Tage nach der Geburt. O. v. Verschuer (Berlin-Dahlem).

Weltwirtschaftliches Archiv. Bd. 27 (1928). S. 143—173. **Andreae,** W.: Das Werk Othmar Spanns. — S. 122*—162*. **Brissenden,** P. F.: Changes in the purchasing power of manufacturing labor incomes in the United States, 1899—1925. Sehr eingehende Darstellung der Entwicklung der nordamerikanischen Löhne, zugleich mit einer Fülle statistischen Materials, zum Teil in übersichtlicher graphischer Auswertung. Die Wirkungen von Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit sowie von Schwankungen des Lebenshaltungsindex auf die Reallohnhöhe werden einwandfrei berücksichtigt. — S. 162*—179*. **Lestschinsky,** J.: Die berufliche Zusammensetzung der jüdischen Einwanderung in die

Vereinigten Staaten 1900—1925. Innerhalb der während der Berichtszeit 10,3 % der Gesamteinwanderung stellenden jüdischen Bevölkerung waren 82 % beruflich Inaktive, bei den Nichtjuden 37 %. Innerhalb der wirtschaftlich aktiven jüdischen Einwanderergruppe nimmt in letzter Zeit der Anteil der beruflich Qualifizierten stetig ab — im Gegensatz zu dem Verhältnis bei den nichtjüdischen Einwanderern. Interessante Vergleiche mit der beruflichen Gliederung der jüdischen Bevölkerung in den Ausgangsländern machen die Darstellung besonders wertvoll. — S. 382*—402*. **Heyde,** L.: Chronik der internationalen Sozialpolitik. — S. 402*—407*. **Halberstaedter,** H.: Die vierte Internationale Konferenz für Psychotechnik. K. V. Müller.

Zeitschrift für klinische Medizin. Bd. 104. 1926. S. 473—489. **Offergeld:** Anaemia perniciosa und Schwangerschaft. · Mitteilung eines solchen Falles. — S. 524—529. **Wyschegorodzewa,** W. D.: Zur Frage der Autohaemagglutination. — Bd. 105. 1927. S. 217—227. **Grotel,** D. M.: Beiträge zur Konstitutionsforschung. 1. Urikämie und Konstitution. — S. 228—244. **Mjassnikow,** A. L.: Beiträge zur Konstitutionsforschung. 2. Blutcholesteringehalt und Konstitution. Etwa 100 Personen wurden auf Beziehungen zwischen Konstitution und Morbidität untersucht. Die Konstitutionseinteilung in Hyper-, Normo- und Astheniker erfolgt auf Grund des Pignetschen Index; andere Merkmale wie Körperbau, Thoraxform usw. sollen auch berücksichtigt worden sein. — S. 594—601. **Berliner,** M. und **Arendt,** J.: Konstitution und Hautfeuchtigkeit. Die Wasserabgabe der Haut zeigt je nach der Tageszeit und bei verschiedenen Krankheiten stark wechselnde Werte. O. v. Verschuer (Dahlem).

Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 83. Bd. (1927). — 84. Bd. (1928). S. 1—21. **Hartung,** F.: Moderne Demokratie. Im Anschluß an Bryce: „Moderne Demokratien" behandelt H. die Problematik der demokratischen Staatsform und die „Krisis der Demokratie" und stellt sich zu ihrer Zukunft skeptisch. „Als ‚dissolution', als décomposition de l'ancienne forme de l'État autoritaire, um den französischen Sozialisten Andler zu zitieren, hat sich die Demokratie stark erwiesen; für den notwendigen Neubau scheint mir ihre Grundlage nicht zu genügen." — S. 156 bis 164. **Meusel,** A.: Der fünfte Deutsche Soziologentag. Bericht. — S. 280—314. **Moll,** B.: Unternehmergewinn und Arbeitslohn. M. lehnt die üblichen Erklärungen des Unternehmergewinns als Belohnung für Pionierleistungen sowie als Risikoprämie ab und erkennt nur eine teilweise Richtigkeit der marxistischen „Ausbeutungstheorie" an. Im übrigen beschränkt sich der Aufsatz auf die Aufzeigung der Problematik dieses wichtigen Gegenstandes, ohne eine Lösung zu bringen. — S. 449—494. **Rohden,** P. R.: Parteiwesen und Führerproblem im modernen Frankreich. Im Gegensatz zu deutschen Verhältnissen besteht in dem französischen Parlamentarismus eine weitgehende politische und soziale Homogenität; es gibt keine trennenden Weltanschauungsfragen im Parlament. „Die Geschichte der Dritten Republik ist im wesentlichen von Politikern kleinbürgerlicher Provenienz — unter völliger Ausschaltung der Aristokratie und unter starker Zurückdrängung des Großbürgertums — gemacht worden." Die französische Demokratie kennt weder strenge Parteibindung noch überragende persönliche Führerschaft; sie fördert „médiocrités supérieures", in denen sich der französische Bürger idealtypisch realisiert findet. K. V. Müller.

Eingegangene Druckschriften.

Bateson, W., Scientific Papers. Edited by R. C. Punnett. 2 Bde. 1. Bd. 452 S., 2. Bd. 503 S. Cambridge 1928. University Press.

Baur, F., Korrelationsrechnung. 57 S. 8°. Leipzig u. Berlin 1928. Teubner. 1.20 M.

Bulletin der Schweizerischen Gesellschaft für Anthropologie u. Ethnologie. 1927/28, 1928/29. 5. Jahrg. Bern 1929. Büchler.

Clauß, L. F., Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker. 99 S. Mit 231 Abb. und 86 Kunstdrucktafeln. München 1929. Lehmann. Geh. 10 M., geb. 13 M.

Dannhauser, A., Die Tragödie der Frau. 134 S. Stuttgart 1928. Gädecke. 3.50 M.

Die Biologie der Person. Handb. d. allg. u. spez. Konstitutionslehre. Herausgeber: Th. Brugsch und F. H. Lewy, Berlin. Berlin und Wien 1926—1929. Urban und Schwarzenberg.

Lieferung 4:

Keeser, F., Konstitution und Arzneiwirkungen. 42 S. — **Joël,** F. und **Fränkel,** F.: Konstitution und Konstellation in ihrer Bedeutung für den Mißbrauch der Rauschgifte. 42 S. — **Florschütz,** G., Versicherungslehre. 36 S. — **Heindl,** R., Individuelle Besonderheiten des Körperbaues und ihre Verwertung in der Kriminalistik. 111 S.

Lieferung 5:

Koerper, K., Personelle Beurteilung nach der praktischen Lebenseignung, a) körperlich. — 48 S. — **Peters,** W., Personelle Beurteilung nach der praktischen Lebenseignung, b) psychologisch. 115 S. — **Koerper,** K., Sport und Konstitution, a) körperlich. 27 S.

Lieferung 10:

Schulte, H., Sport und Konstitution, b) psychologisch. 16 S. — **Michels,** R., Einfluß des Milieus auf die Person. 61 S. — **Giese,** F., Die kosmischen Einflüsse auf die Person. 115 S.

Lieferung 12:

Baron, J., Begabung, Erziehung, Auslese. 72 S. — **Steinberg,** A. S., Das Individuum im alten und neuen Rußland. 36 S. — **Heimann,** Betty, Der Begriff des Individuums in der indischen Weltanschauung. 35 S. — **Sen Nagel,** Individuum und Individualität in Japan. 25 S. — **Rabinkow,** S. B., Individuum und Gemeinschaft im Judentum. 25 S.

Lieferung 14:

Bepp, L., Individuum und Gemeinschaft im Katholizismus. 36 S. — **Fabrizius,** C., Mensch und Menschheit im evangelischen Christentum. 49 S. — **Schaeder,** H. H., Das Individuum im Islam. 42 S.

Driesch, H., Philosophie des Organischen. 402 S. Leipzig 1928. Quelle u. Meyer. 14 M.

Economo, C. v., Die progressive Zerebration, ein Naturprinzip. 13 S. Aus der Wiener Med. Wochenschrift. 1928. Nr. 28. Wien, Perles.

Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Hamburgischen Museums für Völkerkunde. 267 S. Hamburg 1928. Selbstverlag des Museums für Völkerkunde.

Green, Ch. V., Birth and Death Rates of the Feeble Minded. 34 S. Eugenics Record Office, Bulletin Nr. 26. Long Island 1928, Cold Spring Harbor.

Gründel, E. G., Menschheit der Zukunft. 200 S. München und Berlin 1929. Oldenbourg.

Günther, H. F. K., Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes. 152 S. Mit 147 Abb. München 1929. Lehmann. Geh. 6.50 M., geb. 8 M.

Günther, H. F. K., Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes. 152 S. München 1929, Lehmann. Geh. 3.— M., geb. 4.50 M.

Harmsen, H., Bevölkerungsprobleme Frankreichs. 211 S. Berlin-Grunewald 1927. Vohwinkel.

Henke, Max, Blutprobe im Vaterschafts-Beweise. 27 S. München 1928. Gmelin.

Hennig, R., Geopolitik. 338 S. Leipzig und Berlin 1928. Teubner. 14 M.

Hettner, A., Der Gang der Kultur über die Erde. 164 S. Leipzig und Berlin 1929. Teubner. 6 M.

Hoffmann, H., Charakter und Umwelt. 106 S. Berlin 1928. J. Springer. Geb. 5.60 M.

Krieg, J., Schwarze Brüllaffen. 13 S. Aus: Zeitschrift für Säugetierkunde, II. Bd., Heft 2, 3, 5. 1928.

—, Biologische Reisestudien in Südamerika. VI. Ueber die Pferde der „Raza criolla". 16 S. Aus: Zeitschr. f. Morphologie u. Oekologie der Tiere. Bd. 4, Heft 5. Berlin 1925. Springer.

—, dto. VIII. Caimon sclerops (schmalschnauziger Brillenkaimon). Bd. 10, Heft 1. 1928.

Kronacher, C., Züchtungslehre. 365 S. Mit 140 Abb. Berlin 1929. Parey. 15.80 M.

Meurer, F., Der Mensch und seine Ahnen. 358 S. Berlin, Ullstein. 18 M.

Morgenthaler, W., Ueber seelische Bereitstellung. Unters. z. Psychologie und Politik in Personalfragen. 32 S. Bern 1929. Huber.

Neißer-Schroeter, Lotte, Enquête über die Ehe- und Sexualberatungsstellen in Deutschland mit Berücksichtigung der Geburtenregelung. Veranstaltet im Auftrage des Bundes für Mutterschutz und Sexualreform. Mit einem Vorwort von Helene Stöcker. 24 S. Berlin-Nikolassee 1928. Verlag der Neuen Generation.

Nationalwirtschaft, 1. Jg. 1928. 6. Heft. Schriftleitung: Lonzert, Berlin. Verlag: Nationalwirtschaft und Werksgemeinschaft G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 20. Jährlich 6 Hefte à 4,80 M.

Pfister, C. R., Over de Kropendemie bij de Bataks ter Doesoen van Deli. 31 S. Sonderdruck aus Geneeskundig Tijdschrift voor Nederlandsch-Indie, Afl. 5, Deel 68, 1928. Batavia, Weltevoeden, Kolff & Co.

Prinzhorn, H., Nietzsche und das XX. Jahrhundert. 136 S. Heidelberg 1928. Kampmann.

Schmidt, P., Das überwundene Alter. 364 S. Mit einem Bilderanhang. Leipzig 1928. List.

Schultze-Naumburg, P., Kunst und Rasse. Mit 159 Abb. 144 S. München 1928. Lehmann.

Sudetendeutsche Familienforschung. Geleitet von A. Dietl und F. J. Umlauft. 1. Jg. 1928. Heft 1. Selbstverlag Aussig a. d. Elbe.

Verschuer, O., Frhr. von, Sozialpolitik und Rassenhygiene. (Schriften z. politischen Bildung. VII. Reihe, H. 8.) 32 S. Langensalza 1928, Beyer u. Söhne, 0,90 M.

Volk und Rasse. Schriftl. Prof. Dr. O. Reche, Leipzig, und Dr. H. Zeiß, München. München, Lehmann. Bezugspreis jährlich (4 Hefte) 8 M., Einzelheft 2 M.

Weber, Marianne, Die Ideale der Geschlechter-Gemeinschaft. 63 S. Berlin 1929, Herbig.

Weinberg, W., Mathematische Grundlagen der Probandenmethode. 49 S. Aus der Zeitschrift für induktive Abstammungs- u. Vererbungslehre. 1928. Bd. XLVIII, Heft 2. Berlin. Bornträger.

Wolff, K. F., Der heutige Stand der Rassenforschung. 36 S. Leipzig 1928. Kabitsch. 0,75 M.

Zeitschrift für Rassenphysiologie. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Blutgruppenforschung. Herausg. Prof. Dr. O. Reche, Leipzig-Gautzsch, Schriftl. Marineoberstabsarzt Dr. P. Steffan, Berlin-Friedenau. Bd. 1, H. 2. München 1928. Lehmann.

Namenregister.

Q

R

S

T

Sachregister.

B

C

D

E

L

M

N

O

P

Q

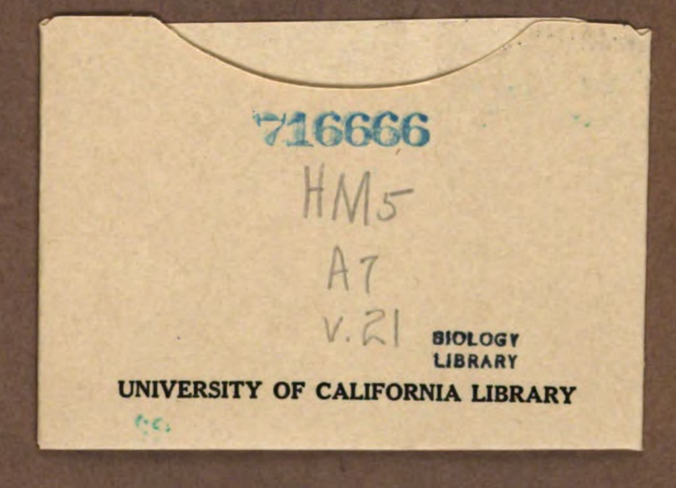
R

S

W

Z

Münchener Druck- und Verlagshaus, G. m. b. H., München, Paul Heyse-Straße 9 bis 13.


716666
HM5
A7
v.21
BIOLOGY
LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

